HN ZN67 1

Digitized by Google

W:1920 B
~~KF 27567 (N.S. 3)~~
WID-LC
CT
.158
.25
N.R. Bd. 2

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Zeitgenossen.

## Neue Reihe.

---

## Dritter Band.

Digitized by Google

Die erste Reihe dieser Zeitgenossen besteht aus 6 Bänden oder 24 Heften. Jedes Heft einzeln, kostet 1 Thlr. Alle zusammen genommen aber werden zu sechszehn Thaler auf Druckpapier und zu vier und zwanzig Thaler auf Schreibpapier erlassen.

Digitized by Google

# Zeitgenossen.

## Biographien und Charakteristiken.

Neue Reihe.

Dritter Band.

(Heft IX—XII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

Digitized by Google

~~KE 27567 (N.S.3)~~
WID-LC
CT
158
.Z5
[N.R. Bd. 2]
✓

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
1 Oct 1956
Keller

Digitized by Google

# Inhalt des dritten Bandes.

(Neue Reihe.)

## IX.


Seite

Karl Ludwig Wilhelm von Grolman, großherzogl. hessischer Staatsminister für das Departement des Innern und der Justiz, und Präsident der vereinigten Staatsministerien . . . . . 1

Johann Gottlieb Buhle . . . . . 47

Jean François Marmontel. Nach .... in der Biographie universelle . . . . . 79

Granville Sharp Esq. . . . . 105

Henry Grattan, Parlamentsglied für Dublin . . 133

Billaud-Varennes . . . . . 153


## X.


Wilhelm der Erste, Kurfürst von Hessen . . 1

Levin August Theophil Graf von Bennigsen, kaiserl. russischer General en Chef . . . . . 47

Johann Friedr. Meyer, königl. großbrit. und kurfürstl. braunschweig-lüneburg. Oberlandes-Oekonomie-Commissair, Mitgl. der königl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Zelle . . . . . 67

Abbé Morellet . . . . . 83


### Kleinere biographische Aufsätze:


I. Friedrich Wilhelm Graf von Bismark . . . 137

II. Ludwig Georg Leopold von Borstell . . . 145


Digitized by Google

Seite

III. Jakob Glatz . . . . . 162
IV. Nikolaus Thaddäus von Gönner . . . 161
V. Mistreß Elisabeth Inchbald . . . . . 173

## XI.

Johann Georg Jacobi . . . . . 1
Der Armenier Artemi. Von Bosse . . . . 49
Xavier und Francisco Eschoz y Mina . . . 71
Graf Rapp . . . . . 97
Wilhelm Ludwig v. Eschwege . . . . . 115
Joseph von Hazzi . . . . . 139
Paul Johann Anselm von Feuerbach . . . 159
Johann August Sack . . . . . 175

## XII.

Maria Antoinette Josepha Johanna, Königin von Frankreich. Erste Abtheilung. . . . . 1
Juan Antonio Llorente . . . . . 149
Wilhelm Herschel . . . . . 167

Digitized by Google

# Maria Antoinette Josepha Johanna,

## Königin von Frankreich.

---

### Erste Abtheilung.

Digitized by Google

# Carl Ludwig Wilhelm von Grolman,

großherzoglich heſſiſcher Staatsminiſter für das Departement des Innern und der Juſtiz, und Präſident der vereinigten Staatsminiſterien.

Digitized by Google

# Carl Ludwig Wilhelm von Grolman.

Die Familie Grolman stammt aus dem Preußischen, wo mehrere Zweige derselben schon seit längerer Zeit den Adel führten und deren Glieder bedeutende Militair- und Civilstellen bekleideten. Doch derjenige Zweig dieser Familie, dem der jetzige großherzoglich hessische Staatsminister für das Departement der Justiz und des Innern und Präsident der vereinigten Ministerien, Carl Ludwig Wilhelm von Grolman, angehört, besaß die Adelswürde nicht, oder machte von derselben bis zum J. 1812 keinen Gebrauch, zu welchem Zeitpuncte man in den öffentlichen Blättern die Anzeige las, daß Se. preußische Majestät dem damaligen Oberappellations-Gerichtsrathe und Professor Grolman zu Gießen nebst dessen Brüdern solche für sie selbst und ihre Nachkommen ertheilt habe.

Grolman wurde den 23. Juli 1775 zu Gießen im Fürstenthume Oberhessen geboren. Sein Vater war landgräflich hessen-darmstädtischer geheimer Regierungsrath und Mitglied der dortigen Provinzialregierung. Seine erste wissenschaftliche Ausbildung wurde ihm auf dem Gymnasium seines Geburtsorts zu Theil. Hier zeichnete er sich schon früh durch ein edles Emporstreben, anhaltenden Fleiß und schnelle Fassungsgabe aus. In allen Classen gelangte er zu den obersten Stellen und hatte dieselben in seinem 16ten Jahre bereits sämmtlich durchlaufen, so daß er die Landesuniversität, mit den besten Schulkenntnissen ausgerüstet, in einem Alter beziehen konnte, wo andere Jünglinge noch gewöhnlich mit den Vorbereitungsstudien hierzu beschäftigt sind.

Es herrschte damals auf manchen deutschen Universitäten noch ein ziemlich roher Ton, in den von Zeit zu Zeit mit einzustimmen, kein Studirender füglich sich weigern konnte, ohne den Ruf eines Sonderlings unter seinen Commilitonen und selbst Unannehmlichkeiten ihrer Seits sich zuzuziehen. Grolman, dem in allen Verhältnissen seines Lebens die Außenwelt niemals fremd blieb, nahm, schon damals sich in ihm entwickelnder Weltklugheit und unter Modificationen, von denen er stets ein Freund war, an dem sogenannten Burschenleben in so weit Antheil, als solches seinen übrigen Bestrebungen zusagen mochte. Seine Zeitgenossen von der Akademie bewahren noch in ihren Stammbüchern Rückerinnerungen an jene Periode auf, welche den Beweis liefern, daß der nachmalige berühmte Gelehrte und Staatsmann mit ihnen die Empfänglichkeit für die Freuden und Genüsse theilte, die das academische Leben jener Zeit gewährte. Jedoch rissen ihn diese niemals in der Art hin, daß er hierüber den Hauptzweck seines Aufenthalts auf der Hochschule aus den Augen verloren hätte. Vielmehr widmete er sich mit Fleiß und dem glücklichsten Erfolge dem Studium der Rechtswissenschaft, als des von ihm erwählten Faches, und kein Zweig derselben blieb von ihm unerforscht.

Um jeder Einseitigkeit in der Ansicht der Wissenschaft zu entgehen, welche nur zu gewöhnlich alsdann entsteht, wenn der studirende Jüngling unter Leitung eben derselben Lehrer seine Laufbahn vollendet, bezog Grolman, nachdem er die Hörsäle der Landesuniversität bereits mehrere Jahre besucht, die Universität Erlangen. Auch hier fuhr er fort den juridischen Studien mit Eifer obzuliegen, ohne sich jedoch von der Theilnahme an dem Studentenleben außerhalb der Hörsäle und dem Studirzimmer auszuschließen. Zur Charakterschilderung des Mannes dürfte es dienen, daß derselbe, während seines dortigen Aufenthalts, Gelegenheit hatte, auch seinen Muth, nach den Begriffen seines Alters und Standes, in einem Zweikampfe zu erproben. Er benahm sich hierbei auf eine Weise, die diese Eigenschaft außer Zweifel setzte und ihm die Achtung seiner Universitatsgenossen ebenfalls von dieser Seite sicherte.

Nachdem Grolman den Cyclus seiner akademischen Studien zu Erlangen geschlossen, kehrte er in seine

Vaterstadt zurück. Er hatte Vorliebe für das akademische Lehrfach gefaßt; und obwohl der politische Standpunct, auf welchem sein Vater und mehrere andre Glieder seiner Familie sich befanden, ihm eine schnelle, der aufstrebenden Richtung des jungen, kaum zwanzigjährigen Mannes entsprechende Beförderung im praktischen Staatsdienste hoffen ließ, so entschloß er sich dennoch, seiner Neigung zu folgen, und bestimmte sich für das Katheder. Zu dem Ende bewarb er sich bei der vaterländischen Universität um den akademischen Grad, der ihm, nachdem er durch seine Dissertation: de donatione propter nuptias, 1ste Section, (die zweite ist niemals erschienen) die er öffentlich vertheidigte, seine desfallsige Befähigung bewiesen, von dem damaligen Decan der Juristenfacultät, Professor Dr. Büchner, im November 1795 ertheilt wurde. Grolman bewährte, während mehrerer Jahre als Privatdocent, seinen Beruf für den akademischen Lehrstuhl. Er wurde demnach im J. 1798 zum Professor extraordinarius ernannt und rückte, zwei Jahre darauf, als ordentlicher Lehrer der Rechtswissenschaften bei der Landesuniversität ein.

Bevor wir zu Grolmans Wirken, als Schriftsteller und öffentlicher Lehrer, auf der von ihm betretenen Laufbahn übergehen, wollen wir in Kürze diejenigen Männer erwähnen, deren Unterricht er während seiner Vorbereitungsjahre hierzu vorzüglich benutzt hatte. Während Grolmans Studienzeit auf der Landesuniversität Gießen behaupteten Koch und Jaup den Vorrang unter ihren Amtsgenossen in der Juristenfacultät dieser Hochschule; zu Erlangen konnten in jener Periode Glück und Klüber auf denselben Anspruch machen. Es waren daher auch vorzugsweise die Vorlesungen dieser Männer, welche Grolman besuchte, und deren Lehrvorträge vor allen Andern zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung beitrugen, obwohl man von ihm, der frühzeitig sich zu emancipiren und sein eignes System zu bilden anfing, weniger als von Andern sagen kann, daß er je fremden Systemen gehuldigt habe. Im peinlichen Rechte waren es besonders Klein und Kleinschrod, womit er sich viel zu schaffen machte; doch mit Ersterem meistens nur, um ihn zu bekämpfen.

Grolmans nunmehr betretene literarische Laufbahn war nicht ohne Dornen. Der Hauptzweig seiner wissenschaftlichen Forschungen im weiten Gebiete der Juris-

prudenz war das peinliche Recht. Hier wurde er, wenn auch nicht der Erfinder, doch der Hauptbegründer der Präventionstheorie, wovon in der Folge ein Mehreres. Den Ruhm, den er sich hierdurch als juridischer Schriftsteller erwarb, so wie der Beifall, den seine mündlichen Lehrvorträge fanden, zu Folge dessen sein Hörsaal bald nach seinem ersten Auftreten immer mit einer ansehnlichen Menge junger Studirender gefüllt war, erregten die, auch dem Gelehrtenstande nicht fremde, Leidenschaft der Eifersucht bei dem damaligen Canzler der Ludwigsuniversität, Geheimenrath und Professor Koch. Dieser hatte bis dahin auf die erste Stelle unter den gießener Rechtslehrern und Gelehrten Anspruch machen können und sah mit nicht günstigem Auge das aufstrebende Talent seines jungen Amtsgenossen, der seine Bemühungen, in der von ihm betretenen Laufbahn das Ziel zu erreichen, mit den schmeichelhaftesten Erfolgen gekrönt sah. Koch, sonst ein in jeder Beziehung höchst achtungswerther Mann, ließ nicht selten von der aufgeregten Leidenschaftlichkeit sich hinreißen, dem jungen Rechtslehrer, in welchem er einen seinem eignen Ruhme gefährlichen Nebenbuhler zu fürchten schien, auf eine Art in den Weg zu treten, wodurch er sich selbst oftmals mehr Blöße gab, als daß daraus seinem Amtsgenossen ein wesentlicher Nachtheil hätte erwachsen können. Denn dieser zeigte, bei seinen Kämpfen mit dem allerdings furchtbaren Gegner, jederzeit eben so viel Mäßigung als Muth und erlangte dadurch über ihn bald alle diejenigen Vortheile, die ein fester Boden des Wissens und Ruhe des Gemüths über hitzige Temperamente geben. Canzler Koch suchte zwar in der Folge seinem Nebenbuhler auf der literarischen Laufbahn sich wieder zu nähern, und wir wollen recht gern glauben, daß dies aus aufrichtigem Herzen geschah, wiewohl sein literarisches Testament, die letzte Abhandlung dieses fruchtbaren Genies, zu der Vermuthung berechtigen möchte, daß derselbe, nicht ohne Bitterkeit gegen Grolman in seinem Innern zu hegen, den Schauplatz alles irdischen Haders verließ.

Das erste literarische Product, womit Grolman nach der bereits angeführten Inaugural-Dissertation unter der Reihe der deutschen Schriftsteller im Fache der Rechtswissenschaft auftrat, erschien im Jahr 1797. Es war eine nur wenige Bogen starke Abhandlung, betitelt:

Versuch einer Entwickelung der rechtlichen Natur des Ausspielgeschäfts. Es beurkundete dieses Schriftchen schon das tiefeindringende Talent des Verfassers, der diesem juridischen Geschäft eine ganz neue Seite abgewann, nehmlich die, daß es eigentlich ein, zwischen dem Ausspielenden einer, und den Inhabern der Loose, als Gesammtheit, anderer Seits, abgeschlossener Kauf sei.

Noch in demselben Jahre unternahm Grolman die Herausgabe der Bibliothek für die peinliche Rechtswissenschaft und Gesetzkunde, die in zwanglosen Heften erschien und wovon er den ersten Band größtentheils selbst bearbeitete. An den folgenden Bänden, deren überhaupt fünf erschienen, nahmen die in dem Gebiete der Rechtswissenschaft gleichfalls mit literarischem Ruhme gekrönten Gelehrten, die Herren L. Harscher von Almedingen und P. J. A. Feuerbach, Theil. Die Erscheinung des zweiten Bandes fällt in das Jahr 1800, und um diese Zeit besonders war es, wo Grolman mit diesen beiden Rechtsgelehrten den freundschaftlichsten Verkehr unterhielt. Man kann wohl mit Wahrheit sagen, daß sich diese Männer im literarischen Staate wechselseitig gehoben und gehalten haben.

Besonders verdient machte sich Grolman um das Criminalrecht, obwohl weniger durch den Gewinn, welchen seine Theorie für die Wissenschaft darbot, als durch den Impuls, den er zu Forschungen über eine tiefere Grundlage unsers peinlichen Rechts gegeben hat. Ueber dieses erschien sein Lehrbuch, betitelt: Grundsätze der Criminalwissenschaft, nebst einer systematischen Darstellung der deutschen Criminalgesetze, — in erster Auflage bereits im Jahr 1798. Doch diese war das noch nicht, was die zweite wurde, die, völlig umgearbeitet, 1805 die Presse verließ. Dasselbe Buch hat noch eine dritte Auflage 1818 erhalten, doch ist solche nur ein wenig veränderter Abdruck der zweiten. Der Verfasser stellt in dieser seine Präventionstheorie *)

*) Wir schmeicheln uns, daß es dem Leser, besonders wenn er nicht zu den Eingeweiheten gehört, nicht unangenehm sein dürfte, dieses System hier in seinen Grundzügen dargestellt zu finden. Obwohl dasselbe wenig Anhänger unter den Cri-

in ihrer Vollendung auf. Grolmans Werke überhaupt, und so auch dieses, tragen das Gepräge eines tiefdenkenden Philosophen, daher sind sie demjenigen, welcher sich nicht zum philosophischen Denken erheben kann, oft unverständlich. Hierin mag wohl der Grund liegen, daß über dieses Werk, das lediglich Compendium ist und sein soll, wenig oder gar nicht, ausgenommen von dem Verfasser selbst, gelesen worden ist. Aus diesen Rücksichten besonders scheint die Feuerbachische Theorie den Sieg davon getragen zu haben.

---

minalisten gefunden hat, so bleibt es doch immer eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der Philosophie des peinlichen Rechts. Wir theilen demnach folgende Skizze von den Principien, worauf dieses System beruhet, mit, so wie von den hierauf begründeten Ansichten seines Vertheidigers. — Der Mensch, so lautet das Axiom, ist ein vernünftiges Sinnenwesen. Als solches muß er nicht bloß im Augenblicke, wo er handelt, frei sein, sondern auch im voraus wissen, daß er in der Vornahme der in seiner Rechtssphäre liegenden Handlungen nicht werde gestört werden. Der Staat muß also seinen Bürgern nicht bloß augenblickliche Sicherheit gewähren, sondern er muß ihnen auch die Ueberzeugung sichern, daß sie in der Zukunft keine widerrechtlichen Eingriffe zu besorgen haben. So lange ein Bürger sich des Zutrauens seiner Mitbürger nicht unwürdig machte, haben sie keinen Grund, ihn zu fürchten. Durch den ersten Eingriff in ihre Rechte aber, durch ein Verbrechen verliert er jenes Zutrauen: will er also in der Gesellschaft bleiben, so muß er sich den Bedingungen unterwerfen, unter denen er desselben wieder würdig werden kann. Lust und Unlust sind die Triebfedern der Handlungen und Unterlassungen. Begierde und Lust erzeugen das Verbrechen; daher ist die Tauglichmachung des Verbrechers für die Gesellschaft nur dadurch möglich, daß ihm gezeigt werde, es sei mehr Unlust als Lust mit seiner widerrechtlichen That verknüpft. Auf diese Weise wird er für die Zukunft von Verbrechen abgehalten; die Verbrechen, die er wahrscheinlich noch begangen hätte, werden also verhindert, prävenirt: daher der Name Präventionstheorie. Die wegen des begangenen Verbrechens, um den andern Bürgern die Ueberzeugung ihrer Sicherheit zu geben, dem Verbrecher zugefügten Uebel sind Strafen. Diese sind entweder absolute Sicherungsstrafen — wodurch der Verbrecher positiv unschädlich gemacht, ihm die Möglichkeit geraubt wird, jemals wieder unrechtliche Eingriffe zu thun — Tod und lebenslängliche Einkerkerung; oder relative Sicherungsstrafen: zeitliche Einkerkerung, Geld- oder körperliche Strafen ꝛc.

Es war gleichfalls bereits im Jahr 1798, wo Grolman mit Herausgabe seines Magazins für die Philosophie des Rechts und der Gesetzgebung den Anfang machte. Es erschienen hiervon in diesem und dem folgenden Jahre nur zwei Hefte, die Fortsetzung aber nachmals unter dem etwas veränderten Titel: Magazin für die Philosophie und Geschichte des Rechts und der Gesetzgebung. Seit dem Jahr 1808 war der jetzige großherzoglich hessische geheime Regierungsrath und Professor zu Gießen, Aeg. von Lehr, Mitherausgeber dieses Magazins.

Eine andere Zeitschrift unter dem Titel: Journal zur Aufklärung über die Rechte und Pflichten des Menschen und Bürgers gab Grolman in den Jahren 1799 und 1800, in Gemeinschaft mit zwei andern Professoren zu Gießen, J. C. E. Schmidt und Fr. W. Snell, heraus. Es sind jedoch hiervon, unsers Wissens, nur zwei Hefte erschienen, und die weitere Fortsetzung unterblieb.

Bald nach dem Erscheinen der oben erwähnten Grundsätze der Criminalwissenschaft ꝛc., hatten die Gegner des darin aufgestellten Systems dem Verfasser, unter mehrern andern, auch den Vorwurf gemacht, daß seiner Präventionstheorie durchaus die praktische Anwendung abgehe, daß kein Maßstab der Strafen in ihr sich denken lasse, sondern daß, in Uebereinstimmung mit den darin aufgestellten Grundsätzen, alle Verbrecher mit dem Tode oder lebenslänglicher Einkerkerung zu bestrafen seien. Um nun zu beweisen, daß dieser Vorwurf ungegründet sei, gab Grolman im Jahr 1799 eine vollständige Darlegung seiner Präventionstheorie, nebst der Vertheidigung ihrer Principien, heraus, unter dem Titel: Ueber die Begründung des Strafrechts und der Strafgesetzgebung, nebst Entwickelung der Lehre von dem Maßstabe der Strafen und der juridischen Imputation; den Freunden der Philosophie und der Rechtswissenschaft insbesondre gewidmet.

Doch nicht allein im Gebiete der Wissenschaft des peinlichen Rechts erwarb sich Grolman einen dauernden schriftstellerischen Ruhm. Seine Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, nach gemeinem deutschen Rechte

entworfen, wovon die erste Ausgabe 1800, die zweite größtentheils umgearbeitete 1803, und die dritte endlich 1818 erschienen, ist nach dem Urtheile der Kenner unstreitig sein vortrefflichstes Werk. Noch keinem Gelehrten gelang es so gut, wie ihm, die nach und nach und fast zufällig sich zusammengefundenen Formen des deutschen Processes in solcher Klarheit und Einheit darzustellen.

Bald nach der Stiftung des Rheinbundes trat für die denselben bildenden Staaten, mithin auch für das Großherzogthum Hessen der höchst wahrscheinliche Fall ein, daß auch in ihren Gebieten das Napoleonische Gesetzbuch in Wirksamkeit gesetzt werden dürfte. Diese Rücksichten veranlaßten Grolman, nun das französische Recht zum besondern Gegenstande seines Studiums zu machen. Er widmete sich diesem mit Liebe und Fleiß und beurkundete schon durch seine drei ersten Bände seines ausführlichen Handbuchs über den Code Napoléon zum Behufe wissenschaftlich gebildeter deutscher Geschäftsmänner, die in den Jahren 1810 bis 1812 erschienen, seinen umfassenden Geist, der selbst ihm bisher fremde Gegenstände, vermöge der Kraft seines Willens, zu durchdringen vermochte. Es gibt zwar Personen, welche behaupten, daß französische Gelehrte, die dieses Gesetzbuch commentirten, Grolman übertroffen haben; doch dünkt es uns, als haben wenigstens die Freunde des französischen Rechts in Deutschland es sehr zu bedauern, daß die Fortsetzung dieses großen Werks, das auf 10 starke Bände berechnet war, durch die im Jahr 1813 eingetretenen Staatsveränderungen unterbrochen wurde. Es gingen auf diese Art die Früchte von Grolmans mehrjährigem und angestrengtestem Fleiße für ihn und sein Vaterland verloren.

Grolmans literarische Laufbahn, die wir hier in ungetrennter Reihefolge gegeben haben, schließt mit einer processualischen Schrift über olographe und mystische Testamente, die er im Jahr 1814 herausgab. Es gab hierzu die Veranlassung der Rechtshandel über eine Verlassenschaft, die von den Intestaterben den testamentarischen Erben streitig gemacht wurde, und den Grolman für letztere siegreich durchfocht. Außer dem Scharfsinne, den der Verfasser in dieser Schrift in ganz besonders hohem Grade entwickelt, und der ihn die juridischen Formalitäten aus dem richtigsten Gesichtspuncte betrach-

ten läßt, wodurch denn diese Abhandlung schon ihren eigenthümlichen Werth erhält, gewinnt dieselbe noch ein eigenes Interesse durch den oben erwähnten Umstand. So groß indessen auch der Ruhm und Gewinn sein mochte, den Grolman in doppelter Beziehung bei dieser Gelegenheit einärndete, so hatte doch der Sieg, den er über den gegnerischen Theil, dem H. v. Almedingen bedient war, davon trug, für ihn die unangenehme Folge, ihn mit diesem seinen alten Freunde zu entzweien. Das Band, welches beide Männer während einer Reihe von Jahren mit einander verknüpft hatte, war ohnedies schon bei einer frühern Veranlassung, wovon weiter unten die Rede sein wird, sehr gelüftet worden.

Nicht weniger, denn als Schriftsteller, erwarb sich Grolman unbestrittenen Ruhm und allgemeines Lob als praktischer akademischer Lehrer. Außer dem Proceß und dem Criminalrechte trug er auch das Naturrecht vor. Alle seine Vorlesungen wurden bei weitem am stärksten mit dem auffallendsten Nutzen und fast ungetheiltem Beifalle besucht. Er verdankte diesen, nächst der Gründlichkeit, womit er die von ihm behandelten Materien klar und deutlich zu machen wußte, den Vorzügen seines mündlichen Vortrags. Dieser war imponirend und angenehm. Er bediente sich weder der Hefte, um abzulesen, noch dictirte er seinen Zuhörern. Um demungeachtet etwas Zusammenhängendes zu Papier zu bringen, war unausgesetzte Aufmerksamkeit erforderlich.

Grolmans Wirksamkeit beschränkte sich indessen nicht auf den akademischen Unterricht. Seine gründlichen Studien, besonders im Fache der Wissenschaft des peinlichen Rechts, veranlaßten die Staatsregierung, ihn, nebst dem verstorbenen Regierungsrath Schwabe zu Gießen, im Jahr 1806 mit Entwerfung eines neuen Strafcodex speciell zu beauftragen. Es ist jedoch über das Resultat ihrer Arbeiten weiter nichts bekannt geworden, welches um so mehr zu bedauern ist, als man noch jetzt im Großherzogthum Hessen allgemein über die Mangelhaftigkeit der daselbst in Kraft bestehenden Criminalgesetzgebung klagt.

Im Jahr 1808 ernannten die großherzoglich-hessische, fürstlich-primatische und herzoglich-nassauische Regierungen eine gemeinschaftliche Commission, die zu Gießen sich versammelte und beauftragt war, die Haupt-

grundzüge zu entwerfen, nach denen das französische Recht in den respectiven Staaten einzuführen sei. Grolman und Almedingen waren Mitglieder derselben; letzterer von Seiten Nassaus. Es ergab sich indessen keine praktische Folge für das Großherzogthum Hessen aus den Verhandlungen dieser Commission, weil deren Mitglieder sich über die Modificationen nicht vereinbaren konnten, unter denen der Code Napoléon, als deutsches Gesetzbuch, aufzunehmen. Insbesondre traten Grolman und Almedingen mit bestimmter Meinungsverschiedenheit gegen einander auf, indem letzterer die Einführung des französischen Rechts nur unter so viel befassenden Modificationen für zulässig erachtete, daß, nach Grolmans Ueberzeugung, der Geist desselben ganz wäre entkräftet worden. Es gebührt uns nicht, zwischen diesen beiden, der Rechtswissenschaft so wohl kundigen und in deren Gebiet als Schriftsteller ausgezeichneten Männern zu entscheiden. Doch können wir, als Grolmans Biograph, nicht unbemerkt lassen, daß er auch gegen H. v. Almedingen, der nunmehr in öffentlichen Schriften als sein Gegner auftrat, dieselbe Mäßigung und Ruhe des Gemüths bewies, die er schon bei einer ähnlichen, bereits angedeuteten Veranlassung als charakteristische Eigenthümlichkeit zu bewähren Gelegenheit gehabt. Immerhin ergab sich aus dieser Controverse die unangenehme Folge, daß solche beide Freunde von einander entfernte und einen Bruch herbeiführte, den der schon oben erwähnte Rechtshandel unheilbar machte.

Wir dürfen Grolmans Rectorat um so weniger mit Stillschweigen übergehen, als sein Wirken, während dieser Periode, für die Landesuniversität Gießen nicht bloß auf die Dauer derselben beschränkt, sondern mit bleibenden Folgen verknüpft war. Im October 1810 war der Turnus der Rectorwürde an der juridischen Facultät, und Grolman erhielt zum ersten Male die akademischen Scepter, die er, ganz gegen bisher statt gehabten Gebrauch, obgleich nach dem Antrage seiner Collegen, dem die höchste Staatsbehörde willfahrte, zwei Jahre lang führte, unstreitig damit die neuen, auf seinen desfallsigen Vorschlag angeordneten Institutionen, unter seiner Leitung, auch die gehörige Stabilität erhalten möchten. Grolmans fester und in den bürgerlichen Einrichtungen die

bestimmteste Ordnung fordernder Sinn äußerte sich in diesem Amte auf bedeutende Weise.

Von jeher kämpften die Behörden der deutschen Hochschulen mit dem bis dahin nie ganz zu beseitigenden Uebel der akademischen Verbindungen, die unter dem Namen von Orden oder Landsmannschaften seit undenklichen Zeiten auch zu Gießen bestanden. Man kann allerdings mit Recht annehmen, daß diese Vereine der Studirenden, insofern solche außerhalb der Sphäre ihres Berufs liegende und demselben sogar heterogene Zwecke beabsichtigen, oftmals ihrem Fleiße, der Sittlichkeit und dem Gehorsam gegen die Gesetze hinderlich sind, besonders da nicht selten die, welche an der Spitze stehen, ihre anmaßliche Gewalt zu mißbrauchen pflegen. Inzwischen wird derjenige, welcher auf deutschen Universitäten studirte und das Wesen und Treiben der Jugend auf denselben in dieser Beziehung von einer mildern Seite auffaßte, auch zu der Ansicht gelangen, daß es wohl einige erfreulichere Momente darbieten möchte. Frau von Staël bemerkt sehr fein und mit einem Scharfblick, der ein nicht oberflächliches Eindringen in unsern Charakter beurkundet, daß der gebildetere Deutsche auf den Universitäten allein einen Schwung, einen Anklang erhält, der noch lange Zeit hernach im bürgerlichen Leben nachtönt. Der Franzose, der Britte fängt erst nach zurückgelegter akademischer Laufbahn ein freies und wahres Leben an. In der Verfassung und den politischen Einrichtungen dieser Völker winkt dem jungen Manne ein lebendiger Wirkungskreis, der dem Deutschen ganz fremd ist. In dem beschränkteren Umfange unserer Staaten bietet sich dem emporstrebenden jugendlichen Geiste keine Aussicht zu einer schnell zu durchfliegenden Laufbahn dar. Der junge Deutsche hat keine Gelegenheit, als öffentlicher Anwalt vor dem Publicum mit seinen Talenten zu glänzen, oder als Parlamentsglied für das Wohl einer großen Nation eifernd aufzutreten. Hat er die Universität verlassen, so sieht er sich in die engen Formen des bürgerlichen Lebens eingezwängt, und bei der Heimkehr in seine kleine Vaterstadt befindet er sich für sein übriges Leben oftmals von unübersteiglichen Schranken umgeben, wo ihm höchstens nur im glücklichen Familienkreise eine angenehme Existenz bevorsteht. Verdammen wir daher das frühere Universitätenleben nicht so unbe-

dingt! Es gestaltet sich eine jede Universität zu einem Nachbilde des großen deutschen Vaterlandes; man theilt Freuden und Gefahren brüderlich; und riß auch öfters jugendlicher Muth die Schranken nieder, so wäre dies, ohne das Dasein von Landsmannschaften, doch auch wohl geschehen.

Der Geist, welcher auf unsern Hochschulen herrschte, entsprach nicht Napoleons Tendenzen; er scheint die Absicht gehabt zu haben, sie nach dem Muster der Lyceen und höhern Unterrichtsanstalten Frankreichs umzubilden. Nicht mit Unrecht kann man es daher dem Einflusse des damaligen Beherrschers von Frankreich auf die großherzoglich-hessische Regierung beimessen, wenn zu der Epoche von Grolmans Rectorat die Landsmannschaften auf der Universität Gießen Gegenstand ihrer besondern Aufmerksamkeit wurden. Und so geschah es denn, daß auf seinen Vorschlag und seinem desfallsigen Antrage gemäs, den man von ihm, als oberster akademischen Magistratsperson amtlich verlangte, ein akademisches Disciplinargericht organisirt und dieses mit einer Machtfülle ausgerüstet wurde, die, zur Erreichung des dadurch beabsichtigten Zwecks, denselben zu ertheilen, man für nothwendig erachtete. Zum besondern Wirkungskreis überwies man dieser Behörde, die aus Mitgliedern von sämmtlichen Facultäten zusammengesetzt war, die Untersuchung und Bestrafung aller auf Landsmannschaften Bezug habenden und aus dieser Quelle entspringenden Vergehungen der Studirenden. Es zeichnet sich aber dieses Tribunal vor allen andern Gerichtshöfen dadurch aus, daß moralische Ueberzeugung der Richter von dem Dasein eines Delicts der befragten Art hinreicht, sofort zur Straferkenntniß, selbst die Relegation mit inbegriffen, zu schreiten. Gegen das Urtheil desselben findet keine Appellation statt, sogar nicht einmal der Recurs an das großherzogliche Staatsministerium. Auch andre Vergehungen geringerer Art, deren Studenten sich schuldig machen möchten, gehören zum Bereiche dieses Gerichts, so daß der richterlichen Entscheidung des akademischen Senats bloß diejenigen Gesetzesübertretungen vorbehalten bleiben, die, ohne zur Kategorie der Landsmannschaften zu gehören, mit der Relegation bedroht sind.

Grolman blieb auch, nach beendigter zweijähriger Verwaltung des Rectorats, beständiger Director des Dis-

ciplinargerichts und behauptete, mit sich selbst consequent, fortwährend gegen die Studirenden eine an Strenge grenzende Energie bei allen Vorkommenheiten, wo die Entwickelung eines solchen Charakters ihm den Umständen angemessen schien.

Wir haben bereits oben gesehen, welchen Einfluß die Katastrophe des Spätjahrs 1813 auf Grolmans schriftstellerische Laufbahn äußerte, indem sie es bewirkte, daß die Fortsetzung seines wichtigsten und umfassendsten Werks, des Commentars über das französische Gesetzbuch, nach Erscheinung dessen dritten Bandes unterblieb. In unzertrennlichem Zusammenhange stehen im Menschen, besonders aber im speculativen Gelehrten, die wissenschaftlichen Tendenzen mit dem ganzen moralischen Individuum, in allen seinen politischen und selbst gesellschaftlichen Beziehungen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn Grolman in jener Periode, wo seine tiefen Forschungen im Gebiete der französischen Gesetzgebung seine ganze Intellectualität in Anspruch nahmen, überhaupt eine sichtbare Hinneigung zu den französischen Instituten verrieth. Der Weltkluge wird ihn nicht tadeln, daß er den damaligen Gewalthabern sich zu nähern suchte und mit Männern in Verbindung trat, die sich entschieden für die zur Zeit herrschende Partei und deren Grundsätze aussprachen. Er schloß sich in dieser Hinsicht der Handlungsweise der meisten Staatsdiener an, und, wollen wir billig sein, so können wir nicht in Abrede stellen, daß ihr Standpunct ihnen dieselbe zur unerlaßlichen Nothwendigkeit machte. Jedoch die Tiefen des menschlichen Herzens sind unergründlich. Grolmans Biograph kann daher nicht mit Gewißheit entscheiden, inwiefern dessen innere Gesinnungen den äußern Merkmalen derselben wirklich zum Grunde lagen; er kann dieses nur nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit motiviren. So viel erhellet mit Bestimmtheit, daß die, durch die oben erwähnte Katastrophe herbeigeführte, Umkehrung der bis dahin bestandenen politischen Verhältnisse der deutschen Staaten auch in Grolmans äußerem Benehmen eine auffallende Veränderung zur unmittelbaren Folge hatte. Es offenbarte sich diese indessen bei ihm mit um so weniger Anstoß, da er, als stets besonnener und gemäßigter Mann, weniger entschieden, als mehrere Andere, sich

kund gegeben und er demnach auch mit minder auffallender Inconsequenz den Umständen huldigen konnte.

Die zu Anfang des Jahres 1814 im Großherzogthum Hessen höchsten Orts angeordnete allgemeine Landesbewaffnung durch Errichtung der Landwehr gab Grolman Gelegenheit, als deutscher Patriot sich zu bewähren. Er übernahm freiwillig die Stelle eines Bataillons-Chefs bei derselben, zu einer Zeit, wo solche noch von Manchem in der Besorgniß abgelehnt wurde, daß die Wechsel des Kriegsglücks an diese Stelle Verpflichtungen knüpfen möchten, deren Erfüllung seinen Privatverhältnissen nicht zusagen dürfte. Wer, so wie Biograph, Gelegenheit gehabt, Grolmans Gesinnung in traulicher Unterhaltung kennen zu lernen, muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß aus allen seinen Aeußerungen die bestimmte Tendenz hervorging, erforderlichen Falls mit gewaffneter Hand und unter Aufopferung aller individuellen Rücksichten des Eigennutzes, der Rückkehr eines politischen Verhältnisses im Vaterlande abzuwehren, dem, nach seiner Ueberzeugung, dasselbe fortan nur mit Schmach und Schande sich würde unterziehen können. Die feurigen Reden und Tagesbefehle, die Grolman in seiner neuen Eigenschaft, als militairischer Chef seiner Vaterstadt, erließ, flossen demnach gewiß aus den innersten Motiven seines Gefühls, und wir sind überzeugt, daß, obwohl gleich nach seinem Eintritte in die ministerielle Laufbahn die Aufhebung des Landwehrinstituts wahrscheinlich auf seine Veranlassung stattfand, er sich zur Zeit von demselben die heilsamsten Wirkungen versprach. Wir können ihn auch deshalb nicht, wie vielleicht Mehrere, vom äußern Anscheine hingerissen, geneigt sein möchten, der Versabilität in seinen Principien beschuldigen, da die Umstände, die in den Jahren 1814 und 15 obwalteten, im Jahr 1820 aufgehört hatten. Und wenn gleich wir nicht in Abrede stellen wollen, daß durch diese Maßregel ein Capital von mehrern Millionen gewissermaßen vernichtet wurde, so war dies doch keineswegs ein productives Capital, sondern vielmehr ein solches, dessen Unterhaltung fortwährend Kosten verursacht haben würde, ohne daß der Zeitpunct abzusehen war, wo der Ertrag dieselben ersetzen würde.

Im Jahr 1804 hatte Grolman den Charakter eines großherzoglichen Oberappellations-Gerichtsraths erhalten

und, auf Veranlassung der im Jahr 1808 stattfindenden Verhandlungen wegen Einführung des Code Napoléon im Großherzogthum Hessen, war derselbe zum Mitgliede der beständigen Gesetzgebungscommission ernannt worden. Im December 1815 wurde ihm vom Souverain die Kanzlerwürde der Landesuniversität Gießen übertragen. Es war dieselbe seit dem 1804 erfolgten Ableben des Geheimenraths und Professors Dr. Koch erledigt geblieben, und daß nunmehr Grolman zu derselben berufen wurde, war um so weniger auffallend, da seine beiden ältern Collegen in der Facultät schon bejahrte Männer, er aber in der vollen Kraft seiner Jahre stand und alle zur Ausfüllung der mit dieser Stelle verknüpften Thätigkeitssphäre erforderlichen Eigenschaften besaß. Doch schon das folgende Jahr wurde Grolman seinem akademischen Wirkungskreise entzogen. Man berief ihn nach Darmstadt, um bei der mit Abfassung eines neuen Gesetzbuchs für das Großherzogthum beauftragten Commission den Vorsitz zu führen.

Ohne ungerecht zu sein, kann man es Grolman und den übrigen Mitgliedern dieser Commission wohl nicht als einen Mangel an Thätigkeit zurechnen, wenn nach Verlauf eines drittehalbjährigen Zeitraums ihre Bemühungen noch kein deren Zweck erschöpfendes Resultat gewährten und demnach den gehegten Erwartungen nicht entsprachen. In dem die einstweilige Hinaussetzung ihrer Arbeiten verkündenden Beschluß, der bald nach Grolmans Berufung ins Ministerium bekannt gemacht wurde, werden die desfallsigen Ursachen entwickelt, und dabei auf die Schwierigkeiten Bezug genommen, welche mit der genügenden Erledigung eines so großen Geschäfts verknüpft sind. Das merkwürdigste Ergebniß der Verhandlungen der Commission ist das unter dem 1sten December 1817 promulgirte Gesetz, wodurch die dereinstige Trennung der Justiz von der Administration vorher verkündet, und das Princip festgesetzt wird, welches der im Jahr 1821 erfolgten neuen Organisation des Landes in ihren wesentlichsten Bestimmungen zum Grunde gelegt worden ist.

Grolmans mehrjährige, fast ununterbrochene Anwesenheit in der Residenz brachte ihn nothwendiger Weise in nähere Beziehungen zu seinem Fürsten und dessen Umgebungen. In den Cirkeln des Hofes und im gesell-

schaftlichen Umgange mit den vornehmsten Staatsbeamten hatte derselbe Gelegenheit, sich von einer Seite darzustellen, die seine Weltklugheit und sein Talent für das Hof- und praktische Geschäftsleben außer Zweifel setzte, und die zu der Erwartung berechtigte, daß er auch in dieser Sphäre seinem Souverain und seinem Vaterlande ausgezeichnete Dienste werde leisten können. Hierzu kam der Ruf von der Energie seines Charakters, den er als oberste Magistratsperson der Landesuniversität sich erworben, und der unter den damals obwaltenden Conjuncturen um so mehr die Beachtung seines Fürsten auf ihn zog, als in den großherzoglichen Staaten sich manche bedenkliche Umstände offenbarten, welche außerordentliche Maßregeln von Seiten der obersten Staatsgewalt zu erfordern schienen. Der Verwickelung aller dieser Rücksichten und Verhältnisse muß man es zuschreiben, daß, als gegen die Mitte des Jahrs 1819 der seitherige Staatsminister und Director des geheimen Ministeriums, Freiherr von Lichtenberg, von einer unheilbaren und sein nahes Ende vorher verkündenden Krankheit befallen wurde, die Wahl des Großherzogs von Hessen auf Grolman fiel, und dieser, durch Decret vom 31. Juli d. J., zur Erleichterung des Staatsministers, Freiherrn von Lichtenberg (wie es in dem Amtsblatte hieß), zum wirklichen Geheimenrathe und Mitgliede des geheimen Staatsministeriums ernannt wurde. Wenige Monate darauf, als des Freiherrn von Lichtenberg Tod erfolgt war, wurde Grolman auch der Charakter eines Staatsministers ertheilt.

So sah sich denn Grolman plötzlich und ohne jemals in der Sphäre des praktischen Geschäftslebens gewirkt zu haben, an die Spitze der ganzen Staatsverwaltung, die Militairangelegenheiten allein ausgenommen, berufen. Denn nach der damaligen Organisation der obersten Staatsbehörden bildete das Geheime Ministerium ein Collegium, das zwar aus mehrern Verwaltungszweigen bestand, wovon für einen jeden derselben mehrere geheime Referendarien bestellt waren, deren oberste Leitung aber, die auswärtigen Angelegenheiten mit inbegriffen, dem Director desselben zustand.

Wenn gleich Daniel Voß die Behauptung aufstellt, daß die Staaten am besten regiert werden würden, wenn Staatsphilosophen an deren Ruder berufen werden möch-

ten, so gibt derselbe doch nichts destoweniger zu, daß die Speculationen des Studirzimmers nicht selten die Gelehrten, besonders in Deutschland, wo solche gewöhnlich in der Abgeschiedenheit von der Außenwelt leben, für die praktischen Staatsgeschäfte unfähig machen. Wir können, ohne uns der Schmeichelei verdächtig zu machen, hinsichtlich Grolmans die Behauptung aufstellen, daß er nicht zu dieser Classe gehörte. Denn obwohl er seit seinen Jünglingsjahren bereits den akademischen Lehrstuhl inne gehabt, und sein Wirken sich vornehmlich auf das Gebiet der Wissenschaften beschränkt hatte, so blieb er doch stets mit der Außenwelt insoweit befreundet, daß er in seiner nunmehrigen Sphäre nicht Fremdling war und in derselben eine nicht gewöhnliche Geisteskraft und Willensstärke zu entwickeln vermochte. Hat Grolman demungeachtet in der Folge die Erwartungen, wozu sein erstes Auftreten in seinem neuen Wirkungskreise und das in sein Talent gesetzte Vertrauen berechtigten, nicht unbedingt befriedigt, so muß man zu seiner Entschuldigung erwähnen, daß in einem Zeitalter, wie das gegenwärtige, wo oftmals Parteiungen unfreundlich gegen einander über stehen, und wo die große Aufgabe zu lösen ist, widerstrebende Elemente im Staatsprincip selbst zu vereinigen, es dem an der Spitze der ganzen Verwaltung isolirt stehenden Minister leicht unmöglich wird, allen an ihn, nicht selten mit wenig Billigkeit gemachten, Forderungen ein vollständiges Genüge zu leisten. Um sich aus diesem Dilemma zu ziehen, bestreben unsre jetzigen Staatsmänner sich meistentheils durch Modificationen und Ergreifung halber Maßregeln, welches sie ein Wandeln auf der goldenen Mittelstraße nennen, es Allen recht zu machen. Es hat aber, wie die Erfahrung lehrt, die Befolgung dieses Schaukelsystems nur zu gewöhnlich den Nachtheil, daß eben diese Staatsmänner, indem sie parteilos zu handeln sich den Schein geben und nach dem Ruhme der Mäßigung trachten, sich alle Parteien zu Feinden machen, statt daß, herrschte unter diesen nicht Leidenschaftlichkeit, sie dem Minister für sein schonendes Verfahren Dank wissen sollten.

Auch Grolman hat, wie nicht in Abrede zu stellen ist, sich dieses Schicksal bereitet. Ohne uns indessen die Entscheidung anzumaßen, inwiefern er solches mehr oder minder verschuldet hat, wollen wir Thathandlungen

anführen und hierdurch die unbefangenen Leser in den Stand setzen, ein selbstständiges Urtheil zu fassen.

Als der Großherzog von Hessen den Herrn von Grolman an das Ruder des Staatsschiffs berief, war in mehrern Theilen des Landes die Unzufriedenheit auf eine die ernstlichste Beachtung fordernde Höhe gestiegen. Diese Gesinnung hatte sich sogar durch offenbare Widersetzlichkeit gegen die Ausführung von Regierungsmaßregeln geäußert. Es war dieser Fall besonders in einem Bezirke der Provinz Starkenburg eingetreten, wo die Klagen über Finanzdruck, als man denselben kein Gehör schenken konnte, in Thätlichkeiten übergingen. Man wird nicht läugnen wollen, daß die hiergegen von der höchsten Staatsbehörde, nachdem Grolman an deren Spitze gestellt war, getroffenen Maßregeln ganz zweckmäßig waren, um das Uebel mit der Wurzel auszureuten und dessen weitere Verbreitung im Keime zu ersticken. Eine erkleckliche Militairmacht wurde gegen die in Widerspenstigkeit begriffenen Gemeinden abgesandt, die Anstifter zur Verantwortung gezogen, und die Verpflegung und Bezahlung der Executionstruppen für eine angemessene Zeit den Ortschaften selbst als Strafe auferlegt.

Um dem Eintritte ähnlicher Vorfälle vorzubeugen und deren Veranlassung und Grund aus dem Wege zu räumen, wurde unter dem 11. September dess. J. eine Verfügung erlassen, wodurch das von den Staatsbeamten bei Eintreibung der öffentlichen Abgaben einzuhaltende Benehmen vorgezeichnet, und diejenigen gesetzlichen Folgen bestimmt waren, die sowohl jene, bei vernachlässigter Pflichterfüllung, wie auch die Steuerpflichtigen treffen sollten, wenn sie sich der Nichtachtung des obrigkeitlichen Ansehens schuldig machen und dessen Ausübung thätlich entgegentreten würden. Diese Verfügung wurde als nothwendig hervorgerufen durch vielfältig lautgewordene Beschwerden gegen das oftmals willkürliche Verfahren der Renteibeamten oder sonstige Obererheber der Steuern, bei Vollziehung der Auspfändung gegen rückständige Contribuenten. Es wurde demnach darin festgesetzt, daß in Zukunft der Justizbeamte nach vorhergehender Rücksprache mit den Ortsvorständen über die Statthaftigkeit der Auspfändung zu urtheilen habe, auch deren Vollziehung nur durch ihn selbst zu bewirken sein sollte. Andere Modificationen der bis dahin bestandenen

gesetzlichen Bestimmungen, hinsichtlich des dabei einzuhaltenden Verfahrens, bezweckten die Abhülfe der Klagen, die auf dem Grunde des Mißbrauchs der Executionsgewalt beruheten, und sicherten dem wirklich Zahlungsunfähigen eine jede billige Nachsicht. Dagegen wurden aber auch die Strafbestimmungen gegen jede Widersetzlichkeit von Seiten der Steuerpflichtigen geschärft, und insbesondere die Aufwiegler mit der strengsten Ahndung der Gesetze bedroht.

Mehrere Monate, bevor Grolman sein Ministerium antrat, hatte der Großherzog seinen Unterthanen die beruhigende Versicherung ertheilt, daß im Mai des Jahres 1820 der von ihnen bei verschiedenen Gelegenheiten so sehnlich geäußerte Wunsch wegen Ertheilung der bereits auf dem Monarchencongresse zu Wien verheißenen Repräsentativ-Verfassung in Erfüllung gebracht werden würde. Es waren demungeachtet, selbst nach der Epoche der desfallsigen landesherrlichen Kundmachung, noch Petitionen bei dem Souverain eingegangen, welche die Beschleunigung des in Aussicht gestellten Zeitpunctes beabsichtigten. Auch mochten wohl hin und wieder im Großherzogthume Zweifel erweckt worden sein, ob der immittelst stattgefundene Ministerialwechsel nicht auf die Realisirung jenes Versprechens Einfluß äußern dürfte. Es schien demnach von Seiten des neuen Ministers ein Schritt erforderlich, der jede Besorgniß über seine Gesinnung, in Betreff dieser den Unterthanen so sehr am Herzen liegenden Angelegenheit, beseitigte und zugleich allen fernern nutz- und zwecklosen Bitten ihrer Seits zuvorkam. Zu dem Ende wurde unter dem 17. Sept. dess. J. ein Publicandum erlassen, worin auf Befehl des Souverains das Staatsministerium erklärte: „daß Se. königl. Hoheit Ihr fürstliches Wort zwar nicht vor dem von Ihnen festgesetzten Zeitpuncte, dann aber unfehlbar zu lösen wissen würden, und daß die Bekanntmachung der Verfassungsurkunde, durch welche der Großherzog das Band der Liebe und des Vertrauens, das Ihn und Seine getreuen Unterthanen umschlänge, auf ewige Zeiten noch fester zu knüpfen hoffte, eine angemessene Zeit vorher, und sobald es nur Seine Verhältnisse zum deutschen Bunde erlaubten, erfolgen werde." Es war zugleich die Bemerkung beigefügt, daß von nun an diejenigen, welche die Unterthanen ferner zu unbe-

scheidenen Bitten der bezeichneten Art verleiten, oder dergleichen Bittschriften fertigen würden, als Volksaufwiegler und Unruhestifter behandelt und von den Gerichten bestraft werden sollten.

Der wenige Monate nach Grolmans Eintritt in das Ministerium erfolgten Aufhebung des Landwehrinstituts haben wir bereits oben erwähnt. Die desfallsige großherzogliche Verfügung erschien unter dem 20. November. Es ging dieselbe zwar unmittelbar vom Kriegsdepartement aus, da die Landwehr zum Geschäftsbereiche dieser höchsten Stelle gehörte; wenn man indessen in Erwägung zieht, welchen Einfluß auf die Entschließungen des Fürsten ein Principalminister von Grolmans Gehalt immer behaupten wird, so kann man wohl nicht zweifeln, daß er die wirkende Ursache auch jener Beschlußnahme war, besonders da solche eine Anstalt betraf, die man nicht aus rein militairischem Gesichtspuncte betrachten kann, sondern die mit dem ganzen Staatsleben in seinen umfassendsten Beziehungen in Verbindung stand. Wir glauben nicht, daß der Minister deshalb Tadel verdient, obschon es ihm, wie an jenem Orte angedeutet worden, zum Vorwurfe gemacht werden möchte, daß so ein Capital von mehrern Millionen gleichsam vernichtet wurde. Das längere Fortbestehen dieses Instituts in seinem dermaligen Umfange erschien unter den vorwaltenden Umständen nicht nur ganz zwecklos, sondern brachte auch noch den Unterthanen, wollte man es in seiner vollen Kraft erhalten, eine Menge Nachtheile zu Wege, für welche auf der andern Seite bei der gegenwärtigen politischen Lage Europa's keine dieselben aufwägenden Vortheile sich darboten. Es mögen daher immerhin diejenigen Tadel verdienen, welche das Landwehrinstitut durch die bis zu dem befragten Zeitpuncte mit demselben verknüpften Einrichtungen zu einer wahrhaft drückenden Last für die Unterthanen gestaltet hatten; derjenige, der sie davon durch eine entscheidende Maßnehmung befreiete, hat sich dadurch gegründete Ansprüche auf ihren Dank erworben.

Nicht weniger halten wir den Minister von Grolman zu jenen Ansprüchen berechtigt durch die Schöpfung eines Instituts, das man im Großherzogthume Hessen schon lange um so schmerzlicher vermißt hatte, als dessen Dasein in Nachbarstaaten seine heilsamen Wirkungen

bewährt und das Bedürfniß auch hier um so dringender fühlen ließ. Es war dies die durch Edict vom 6. December 1819 promulgirte Anordnung einer beständigen Commission zur Visitation sämmtlicher Justiz- und Regierungsämter in den Provinzen Starkenburg und Oberhessen. Der Zweck jener Commission ging dahin, die Justiz- und Regierungsbeamten derjenigen speciellen Aufsicht zu untergeben, welche die Wichtigkeit und der weite Umfang der in ihre Hände gelegten Amtsgewalt und der zu Folge ihrer Stellung davon abhangende unmittelbare Einfluß auf das Wohl und Weh der Unterthanen dringend erforderten. Der Visitationscommission wurde demnach die Pflicht aufgelegt, an Ort und Stelle die Verwaltung der Aemter und das Benehmen der Beamten und ihrer Subalternen in jeder Beziehung auf das genaueste zu untersuchen, den Ursachen der etwa vorfindlichen Mängel und Gebrechen nachzuspüren, die Beschwerden der Amtsunterthanen anzuhören und die Resultate ihrer Nachforschungen den Provincialregierungen zur Abhülfe oder weitern Entscheidung vorzulegen. Man rief auf diese Art eine Anstalt ins Leben, wodurch die Staatsregierung in fortlaufender Kenntniß von dem Zustande des Landes, den Verhältnissen, Wünschen und Bedürfnissen der Unterthanen erhalten werden kann und sich in den Stand gesetzt sieht, manches die Ausführung ihrer wohlthätigen Anordnungen hemmende Hinderniß zu beseitigen. Insbesondre bezweckt aber jene Anstalt, den Unterthanen gegen jeden Mißbrauch der Amtsgewalt, gegen etwa zu besorgende Nachlässigkeit, Willkür und inhumane Behandlung von Seiten der Primarorgane, der Justiz- und Administrativstellen, möglichste Sicherung zu gewähren.

Wir gelangen endlich zu demjenigen Zeitpuncte in Grolmans ministerieller Laufbahn, wo er der öffentlichen Kritik nicht nur im Großherzogthum Hessen, sondern in ganz Deutschland, ja, man kann behaupten, gewissermaßen in Europa, am meisten sich blosgestellt hat. Es ist dies die Epoche der Einberufung der Landstände, welcher die unter dem 18. März 1820 ertheilte Verfassungsurkunde vorherging. Es würde uns über die Grenzen einer Biographie hinausführen, wenn wir die Bestimmungen jener viel besprochenen und fast allgemein getadelten Urkunde, deren Schöpfer der Minister war, im

Einzelnen angeben wollten. Wir begnügen uns demnach, unsere Leser mit jenem Actenstücke seinem Geist und Wesen nach bekannt zu machen, die vorzüglichsten Ursachen der Mißbilligung, die es allgemein fand, herauszuheben und die Motive anzudeuten, die demselben wahrscheinlich zum Grunde lagen.

Insofern das befragte Edict für die so lange verheißene und sehnlich erwartete Verfassungsurkunde gehalten wurde, mußte es in der That allgemeine Bestürzung unter allen vaterlandsliebenden Hessen erregen; denn sie sahen sich durch dasselbe nicht befriedigt sowohl in den Hoffnungen, deren Erfüllung sie sich versprachen, vertrauungsvoll bauend auf die großmüthigen Gesinnungen und liberalen Tendenzen des Souverains, wie auch in den Erwartungen, die sie hegten von den Rechtsprincipien des Staatsministers von Grolman, in Erwägung ziehend diejenige Doctrin, welche derselbe während länger als zwanzig Jahren vorgetragen hatte auf dem Lehrstuhle der Landesuniversität; und die berechtigte zur Darlegung ganz anderer praktischer Resultate. Auf dem Monarchencongresse zu Wien hatte der Großherzog von Hessen sich bereits unter dem 16. November 1814 dahin erklärt, daß die Prärogativen, die er seinen Ständen zu bewilligen entschlossen sei, befassen sollten: das Recht der Verwilligung und Regulirung sämmtlicher zur Staatsverwaltung nothwendigen Abgaben, — der Einwilligung bei neu zu erlassenden Landesgesetzen, — der Mitaufsicht über die Verwendung der Steuern zu allgemeinen Staatszwecken, und endlich das Recht der Beschwerdeführung in Fällen der Malversation der Staatsdiener und bei sich ergebenden Mißbräuchen jeder Art. Ueberdies konnten die Rheinhessen zufolge der ihnen durch das Besitznahme-Patent ertheilten Zusicherung, „daß das Gute der seitherigen Verfassung und der bestehenden Institutionen beibehalten werden solle," im Wesentlichen auf eine Constitution Anspruch machen, wie jene war, die vor ihrer Vereinigung mit dem deutschen Bunde daselbst bestand, und wornach die Wirksamkeit der Stände, als gesetzgebenden Körpers, bei allen Gegenständen der Gesetzgebung ohne Ausnahme eintrat. Beschauete man aber aufmerksam das Edict vom 18. März und faßte die darin den Ständen verliehenen Rechte mit Berücksichtigung der in mehreren Artikeln desselben enthal-

tenen beschränkenden Bestimmungen in einem Satze zusammen, so hatten sie keine andere verfassungsmäßige Befugniß, als: über das Finanzgesetz sich gutächtlich zu äußern, — Rechenschaft über die erhobenen Abgaben zu verlangen, und — Petitionen an den Regenten gelangen zu lassen, deren Willfahrung lediglich seiner Weisheit überlassen blieb. Aus einer Vergleichung dessen, was geleistet wurde, mit dem, was in Aussicht gestellt worden war, ging genugsam hervor, daß jenes Edict, als Constitutionsurkunde genommen, den zeitigen Bedürfnissen nicht entsprach, noch entsprechen konnte, und daß durch dasselbe der Wirkungskreis der Stände mehr eingeengt wurde, als die Fortschritte des Zeitgeistes solches verstatteten. Im Allgemeinen hatte man sich darin von der Maxime entfernt, das Zeitgemäße zu geben, und den Ernst der schon seit Jahren im Großherzogthum laut ausgesprochenen Forderungen verkannt, wenn man wirklich die Absicht hatte, jenes Edict als Grundgesetz gelten zu lassen. Voll Vertrauens gegen die Staatsregierung gaben sich daher auch schon vor der nachmals eintretenden, alle Mißverständnisse beseitigenden Katastrophe, billigdenkende Personen der trostreichen Vermuthung hin, daß durch jene Acte das Verfassungswerk noch keineswegs geschlossen sei, sondern daß dieses entweder noch vor der Eröffnung des Landtages, oder doch im Laufe seiner Sitzungen durch weitere organische Bestimmungen zu dem ersehnten Ziele gebracht werden würde. Indessen theilte die Mehrheit nicht diese Ansichten und Hoffnungen. Sie glaubte sich vielmehr aufgefordert und berechtigt, den entschiedendsten Tadel über den Urheber des Edicts zu verhängen. Sie gründete ein solches Urtheil hauptsächlich auf die Prämisse des guten Erfolgs, den die Ertheilung liberaler Verfassungen in andern deutschen Staaten gehabt, woraus sie die Schlußfolgerung ableitete, daß man auch die Hessen des Genusses einer politischen Freiheit nicht für unfähig erachten dürfe, zu der die Völker in andern deutschen Staaten ihre Reife thätlich bewiesen hätten. Allgemeine äußere Erfahrungen, meinte sie, müßten im Leben der Staaten um so mehr den einzelnen Regierungen zur Richtschnur ihres Benehmens dienen, als wenn sie sich nur nach concreten innern Wahrnehmungen bemessen wollten, der gegebene Staat zu höherer politischer Vervollkommnung niemals,

oder doch weit später gelangen würde, als die menschliche Natur es verstatte. Durch das Edict trat, nach jener Ansicht, die Regierung nicht nur in Widerspruch mit den Forderungen des natürlichen Staatsrechts an eine stellvertretende Verfassung, sondern sie strebte sich durch dasselbe auch der Erfüllung derjenigen positiven Verheißungen zu entziehen, die in mehreren öffentlichen Erklärungen den Unterthanen ertheilt worden waren. Man schloß weiter, wie keine gedenkbare Verkettung von Umständen sie ermächtigen könne, diejenigen Grundsätze der Gerechtigkeit zu verletzen, die sie selbst als Richtschnur ihres Bemessens aufgestellt habe.

Mit jenen Raisonnements erschöpfte man sich zugleich in Muthmaßungen über die etwaigen Motive, die einer Staatsacte zum Grunde liegen möchten, welche den seither genährten Hoffnungen so wenig entsprach. Aus dem Charakter des verehrten Souverains und den Principien seines ersten wegen seiner Rechtlichkeit geachteten Organs vermochte man nicht sich jene Beweggründe zu entwickeln. Es gab daher Manche, die auf den Wahn verfielen, das Edict sei das Resultat der Eingebungen auswärtiger Diplomatie; und diese Meinung fand so viel Eingang, daß selbst sonst unbefangene Personen davon nicht eher zurückkamen, als bis die nachmaligen Ereignisse sie thätlich widerlegten. Grolmans Biographen liegt die Verpflichtung auf, einen Leitfaden anzugeben, der den Leser, wenn auch nicht zu einem unfehlbar richtigen Urtheile, doch aber zur Berichtigung von Ansichten führen kann, zu denen er durch allerdings scheinbare Gründe sich sonst wohl möchte haben verleiten lassen.

Wir blicken als Hauptmotiv des Edicts vom 18. März 1820 auf die damalige Stellung der Regierungen, namentlich der großherzoglich hessischen. Jene Stellung darf zur richtigen Würdigung des Benehmens Grolmans niemals aus der Acht gelassen werden. Es war die Aufgabe zu lösen: dem Volke eine solche Sphäre gesetzlicher Freiheit anzuweisen, wie Vernünftige sie wünschen durften, dabei aber vorzukehren, daß jene Freiheit weder durch die Rechte des Throns, noch diese Rechte durch eine Volksregierung unterdrückt würden. Mißtrauen und Unzufriedenheit, auf frühere Ursachen gegründet, hatten tiefe Wurzeln geschlagen; hierdurch wurde die Lösung des Problems sehr erschwert. Die größte Schwierigkeit

für den Minister aber lag ohne Zweifel darin, einen solchen Mittelweg einzuschlagen, wodurch die Meinungen, Ansichten und selbst die Vorurtheile derjenigen Personen berücksichtigt und geschont wurden, die dem Souverain und ihm selbst zunächst standen. Erwägt man, daß nach politischen Stürmen immer Parteiungen entstehen, jene Stürme aber besonders über diejenigen deutschen Staaten hingeweht hatten, die früherhin Mitglieder des Rheinbundes waren, so wird man die Verschiedenheit jener Ansichten und Meinungen als eine natürliche Folge derselben ansehen. Minder schwer fällt es unter solchen Verhältnissen der obersten Staatsgewalt, wenn sie in tüchtigen Händen liegt, sich Gehorsam zu verschaffen, als die Achtung und den Beifall der Bessern sich zu sichern. Denn um zu ersterem Zwecke zu gelangen, bedarf es nur der Anwendung der materiellen Mittel, die zu ihrer Verfügung stehen; letztere Gesinnung einzuflößen vermag sie aber nur durch Vernunftmäßigkeit und strenge Pflichterfüllung. Ueber die Mittel zu diesem Zwecke waren besonders die Meinungen sehr getheilt, und es gab wohl Manche, denen selbst bei liberalen Bestrebungen die Vorstellung sich aufdringen mochte, daß es gefährlich sei und die Regierungswirksamkeit ungemein erschweren dürfte, wenn den Ständen Antheil an derselben eingeräumt würde. Grolman, so glauben wir, pflichtete Ansichten solcher Art bei und wollte durch eigene Anschauung zur überzeugenden Lösung der Frage gelangen: ob das Volk wirklich zu demjenigen Grade staatsrechtlicher Bildung gediehen sei, die es verstatte, seinen Stellvertretern eine weitere Sphäre ihres Wirkens zu überweisen, ohne daß zu besorgen stehe, hierdurch die Functionen des Staatsorganismus zu stören. Hierzu mögen auch wohl Rücksichten gekommen sein, welche nur Personen, denen es erlaubt ist, hinter den die Cabinetsgeheimnisse bedeckenden Vorhang zu schauen, in ihrem vollen Umfange ermessen können. Hier genüge es, auf die damals stattfindenden Verhältnisse hinzudeuten, welche der hessischen Regierung es nicht so leicht wagen lassen durften, sich mit andern bedeutendern Staaten außer Einklang zu setzen. Die Augen von Oesterreich und Preußen waren vielleicht damals ganz besonders auf jenes Land gerichtet, weil kurz zuvor sich Auftritte daselbst ereignet hatten, für deren Triebfeder das

Schreckbild demagogischer Umtriebe galt. Immerhin aber zeugt es von der Klugheit des Ministers, daß dieser Irrthum bald ganz verschwand, welches man wohl mit Recht dem vernünftigen Zurücktreten der Staatsregierung zu einer Zeit, wo die mehrseitigen Besorgnisse gehoben waren, zuschreiben muß.

Das oben Gesagte wird hinreichen, um den Standpunct anzuzeigen, auf welchen Grolman als Minister in allen seinen Beziehungen durch die Umstände versetzt worden war. Es gab um diese Zeit Viele, die es bezweifelten, daß er auf demselben sich würde zu erhalten wissen, und die mit unterschiedenen Gefühlen, je nachdem ihre individuelle Gesinnung war, den ihnen nahe dünkenden Austritt Grolmans aus seiner damaligen Sphäre für zuverlässig hielten. Doch wider Erwarten behauptete sich nicht nur der Minister, sondern legte auch bald den augenfälligen Beweis ab, daß er mit kluger Umsicht im Schlepptaue des Staatsschiffs sein eignes Fahrzeug durch die Klippen der Parteiungen zu führen verstand. Ueber Grolmans ferneres Benehmen in seiner bedenklichen Lage wird der Leser aus der Darstellung der nachfolgenden Begebenheiten sich selbst ein Urtheil abstrahiren.

Es war zu dem zur Vereinigung der Stände bestimmten Zeitpuncte, den man wegen Verspätung mehrerer Wahlen bis auf den 17. Juni hinausgesetzt hatte, zwar die Mehrheit der 50 Mitglieder der zweiten Kammer zu Darmstadt eingetroffen; jedoch, schon innerhalb der ersten vier und zwanzig Stunden ihrer Anwesenheit in der Residenz sprach der unter ihnen vorherrschende Geist sich auf eine Art aus, die besorgen ließ, daß für dies Mal der Zweck ihrer Sendung unerfüllt bleiben würde. Bereits unter dem 18. dess. Mon. wurde eine von 31 Deputirten unterzeichnete Vorstellung dem Großherzoge überreicht, worin sie die Unzulänglichkeit des Edicts vom 18. März, als Verfassungsurkunde genommen, entwickelten und zu erkennen gaben, daß ihre Wahl nur stattgefunden und von ihnen angenommen worden, in der Voraussetzung, daß doch wenigstens der Eröffnung des Landtages die Promulgation einer umfassenden Verfassungsurkunde vorangehen würde. Sie erklärten demnach schließlich, daß, da es den Anschein habe, als werden jene Erwartungen, welche ihre Committenten und sie selbst gehegt, dennoch nicht in Erfül-

lung gehen, indem schon folgenden Tages zur Prüfung ihrer Vollmachten geschritten, und damit der Anfang zur Ausübung der landständischen Functionen gemacht werden solle, sie, ohne ihr Gewissen zu verletzen und mit sich selbst in Widerspruch zu treten, den in dem Edict vorgeschriebenen Verpflichtungseid abzuleisten nicht vermöchten; sie demnach ihre Eigenschaft, als landständische Deputirte, als suspendirt betrachteten und, diesem zufolge, sich einer jeden hierauf Bezug habenden Handlung enthalten würden. Dieser Schritt führte das dadurch beabsichtigte Resultat nicht herbei; und so gaben denn eben dieselben Abgeordneten, mit Ausnahme von drei, folgenden Tages bei dem Staatsministerium die Erklärung ab, daß ihnen nunmehr nichts anders übrig bleibe, als ihr Mandat in die Hände ihrer Mandanten zurückzugeben; auch kehrten sie hierauf größtentheils nach ihrer Heimath zurück.

Immittelst wurde unter dem 21. Juni von 23 Deputirten, wovon einige die obenbefragte Vorstellung und Erklärung mit unterschrieben hatten, dem Staatsministerium eine andere Eingabe überreicht. Der Inhalt und die Tendenz dieser Schrift ging zwar im Wesentlichen auch dahin, daß man das Edict vom 18. März als keine vollständige Verfassungsurkunde betrachte; jedoch war darin zugleich die überzeugende Ansicht dargelegt, daß der Souverain demnächst den Ständen diejenigen Gesetzentwürfe, die zur vollkommneren Ausbildung jenes Werks noch nothwendig, vorlegen lassen, auch die von ihnen in dieser Beziehung zu machenden Anträge huldreichst aufnehmen und berücksichtigen werde. Man seie demnach, hieß es, ständischer Seits, zur Ableistung des Constitutionseides bereit, habe sich aber für verpflichtet gehalten, den officiellen Verhandlungen über jenen Gegenstand eine bestimmte Erklärung voranzuschicken, so wie man bäte, daß das Staatsministerium, seiner Seits, hierüber eine zusagende Antwort ertheilen möchte. — Diesem Wunsche wurde durch zwei von der landständischen Einweisungscommission, in Auftrag des Ministeriums, erlassene Erklärungen unter dem 22. und 23. Juni Genüge geleistet; und da nun hierdurch auch noch einige andere Deputirte, welche die Vorstellung vom 18. dess. Mon. unterzeichnet hatten, sich beruhigt fanden, mehrere andere, bis dahin abwesende, aber immittelst

eintrafen, und so die absolute Majorität von 27 Abgeordneten gewonnen war, so konnte die feierliche Eröffnung der Ständeversammlung durch den Großherzog am 27. Juni stattfinden. Folgenden Tages trug der Minister von Grolman den vereinigten Kammern eine Schilderung der Lage des Landes vor, und von nun an nahmen deren Verhandlungen in der gesetzlich bestimmten Sonderung in zwei Kammern ihren Anfang.

Doch mit dieser Epoche traten neue Schwierigkeiten ein, die dem Anscheine nach des Ministers Stellung nicht wenig gefährdeten. Sah man auch von der Unvollständigkeit der ersten Kammer ab, in welcher, bis auf zwei oder drei Ausnahmen, alle zu derselben gehörigen Standesherrn fehlten, so wurde doch bald in der zweiten Kammer die wichtige Frage zur Erörterung gebracht: „ob sie sich für competent hinsichtlich ihrer Verhandlungen erachten und gültige Beschlüsse fassen könne, so lange nicht Zweidrittel von den nach dem Edict vom 18. März zu erwählenden Mitgliedern anwesend seien." Sie wurde indessen durch große Stimmenmehrheit dahin entschieden: „daß für den gegenwärtigen, mit der Mehrzahl der Mitglieder eröffneten, Landtag, nach dem Art. 21 der Geschäftsordnung, nur die Abstimmung von Zweidrittel derjenigen Mitglieder, die den Ständeeid geschworen, zur Fassung gültiger Beschlüsse erforderlich sei." Ueberdies hatten die oben erwähnten Erklärungen des Staatsministeriums und die unter dem 30. Juni an die wiederabgereiseten Deputirten von demselben erlassene Aufforderung, sich auf ihre Posten zu begeben, zur Folge, daß bald mehrere von ihnen dahin zurückkehrten; an die Stelle derjenigen, die in ihrer Weigerung beharrten, verordnete eine gesetzliche Bestimmung vom 3. August neue Wahlen.

Auf diese Weise war es nun zwar allerdings dem Minister geglückt, sich aus einem sehr kritischen Dilemma zu ziehen. Jedoch war derselbe noch weit davon entfernt, diejenige Popularität erlangt zu haben, welche in einem constitutionellen Staate dem ersten Organe des Souverains wünschenswerth, in vielen Fällen sogar nothwendig ist. Der Wahrheit huldigend, sei nicht in Abrede gestellt, daß Grolmans ferneres Benehmen nicht immer darauf berechnet schien, sich die Gemüther zu versöhnen. Der Leser urtheile nach Folgendem:

Bereits in der dritten Sitzung der zweiten Kammer wurde von einem ihrer Mitglieder der Antrag gemacht, „daß der Großherzog zu ersuchen, ihr die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen, unter näher zu bestimmenden Beschränkungen, zu gestatten." Als in einer der folgenden Sitzungen die Discussionen über diesen Gegenstand ihren Anfang nahmen, erschien Grolman in der Versammlung und entwickelte von der Rednerbühne herab seine Ansichten hierüber in einem Vortrage, worin derselbe mehrere von der Oeffentlichkeit zu besorgende Nachtheile, mit Beziehung auf historische Erfahrungen, in Erwägung stellte und unter andern dagegen äußerte: „daß, indem die landständischen Verhandlungen durch den Druck bekannt gemacht würden, der durch die Oeffentlichkeit beabsichtigte Zweck, das Verhandelte zur Kenntniß Aller zu bringen und dadurch das allgemeine Vertrauen sich zu erwerben, vollkommen erreicht werde." Durch diese Rede erwarb sich der Minister keinesweges den Beifall der Kammer, sondern dieselbe veranlaßte vielmehr deren Präsidenten zu sehr freimüthigen Aeußerungen über die Einmischung der Mitglieder des Staatsministeriums in ihre Debatten. Man kann sich wohl denken, daß jene Rede nicht minder den dadurch beabsichtigten Zweck gänzlich verfehlte und auf die Beschlußnahme der Kammer gar keinen Einfluß hatte. Diese wurde vielmehr dahin gefaßt, „daß ihre Sitzungen in der Regel öffentlich sein und dem Großherzog dieselbe, in Form einer Adresse, zur Genehmigung vorgelegt werden solle," die auch mit einigen Modificationen unter dem 26. September erfolgte.

Wir hegen die Ueberzeugung, daß ein Mann von Grolmans Gepräge die Erreichung dessen, was ihm heilbringend und zweckmäßig erschien, jederzeit zum Hauptziele seiner Bestrebungen sich setzte. Unter diesem Gesichtspuncte betrachten wir auch den von ihm selbst in der funfzehnten Sitzung der zweiten Kammer vorgetragenen Gesetzentwurf über die Verantwortlichkeit der Minister, des Staatsministeriums und der obersten Stellen. Es gab indessen Personen, die zur Zeit dem Minister die Absicht unterstellten, durch diesen Schritt die öffentliche Meinung wieder für sich gewinnen zu wollen. War dies wirklich der Fall, so bewährte sich auch bei dieser Gelegenheit die Richtigkeit der Bemerkung, daß

jene Meinung oftmals einer Kokette gleiche, die ihre Gunstbezeugungen mit Eigensinn gerade ihren eifrigsten Bewerbern versage. Weit entfernt, der Absicht des Ministers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sah man den vorgetragenen Gesetzentwurf nur als das Resultat des Dranges der Umstände an und fand dessen nächste Veranlassung in der Besorgniß, daß derselbe sonst von den Ständen selbst in Anregung gebracht und mit ganz andern Bestimmungen, in Form einer Adresse, dem Souverain vorgelegt worden sein würde. Es führte übrigens jener Entwurf langwierige Discussionen herbei, welche allererst in den letzten Monaten der Ständeversammlung geschlossen wurden, und wodurch es sich zeigte, daß die Ansichten der zweiten Kammer von denen der Staatsregierung in mehrern wesentlichen Puncten, auch hinsichtlich dieses Gegenstandes, von einander abwichen. Es wurde derselbe endlich unter dem 5. Juli 1821 als Gesetz promulgirt; und da gleichzeitig die neue Organisation der höchsten Staatsbehörden erfolgte, so bleibt es fortwährend gerügt, daß jenes mit dieser Einrichtung nicht in Uebereinstimmung stehe, daß solche vielmehr ganz dahin strebe, dessen Zweck zu vereiteln, indem sie darauf berechnet zu sein scheine, seinen Wirkungen in den meisten Fällen auszuweichen, oder dieselben zu entkräften.

Inzwischen fuhren die Landstände fort, sich mit Berathungen theils über die ihnen von der Staatsregierung vorgelegten Gesetzentwürfe, theils über solche Anträge zu beschäftigen, die aus ihrer Mitte selbst hervorgingen. Immerhin mußte dem unparteiischen Beobachter die Wahrnehmung sich aufdringen, daß, um ein für das Heil des Volks ersprießliches Resultat zu erzeugen, es an dem gegenseitigen Vertrauen zwischen der Regierergewalt und der Stellvertretung der Nation fehlte. In Betreff der ersten Kammer sprach jene Gesinnung sich vornehmlich durch die fortdauernde Abwesenheit fast aller ihrer standesherrlichen Mitglieder aus; sie blieb fortdauernd beinahe ausschließlich auf die Prinzen des Hauses und diejenigen Personen beschränkt, die entweder durch ihre Stellen, oder durch allerhöchste Ernennung auf Lebenszeit dazu berufen waren. Das Mißbehagen in der zweiten Kammer trat mit positiver Bestimmtheit hervor. Die Zahl ihrer Mitglieder hatte sich zwar allmälig vervollständigt; allein es belebte sie nicht derjenige

Geist der Harmonie mit der Staatsregierung, der zu einem gemeinschaftlichen und erfolgreichen Streben nach demselben Ziele erforderlich war. So schien es denn zu Anfang des vierten Monats der landständischen Sitzungen dahin gekommen zu sein, daß man sich in eine gegenseitige Spannung versetzt befand, die eine Krisis erwarten ließ. Sie trat ein bei Gelegenheit der Verhandlungen über zwei gleich wichtige Gegenstände; diese waren: der Antrag eines Abgeordneten (Prinz) in Betreff des sechzehnten Artikels des Edicts vom 18. März und der vom Minister von Grolman in die zweite Kammer gebrachte Gesetzesentwurf über die größere Sicherung der constitutionellen Gesetze und Rechtsbestimmungen. Jener Antrag ging dahin, den Großherzog um die Zusage zu bitten, daß, vom 1. Januar 1821 an, keine Auflage, sie möge Namen haben, welche sie wolle, ohne Zustimmung der Landstände, so wie solches in dem 15. Artikel des Edicts vom 18. März bestimmt sei, solle erhoben werden können. Es war in demselben also mit inbegriffen, die Bitte um Abänderung des 16. Artikels, welcher besagte: „erstens, daß wenn keine Vereinbarung mit den Ständen über das neue Steuergesetz zu Stande komme, das alte, insofern die darin festgesetzten Steuern nicht für einen vorübergehenden und bereits erreichten Zweck bestimmt wären, von selbst für das folgende Jahr fortdauern, in dessen Lauf eine neue ständische Versammlung mit neuen Wahlen ausgeschrieben werden solle;" und „zweitens, daß wenn die Stände die nothwendige Verwilligung für die Erfüllung neuer, durch die Verpflichtung des Großherzogs gegen den deutschen Bund begründeter Verbindlichkeiten, wie in dem Falle eines Krieges verweigern sollten, Derselbe zur Ausschreibung der zu der Erfüllung dieser Verbindlichkeiten erforderlichen Summen, vorbehaltlich der öffentlichen Rechnungsablegung, befugt sei."

Der vom Minister von Grolman vorgetragene Gesetzesentwurf bestand aus fünf Artikeln, deren wesentlicher Inhalt folgender war: „Alle constitutionellen Gesetze und Rechtsbestimmungen sollen nie anders, als mit Einwilligung beider Kammern und unter Zustimmung von Zweidrittel der auf dem Landtage gegenwärtigen Mitglieder einer jeden Kammer, einer Abänderung unterworfen werden können. — Unter constitutionellen Ge-

setzen ꝛc. werden auch alle diejenigen begriffen, welche als Grundlagen des innern Rechtszustandes zu betrachten sind, daher folgende Bestimmungen: daß vor dem Gesetze Alle gleich seien; — daß die Verschiedenheit der christlichen Confessionen keine Verschiedenheit der politischen und bürgerlichen Rechte zur Folge habe; — daß die Freiheit der Personen und des Eigenthums keiner andern Beschränkung unterworfen sei, als welche Recht und Gesetz bestimmen, — daß das Eigenthum für öffentliche Zwecke nur gegen Entschädigung nach dem Gesetz in Anspruch genommen werden könne, — daß Alle, für welche keine verfassungsmäßige Ausnahme bestehe, an der Kriegsdienstpflicht und an den Staatslasten gleichen Antheil zu nehmen haben, — daß Keiner seinem ordentlichen Richter, außer in den gesetzlich vorgeschriebenen Fällen, entzogen werden solle, — daß das Materielle der Justizertheilung in den einzelnen Sachen von allem Einflusse der Regierung unabhängig sei." Eine etwaige Vervollständigung des hier aufgestellten Verzeichnisses blieb jedoch einer weitern Vereinigung, veranlaßt durch die Propositionen der Regierung oder die Desiderien der Stände, vorbehalten; auch sollte bei jedem neuen Gesetze ausdrücklich festgesetzt werden, ob und inwiefern es als Grundgesetz zu betrachten sei.

Die Discussionen über den befragten Gesetzesentwurf wurden auf den Grund der desfallsigen Berichterstattung der Commission den 5. October eröffnet, und der Gang, den dieselben nahmen, überzeugte mehrere der hellsehendsten Mitglieder der zweiten Kammer, daß, um die Verhandlungen des Landtages überhaupt zu einem genügenden Resultate zu führen, es durchgreifender und entscheidender Schritte bedürfe. Sie waren zu der überzeugenden Ansicht gelangt, daß entweder ein neues, den damaligen Zeitbedürfnissen entsprechendes Verfassungswerk durch die gegenwärtige Ständeversammlung geschaffen werden, oder daß dieselbe ohne weiteres aufgelöst werden müsse. Diese Meinung sprach sich besonders deutlich in der folgenden Sitzung aus, wo die Debatten über jenen Gesetzesentwurf fortgesetzt wurden, und führte am 10. October den von der ganzen Kammer, mit Ausnahme von zwei Stimmen, gefaßten Beschluß herbei, „die Sache nochmals an den betreffenden Ausschuß zu verweisen, damit solche in Beziehung auf alle Gesetze

und Rechtsbestimmungen, wovon in dem Entwurfe die Rede sei, so wie hinsichtlich der in Antrag zu bringenden Abänderungen, Erläuterungen und Vervollständigungen des Edicts vom 18. März und der sich darauf beziehenden Veränderungen bearbeitet, und darüber der Kammer Bericht erstattet werde."

Ueber den vorhin erwähnten Antrag des Abgeordneten Prinz war inzwischen gleichfalls Commissionsbericht erstattet und dieser am 5. October von der zweiten Kammer vernommen worden. Die Tendenz desselben war mit der Motive, die ihm zum Grunde lag, übereinstimmend und ging im Ganzen dahin, „daß der Großherzog gebeten werden solle, seinen Ständen in der befragten Hinsicht die nämlichen Rechte und Befugnisse zu ertheilen, welche den Ständen der süddeutschen Staaten, insbesondre denen Würtembergs, zustehen." Die Berathungen hierüber sollten den 10. October ihren Anfang nehmen; jedoch kam es nicht hierzu, da immittelst Ereignisse eintraten, welche in dem Gange der ständischen Verhandlungen eine von allen Vaterlandsfreunden sehnlichst gewünschte Katastrophe bewirkten.

Dem Scharfsinne des Ministers war die Bemerkung nicht entgangen, daß der Augenblick gekommen sei, wo man den laut sich aussprechenden Wünschen der Volksvertreter entgegenkommen müsse. Die Mehrheit der übrigen Mitglieder des Ministeriums pflichtete jener Ansicht des Directors desselben bei, und so wurde denn von dieser höchsten Staatsstelle ein Vortrag an den Großherzog beschlossen, der ein durch die Lage der Dinge motivirtes Gutachten enthielt, und den der Minister dem Souverain vor Augen legte. Dieser Schritt hatte die dadurch beabsichtigte Wirkung zur Folge, und der Großherzog gab sogleich seine Neigung zu erkennen, „den nicht mehr zweifelhaften Wünschen seiner Stände zu willfahren. Indessen fanden sich auch Personen, welche sich bemüheten, jene vorerst nur mündlich geäußerte Entschließung in ihren thätlichen Effecten zu hintertreiben. Unter diesen Verwickelungen war es besonders, wo Grolman Gelegenheit fand, den Beweis abzulegen, daß ihm die Beharrlichkeit des redlichen Patrioten, gepaart mit der Gewandtheit eines einsichtsvollen Ministers, keineswegs abgehe. Sein standhaftes und umsichtiges Benehmen führte ein Resultat herbei, das seinem Fürsten

nicht weniger Anspruch auf historischen Nachruhm gewährt, als es den hessischen Ständen ein bleibendes Andenken seiner Weisheit und landesväterlichen Fürsorge hinterläßt. Des Ministers wiederholte Vorstellungen bewogen den Großherzog, jene Entschließung nach einigen Tagen schriftlich zu bestätigen; und hierauf beruhete denn die am 14. October der zweiten Kammer durch den Regierungscommissair, geh. Staatsrath Hofmann, amtlich verkündete Erklärung der Staatsregierung, die dem neuen Verfassungswerke zur Basis diente. In Gemäsheit dieser Erklärung, „wurde den Landständen nicht nur das Steuerbewilligungsrecht in seinem vollen Umfange zugestanden," sondern an sie auch die Aufforderung gerichtet: „von allen ihren Desiderien, in Beziehung auf das Edict vom 18. März, die Staatsregierung in Kenntniß zu setzen, damit sich diese mit ihnen darüber vereinigen, und noch vor dem Schlusse des Landtags das Resultat dieser Vereinigung in einer neu redigirten Urkunde niedergelegt werden könne."

Die Stände verkannten nicht das Verdienst, welches Grolman bei dieser hochwichtigen Angelegenheit sich um das Vaterland erworben hatte. Wenige Tage nach jener Katastrophe vereinigten sich die im Sitzungshause versammelten Ausschüsse der zweiten Kammer, denen die ausgezeichnetsten Mitglieder derselben beitraten, zu der Uebereinkunft, dem Minister den Ausdruck ihrer dankbaren Gesinnungen durch eine aus dem Präsidenten der Kammer und den Mitgliedern des zweiten Ausschusses bestehende Commission an den Tag zu legen. Dieser Schritt, den Grolman mit eben so viel Rührung als Bescheidenheit würdigte, wurde noch besonders durch die Betrachtung hervorgerufen, daß des Ministers patriotische Bestrebungen nicht in gleichem Grade von Allen möchten erkannt worden sein, und daß er sich gegentheils durch sein Benehmen bei dieser Gelegenheit der Kritik derjenigen dürfte bloßgestellt haben, die darin einen Widerspruch mit den Grundsätzen finden würden, zu denen er sich durch das Edict vom 18. März zu bekennen schien. Das, was hierüber im Publicum damals verlautbarte, machte es den Ständen gewissermaßen zur Pflicht, ihrer Seits einen unzweideutigen Beweis ihrer Gesinnungen öffentlich darzulegen, um hierdurch dem Minister diejenige Genugthuung zu geben, die der auf

Ehre haltende Mann, auch noch außer dem innern Bewußtsein seines Werths, in dem Beifalle der öffentlichen Meinung findet, und die er, als Entschädigung für den Tadel der Einzelnen, in Anspruch nehmen darf.

Hatte Grolman, wie wir oben zeigten, einen so thätigen Antheil an der Erfüllung der Grundbedingung des neuen Verfassungswerkes genommen, so läßt sich wohl erachten, daß er, bei den vertraulichen Communicationen, welche in der Folge zwischen den Ausschüssen der beiden Kammern und dem Staatsministerium stattfanden, so wie bei den formellen Berathungen, die jene höchste Staatsstelle über das ihr als Petition vorgelegte Project pflog, und worin die von den Ständen aufgestellten Desiderien zur Erörterung gezogen wurden, seine Maximen in denselben Sinne geltend zu machen wußte. Er hatte hierbei noch manchen Kampf zu bestehen, da die collegialische Verfassung des Ministeriums, an dessen Verhandlungen über diesen Gegenstand auch noch zwei Prinzen des großherzoglichen Hauses als außerordentliche Mitglieder Theil nahmen, die Berücksichtigung einer jeden Meinungsverschiedenheit nothwendig machte. Daß aber eine solche Verschiedenheit der Ansichten oftmals eintreten mußte, wird man ganz natürlich finden, erwägend, daß, wenn gleich alle verständige und rechtliche Staatsmänner die Beförderung des Gemeinwohls sich als Zweck setzen, sie doch über die Mittel sehr von einander abweichen können, die auf kürzestem und sicherstem Wege zu dessen Erreichung führen. Das endliche Resultat aller dieser Verhandlungen war die unter dem 17. December 1820 vom Großherzoge vollzogene und unter dem 21. dess. Mon. in Gegenwart beider Kammern feierlich verkündete Verfassungsurkunde, eine Schöpfung, die, wenn sie auch nicht auf Vollkommenheit Anspruch machen kann, doch zu den besten gehört, welche Deutschland hervorgebracht hat. Grolman eröffnete und schloß den Publicationsact mit kurzen Anreden an die Versammlung, worin er die dem hessischen Volke durch jene Urkunde gewährten Vortheile in der Kürze zusammenstellte und die Gefühle, die bei dieser feierlichen Gelegenheit ihn beseelten, in passenden Worten ausdrückte.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, daß Grolman durch das neue Constitutionswerk, um das

seine Verdienste unverkennbar sind, sich ungetheilten Beifall erworben hätte. Unmittelbar nachdem dasselbe ins Leben getreten war, traf den Minister auch schon ein Tadel entgegengesetzter Art, als der, welchen er durch das Edict vom 18. März sich zugezogen hatte. Beschuldigte man ihn damals, die Forderungen des Zeitbedürfnisses verkannt und Grundsätzen gehuldigt zu haben, die dieses als unverträglich mit den gegenwärtigen Ansprüchen der Völker an die Souveraine verwürfe, so wurde ihm jetzt hinwiederum von eben denjenigen, die früherhin ihm ihren Beifall gezollt hatten, der Vorwurf gemacht, daß er vom Strome der Zeit sich habe hinreißen lassen und zu politischen Maximen sich bekenne, die, suchten die Regierungen ihrer Anwendung auf die Staatspraxis nicht allen Ernstes entgegenzuwirken, deren Stabilität selbst in Gefahr brächten. In wenigen Worten: das Edict vom 18. März hatte Grolman in der öffentlichen Meinung für einen Ultra gelten lassen; die Constitution vom 17. December machte ihn gefährlicher Neuerungssucht in den Augen derjenigen verdächtig, die, sei es aus Ueberzeugung oder aus Eigennutz, der Emancipation der Völker abhold sind. Nur billig denkende Personen von allen Parteien fanden schon zu jener Zeit, daß die Wahrheit wohl auch hier in der Mitte liegen möchte. Der Biograph darf dem Urtheile des Lesers nicht vorgreifen; dieser möge es daher selbstständig nach den historischen Thatumständen bestimmen, die ihm hier treu sind überliefert worden.

Im Gefolge der nun promulgirten Constitutionsurkunde trugen die fernern Verhandlungen des Landtages, welche im Laufe der ersten fünf Monate des Jahres 1821 fortgesetzt wurden, im Ganzen genommen den Charakter der innigen Uebereinstimmung, welche durch jene Urkunde zwischen der Staatsregierung und den Volksvertretern begründet worden war. Dieser Gesinnung verdankt das Großherzogthum Hessen mehrere der wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen, die theils noch vor, theils unmittelbar nach dem am 8. Juni erlassenen Landtagsabschiede verkündet wurden. Ihnen lagen zum Grunde theils Entwürfe, welche die Regierung den Ständen zur Berathung und Beschlußnahme vorlegt, theils Desiderien und Anträge, welche von Letztern selbst ausgingen und die entweder sofort mit der landesherr-

Digitized by Google

lichen Genehmigung bekleidet, oder hinsichtlich deren diese, den Umständen gemäß, in Aussicht gestellt wurde. Auf letzterm Wege wurden mehrere der wichtigsten Modificationen und Verbesserungen im Justiz- und Administrationswesen angeordnet.

Unter den organischen Gesetzen, die auf den desfallsigen Entwürfen der Staatsregierung beruheten, nennen wir: das neue Recrutirungsgesetz, ausgehend von dem Princip, daß einem jeden Bürger die gleiche Verpflichtung aufliege, für das Vaterland die Waffen zu tragen. Nur die Standesherren mußten in Gemäßheit allgemeinerer politischen Bestimmungen in dieser Beziehung bevorrechtet werden. Im Uebrigen war Stellvertretung gestattet. — Durch eine neue Gemeindeordnung wurde die Selbstständigkeit und Autonomie der Gemeinden in möglichst weitem Umfange berücksichtigt, und so die erste Bedingung einer fortschreitenden staatsrechtlichen Bildung im Volke erfüllt. — Das Gesetz über die Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld bezweckte nicht weniger die Sicherheit der Gläubiger, als die allmälige Minderung der Schuldenlast selbst. — Das Finanzgesetz endlich. Doch über diesen Entwurf, bevor er Gesetzeskraft erhielt, waren, in einem Puncte besonders, die Ansichten der Stände von denen der Staatsregierung verschieden. Es hatten Erstere nemlich den Zusatz in Antrag gebracht, auch die Besoldungen, Pensionen, Appanagen ꝛc. der Besteuerung zu untergeben. Der Souverain glaubte aber jenem Zusatze seine Genehmigung versagen zu müssen, und so sahen sich denn die Stände veranlaßt, zur Deckung eines Deficits in der bedürftigen Staatseinnahme, auf eine früher bereits abgeschaffte Abgabe von Kaffee, Zucker und Tabak wieder zurückzukommen.

Endlich am 8. Juni 1821 erfolgte der Schluß des hessischen Landtags. Durch Gesundheitsumstände verhindert, diesen Act selbst zu vollziehen, beauftragte der Großherzog hierzu den Minister von Grolman. Und so beschloß denn jene Versammlung für dies Mal ihre Sitzungen, die beinahe ein ganzes Jahr gewährt hatten. Wir würden der Wahrheit zu nahe treten, wollten wir behaupten, daß die Resultate der landständischen Wirksamkeit die Erwartungen Aller befriedigt hätten. Allein will man gerecht sein, so kann man die Stände deshalb nicht eines Mangels an Gemeingeist und gutem Willen beschul-

Digitized by Google

digen. Sie haben gegentheils beiderlei Eigenschaften in hohem Grade bewährt, und besonders gebührt der zweiten Kammer der Ruhm, es an Bestrebungen nicht haben fehlen zu lassen, um das, was sie als gut und heilsam erkannte, durchzuführen. Sah das Volk sich aber dennoch in seinen Hoffnungen unbefriedigt, so kam dies zum Theil daher, weil es deren übertriebene hegte, zum Theil auch, weil, bei der besondern Lage des Staats, die erzielten Effecte vielmehr negativ, als positiv, mehr vorbeugend und hindernd, als schaffend waren, und daher weniger in die Augen fallen konnten, endlich aber auch weil, wie nicht zu läugnen ist, unsere deutschen Volksrepräsentanten noch zu sehr Neulinge in ihren Geschäften sind, als daß man nicht oft das erforderliche praktische Talent bei ihnen vermissen sollte. In den letzten Monaten ihres Beisammenseins insonderheit wollten Viele eine gewisse Erschlaffung bei den Ständen bemerken und hieraus auf Ermüdung und Ueberdruß schließen. — Erforderte es übrigens Entschuldigung, daß Grolmans Biograph so lange bei dem in den vorstehenden Blättern behandelten Gegenstande sich verweilt hat, so beruhet diese darauf, daß derselbe mit dem öffentlichen Leben des Staatsministers in unmittelbarer Verbindung steht, und von ihm, als dem Director der höchsten Staatsstelle, alle wechselseitigen Beziehungen ausgingen oder ihren Zielpunct fanden, die zwischen der Staatsregierung und der Nationalrepräsentation eintraten.

Noch vor dem Schlusse des Landtages erschien die großherzogliche Verordnung über die Organisation der obersten Staatsbehörden, wodurch Grolmans seitheriger Wirkungskreis eine Begrenzung erhielt. Denn durch dieselbe wurden drei verschiedene und von einander gesonderte Ministerialdepartements geschaffen, nemlich: das des Innern und der Justiz, das der auswärtigen Angelegenheiten und des großherzoglichen Hauses und endlich das der Finanzen. Einem jeden dieser Departements sollte, der Regel nach, in Zukunft ein eigner Minister vorstehen unter den unmittelbaren Befehlen des Großherzogs. Es hatte diese Organisation der Ministerien das Eigenthümliche, daß ein jedes derselben ein Collegium bildete, aus dem Minister und mehrern Staatsräthen zusammengesetzt, worin, bei Meinungsverschiedenheit, die Majorität entschied, obwohl mit der Modifi-

cation, daß, wenn dieser der Minister sich nicht fügen zu können glaube, er berechtigt sei, den in Berathung stehenden Gegenstand an das Plenum des Ministeriums zu bringen. Jene Bestimmung sowohl als wie diese, „daß dem Minister vorbehalten bleibt, für den Fall, daß er zur Verantwortlichkeit gezogen würde, sich darauf berufen zu dürfen, er sei durch einen in facto unrichtigen Vortrag des Referenten irre geleitet worden," zeigen zur Genüge, daß das schon oben erwähnte, diesen Gegenstand betreffende Gesetz in seiner Anwendung bedeutende Schwierigkeiten finden, und der dadurch beabsichtigte Zweck so nicht vollständig erreicht werden möchte.

Durch ein früheres großherzogliches Decret vom 2. April 1821 war Grolman bereits, zufolge des von ihm dem Souverain desfalls vorgetragenen Wunsches, eines Theils der auf ihm seither ausschließlich bürdenden Last der Staatsgeschäfte enthoben worden. Nach jenem Decrete wurden dem Staatsminister, Freiherrn du Bos du Thil, die Departements der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen übertragen, Grolman aber zum Minister des Innern und der Justiz und zum Präsidenten der vereinten Staatsministerien ernannt. Er behielt indessen noch mehrere Monate das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten bis zum Schlusse des Landtages interimistisch bei.

Nunmehr wurde auch die schon seit mehrern Jahren beschlossene und im Staatsministerium erörterte neue Organisation des Großherzogthums durch schnell auf einander folgende, die verschiedenen Dienstzweige betreffende landesherrliche Verfügungen ins wirkliche Leben gerufen. Als Princip der neuen organischen Einrichtungen war festgestellt worden: Sonderung der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung, und mithin Vereinfachung des Geschäftsganges bei derselben. Als Folge hiervon war man berechtigt zu erwarten, daß auch die Staatsverwaltungskosten sich mindern würden. Doch mußte man im Anfange auf dieses Resultat verzichten, da die nothwendig gewordene Entfernung mehrerer Beamten aus dem Staatsdienste viele Pensionirungen herbeiführte. Die unter dem 12. April 1820 erlassene Dienstpragmatik hatte aber die Ruhegehalte mit großer Liberalität bestimmt; denn hiernach bezogen die in den Ruhestand versetzten Diener $\frac{7}{10}$tel, $\frac{8}{10}$tel und $\frac{9}{10}$ ihrer

sie gibt, nebst den darauf Bezug habenden Ereignissen historisch geordnet darzustellen. Dem Leser überließen wir es, daraus die Schlußfolge auf den sittlichen und intellectuellen Werth des Mannes selbst zu ziehen. Damit dieselbe aber auf möglichst richtigen Prämissen begründet werden möge, haben wir, insoweit als es statthaft war, die Motive seiner Handlungsweise zu entwickeln versucht. Der Biograph darf niemals als Panegyrist erscheinen, eben so wenig aber auch unbefugten Tadel sich anmaßen. Diese Betrachtung vornämlich hat uns bewogen, mit unserm eignen Urtheil über einen Mann zurückzuhalten, dessen Verhältnisse seinen Biographen leicht der Parteilichkeit für oder wider ihn verdächtig machen könnten. Wir glauben indessen, uns diesem Vorwurfe nicht auszusetzen, wenn wir am Schlusse uns noch einige Bemerkungen erlauben, die zur Modification einer jeden Kritik füglich um deswillen zu unterstellen sind, weil sie zur nähern Bezeichnung des Gesichtspunctes dienen, von welchem aus der Parteilose den Mann prüfend zu betrachten hat. — So lange Grolman noch in der Sphäre des akademischen Lebens sich bewegte, stand er zur großen Welt nur als Rechtsgelehrter und juridischer Schriftsteller in Beziehung. Die Berührungen, die aus diesen Verhältnissen sich ergaben, konnten nur bei Wenigen zur Leidenschaftlichkeit Veranlassung geben und daher im Ganzen kein Urtheil zu Wege bringen, welches das Gepräge der Befangenheit trug. Grolmans Amtsgenossen sowohl wie die seines Unterrichts genießenden akademischen Jünglinge, als diejenigen Personen, die im praktischen Leben ihm zunächst standen, hegten und äußerten im Allgemeinen eine aufrichtige und hohe Achtung gegen seine wissenschaftliche Ausbildung und seinen sittlichen Charakter. Und gab es auch Einige unter denselben, die an ihm, besonders in seinem Benehmen als akademische Magistratsperson, diejenige Milde vermißten, die bei Andern nur zu oft als Schwäche sich offenbarte, so stimmte doch die überwiegende Mehrheit dahin überein, daß die von Grolman in vorkommenden Fällen geäußerte Strenge jederzeit mit Gerechtigkeitsliebe gepaart sei und daher von der Energie seines Charakters nicht minder, als von der Loyalität seiner Gesinnung zeuge.

In ganz andre Verhältnisse aber fand sich Grolman

versetzt, als sein Landesfürst ihn an die Spitze der Staatsverwaltung berief. Will man gerecht sein, so darf man es sich nicht verhehlen, daß dies zu einem Zeitpuncte geschah, wo viel Gährungsstoff im Großherzogthum herrschte. Es war eine fast allgemeine Unzufriedenheit mit der Staatsregierung eingetreten, deren Grund um so schwieriger zu beseitigen war, als derselbe, zum Theile außerhalb dem Bereiche ihrer Wirksamkeit und in der allgemeinen Tendenz des Zeitalters lag, die Uebel, welche man empfand, oftmals mit sehr viel Ungerechtigkeit, den Regierungen zur Last zu legen. Die Ansprüche, welche man demnach an den neuen Minister machte, waren sehr groß und befaßten nicht selten sich einander widersprechende Desiderien. Das von diesem jederzeit befolgte conciliatorische Princip der Mäßigung reichte unter diesen Umständen selten aus, und es ist wohl öfters der Fall eingetreten, daß seine hieraus entspringende Handlungsweise von allen Parteien verkannt wurde und, statt ihm allgemeinen Beifall zu sichern, die gegentheilige Wirkung hervorbrachte.

Welches indessen auch die eigenthümliche Gesinnung und die Tendenz der Personen sein mögen, die des Ministers von Grolman Benehmen ihrem Urtheile untergeben, so werden sie immerhin zwei große Charaktereigenschaften ihm nicht streitig machen können, die in hohem Grade ihm angehören und die er in allen Lagen und Verhältnissen seines Lebens thätlich beurkundet hat. Es sind dies: Patriotismus und Uneigennützigkeit, Tugenden, die aus allen seinen Handlungen, während seiner Laufbahn sowohl als akademischer Lehrer, wie als Staatsminister, hervorgeleuchtet haben. Aus dieser Quelle entsprangen die Motive, die Grolman als akademischen Lehrer veranlaßten, mehrere ehrenvolle und vortheilhafte Vocationen abzuweisen, die ihn auf verschiedene ausländische Universitäten, nach Göttingen, Landshut, Moscau ꝛc. beriefen. Auch ist es im Großherzogthume offenkundig, daß, als der Ruf seines Fürsten ihn in das Staatsministerium versetzte, er diese Stelle mit bedeutenden Aufopferungen in ökonomischer Hinsicht annahm. Es wurde damals mit derselben eine Besoldung von nicht mehr als 5000 Fl. verbunden, eine Summe, deren Nominalgröße kaum dem Betrage derjenigen Emolumente gleich kam, die Grolman als Kanzler und Professor bei

der Landesuniversität, einschließlich der ansehnlichen Honorare, bezog, die seine Vorlesungen und schriftstellerischen Arbeiten ihm eintrugen; vielweniger denn, daß solche hingereicht hätte, um den Mehrbetrag eines Standesaufwandes zu decken, den er in seiner neuen Sphäre zu machen genöthigt war. Es ist zwar nach dem Budget jene Besoldung um die Hälfte erhöhet worden; jedoch bleibt dieselbe auch jetzt noch viel zu unbedeutend, als daß es Jemand einfallen dürfte, Eigennutz unter die Beweggründe zu zählen, die Grolman die Gemächlichkeiten seines Studirzimmers mit den Mühen des Cabinets vertauschen ließen. Erwägt man nun noch, daß derselbe als akademischer Lehrer und juridischer Schriftsteller bereits im Genusse eines großen Rufs sich befand, der, bei längerm Fortwandeln auf dieser Bahn, den Forderungen eines edlen Ehrgeitzes eine vollkommene Befriedigung versprach, so müssen wir annehmen, daß allein enthusiastische Liebe zum Vaterlande ihn könne bewogen haben, diesen sichern Pfad zum Tempel des Ruhms zu verlassen und den so klippen- und gefahrvollen Weg des praktischen Staatslebens zu betreten, auf welchem er, selbst unter minder ungünstigen Umständen und beim vollendetsten Selbstvertrauen, schon deshalb nicht sobald zu demselben Ziele zu gelangen hoffen durfte, weil er durch neue Regionen führte.

# Johann Gottlieb Buhle.

Digitized by Google

Johann Gottlieb Buhle ist zu Braunschweig am 29. September 1763 geboren und in der altväterlichen Sitte des Haussleißes und der Genügsamkeit erzogen durch das Beispiel der Eltern. Sein Vater ist Hofchirurgus und sowohl in der Ausübung als der wissenschaftlichen Ausbildung *) seines Faches mit Auszeichnung thätig gewesen; seine Mutter lebt noch jetzt, weit über die achtzig, vollsinnig und urtheilskräftig, ein freundliches Bild so hohen Alters. Ihr einziger Sohn gerieth während seiner zarten Jugend in zweifache Lebensgefahr. Der lebhafte Knabe trat oben auf einer steilen Treppe fehl, stürzte hinunter und biß die Zunge durch. Der Vater heftete die zerrissenen Stücke zusammen und hatte das nicht erwartete Glück, die bedenkliche Wunde so zu heilen, daß sie nicht die mindeste nachtheilige Wirkung auf die Aussprache zurückließ. Diese war von Natur sanft und wohlklingend, und die Kunst vermehrte nachmals ihre Annehmlichkeit sowohl für öffentliche Vorträge als gesellschaftliche Unterhaltung. Die zweite Lebensgefahr des Knaben raubte ihm leider eine andre empfehlende Naturgabe. Er ward von den Blattern befallen, welche die Kinder zu Hunderten wegrafften und ihm mit ihrem schärfsten Gifte durch den eigenen Vater von seinen Berufsgängen zu den Kranken mitgetheilt wurden. Er lag in dem vierten Monat blind, oft ohne Hoffnung, kaum noch athmend; und als er endlich die seelenvollen Augen wieder öffnete und aufstand, war das

*) Als Schriftsteller zeugen hiervon seine: Bemerkungen über verschiedene Gegenstände der Wundarzneikunst, Braunschweig 1780, in den göttinger gelehrten Anzeigen vortheilhaft beurtheilt.

ganze Gesicht durch Blattern entstellt, und von seinen lieblichen Zügen nichts verschont, als der Ausdruck der Herzensgüte, worüber keiner Krankheit Gewalt gegeben ist.

In der Schule kam er seinen Genossen vor, und zu Hause mußte er vom Sitzen und Lernen zurückgehalten werden. Er war empfänglich für Lehre und Ehre, anhaltender aufmerksam, als sein zarter Körper, besonders bei schnellem Aufwuchs zu vertragen schien, und sein Gedächtniß behielt mit eiserner Festigkeit, was die Seele wahrgenommen. Kaum wurde der Jüngling dunkel den menschlichen Geist auf seiner Schwebehöhe in jener alterthümlichen und vielleicht seitdem gesunkenen Naturkraft gewahr, kaum vermochte er die Empfindungen, die Gedanken der Griechen und Römer etwas zu fassen, so gewann er für immer das Bewußtsein des Vollkommnen. Er fühlte den Anklang in sich von den geistigen Schwingungen, die gleich kräftig und schön nach dem Vollkommnen streben, das unerreichbar bleibt und doch allen Verstandesarbeiten Gesetz, Richtmaß und Ordnung gibt. Er hing mit solcher Lust und Liebe an den großen Denkern und Dichtern, daß er in den Erholungsstunden gern für sich mit ihren Worten sprach, nach des Augenblicks Stimmung oder Eindruck. Schon sein Dichterversuch im sechszehnten Jahre ist ein Wiedergeben in sich aufgenommener Gedanken, und nicht der gewöhnliche Klingklang erborgter Redensarten, welche den jungen Leuten am besten ins Ohr und am leichtesten ins Gedächtniß fallen. Indeß zeigt er auch, daß Buhle zum Dichten weder Gluth (verve) noch Einbildungskraft hatte. Die Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen entstand aus dem kalten Verstande und geschärften Forschungssinn, eben so wie die früh beginnende Klarheit seiner Begriffe. Man wird auch schon in Folgendem einige Sicherheit und Gewandtheit bemerken, das zu sagen, was er eigentlich sagen wollte:

### Das Landmädchen.

„Im Frühling liebt' ich leichte Tänze,
Im Sommer wand ich Blumenkränze,
Im Herbste that ich schon vertraut,
Im Winter wurd' ich eine Braut."

Bei dem Grabe **

„Du starbst, wie die Sonne an einem heitern Abend
Untergeht, froh durch das Bewußtsein der inneren Tugend;
Du fühltest Ruhe, innige Freude, Gott hauchte sie dir ein."

Die Handschrift ist bereits gesetzt, sauber, von Schreibfehlern und selbst von Ausstreichungen freigehalten. Er vermochte später nicht über sich irgend etwas in der Kladde aus der Hand zu geben, und erschwerte sich das Arbeiten desto mehr, je häufiger durch ängstliches Verbessern die Reinschriften wieder zur Kladde wurden; und überdem schrieb er alles von Wort zu Wort auf, was er mündlich vortrug.

Auf seine schulgerechte Genauigkeit hatten wohl seine beiden Lehrer am Katharineum, Plank und Bosse, den ersten entscheidenden Einfluß, deren Liebling er durch seine Liebe zu den Alten war. Und auf dem Collegium Carolinum empfing er den Sinn, die Achtung und den Eifer für alles, was Wissenschaft und freie Wissenschaftlichkeit ist, macht und wirkt. Er trat hier vor einen Kreis der namhaftesten Gelehrten Deutschlands, als eben eine neue Morgenröthe für dessen eigenthümliches Schriftthum, für rein vaterländische Art und Sprache angebrochen war, als die Fürsten den Freiheitsschutz für Gedanken, Wort und Schrift zur eigenen Ehrensache machten, als unsre Denker und Dichter, wie plötzlich entfesselt, mit den Fremden glücklich wetteiferten, und als die Jünglinge zu jenem großartigen Sinn sich bildeten, der Deutschland erhalten, gerettet hat. So frei die Wissenschaft damals war, so ernst und streng war ihre innere Ordnung. Wer in dieser sich bewährt hatte, den konnte man dreist sich selbst überlassen, er fand sich überall zurecht, ohne anzustoßen und Schaden zu geben oder zu nehmen. In der Hitze der glücklichen ersten Erfolge gingen die Gelehrten damals in ihren Forderungen an die jungen Leute vielleicht zu weit; doch forderten sie nicht mehr, als sie selbst geleistet. In Braunschweig nun waren die Ebert, Eschenburg, Römer, v. Schmidt Phiseldeck, v. Zimmermann in ihrem kräftigsten Mannsalter und ihrer fruchtbarsten wissenschaftlichen Thätigkeit, sie lehrten, und ihre Zuhörer lernten mit Lust und Liebe, bildeten sich nach ihrem Vorbild und ließen dabei sich gern durch den Rath des wohlwol-

lenden und einsichtsvollen Greises Jerusalem leiten. Die herrliche Entwicklung der Jünglinge unter solcher Gunst und Obhut störte keinerlei Zwang. Ihr Gang bei Buhle kann bezeichnet werden, weil ein Bruchstück seines Tagebuchs vom Frühjahr 1783 vorhanden ist. Wir sehen ihn beschäftigt und „fest entschlossen, mit der größten Anstrengung die Wissenschaften zu treiben. Die alten Sprachen, Geschichte und Geographie sollen mein Hauptstudium sein. Dabei will ich meine Muttersprache und die vornehmsten neuern sorgfältig studiren, meinen Geschmack ausbilden, immer mit der genauesten Aufmerksamkeit und mit Bestreben nach Gründlichkeit arbeiten, mich selbst und Andre beobachten, um, wo nicht ein vorzüglicher Gelehrter, doch wenigstens ein Mann von Einsichten, Weltkenntniß und gutem redlichem Herzen zu werden." Er las für sich im Pindar, Xenophon, Harles (introductio in hist. linguae graecae), Cicero, Cornelius, Tibull, Chesterfield, Young, Racine, Voltaire, Raynal, Mendelssohn, Gellert, Büsching, Schröckh u. a. m. mit dem Vorsatz, das Gelesene sich auf immer einzuprägen; und als er einst eine Schrift in fünf Stunden beendigt hatte, bemerkte er, so flüchtig habe er noch nie gelesen. Gleich ernst fleißig war er auf dem Carolinum; daß aber es bei ihm nicht auch einige junge Herren waren, denen er im Englischen Unterricht gab, das beklagt er recht herzlich. Er ist indeß mit sich selbst nichts weniger als zufrieden, weil er binnen drei Wochen nicht voll 200 Stunden gearbeitet hat, und „im Ganzen auf jeden Tag $8\frac{1}{28}$ Stunden Schlaf rechnen kann, und 6 Stunden ist eigentlich die gesetzte Zeit." Da haben wir fast wörtlich die Bemerkung der Frau von Stael, daß die deutschen Gelehrten tagtäglich 14 Stunden arbeiten und dadurch blos ihre Schuldigkeit zu thun glauben.

Der neunzehnjährige Jüngling, überrascht durch die Gediegenheit seiner Urtheile und als Protestant, will auch in seinem Glauben selbständig sein: er liest die heilige Schrift in der Ursprache und hat das Vergnügen, in seiner selbstgewonnenen Ueberzeugung mit den Vorträgen des jetzigen Abts Bartels Uebereinstimmung zu finden. Wie sehr man sich solcher Leistungen und Strebungen des Jünglings freuet, so wird man doch bange für ihn werden, der auf einmal Hebräisch, Griechisch,

Latein, Englisch, Französisch, Italienisch treibt, die Handgriffe mit den übergroßen Geräthen zu spitzfindigen Sprachforschungen sich selbst einübt und durcheinander die Zänkereien der Kirchenlehrer, die Grübeleien des kirchenlosen Spinoza, Herder's Ideen und Voltaire's Candide, Sprachlehren und Staatslehren, griechische und russische Geschichten, Liebesklagen und Handelssachen liest. Man fürchtet, daß er in Oberflächlichkeit oder Schwärmerei oder leere Grübelei gerathen werde. Die Jugendkraft verträgt ein solches Lesen wohl; der junge Leibnitz las sich glücklich durch eine ganze Büchersammlung; aber es kann doch ohne Verwirrung nicht so fortgehen, wie stark die Natur auch den Kopf gemacht haben und wie gut und tüchtig der Wille sein möge. Die ganze Lebenszeit reicht ja kaum hin, 3000 Bücher mit Bedacht zu lesen, und jede Wissenschaft zählt ihrer weit mehr. Auch gelingt es wohl, sich in vielen Sprachen allenfalls verständlich zu machen; aber noch ist kein Beispiel bekannt, daß Jemand mehr als drei Sprachen wie die Muttersprache verstanden habe, und Redner kann Jeder nur in der Muttersprache sein *). Also muß man sich in diesen Schranken halten, oder man hält mit Zeit und Arbeitskraft schlecht Haus. So viel der junge Buhle im Gefühl seiner Kraft durch einander trieb, er verwirrte sich doch nicht, sondern gewann die später sehr helfende Leichtigkeit, sich schnell und glücklich in neue Geschäfte zu finden. Er ging 1783 gebildeter nach Göttingen, als viele daher kommen, und er hatte zwar noch keine Hauptarbeit für das Leben erwählt, bewahrte sich aber doch vor der Vieltreiberei durch den immer lebendigeren Vorsatz, zu lernen, um schriftlich und mündlich zu lehren. Und bald werden wir ihn seine Seele

*) Es muß in die Sprachen etwas Eigenthümliches aus dem geistigen Leben der Völker übergehen, das nicht erhalten, auch nicht erlernt werden kann, sobald die Volksseele fehlt. Das Latein war und blieb todt, obgleich es von allen gebildeten Europäern gesprochen wurde; das Hebräische wird für todt gehalten, und doch sind die Juden noch vorhanden; aber Niemand hat das Deutsch im Nibelungenliede todt genannt, so sehr das jetzige davon auch abweicht; und würde das Altgriechische todt bleiben, wenn die Neugriechen aufleben sollten? oder würde davon vieles wieder in Gebrauch kommen?

mit ihrer Liebe und Thatkraft jenem Werk des Alterthums treu zuwenden sehen, welches in Europa durch das Mittelalter für das Gesetzbuch des Verstandes gegolten hat. Er wählte frei den Lebensfreund zwischen den verklärten Großen, und wie nach Neigung und Sinn er schon uns bekannt ist, konnte von allen er keinen andern wählen, als Aristoteles, von dem Johannes Müller sagt: „wie der Verstand vom Witz, wie ein reifer, kaltvernünftiger Mann von einem feurigen Jüngling, so ist Aristoteles von Plato verschieden. Hauptsächlich ist er als derjenige merkwürdig, dessen Lehre in arabischen und christlichen Schulen viele Jahrhunderte geherrscht, obwohl oft schlecht begriffen, und der Ursprung mancher Irrthümer nicht bei ihm, sondern in Commentarien zu finden ist, deren Verfasser ihn selbst nicht verstanden. Einen tiefsinnigern, umfassendern Geist, einen richtiger sehenden Philosophen, einen genauern Schriftsteller wird man im Alterthume nicht, in allen Zeiten wenige antreffen. Seine Moral ist ein Meisterstück; in seiner Geschichte der Thiere sind eine Menge Beobachtungen, die man kaum für wahrscheinlich hielt, durch neuere Entdeckungen bestätigt worden; was von seinem Werk über die Politik vorhanden ist, enthält für uns vortreffliche Belehrungen.“ So war der Mann, an den sich der Jüngling wagen, mit dem er denken, und dessen Schriften er herausgeben wollte. Darin war indeß nichts jugendlich Verwegenes, denn er hatte schon zu Göttingen einen wissenschaftlichen Erfolg noch glücklicher als den andern gehabt. Er war mit Heyne früher bekannt, als er ihn kannte, und brachte durch seine Bekanntschaft mit den Schriften dieses unermüdeten Pflegvaters junger dort aufstrebender wissenschaftlicher Köpfe die geltendste Empfehlung an ihn mit. Er vertiefte sich unter seiner Anweisung in die Sprachforschung, wie denn seine andeutende und desto mehr gedankenerregende Lehrweise den Schülern nur die Wahl ließ, entweder aufzugeben oder zu vollbringen. Er gewann durch fehlerfreies, überlegtes und gründliches Arbeiten seine Achtung, womit sein Herz sich immer verband, auch blieb er stets sein dankbarer Verehrer. Außerdem scheint er besonders durch Meiners, Michaelis und Spittler auf den Weg gebracht zu sein, worauf er am liebsten die wissenschaftlichen Untersuchungen

trieb. Es war der geschichtliche, oder ein unbefangenes und vorsichtiges Aufnehmen der geschichtlichen Spuren von der Entstehung, Entwicklung, Lage dessen, was erklärt und beurtheilt werden sollte. Diesen Weg zur klargehaltenen Uebersicht des Alten und des Neuen, der Kampfbewegung zwischen den bestehenden Meinungen und der Möglichkeit oder Unmöglichkeit ausgleichender Vermittlung schlug er auch mit der Begriffswissenschaft ein, worin eben damals unter lautem Freudengruß deutsche Art und Kunst zur Selbständigkeit gelangte. So früh und stark er von Kant's Aufschwung zu den Grenzen der menschlichen Erkenntniß angezogen ward, so nahm er doch von ihm nicht, wie viele andre junge Leute, den, so zu sagen, ossianischen Wortschleier, die verunstaltende Nebeldecke vor dem reinen Licht. Bei dem allen beschäftigten ihn nun noch eifrig neuere Sprachen und Geschichten. Selbst sein Umgang mit Bouterwek, Cruse, Ewerbeck, Groddeck, Hagemann, Heeren, Mellmann, Ruhkopf war mehr Wetteifer, als Erholung. Die Leser werden nach seinem vielfachen Tagewerk die Länge seines Arbeitstages ermessen, und sie sollen doch wenigstens noch von der ersten Einrichtung zu Göttingen seine eigene Beschreibung haben. „Des Morgens arbeite ich von halb fünf bis zwölf hintereinander fort, des Abends nur bis zehn. Von eins bis zwei gehe ich auf die Bibliothek, um sechs auf den Wall. — Heyne sprach mit mir sehr gütig und wollte mir die beste Ausgabe vom Euripides und den Homer mit den Scholien leihen. — Spittler zeigte mir seine Methode, die Geschichte zu studiren, seine Art zu excerpiren, gab mir einen Schein, um mir Hume's history of England, ein Werk von acht Quartbänden englisch, von der Bibliothek holen zu lassen (Spittler hatte ihn auf den ersten Blick richtig beurtheilt: für ihn paßte der tiefsinnige, wortkarge und sachreiche Hume schon am besten, der sonst von jungen Leuten schwer zu verstehen ist); und da ich aus einem englischen Buche, das er mir zeigte, gleich deutsch las, sagte er mir, daß ich viel voraus hätte. — Herr Repetent Krause *) brachte mir zwei alte Editionen,

*) Irrt der Herausgeber der Zeitgenossen nicht, so ist dieses der Krause, welcher nach Heyne's Empfehlung als

die er mich bat, zum Behuf seiner Ausgabe des Hesiodus zu vergleichen und meine Meinung über die Varianten lateinisch beizusetzen, wozu mich auch Heyne vielleicht bald gebrauchen wird. Koppe, der sanfteste, liebenswürdigste Mann, hat mir seine ganze Unterstützung versprochen. — Meine Collegia sind nun in Ordnung. Göttingen ist ein Ort, wo ich leben wollte, ohne mit einem einzigen Burschen ein Wort zu sprechen. Ich bin nie müssig, hänge nie Grillen nach, lebe mäßiger und ordentlicher, als in Braunschweig, und unterhalte mich oft mit meinem Schöpfer, der mich hier mit so vieler Güte überschüttet." — Seine Gesundheit wollte zwar anfangs das beständige Sitzen und Kopfanstrengen nicht leiden, und der Arzt schrieb an seinen Vater, sein Fleiß wäre größer, als die Kraft; indeß trieb der Ehrgeiz vorwärts und ließ nur die nothwendigste Ruhe zu. Doch ging das nicht ohne allmäligen empfindlichen Schaden ab: der Körper ward zu reizbar, die Beobachtungsschärfe für die Außenwelt schwächte sich, während der alte gute Rath, nichts zu bewundern, überhört ward; die gespannte Aufmerksamkeit in dem Umgehen mit Sprachen und reinen Begriffssachen ermüdete desto leichter in dem Umgehen mit Zahlen und Rechnungssachen; das Gedächtniß verstärkte sich auf Kosten der Einbildungskraft, und das stetige Nachdenken über schon Gegebenes hielt die Seele zurück in dem eigenen Schaffen und Gestalten. Es geht ihr bei dem Ueberarbeiten, wie dem Körper: die schwächsten Theile leiden am meisten dabei; das Starke hilft sich auf Kosten des Schwächern. So geht es überhaupt in der Natur.

Schon im zweiten Jahre seines Aufenthalts zu Göttingen bewarb er sich um einen der Preise, welche die Universität und deren vier Facultäten für Studirende aussetzen. Er gewann ihn durch die Entwerfung eines Wirthschaftscalenders von Palästina nach den zer-

---

Rector nach Jever, dann als Director des Gymnasii nach Hannover berufen wurde und gegenwärtig als Superintendent zu Göttingen steht; ein Mann, gleich geachtet als Gelehrter, als frommer Geistlicher und als liebenswürdiger Mann, der in jedem Lebensverhältnisse einen so trefflichen Charakter bewährt. d. H.

ſtreuten Angaben in den Reiſebeſchreibungen. *) Die Preisſchrift iſt durch das genaue Verzeichniß der Quellen und den einfachen, zuverläſſigen Sachbericht beachtenswerth; man ſieht ihr die Mühe nicht an, welche ſie gekoſtet hat. Mit dem gewonnenen Preiſe verbanden ſich bürgerliche Ausſichten. Er ward zu Göttingen gern geſehen, und von Braunſchweig ſchrieb der Miniſter (jetzige Fürſt) Hardenberg wohlwollend und hoffnungerweckend. Seine nächſte Schrift betraf ſchon die Werke von Ariſtoteles **) und bezog ſich durch ihre Veranlaſſung (das Magiſterwerden) auf ſeine Beſtimmung für einen dortigen Lehrſtuhl. Bald darauf kam „Heyne zu ihm, ganz von Regen durchnäßt, und trug ihm an, der Lehrer der drei engliſchen Prinzen im Lateiniſchen und Griechiſchen zu werden, worin ſie ſchon recht gute Fortſchritte gemacht haben." — Er gab die erſte Stunde in Gegenwart von ihren deutſchen und engliſchen Cavalieren und von Heyne. Es gehörte etwas Courage dazu, eine ganze Stunde alles engliſch und franzöſiſch zu ſprechen. Es ging indeß ſehr gut, und die Herren machten ihm ſehr verbindliche Complimente. Den dritten Tag ſtanden die Prinzen mit ihren Cavalieren am Ende der Straße; er fragte auf engliſch, „ob ſie beföhlen, daß er wieder nach Hauſe gehen ſolle." — „Nein," ſagte der älteſte, nahm ſeinen Arm und ging mit ihm nach Hauſe. Sie erzählten ihm auch, daß der König ihnen ſeine Preisſchrift gezeigt habe. Die Königin ſchrieb an Leß und bat ihn, „das Chriſtenthum ihnen ja recht einzuprägen." — Er ging nach jeder Stunde zu Heyne, oder ſchrieb ihm, wie ſich der Unterricht gemacht habe. Neben mehreren Lehrvorträgen, z. B. an den Fürſten von Fürſtenberg, arbeitete er nun an der Bibliothek der alten Literatur, an einer Ausgabe vom Aratus ***), an einer Geſchichte von Ariſtoteles, und

---

*) Calendarium Palaestinae oeconomicum. Gottingae. 1785.

**) De distributione librorum Aristotelis in exotericos et acroamaticos eiusque rationibus et causis. Gott. 1786.

***) Leipzig 1793—1801. Matter lobt ſie: essai historique sur l'école d'Alexandrie. S. 88 und, um ſie recht zu würdigen, muß man wiſſen, daß Arat, ganz nach neueſter Gewohnheit, nicht nachlas, was er ſchrieb und, zwar nicht den

dergleichen. Er schlug um diese Zeit zwei Anträge, den einen nach Tschernigow, den andern nach Wien aus, weil Heyne rieth und warnte, die Aussichten nicht zu verscherzen, im Lande zu bleiben und frei zu leben. „Heyne ist dem Kaiser Joseph II. gar nicht gut und ist bange, daß, wenn erst ein Paar Göttinger nach Wien kommen, der Kaiser alsdann mehr nachholen möchte." (Schöne Zeit!) Er ward zu Anfang des folgenden Jahrs 1787 wegen seiner „Gelehrsamkeit und des nützlichen Unterrichts" der Prinzen zum Professor mit 200 Rthl. Gehalt ernannt. Seine Vorlesungen fanden verdienten Beifall, und Henke wie Schütz erbaten sich seine Theilnahme an ihren gelehrten Zeitungen. Sein gelehrter Briefwechsel erweiterte sich, und die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen erwählte ihn 1789 zum Mitgliede. Seine Hauptarbeit war damals die Vorbereitung der Ausgabe von den aristotelischen Werken *) zu Zweibrücken und dann zu Strasburg, wo der französische Krieg den Druck unterbrach. Mit dieser Arbeit verzweigten sich mehrere andere Schriften **), aber sie blieb auch nicht frei von Dornen. In einer Beurtheilung ward daran so viel gemäkelt, daß in der That, nach Timon's Meinung, die beste Ausgabe die gar nicht berichtigte seyn würde, und daß z. B. Langer zu Wolfenbüttel schrieb: „Die superkluge Beurtheilung wird Sie nicht abhalten, muthig fortzufahren. Nichts leichter auf der Welt, als Spicilegia, sobald Jemand nichts weiter zu thun hat! Was aus Ihrer Recensio wohl geworden wäre, wenn Sie alles hineingepfropft hätten, was der Aristarch ihr noch aufpacken will?" Zuletzt ist auch sein Latein dem Tadel nicht entgangen, und in einer spätern Anzeige ***) heißt es — dreist: „Hermann's Styl ist ächt römisch und verbindet Richtigkeit und Präcision mit Leich-

---

Setzer, aber doch den Nachleser für die Berichtigung der Schreibfehler und die Ergänzung der Auslassungen sorgen ließ, die sich denn auch die Mühe leicht machten und keck ihre eigenen Einfälle hineinschrieben.

*) Opera Aristotelis gr. rec. I—V. 1791—1800.

**) z. B. Aristoteles über die Poesie nebst Twinnings Abhandlung. Berlin, 1798. Sextus Empiricus oder der Scepticismus der Griechen. Lemgo, 1801.

***) Jen. Allg. Liter. Zeit. von 1805, St. 222 bis 225.

tigkeit und Eleganz. Buhle's Styl trägt dagegen zu viel Spuren germanischen Ursprungs und ist selbst von Sprachfehlern nicht frei." Wenn nun auch wegen der Verwechselung der Schreibfehler mit Sprachfehlern die Zurechnung nicht untersucht, wenn ferner nicht gefragt werden soll, wie viel Spuren germanischen Ursprungs der lateinische Styl tragen darf, ohne daß ihrer zu viel werden, so bleibt doch noch immer eine falsche Schmeichelei auf Buhle's Kosten zu rügen, denn echt römisch schreiben heißt doch wohl so schreiben, daß ein alter Römer den Ausländer nicht merkte. Wer wird sich dessen vermessen? Der Angegriffene hätte leicht die Lacher auf seiner Seite haben können; er nahm aber die Sache zu ernsthaft, weil er schon zu reizbar war, und überdem rieth er auf den Unrechten, obgleich das ungehaltene Maß der Anzeige, die bevorrechtete Grobheit, die schneidenden Spitzfindigkeiten das Rathen nicht schwer machten. Der Beifall von den unbefangenen Ausländern war ungetheilt, besonders von dem Schriftsteller, welcher zu Paris wegen einer verwandten Arbeit den Preis erhielt: von dem auch schon verstorbenen Jourdain *). Er selbst war in seinen Beurtheilungen sehr mild, erkannte gern die wissenschaftlichen Strebungen und Leistungen an, wenn sie gleich fehlerhaft und schwach waren, half durch leise Winke weiter, am wenigsten sprach er in Streitfragen ab, die von Alters her auf uns gebracht worden; sondern stellte den absprechendsten Herren so natürlich, unbefangen und schonend, als blos geschichtliche Bemerkungen, die Zweifel entgegen, daß er es mit ihnen nicht verdarb und ihre Schwächen doch den Lesern zeigte. Dieses trug wesentlich bei, daß mitten im ersten leidenschaftlichen Hurrah für Kant und Jacobi, Fichte und Schelling, zwischen dem raschen

*) Recherches critiques sur l'age et l'origine des traductions latines d'Aristote et sur les commentaires etc. Paris 1819.

Leicht ist hier ersichtlich, wie der Biograph, in persönlicher Liebe zu dem Verstorbenen, Buhle's Sache zu der seinigen macht; weshalb der Herausgeber der Z. G. sich ausdrücklich verwahrt, jene Antikritik nicht vertreten zu wollen.
d. H.

Niederreißen und Aufbauen begriffswissenschaftlicher Lehrgebäude, bei bewunderungswerthen und wunderlichen Strebungen, die göttinger gelehrten Anzeigen leidenschaftlos und unbetheiligt blieben und über den eigentlichen Stand der Sache, über den geglückten oder mißglückten Fortgang durch klare Berichte verständigten.

Er fing um diese Zeit ein Werk an, welches nicht zeitgemäßer seyn und nur an der Seite solch einer öffentlichen Büchersammlung, wie die göttinger, ausgeführt werden konnte, sich überdem auch für ihn selbst am besten eignete. Seine Geschichte der Begriffswissenschaft *) wird vielleicht nicht übertroffen werden; er selbst würde sie gewiß übertroffen haben, wenn er auf sie die volle, frohe Muße verwandt, ihren Stoff mehr in sich erwärmt, verschmolzen und jedwedes in Einem Guß gegeben hätte, so wie später in einem Aufsatz über Aristoteles **). Nothgedrungen trieb er aber mancherlei Nebensachen; und der Arbeit selbst, wie manchem Werke anderer Meister, sieht man den Broterwerb an. Sein Gehalt als ordentlicher Professor, 1794, war gering, das Einkommen von den Vorlesungen ***) mäßig, welche nicht auf großen Zulauf berechnet waren, und die selten Jemand so besonders, als die Grafen Löwenstein und Talekián, nahm; gelehrte Schriften wurden damals eben so schlecht, als jetzt, in Verhältniß zu Flugschriften, bezahlt. Also ließen in dem kostbaren Göttingen mit seiner Einnahme sich die gewöhnlichen Ausgaben nicht bestreiten, und er hatte dazu noch Ehrenausgaben gehabt. Er kam in Schulden und, weil er an Schulden nicht gewöhnt war, in Verlegenheit, woraus er sich noch weniger zu finden wußte, so leicht es gewesen, und brachte sich durch mißrathene Hülfsversuche, Heirath und baldige Scheidung, ins Gerede. Seine jüngste Schwester und nachmals Reisegefährtin, Sophie, stellte schnell die Ordnung seines Hauswesens wieder her, und die an sich unbedeutenden Schulden wurden richtig bezahlt. Aber die Hoff-

*) Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 8 Th. 1796—1804. Geschichte der neuern Philosophie. 6 B. 1807.

**) In der Encyclopädie von Ersch und Gruber.

***) Vernunftlehre, Geschichte der Begriffswissenschaft, Naturrecht u. s. w.

nung auf Lebensglück und Freude, diese Nährerin der Geisteskraft, war verkümmert; und wenn zu Hannover die alte Gunst geblieben war, so fehlten doch nach der französischen Besitznahme des Landes die Mittel der Bethätigung.

Er nahm 1804 den Ruf nach Moskau mit 2000 Rubeln Gehalt zum Lehrstuhl für alte Sprachkunde, wie für Geschichte und Lehrbegriff der bildenden Künste an und ward zum kaiserlichen Hofrath ernannt *). Auf der Reise traf er mit Nicolai zusammen, dessen Meinung über Tempelherren, Rosenkreuzer u. dgl. er eben bestritten, und dessen Aufmerksamkeit er manche Annehmlichkeit zu Berlin zu verdanken hatte. Der russische Minister von Alopeus empfing ihn dort mit zuvorkommendem Wohlwollen und trug wesentlich zur Erleichterung seiner Reise bei. Die Gesandtin, geb. Freiherrin von Veltheim aus Braunschweig, empfahl ihn einer anwesenden Fürstin von Moskau, deren Haus ihm nun offen stand. Die Wege von Berlin nach Danzig waren durch das gute Wetter noch einigermaßen in Stand erhalten, und so ging es doch in 7 Tagen durch Haide, Moor und Fichtenwälder über die lebendigen, gewerbfleißigen Landstädte Stargard, Cöslin u. a. nach Stolpe, und dann durch Berge und alte Eichenwälder nach Danzig. In Pommern war es behaglich, auch das Landvolk hübsch und reinlich, die Sprache lieblich und weich; weiter hin-

*) Der Lehrstuhl ward durch folgendes Schreiben verliehen: Auctoritate almae universitatis mosquensis Michael a Muravieff, curator constitutus, clarissimo viro Buhle prof. — s. p. d. Senatus Acad. Univ. Caes. Mosq. — talem stetisse sententiam — vt tibi — munus professoris ordinarii conferatur. Opera tua apud nos versabitur maxime in eo, ut quatuor horas per hebdomada studiosis litterarum tradas historiam, artium, quae pulchrarum nomine insigniuntur, earumque principia e natura rerum desumta, nec non eodem tempore veteres historicos graecos et romanos critice persolvas. Stipendium annuum accipies duorum millium rubellorum, praeterea frui tibi liceat (und das war nichts Geringes) juribus, privilegiis et beneficiis universitati huic nostrae ejusque membris liberalissime concessis omnibus. Caeterum, quemadmodum Universitas Lit. Mosq. sperat, fore, ut ex doctrina et virtute tua fructus capiat multos et magnos, sic tu potes ab ea certissime expectare, ut semper insignem ejus in te favorem, fidem et benevolentiam experiaris.

auf mußte man dies und jenes entbehren. Er hatte die Freude, in Danzig seinen lieben Ewerbeck wiederzusehen, und fuhr dann durch Elbing mit wunderlich hohen Häusern nach Königsberg. Sein Wagen brauchte fast eine Stunde, um sich durch die engen, schlechtgepflasterten, steil auf- und abgehenden Straßen und das Gewühl von Menschen, Pferden und Fuhrwerk durchzuarbeiten. Er schob auf dieses Pflaster die Schuld, daß die dortigen Frauenzimmer gewöhnlich große Füße haben, übrigens aber gut gewachsen und vollgestaltet sind, mit richtig und stark gezeichneten Gesichtszügen. Unter vielfachen Zerstreuungen vergaß er nicht, Kant's Andenken an seiner Grabstätte zu ehren. Eine glückliche Wahl ließ ihn der bösen Strandfahrt, bei dem bald folgenden Sturme, den Weg über Insterburg und Tilsit nach Memel vorziehen. In dem preußischen Litthauen schien, ohnerachtet seiner Fruchtbarkeit, große Armuth zu herrschen; schon die Bauerntracht, Talare von Wollsackzeug, herabhängende Hüte, lange Haare möchten darauf deuten, da sie zur Arbeit nicht passen. Drei Meilen hinter Memel bezeichnet ein breiter trockner Graben die russische Grenze, hinter welcher eine halbe Stunde weiter Kosaken Wache halten. Das Reich kündigt sich dem Fremden durch tüchtige Heerstraßen, geschwinde, wohlfeile Posten und gute Wirthshausordnung vortheilhaft an. Als er zu Polangen seinen Reiseschein vorzeigte, blieb sein Gepäck undurchsucht. In Kurland auf dem Manteufel'schen Gute Zierau glaubte er sich nach Niedersachsen, einem Harbke oder Söder, versetzt, sowohl durch die geschmackvolle Einrichtung und die wissenschaftlichen Hülfsmittel des Hauses, als durch die Ordnung und den Reichthum der Wirthschaft. Die Ländereien erstreckten sich über 5 Meilen und waren einer Menge kleiner Dörfer, s. g. Gesinde, zugetheilt, je mit ein Dutzend Bauerhöfen ohngefähr. Seine Vorstellung von den dortigen Bauern veränderte sich, als er mehrere Tausende auf einem Jahrmarkt in ihrer Behaglichkeit sah: Weiber und Kinder, meistens hübsch, in hellblauen Ueberröcken, mit weißen Hauben, und braunbunten darüber gewundenen Tüchern; die Männer häßlich. (Wo sind je Leibeigne schön gewesen?) Bald darauf lag Riga vor ihm mit unübersehlichen Handelsschätzen, mit dichten Reihen dreimastiger Schiffe zu beiden Seiten der Schiffsbrücke, wel-

che eine halbe Stunde lang ist. Nach zehn Tagen war er 90 Meilen weiter, in der Kaiserstadt an der Newa, fand den Geheimenrath Murawieff, und dieser ihn, wie sie sich einander gewünscht, ward von den Ministern sehr artig empfangen und erhielt ein kaiserliches Geldgeschenk. Er empfahl sich besonders dadurch, daß er ohne Anstoß an der französischen Unterhaltung Theil nehmen konnte, worauf zu Petersburg eben so sehr, als zu Paris, gesehen, woran der Mann von Bildung erkannt wird. Anders ist nicht fortzukommen; das haben viele deutsche Gelehrte bitter empfunden. Sein Empfang zu Moskau glich dem petersburger, seine Arbeitsamkeit blieb die alte, und die ganz neue Lebensart schadete seiner Gesundheit nicht. Neben den öffentlichen Vorlesungen gab er auch besondern Unterricht, schrieb eine gelehrte Zeitung mit Hülfe eines russischen Uebersetzers, dessen Arbeit er aber genau nachsehen wußte, damit Mißdeutungen und deren bedenkliche Folgen vermieden würden. Doch wie vorsichtig er war, er hätte beinahe von einem Vortrag über Giftpflanzen Unglück gehabt. Bei der Trennung von Deutschlands Büchersammlungen und lebendigem Schriftthum war die Fortsetzung seiner bisherigen Werke nicht möglich; desto eifriger beschäftigte ihn nun das russische Bücherwesen, und die Bücherkunde für Rußlands Geschichte*), wovon ein Theil gedruckt, ein anderer vorbereitet ist. Man begreift kaum, woher zu dem allen noch die Zeit kam, weil er fast täglich in Gesellschaft gehen mußte, wo das Mittagsessen mehrere Stunden dauerte und dann nach Mitternacht wieder gegessen wurde. Die Frauenzimmer sitzen den Herren gegenüber, der Tisch bietet die feinsten Genüsse von Asien und Europa (nur Birnen sind selten), nachher wird ohnbedenklich ein bischen Mittagsruhe gehalten, dann gespielt und getanzt von Alt und Jung. Der Tanz ist Lieblingssache und ein Hauptstück bei der weiblichen Erziehung, worauf auch die Kaiserin Mutter in ihren großen Bildungsanstalten achten läßt. Die Kinder überraschen und entzücken durch die Lieblichkeit und den Einklang ihrer Bewegungen.

*) Versuch einer kritischen Litteratur der russischen Geschichte. I. Band. Moskau 1810. Mit einer Zueignung an die Großfürstin Katharina.

Es half nichts, auch er mußte sein Tänzchen schlecht und recht machen, und nicht minder sich schlechtweg mit einem griechischen Vornamen nennen lassen *): Iwan Christianowitsch, etwa so wie das englische Sir William, George u. s. f. — Außer diesen gesellschaftlichen Zerstreuungen raubten auch Besuche viele Zeit; vorzüglich bei seiner Bereitwilligkeit, Andern zu dienen. Er hatte gleich nach seiner Ankunft die traurige Pflicht, auf seinen Freund Grellmann *) die Gedächtnißrede zu halten. Diesem folgte bald darauf die frohe Feierlichkeit der erzbischöflichen Einweihung und öffentlichen Bekanntmachung von der Ordnung und den Gerechtsamen der hohen Schule Moskau, wobei die Lehrer Abgabenfreiheit, Dienstwohnungen, adliche Rechte haben. Er bekam nun vom Kaiser einen Ehrenring, der achteckig und für zwei Finger noch übergroß ist. Auch erhielt er den wichtigen Auftrag zu den Schulprüfungen in der Stadt ***) und zum Bericht darüber. Es geschah mit der größten Genauigkeit, „denn auf die Schulen kommt im Grunde alles an," und doch so, daß Lehrer und Schüler mit der Untersuchung eben so zufrieden waren, als sie sich davor gefürchtet hatten. An die Stiftung von Erziehungsanstalten durch unfähige, leichtsinnige Unternehmer war unter seinen Augen gar nicht zu denken. Bei der vorherrschenden französischen Bildung, oder richtiger, dem Firniß, können die deutschen Erziehungsanstalten vor den französischen nicht aufkommen; doch sind sie noch nicht ganz verdrängt. Dagegen waren die Gelehrten bei der Gesandtschaft, welche 1805 nach China durch Moskau ging, größtentheils Deutsche: Claproth, Pansen, Schubert, und ihm sehr willkommne Gäste, mit einem englischen Arzte, der die Kuhpockenimpfung in China einführen wollte. Zu Moskau selbst waren auch

*) Dadurch ist die ausländische Abstammung vieler russischen Geschlechter verdunkelt, welche sehr häufig vorgekommen; auch bei den Bestuscheff, Galizin, Kurakin, Trobezkoi u. a. m. noch erweislich ist.

**) Er hatte viele schöne und theure Sachen mitgebracht, aber wie es geht, alles zerbrochen und verdorben gefunden. Für seine Wittwe ward kaiserlich gesorgt.

***) Eine große und 14 kleinere Schulen. 18 Erziehungsanstalten, worin nicht selten 1000 Rubel Kostgeld bezahlt wird.

die fremden Werkleute meistens Deutsche, wodurch sich dort die deutsche Bühne hielt. Sie zahlen den hohen Preis des Schauspiels, 2 Rubel, gern, denn sie haben die heimathlichen Erholungen im Freien unter Blumen und Blüthen nicht; und er selbst empfand es tief, daß die Natur auch ihren geringsten Schmuck gleich im voraus verpfänden mußte und sogar nichts davon weggeben durfte. Wohl prangten in den Lusthainen und Gärten die Bäume, die Blüthenstauden, die Blumenfluren seines Vaterlandes, und in den weiten Treibhaushallen die herrlichsten Südfrüchte, aber Kleinodien gleich, die nicht verkauft, nicht einmal berührt wurden. Die Braut selbst kann ihren Myrtenkranz nicht haben und muß mit Buchsbaum sich begnügen. Uebrigens ist ihrem deutschen Bräutigam zu rathen, sich vorläufig an ein hartes Lager zu gewöhnen, weil die russischen Frauenzimmer in unsern Federbetten nicht aushalten können. Das Gesinde schläft auf der bloßen Erde. Mit der Arbeit wird es besser fertig, als man glauben sollte; nur muß man es bei seinen Handgriffen und Weisen lassen. So nehmen z. B. die Wäscherinnen das Wasser in den Mund, spritzen es in gleichmäßigen Tropfen auf das Zeuch und waschen auf diese sonderbare Weise vortrefflich. Die Lebensmittel waren spottwohlfeil und vorzüglich schön, wenn sie des Winters aus den südlichen Landen kamen, als Wildpret und Fische. Das Getreide kostete neunmal weniger, als in Deutschland. Am Schluß des Jahrs 1805 war er ganz eingebürgert, und mit der großen Pelzmütze und dem russischen Gürtel auf seiner Troschke kaum von alten Freunden zu erkennen, deren Gefahren in dem ausbrechenden Kriege das Herz ihm schwer machten, während er selbst in Sicherheit und neubeschenkt mit einem Ringe und 500 Rubeln lebte. Doch trat damals ein fürchterliches Bild der Zerstörung vor sein Auge. Die Moskau schwoll plötzlich 30 Fuß über ihren Wasserstand, bedeckte die Felder, strömte durch die Gassen, trug in ihrem Strudel Bäume, Flösse, Schiffstrümmern, Balken, Fachwerke, ganze Häuser und darin noch Menschen, die glücklich gerettet wurden.

In der Kriegszeit besuchten viele Liefländer, Polen, auch Schlesier die hohe Schule Moskau; Schriften kamen aber aus dem Auslande nicht an, und selbst die Hamburger Zeitungen fanden sich erst nach dem Tilsiter

Frieden wieder ein. Nach dem Kriege fing dessen zerrüttende Rückwirkung in den innern Verhältnissen an. Er fühlte sie durch tägliche Verminderung seines Gehalts in Folge des entwertheten Papiergeldes. Er mußte nun seiner liebsten Hoffnung wieder entsagen, eine schon angekündigte Reise nach Braunschweig zu den Eltern und Schwestern zu machen, erkannte neue Haupterschütterungen in dem noch mehr, wie bei der Völkerwanderung, verwirrten Europa für unvermeidlich, und ängstigte sich, davon einsam, vermögenslos und in der Fremde betroffen zu werden. In dem Vaterlande trägt man öffentliches Unglück weit leichter, weil man es gemeinschaftlich trägt, und eben weil sich die Landsleute dann fester aneinanderschließen, wird es für die Ausländer drückender. Als er den edeln Murawieff am nöthigsten hatte, mußte er ihn beweinen; und mit seinem Oheim, dem Staatsrath Hoym konnte er nur selten so recht vom Herzen weg reden, weil es schwer hielt, dessen zwischen Reisen, Geschäften und Zerstreuungen habhaft zu werden. Die Gegenstände verloren den Reiz der Neuheit. Das Gewühl der Vergnügungen mit seinem Einerlei und Nichts erregte innige Sehnsucht nach der stillen Zurückgezogenheit zu Göttingen, die Beweise der allgemeinen Achtung entbehrten der Theilnahme vertrauter Freunde *). Das Geschäft, der Beruf, selbst die freigewählten Arbeiten mußten als Sache der Nothwendigkeit, als Herrendienst erscheinen, da die Leser schon bemerkt haben werden, daß nicht blos die Werke liegen blieben, auf deren Vollendung er sein Leben verwenden wollte, sondern daß er sich von den Zielen seiner Strebungen entfernt und das Forschen mit dem Sammlen, das Verarbeiten mit dem Ordnen, das künstlerische Vollenden mit dienstfertigem Vorbereiten vertauscht hatte. Des Lebens höchste, reinste Freude ist das Bewußtseyn eines Arbeitsplans für das Leben, und ihn verfehlt zu haben, der bitterste Seelenschmerz. Diesen empfand er und konnte darüber auch nicht von der sonst immer aushelfenden, männlich gesinn-

*) Er bemerkt sich um diese Zeit Cicero's Worte lateinisch: die vornehmen Schmink- und Blinkfreunde taugen nur an öffentlichen Orten und nicht für das Haus. Von all dem Zeuge kann man auch nicht mit einem Einzigen frei weg scherzen, oder vertraulich seufzen.

ten Schwester getröstet werden. Er bereute wehmüthig, nach Heyne's alter Warnung, nicht zu Göttingen geblieben zu seyn, und warnte vor Auswanderung nach seiner Rückkehr ins Vaterland auf das lebhafteste. Sein kindlicher Glaube an die Vorsehung, sein ungeschwächter Sinn für Nützlichkeit hielten ihn aufrecht. Wie bei dem Schlusse des Jahrhunderts er in das väterliche Haus geschrieben: „Ich habe recht herzlich geweint, bin auf den Heimberg gestiegen und habe Göttingen und das schöne Thal und die fernen Gebirge betrachtet. Da schwebt das achtzehnte Jahrhundert über das Thal hin. — Eine unsichtbare Hand hat über mich gewaltet; das habe ich oft empfunden, und auf diese baue ich auch in der Zukunft; sie wird mich festhalten, wenn ich wanke:" so schrieb er in noch lebhafterem Gefühl von Moskau, mit Ergebung, weil er doch schon mehren seiner Brüder nützliche Dienste geleistet habe, als er in Göttingen hätte leisten können.

Indessen traten neue Glückswechsel ein. Des Kaisers Aufmerksamkeit auf seine durchdringende, werkthätige Wissenschaftlichkeit ward noch durch den Gemahl der Großfürstin Katharine, den Prinzen Georg von Holstein-Oldenburg, vermehrt, welcher ihn nach Twer im Sommer 1810 kommen ließ und ihm den Entwurf einer kaiserlichen Bekanntmachung *), das Schuld- und Steuerwesen betreffend, und den Vorschlag eines Leipziger Kaufmanns zur Hebung des Papiergeldes durch die freie Ausfuhr des Kupfergeldes gab **),

*) (Wahrscheinlich die Verordnung vom 27sten Mai 1810.)

**) Diese staat-wirthschaftliche Untersuchung läßt sich hier nicht verfolgen, so gern es auch geschähe; zur Verständlichkeit wird daher nur bemerkt, daß der Kaiser unterm 2ten Febr. 1810 erklärte, das Papiergeld nicht weiter vermehren zu lassen, daß er dieses Versprechen mit Hülfe des Staatsgüterverkaufs, der Anleiheneröffnung und Steuervermehrung trotz dem neuen furchtbaren Kriege hielt, und daß er das weitere Fallen des Papiergeldes verhinderte. Das Kupfergeld war, neben demselben, fast allein als baares Geld und zu dem Betrage von 90 Millionen in Umlauf und brachte den Schatz in Verlust, weil es zu 16 Rubel das Pud ausgeprägt ward und der Kupferpreis auf 18$\frac{3}{7}$ Rubel stieg. Um diesen Verlust zu vermeiden und dem Kupfergelde die Natur der Scheidemünze wiederzugeben, ward nach der Verordnung vom 20sten Juni 1810

worüber der Kaiser mit ihm sprechen wollte. Der geübteste Kenner der Staatswirthschaft würde bedenklich geworden sein, wenn er so plötzlich in eine der wichtigsten Verhandlungen über sein Fach gerathen wäre. Buhle'n dagegen mußte es höchst verlegen machen. Aber der Kaiser benahm ihm gleich mit seiner liebenswürdigen Umgangskunst alle Befangenheit, als er ihn mit den Worten empfing: Je suis bien aise de faire votre connaissance, j'ai entendu beaucoup de bien de vous et je vous remercie, que vous avez voula vous donner la peine de venir ici, schob ihm bei der Antwort und auf die Bemerkung der Großfürstin: commençons par nous asseoir, einen Stuhl zu, fragte nach seiner Meinung über die schon erwähnten Sachen, billigte oder widerlegte mit gleicher Zartheit und vertheidigte den Verkauf der Staatsgüter sehr umständlich: das Opfer sei nicht so groß, als es scheine, die Güter brächten dem Staate wenig ein, würden von den Käufern ganz anders benutzt werden, es sollte mit den Kaufgeldern das Schuldentilgungswesen ausgestattet werden, und die Verfügung würde selbst dann nicht überflüssig oder nachtheilig erscheinen, wenn sich der Friede erhalten ließe, woran der Kaiser zweifelte. Seine tiefen Verwaltungseinsichten erregten Buhle's Bewunderung, welcher übrigens in dem Versuch wohl bestand, ihn blos als Denker nach allgemeinen Begriffen, unbetheiligt und unvorbereitet über Geschäftssachen sprechen zu lassen, und eine völlig unbefangene und leidenschaftslose Meinung zu hören. Er gewann solches Wohlwollen, daß er bei dem Prinzen von Oldenburg mit einem Diensteinkommen von 7000 Rubel angestellt wurde. Der Dienst bei dem hochgebildeten Prinzen, der Vortrag bei der geistreichen Groß-

---

das Pud Kupfer zu 24 Rubel und nur bis zu 2 Kopeken statt bis zu Stücken von 5 Kopeken ausgeprägt. Nun sank aber der Kupferpreis wieder, und das Kupfergeld blieb doch die Hauptmünze für den kleinen Verkehr, in welchem daher die neue Verprägung als Münzverschlechterung wirkte. Vergl. Storch économie politique. 6. 98 und 242 ff., oder Rau's Nationalwirthschaftlehre 3. 58 und 149 ff. Auch scheint Jacob's Aeußerung über das Verfahren mit entwerthetem Papiergeld und über die Veräußerung von Staatsgütern, in seinem neuesten Werke: „Finanzwissenschaft" sich besonders auf die damaligen russischen Verfügungen zu beziehen.

fürstin, der Umgang mit der auserwählten Hofumgebung, die Obhut der reichen Büchersammlung, die Muße und Mittel für ein eigenes freies Werk gab, alles schien nach Wunsch, da rief am 8ten März 1812 ein kaiserliches Schreiben den Fürsten nach Petersburg; und als er am 12ten mit der Nachricht von dem bevorstehenden Kriege zurückkam, ward sogleich eingepackt und nach Petersburg abgereist. Die Fahrt ging für Buhle'n und seine Schwester ohne Unglücksfälle, doch nicht ohne Aengstlichkeit ab. Ein kleiner Knabe war ihr Fuhrmann in der Nacht durch Einöden, der Bediente betrunken, auf den Waldaischen Gebirgen ein Gewimmel von Kriegsfuhrwerk, Geschütz und Pulverwagen. Der Aufenthalt zu Petersburg fing mit einem Anfall von Ruhr, mancherlei Sorgen und Ungemach an; es folgte das Vergnügen alter und neuer Bekanntschaften mit Adelung, Faber, Jacob Krug, Krusenstern, Langsdorf, Schubert, Sievers, Storch u. A.; dann tiefe Wehmuth bei der Abreise des Prinzen. Seine Gemahlin wußte nicht, daß er zum Heere gehe, fiel in Ohnmacht, als ein offen gelassener Brief ihr es verrieth, und ließ eine vorzeitige Niederkunft befürchten. Die Kaiserin Mutter hatte die zärtlichste Fürsorge. Den Mai hindurch war der Krieg noch nicht gewiß, Hof und Stadt in Spannung, des Staatsraths Beck Verhaftung, Stengling's schnelle Beförderung viel besprochen; Letzterer stand an der Spitze der geheimen Aufsicht. Gegen die Mitte Juni schien man an dem Kriege nicht mehr zu zweifeln; indeß versicherte man das Gegentheil. Während dem mußte Buhle, ohnerachtet seines Widerstrebens, vorzüglich in staatswirthschaftlichen Geschäftssachen für den Prinzen arbeiten, und er ward zum Collegienrath ernannt. Er folgte der Großfürstin nach Schloß Pawlowsk; auf die Nachricht von dem Uebergange der Franzosen über den Niemen ging die kaiserl. Familie am 28sten Juni nach Petersburg zurück. Er blieb noch und erfreute sich des Vertrauens von Storch, der ihm Stellen aus seinem Cours de l'économie politique vorlas. Er fand am 14ten Juli zu Petersburg Besorgnisse, die Großfürstin war unentschlossen, wo sie die Niederkunft und die Rückkehr ihres Gemahls erwarten wollte, welches zu Jaroslawl geschah. Er ging nach Twer, wohin bis Ende August viele Fremde von Moskau mit großen Reisekosten kamen.

Französische Gefangene mit Hölzern an den Füßen wurden durchgeführt. Nach Absendung der fürstl. Sachen auf der Wolga ward die Reise nach Jaroslawl zu dem Fürsten fortgesetzt, hart am steilen Ufer der Wolga, dann auf ihr selbst langsam wegen des niedrigen Wasserstandes, ferner durch sehr angebaute Gegenden und große Dörfer, aber auch tiefe Wälder und über Knüppeldämme, durch die malerische Umgebung von Kaschin und durch Steppen, worin die abgetriebenen Pferde stecken blieben. Er traf am 5ten Septbr. ein mit Flüchtenden und der Nachricht von der Schlacht bei Borodina; seitdem erfuhr der Hof bis zum 14ten nichts von dem Heer, und erst am folgenden Tage verbreitete sich in der Stadt ein dumpfes Gerücht von Moskau's Falle. Die vermeintlichen Franzosen wurden gemishandelt, die bewaffnete Landwehr zum Heere geschickt, von ihr und den Kosacken Unordnungen begangen, die Bürger entmuthigt, die beste Habe mit den heiligen Bildern verborgen, und Silbergeld nicht mehr gesehen. Zu Moskau hatte man Waaren und Geld vergraben und vermauert, bis das Heer durchgezogen, nicht flüchten können, und dann mit allem Gesinde zu fast 1000 Köpfen aus manchem Hause flüchten müssen; von der ganzen Bevölkerung waren etwa 10000 Menschen zurückgeblieben zwischen freien und verborgenen Feuersbrünsten, immer neuen Verwüstungen geheimer Pulverlager. Selbst im Kreml flog eine Kirche neben Iwan Wolikoi auf. Die Hunde verwilderten und fielen noch lange nachher Menschen an. Kutusow gab auf Anträge zur Milderung des Krieges die kurze Antwort: Das Volk will es nicht anders (c'est la volonté de la nation). Die Großfürstin war für die Fortsetzung des Krieges und beschloß am 20sten September, mit ihrem Gemahl noch vorläufig zu Jaroslawl zu bleiben, die Kinder *) aber nach Danilow zu senden. Hier kam unaufhörlich Flüchtegut durch, und Buhle mußte zufrieden sein, anfangs eine Bauerstube zu finden. Nicht

*) (Der älteste Sohn war zwei Jahre, der jüngste, geb. den 26sten August 1812, noch nicht vier Wochen alt. Ihre Erziehung besorgte eine wackere Engländerin, welche denn auch große Leute tüchtig ablaufen ließ, die bei den Kindern schon Hof und Aufwartung spielen wollten, wenn diese nicht bei den Hoheiten waren.)

einmal Weißbrot war zu haben; doch dafür und für die Küche wußte seine Schwester bald Rath zu schaffen, ohne deren Pflege er das Schicksal so vieler Andern getheilt haben würde, die bei geängstigtem Gemüth, der Entbehrung aller gewohnten Nahrungsmittel und reiner Wäsche auf beschränktem Strohlager in giftigem Stubenqualm schnell erlagen. Er war so wohlgemuth, daß er ein Klanglied machte, welches der Prinz *) in seiner Antwort auch für ein Zeichen von heiterem Geist hielt, indem er Anfangs October schrieb, daß im December kein Franzose mehr in Rußland sein würde. Bei der Rückreise nach Jaroslawl hatte man die größte Mühe durch die von dem beständig feuchten und regnigten Wetter grundlosen Wege zu kommen; Unglücksgestalten aller Art umringten den Wagen schaarenweis, welcher auch noch das beste Lager in den langen Nächten blieb. Bis zum 6ten November war es nur naßkalt gewesen und hatte nicht geschneit, doch der October hatte nur ein paar heitere Tage, dagegen der Juni auf 8 schöne und 4 bewölkte oder Gewittertage, höchstens 4 Regentage oder zu ¾ gutes Wetter gehabt. Erst im November ward es nöthig, Stiefel zu tragen, aber es hielt schwer, zu Jaroslawl einen Schuster aufzutreiben, und ein Paar Stiefeln kosteten 25 Rubel. Die Handwerker wußten also die Preise nach dem gesunkenen Papiergeld in Rußland ebensogut, als in Oesterreich zu stellen. Auch verstanden die Beamten bei den Verpflegungsgeldern für die Gefangenen ihre Rechnung zu finden, und der Fürst G... ließ einen Lehrer hart an, weil er sich der Gefangenen annahm. Der Ehrenmann hieß Walch und starb den Tod der Aufopferung. Aus Moskau gelangten herzergreifende Bitten um Verwendung wider Verfolgungen an den Prinzen, worüber Buhle seine Meinung sagen mußte. Sie war, daß der Graf Rostopschin um Untersuchung und bis zu deren Ausgang um Sicherstellung der Klagenden ersucht würde. Zugleich ward er durch die Trauernachrichten von so vielen Bekannten tief gerührt, welche namenloses Elend und den schmerzvollsten

*) Von ihm selbst und mit Zeichnungen seiner Gemahlin sind „Poetische Versuche" gedruckt, aber in geringer Anzahl. Moskau 1810. Petersburg 1813.

Tod erduldet hatten. So war Reinhard (der Bruder des Grafen und französischen Gesandten zu Frankfurt) und seine Frau, die hülflosen kleinen Kinder vor Augen, auf der Flucht zu Nischegorod umgekommen. Jeden Tag brachten neue Reisende neue Schilderungen von Gefahren und Schrecknissen, von Hülfen und Rettungen nach Jaroslawl. So viel Gelegenheit er zur Unterhaltung hatte, wie denn auch mit dem Erzbischof Antonius ein gutes Wörtchen Latein gesprochen ward, so wenig Mittel boten sich zu gelehrten Beschäftigungen dar; doch schrieb er eine Vergleichung des gallischen Zuges nach Rom mit dem französischen Zuge nach Moskau, welche bei Hofe sehr gefiel. Dieser brach am 29sten Nov. wieder nach Twer auf. Es ward furchtbar kalt, und bei dem zunehmenden Mond kälter, als bei dem abnehmenden. Man sah, so zu sagen, die Luft selbst vor Frost zittern, und von Sonne und Mond Wiederscheine mit drei senkrechten Streifen bilden. Jeder unverhüllte, freie Athemzug konnte tödtlich werden; die Kälte des Nordens ist anderer Natur, als die unsrige, welche bei gleichem Grade doch nie so durchaus trocken, starr und von Lebensstoff entbunden ist. Buhle'n fiel die nordische Kälte mit ihrem ganzen Grimm auf der Reise nach Twer an, als seine Kibitke fortfuhr und er sie verlassen mußte. Wenn dadurch seine Gesundheit vielleicht auf immer litt, so sollte sie bald noch zerstörender angegriffen werden. Er hatte bisher unter Schrecknissen gelebt, wie die Geschichte sie noch nicht kannte, war davon aber noch selbst nicht berührt worden. Doch nun ergriff der Todesengel den Prinzen, an dem er mit der innigsten Liebe, Dankbarkeit und Verehrung, mit allen Hoffnungen und Planen seines Lebens hing. Der edle Fürst hatte Jaroslawl nicht verlassen, ohne den Gefangenen einen Fürsorger zu geben, da er es selbst nicht mehr unmittelbar sein konnte. Sein Feldgehülfe Nagel, ein großherziger Mann, blieb dort, steuerte den Seuchen muthig und ward wie zur Rache von ihnen ergriffen. Zu Twer wüthete das verheerendste Fleckfieber, warf die Krankenhausärzte danieder und nahm sich den Fürsten *) selbst zum Opfer, als er sich zum Hülfebringen helden-

*) Er ward am 5ten Dec. 1812 krank und starb am 27sten.

müthig in Gefahr begab. Wen die Götter lieben, sagten die alten Griechen, den lassen sie früh und rühmlich sterben.

Die Wehmuth war unbeschreiblich. Die Großfürstin suchte Trost bei der Kaiserin Mutter, begab sich mit ihrem Hofe nach Petersburg und ehrte das Andenken ihres Gemahls auch dadurch, daß sie nichts an der bestehenden Ordnung änderte. So blieb auch Buhle in seinen Verhältnissen und hätte in Petersburg in den rauschendsten Siegesfreuden und mannichfaltigsten Genüssen leben können, wenn seine Seele nicht in Kummer versunken wäre. Der Mißmuth ging zuweilen in Bitterkeit über, und in einem solchen Augenblick schrieb er auch, ganz wider seine Gewohnheit, die herben Bemerkungen über Gräfe's Uebersetzung von Nonnos Hymnos und Nikäa*). Für den Leidenden konnte nichts heilsamer sein, als daß die Reisen der Großfürstin 1814 ihm Gelegenheit gaben, nach Deutschland zu kommen, um vaterländische Luft zu athmen und seine Familie wiederzusehen. Er mußte sich zu Petersburg von einem leblosen, aber doch sehr lieben Bekannten, von dem Wagen trennen, worin er von Braunschweig nach Moscau ohne alles Zerbrechen gefahren war, und der alle Reisen, bloß 1812 über 400 Meilen, mitgemacht hatte**). Die Reise ging diesmal zur See, von Kronstadt nach Lübeck, auf dem Meer ward er von „hohen religiösen Empfindungen ergriffen," die Fahrt glücklicher vollbracht, als bei dem stürmischen Wetter sich erwarten ließ, und ohne daß er im mindesten seekrank gewesen. Er betrat den deutschen Boden im August 1814 wieder, seine Muttersprache klang ihm in frohen Ernteliedern und in vollen Freudenrufen über die Siege und Glücksverheißungen entgegen; überall fand er sich gekannt und angenehm erinnert; in seiner Vaterstadt aber konnte er nicht liebevoller, zuvorkommender empfangen werden. Es ward eben das Carolinum hergestellt; hier hatte er einst mit Lust und Liebe gelernt und konnte nun mit seinem Lehrer Eschenburg zusammen lehren, mit offener Freundschaft

*) Mitau 1813.

**) Man sieht, die braunschweigischen Wagen sind nicht mit Unrecht im Ruf der Dauerhaftigkeit.

ſich dem Kreiſe von ausgezeichneten Gelehrten und wackern Landsleuten hingeben, Mittel und Muße zu eigenen Werken noch genug haben und bei den Seinigen bleiben. Er wählte nicht lange, ſondern übernahm den Lehrſtuhl der Rechtswiſſenſchaft und die Geſchäfts- und Rechnungsführung bei dem Carolinum. Er hatte die Zwiſchenzeit benutzt, um ſich mit dem Gange und Stande des deutſchen Schriftthums bekannt zu machen, entwarf nun ſeine Vorleſungen, wie wir es ſchon kennen, und trieb ſein Verwaltungsgeſchäft mit großer Sorgfalt; zugleich griff er aber mit jugendlichem Eifer zur Feder, beurtheilte beſonders die Schriften aus und über Rußland in den gelehrten Zeitungen von Göttingen und Halle; gab ſeinen Beitrag meiſterhaft zu dem gemeinſchaftlichen Werke deutſcher Gelehrten *), das ſonder Unterſtützung die gleichartigen unterſtützten Werke der Ausländer übertrifft und nicht den Namen des öſtreichiſchen Kaiſers oder preußiſchen Königs, ſondern des ruſſiſchen Kaiſers und polniſchen Königs an der Spitze trägt; er ging auch an die Vorrichtung zur Vollendung ſeines Ariſtoteles, gedachte die Geſchichte der Begriffswiſſenſchaft fortzuſetzen, wozu Freund Eichhorn zu Göttingen die treue Hand bot; zuletzt am Abend ſeines Lebens, und wie zur Feier vom langen Tagewerk, ſollte mit Hülfe von angemerkten Stichwörtern und geſammelten Nachrichten eine Reiſebeſchreibung entworfen, und ein Vermächtniß von ruſſiſchen Geſchichten hinterlaſſen werden. Wie er ſich das Alter wünſchte, ſo pries er es in dem herzlichen Glückwunſch **) an Eſchenburg bei deſſen funfzigjähriger Dienſtfeier. In der Beilage werden mit Kunſt und Scharfſinn Hill's Bemerkungen ***) über die Sprachverunſtaltungen beſtritten, welche ſich Tacitus erlaubte, unter deſſen Ueberſetzern er dem Herrn v.

*) Außer der ſchon erwähnten Abhandlung über Ariſtoteles erhielt die Encyklopädie von Erſch und Gruber durch ihn deſto ſchätzbarere Nachrichten von ruſſiſchen Gelehrten, je ſeltener ſie zu haben ſind und ſein werden.

**) Epistola ad Eschenburg. Acced. observ. crit. de Taciti stilo adversus Hill. Braunſchweig 1817.

***) Philos. and hist. transactions of the R. Society of Edinburgh. Vol. I. 4.

Strombeck den ausgezeichnetsten Vorzug gab. Er hatte kurz zuvor ein namenlos hingeworfenes Wort von diesem gelehrten Landsmann in den braunschweigischen Anzeigen angegriffen, aber überraschende Gegenwehr gefunden und sodann Frieden und Freundschaft erhalten. Seine bürgerliche Stellung führte wohl ihm Freunde, doch keine Feinde zu, das war und hielt er viel werth; bei seinem gefälligen Wesen und gutem Erzählen ward sein Umgang sehr gesucht; sein Einkommen reichte zu den beschränkten Bedürfnissen hin; seine Gesundheit schien sich zu befestigen, und nur noch eine hartnäckige Heiserkeit von so vielem Krankheitsstoff übrig zu sein, doch allgemach der Heilkraft einfacher und behutsamer Lebensart zu weichen. Er hatte sich nun auch eben angekauft und lebte so recht wieder auf, unter den Anklängen von alten und neuen Erinnerungen, wovon eine der angenehmsten der junge Herzog aus Stuttgart von der Großfürstin und damals Königin von Würtemberg ihm brachte, unter dem Wechsel liebgewonnener Arbeiten, unter den Freuden der gesellschaftlichen Aufmerksamkeiten, des öffentlichen Vertrauens und des gelehrten Rufs, im Gefühl, sein Jünglingswort redlich gelöst zu haben. Da geschah ihm, was ihm stets geschehen war. Das Glück zeigte sich ihm nur, um vor ihm mit Entsetzen zu verschwinden. Seine Schwester und pflegende Freundin erkrankte, litt ein langes Jahr unter seinen Augen, ihres treuen Krankenwärters, und starb in seinen Armen, auch mit ihr fast an einem Tage seine älteste Schwester. Das traf das Herz, wie wenn verzehrend Feuer hineingefallen wäre, der Pulsschlag verdoppelte die Geschwindigkeit, der Körper ward entkräftet, die Seele blieb in ihrer Kraft. So treibt der Baum noch frische Blüthen und gibt dem Himmel seinen Blüthenstaub, wenn der Blitz seine Wurzel verbrennt und den Lebenssaft verflüchtigt. Als die Seele von dem glühenden Schmerzensgefühl ergriffen und durchdrungen ward, zeigte sich ihre schönste und lieblichste Blüthe. Seine Sehnsucht nach der Verewigten verschmolz alle Forschungen über die Bestimmung und Zukunft des Menschen in das hellste, klarste Bewußtsein von den Zweifeln und den Hoffnungen auf Unsterblichkeit und von dem Glauben, der sich verläugnen, aber nicht widerlegen läßt. Er wußte, was sich wissen und nicht wissen läßt, und hatte sich bisher an das

Wissen gehalten, um desto besser Herr bei sich zu bleiben und den Empfindungen sich ungebunden hinzugeben. Nun aber forderte seine Seele von sich selbst zu Trost und Hülfe die letzte Rechenschaft zur Ausgleichung zwischen dem Wissen und dem Ahnen. Diese Rechenschaft ist ihre schönste Blüthe, welche der Todeshauch schon angestreift, aber dadurch in ihren reinen Lichtfarben noch mehr verklärt hat *). Man wird von schauerlichem Ernst ergriffen und zugleich freundlich angezogen durch die Betrachtungen, wie sich aus der verzweiflungsvollsten Verwicklung die theuersten und edelsten Gedanken entfalten, frei von Verdüsterung und Schwärmerei bleiben und sich in der Ueberzeugung zusammenschließen, daß „alle Eindrücke, welche die Welt auf den Geist des Menschen machte, alle Folgen der Uebung seiner Kräfte und Fähigkeiten hienieden, nach aller Wahrscheinlichkeit, in die andre Welt mitgenommen werden. Das frühere Leben kann nicht umsonst, es muß nothwendig Vorbereitung, Zurüstung zu dem künftigen sein. Daß die Vorstellungen und Bilder, welche der Mensch während des körperlichen Daseins hatte, an den Organen des Vorstellungsvermögens, des Gedächtnisses und der Phantasie im Gehirn haften, folglich mit diesen Organen durch den Tod aufhören, daß also die Vernunft, als Denkkraft, zwar nach dem Tode forteristire, aber ohne alle sich auf das gegenwärtige Leben beziehende Ideen, wie Aristoteles meinte, der deshalb in einem gewissen Sinne die Unsterblichkeit der Seele behauptete und in einem andern läugnete, ist nicht möglich. Freilich wenn unsere Ideenassociationen auf Ideencanälen im Gehirn, welche die durch Eindrücke der äußern Dinge geweckten Lebensgeister ursprünglich bilden, nach Carteſius; oder auf sogenannten materiellen Ideen in den Gehirnfibern, gleich Bildern auf einer Wachstafel, nach Bonnet, beruhen: so kann, nach der Destruction des Gehirns durch den Tod, von Vorstellungen, Gedächtniß und Phantasie der menschlichen Seele nicht ferner die Rede sein. Aber es ist schlechthin unbegreiflich, wie alle Eindrücke, die wir von unserm ersten Eintritt in die

*) Ueber Ursprung und Leben des Menschengeschlechts und das künftige Loos nach dem Tode. Braunschweig 1821.

Welt an empfangen, in der so kleinen Masse des Gehirns bestimmte Spuren zurücklassen könnten; so bestimmt, daß der menschliche Geist im Stande wäre, sie zu erkennen und von neuem gelegentlich wieder zu erwecken und sich ihrer zu erinnern. Schon einen einzigen Tag über muß ein Eindruck den andern im Gehirn verdrängen, ein Bild das andre decken oder verwischen und mit ihm physisch in eins zusammenfließen. Wie sollte dies nicht unendlich mehr noch der Fall sein bei unaufhörlich fortgesetzter Einwirkung der äußern Natur auf die Sinne und das Gehirn des Menschen das ganze Leben hindurch? Gleichwohl erinnern wir in spätern Jahren uns an Gegenstände und Begebenheiten aus der Zeit unsrer Kindheit oft mit großer Lebhaftigkeit und Deutlichkeit. An Gehirnfibern können wahrlich die Spuren der Vorstellungen jener Gegenstände und Begebenheiten so lange nicht gehaftet haben. Vielmehr ist die Erinnerung nicht anders zu erklären, als daß wir der menschlichen Vernunftkraft das Vermögen beimessen, empfangene Ideen aufzubewahren und sie zu irgend einer Zeit, bei gegebenem Anreitz dazu, erneuern zu können. Sofern der Geist des Menschen Ideen, Erfahrungen und Kenntnisse in die andre Welt mitnimmt, ist zum mindesten die Möglichkeit einer Erinnerung jenseits des Grabes an das irdische Dasein begründet, und es fände eine eigentliche Unsterblichkeit in der Bedeutung statt, wie wir sie wünschen. Ob indeß jene Erinnerung sich realisiren werde, darüber läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit auch nicht einmal etwas vermuthen, weil wir von der Art der Existenz des menschlichen Geistes nach dem Tode und den äußern Bedingungen derselben durch eine neue Organisation gar keinen Begriff haben und haben können." So sieht man sich von ihm auf der Schwebehöhe gehalten, von der man zur Gewißheit nicht vordringen kann, aber auch in die Verzweiflung nicht zu versinken braucht, daß die Erde bloß ein Theilchen von einem Triebwerk, und der Mensch mit seinem bloß thierischen Vermögen der Vernunft allenfalls bestimmt sei, für den Umtrieb etwas Dampf abzusetzen. Uebrigens erklärt er, daß er, „seitdem er selbständig sich mit speculativer Philosophie beschäftigte, nie an die Frage über das Verhältniß der unendlich vollkommensten Gottheit zu einer

endlichen unvollkommnen Welt, und wie diese in jener begründet sein möge, dachte, ohne daß ihm die Frage wie die fürchterlichste Klippe vorgekommen wäre, an welcher zuletzt jedes philosophische System, das eine unbedingte vollkommenste Gottheit als Urheber alles Vorhandenen zum Resultate hat, zertrümmert wird."

Da so die freie Forschung und ihre freie Mittheilung sein Trost und seine letzte Freude war; da sein Haß wider Geisteszwang und Gedankensperre von den Alten ihm früh eingegeben, und durch die Anschaulichkeit ihrer Folgen, der Geistesläbmung, Volksverkrüppelung und genußgieriger Gleißnerei noch aufgefrischt war, da seine Seele nirgends und nichts von Hundedemuth angenommen, oder nie Wort und Schrift, wie die Engländer sagen, zu Schäferhunden gemacht hatte; da deswegen aber auch ihr entgegengesetzter Mißbrauch zu Verunglimpfungen, Aufhetzungen und Zerwürfnissen seinen stärksten Widerwillen erregte: so bedarf es der Anführung nicht, mit welcher umsichtigen Gewissenhaftigkeit er dem Vertrauen entsprach, wodurch ihm die Büchersaufsicht übertragen ward. Keine der vorgelegten Schriften ist durch ihn um einen einzigen Gedanken gekommen, aber manche von Fehlern gereinigt, in Härten gemildert, in Sachen verbessert, mit der Schonung eines gelehrten Freundes. Indeß gerieth er doch einst in Unannehmlichkeit. Er hatte sich beschränkt, einem namhaften Gelehrten anstößige Stellen in der Schrift über einen wichtigen Rechtsstreit zu bezeichnen, und deren Aenderung ihm überlassen. Ihr Unterlassen und die Beschwerde darüber empfand Buhle desto tiefer, je leidender, krankhafter sein Zustand schon war. Sein entkräfteter Körper wies alle Stärkung von sich. Die Sorgfalt seiner Mutter, die Pflege seiner Schwester, die vereinte Hülfe der Aerzte, die gewählteften Speisen, der kostbarste Labetrunk versagten ihre Wirkung. Ein langes Jahr schlich so hin, und immer matter und müder ward sein Körper unter der Anstrengung, noch der Seele zu dienen. Endlich kam der Todeskampf und dauerte bis in den fünften Tag mit Bewußtsein, doch schmerzlos; dann folgte kurze Verwirrung und der letzte Athemzug am 11. Aug. 1821.

# Jean François Marmontel.

---

Nach . . . . in der Biographie universelle.

Digitized by Google

# Jean François Marmontel.

Zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern Frankreichs im vergangenen Jahrhundert gehört unstreitig der berühmte Verfasser der „Contes moraux," der „Incas" und noch so mancher anderen zarten, von dem Geist der reinsten Anmuth umwehten Dichtung, und die Anerkennung, welche Marmontels Werke nicht allein zu seiner Zeit und von seinen Landsleuten, sondern auch im Auslande und bis jetzt noch überall erhalten, beweist hinreichend, daß ein ächter Genius sie belebte, und nicht bloß der vergängliche Flitterputz einer gerade herrschenden Mode ihnen die Aufnahme verschaffte, die sie fanden.

Marmontel wurde zu Bort, einem kleinen Ort in Limosin, den 11. Juli 1723 geboren. Sein Vater war ein Schneider und wenig begütert. Doch drückte die Dunkelheit dieser Abstammung und die beschränkte bürgerliche Lage seiner Eltern den aufstrebenden Knaben nicht nieder. Zwar war damals die Grenzlinie der Stände und des äußern Glücks, wie überall, also auch in Frankreich, noch schärfer gezogen, denn jetzt; indeß in kleinen Landstädtchen, wo alles nur in mittelmäßigen Verhältnissen lebt, und entweder ein Stückchen Feld oder einige Industrie die genügsamen Bewohner nährt, kannte man stets den Abstand, den Geburt und Reichthum geben, weniger, und der Schneidersſohn ist dort nicht geringer angesehen, als der Sohn des Matadors, der vielleicht mit einigen Pfund Kaffee u. dergl. Handel treibt und nebenher als Rathsherr sich brüstet.

Diese Gleichheit der Verhältnisse, in welchen der Knabe aufwuchs, wirkte — wie dies in der Regel der Fall zu sein pflegt — wohlthätig auf seinen Charakter. Kriecherei, oft im geringen Stand und beschränkter Lage Geborenen so eigen, blieb ihm fremd und verhaßt; keine kränkende Demüthigung — das Gift für edle jugendliche Seelen — schlug den Muth und den Freiheitssinn des Knaben nieder; mit derselben Unbefangenheit, mit der er in seinen früheren Jahren die ihn Umgebenden vom ersten bis zum letzten betrachtete, trat er auch in spätern in die Zirkel weit über seinen Stand Erhabener ein; und gewohnt, in dem Menschen nur zu sehen, was man eigentlich auch nur in ihm sehen sollte, den Menschen nämlich, zeigte er oft vornehmer Anmaßung und auf bloße Glücksgüter pochender Seichtigkeit gegenüber eine Unbiegsamkeit, die freilich nicht dazu diente, ihn bei Menschen zu empfehlen, denen dergleichen äußere Stellung oft das Höchste ist.

Nonnen lehrten dem Kinde lesen, ein wohlwollender Geistlicher später umsonst Latein. Hierauf, durch Verwendung einiger Freunde seiner Eltern, in das von Jesuiten verwaltete Collegium zu Mauriac in Auvergne kommend, trieb er mit Eifer und Fleiß Humaniora und gewann solche Liebe zu den Wissenschaften, daß, als sein Vater ihn — besorgt für seinen künftigen Unterhalt — zu einem reichen Kaufmann nach Clermont auf's Comptoir gab, der junge Marmontel erklärte: er könne und wolle nicht von seinen Büchern lassen, und nimmermehr würde ein Kaufmann aus ihm werden. Er kehrte daher, nachdem er den anfänglichen Widerstand des Vaters glücklich überwunden hatte, in sein Collegium zurück und warf sich nun mit dem ganzen Feuer seines lebhaften Geistes auf das Studium der Philosophie. Seinen Unterhalt erwarb sich der Jüngling nebenbei mit Stunden geben.

Noch nicht achtzehn Jahre, empfing er zu Limoges durch den Bischof Coëtlosquet die priesterliche Weihe, und nun sich nach Toulouse begebend, hatte er den Plan, nach dem Wunsch und Willen seiner ehemaligen Lehrer, — die gern einen so talentvollen jungen Mann für immer sich gewinnen wollten — in den Orden der Jesuiten zu treten; ein Vornehmen, von welchem ihn bloß die Bitten und Thränen seiner Mutter zurückhielten.

Die gute Frau hatte in dieser Zeit ihren Mann verloren, und all' ihre Hoffnungen ruhten nun auf dem Sohn. Es erfüllte aber Marmontel die Erwartungen seiner Mutter, so wie es einem guten Sohne gebührt, und sich einem thätigen Leben widmend, indem er die Famulatur bei einem Professor der Philosophie am Bernhardiner Seminarium zu Toulouse annahm, unterstützte er mit den Ersparnissen seiner geringen Einkünfte seine alte und schwache Mutter. Bald verbesserten sich indeß seine Umstände. Trotz seiner großen Jugend fand Marmontel doch so viele, oft ältere, Studirende, die sich danach drängten, ihn zum Repetenten zu erhalten, daß er von dem Gewinn dieser Bemühung im Stande war, seinen Verwandten ein ganz behagliches Auskommen zu verschaffen.

Während auf diese Art sein edles und frommes Herz die Freude genoß, — die schönste, die ein gutgearteter Sohn haben kann — seinen Angehörigen ein ruhiges Loos zu bereiten, strebte er aber auch, getrieben von dem ihm inwohnenden Geist, nach dem Glanz, welchen dichterisches und literarisches Verdienst zu geben pflegt, und treu sich dem Dienst der Musen weihend, widmete er ihnen jede Stunde, die seine andern Berufsarbeiten ihm frei ließen.

Anfänglich schien es jedoch, als wolle ihm auf dieser Bahn das Glück nicht besonders lächeln. Eine Ode, die er zum Lobe der Erfindung des Schießpulvers dichtete (allerdings eine etwas seltsame Wahl des Stoffes) und zur Preisbewerbung der Akademie des jeux floraux in Toulouse mittheilte, fand — wie er selbst in seinen Memoiren sagt — „schlechte Aufnahme und erhielt nicht einmal die bescheidene Ehre des Accessit." „Ich war" — fährt er am angeführten Orte fort — „außer mir vor Zorn über diese Schmach, und meine Verblendung ging so weit, daß ich an Voltaire schrieb und nichts denn Rache schrie. Nicht lange darauf empfing ich eine Antwort von ihm. Sie war so fein, so galant und doch so zurechtweisend, daß ich bald sah, was ich früher hätte sehen sollen. Was mir indeß mehr schmeichelte, wie dieser Brief, war das Geschenk, welches mir Voltaire mit einem von ihm selbst corrigirten Exemplare seiner Werke machte. Seit dieser Zeit (1743) schreibt sich mein Briefwechsel und meine, während 35 Jahren

bis an Voltaires Tod, mit ihm unterhaltene und nie unterbrochene freundschaftliche Verbindung her."

Später wurden Marmontels Bemühungen in dieser Art, indeß von einem bessern Erfolge gekrönt. Er erhielt innerhalb zwei Jahren (bis 1745) dreimal den Preis von den jeux floraux, und da ihn um diese Zeit Voltaire schrieb: „Sie müssen in einen größern Wirkungskreis treten; kommen Sie nach Paris. Ich habe Ihrentwegen bereits mit Herrn Orri, Generalcontroleur der Finanzen, gesprochen, er wird für Sie sorgen u. s. w." auch der Erzbischof Laroche-Aymon in Toulouse sich, in Folge hämischer Einflüsterungen, ziemlich feindselig gegen ihn bewies, wodurch ihm der geistliche Stand verleidet wurde: so entschloß er sich, seinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen und den Ermunterungen seines Gönners und Freundes Voltaire zu folgen.

Ueber Montauban reisend, bis wohin ihn seine toulouser Freunde geleiteten, erhielt er noch daselbst von der dortigen Akademie den ihm zuerkannten Preis, eine silberne Lyra, hundert (Laub-) Thaler an Werth, und aufgemuntert durch diesen neuen Beweis der Anerkennung seines Talents, beschäftigte er sich den übrigen Weg bis Paris damit, Pope's Gedicht, „die geraubte Locke," zu übersetzen; eine Arbeit, die nicht ohne Nutzen für ihn blieb.

Bei seiner Ankunft in Paris erfuhr Marmontel übrigens, wie nicht gut es ist, wenn man sich im Leben bei Veränderungen seiner Lage zu sanguinischen Hoffnungen überläßt. Der Generalcontroleur Orri war während der Zeit seiner Reise in Ungnade gefallen, und mit ihm sank so ziemlich des jungen Mannes ganze Aussicht auf Anstellung und Beförderung. So war für den Niedergeschlagenen — man kann denken, in welchem Grade — jetzt Voltaire der Einzige, an den er sich wenden konnte, und zur Ehre des Philosophen von Ferney muß man sagen, er täuschte das Vertrauen des einsam Dastehenden nicht. Indem er Marmontel auf jede Art fortzuhelfen suchte, schlug er ihm vor, sein Talent zur Verfassung von Schauspielen anzuwenden, und versprach ihm dabei, ihn mit seinem ganzen Einfluß zu unterstützen. So lockend indeß diese Aussicht auch war (denn in Frankreich pflegt man dramatische Dichter besser zu belohnen, als in Deutschland, und zudem bietet sich nicht jedem aufblühenden Talent

ein Beschützer wie Voltaire dar), so wagte dennoch Marmontel, mißtrauend seinen Kräften und seiner Erfahrung, jetzt noch nicht den Rath seines Gönners zu befolgen, und statt sogleich sich auf die zwar glänzende, aber auch glatte Bahn des Dramaturgen zu begeben, zog er vor, den Platz eines Hofmeisters bei dem Sohne des Herrn Gilly, Director der ostindischen Compagnie, anzunehmen, wo ihm neben hinreichender Muße, seine literarischen Beschäftigungen fortzusetzen, wenigstens so viel Gewinn sich zeigte, um zwar beschränkt, aber doch anständig leben zu können.

Fleiß und das Wohlwollen von Männern, die sein Genie ehrten, versüßten ihm diese dunkle Lage, die sich indeß bald erheiterte und (literarisch) verschönte. Schon im ersten Jahre seines Aufenthalts in Paris trug er den Preis davon, den die Académie française auf das beste Gedicht zu Ehren des Nachfolgers von Ludwig XIV. gesetzt hatte; und dieselbe Ehre widerfuhr das Jahr darauf seiner Ode, welche die „clémence d'auguste successeur de Louis XIV." (ein gleichfalls von der Akademie aufgegebenes Thema) pries.

Ermuntert durch diese glücklichen Erfolge, wagte er es nun, dem längst gegebenen Rathe Voltaires zu folgen, und es war am 5. Februar 1748, als auf dem großen Theater das erste dramatische Erzeugniß seiner Muse, das Trauerspiel „Dionysius," mit Beifall gegeben wurde.

Zwar ist nicht zu leugnen, daß dieses Werk manche verfehlte Situation hat, und das Interesse des Ganzen eben nicht ausgezeichnet ist, indeß trägt es doch so unverkennbare Spuren von Talent in sich, und stellenweis weht in demselben ein so ausgezeichneter dichterischer Geist, daß der Erfolg, den es hatte, sich allerdings rechtfertigen läßt, um so mehr, wenn man bedenkt, daß der Verfasser schon durch seine früheren Arbeiten in andern Dichtungsarten sich zahlreiche Freunde und eine ziemlich allgemeine günstige Stimmung im Publicum erworben hatte. Man rief ihn nach Beendigung der Vorstellung heraus und erzeigte ihm dadurch eine Ehre, die vor ihm nur dem Verfasser der Merope widerfahren war. Als das Werk bald darauf im Druck erschien, widmete Marmontel es Voltaire, seinem Lehrer in diesem Fache, dessen Einfluß allerdings viel zu der sehr

guten Aufnahme, die es erhielt, beigetragen haben mochte. In der Vorrede dazu erwähnt er noch den eben damals stattfindenden Tod des wackern Vauvenargues, „des Mannes, welcher für mich (so sagt Marmontel in seinen Memoiren) am mehresten Interesse und Reiz hatte." Diesem ersten dramatischen Versuche folgten bald andere, wozu ihm jetzt um so mehr Zeit ward, da er seine Stelle bei Herrn Gilly niederlegte, indem die Erziehung von dessen Sohn nunmehr vollendet war. Sein Trauerspiel „Aristomenes" wurde im April 1749 gleichfalls beifällig aufgenommen, obschon es fast dieselben Fehler an sich trug, wie das erste; und die von ihm 1750 gegebene Tragödie „Cleopatra" hatte gar das Glück, elf Vorstellungen zu erleben, ein Fall, der in Frankreich nicht oft eintritt, obschon wieder eben daselbst das Publicum für einmal erkannte ächte Meisterwerke weit mehr löbliche Beständigkeit zeigt, als bei uns, wo immer und immer nur nach Neuem gehascht, und das wahrhaft Gute und Große, was wir besitzen, über dieser Jagd nach Neuigkeiten nur zu sehr vernachlässigt wird.

Diese ausgezeichnete Aufnahme, welche seine Cleopatra damals fand, mochte auch wohl Veranlassung sein, daß 30 Jahre später Marmontel den Entschluß faßte, sie umzuarbeiten. In Folge dieses Beginnens erschien das Stück dann auch (1784) wieder auf der Bühne, indeß dießmal mit bei weitem geringerem Erfolg, als das erste Mal, und obschon der Verfasser, beseelt von zu vieler Vorliebe für sein Werk, dieß allein dem kleinen Personale des Stücks und der einfachen Handlung zuschrieb, so darf doch nicht verhehlt werden, daß der nicht sonderlich günstige Stoff, verbunden mit einer gewissen Trockenheit in der Behandlung, dem unterdessen um ein Menschenalter vorgeschrittenen Publicum, trotz der Umarbeitung, nicht füglich mehr zusagen konnte *).

---

*) Ein Witzwort, welches bei den ersten Vorstellungen der Cleopatra in Umlauf kam, bewog Marmontel, die Entwickelung in diesem Trauerspiele bei der spätern Umarbeitung zu verändern. Nach der ersten Anlage gab sich Cleopatra (geschichtsgemäß) den Tod durch eine Natter. Diese Schlange war von dem Mechaniker Vaucanson sehr künstlich gemacht und zischte indem die ägyptische Königin sie an den Busen legte. Als man nun im Parterre einen Zuschauer fragte,

Weniger Glück, wie zu jener Zeit, Cleopatra, machte das Trauerspiel „die Herakliden;“ doch darf man dies weniger dem Dichter, als der damaligen ersten Schauspielerin des pariser Theaters, der Mademoiselle Dumenil, zuschreiben, die die Rolle der Dejanira vergriff und dadurch wirklich dem Verfasser bedeutenden Schaden zufügte. Sein „Aegyptus,“ der im Jahr 1753 aufgeführt wurde, ward nicht gedruckt, da er gleich bei der Aufführung kalt ließ und mißfiel, und der ihm folgende Numitor kam gar nicht zur Aufführung, obschon Laharpe (bekanntlich kein allzugelinder Kunstrichter) dies Stück für eins der besten von Marmontel erklärte und darauf drang, man solle es, sammt den Herakliden, die, wie Laharpe meinte, die Ehre, auf dem Repertoir zu bleiben, gar wohl verdient hätten, in die Scene setzen.

Leider aber hatte Marmontel einen Feind beim Theater, der alle Bemühungen seiner Freunde zu nichte machte und dem Dichter den mühsam errungenen Ehrenlohn raubte. Dieser Gegner war der zu seiner Zeit berühmte Schauspieler Lekain. Marmontel hatte in der Encyclopädie den Artikel „Declamation“ bearbeitet, und Lekain, eitel und aufgeblasen nach Art seiner Zunftgenossen, glaubte (nicht mit Unrecht) sich in dem Bilde wiederzuerkennen, welches Marmontel von falscher Declamation aufgestellt hatte. Nun sollte man zwar glauben, daß dies Ahnen, der Verfasser des Artikels habe seine Fehlerhaftigkeit im Auge gehabt, als er von übler Declamation sprach, den Schauspieler zu dem Vorsatz habe führen müssen, das Gerügte abzulegen: indeß — wer weiß nicht, daß man ein recht berühmter Schauspieler und nebenbei doch ein von kleinlicher Eitelkeit und Rachsucht besessener Mensch sein kann — Lekain verzieh, statt Marmontel zu danken, ihm nie, denn er glaubte — wie viele seines gleichen — er sei vollendet und über jeden Tadel erhaben; und da er sich fortwährend weigerte, in des gehaßten Dichters Stücken zu spielen, Publicum und Direction aber schwach genug waren, dem Eigensinne ihres verzogenen Schooskindes hierin nachzugeben,

---

wie ihm das Stück gefallen habe, antwortete dieser: „Je suis de l'avis de l'aspic:“ was denn natürlich zu vielem Gelächter und Spöttereien Veranlassung gab.

so geschah es, daß Marmontels Stücke früher, als ohnedem wohl dürfte der Fall gewesen sein, vom Repertoir verschwanden. Während auf diese Art Marmontel bald gehoben und erfreut ward von der Gunst des Publicums und dem lohnenden Zuspruch seiner Freunde, und bald wieder durch die kleinlichen Ränke verletzter Eitelkeit sich gekränkt fühlte, stürzte er sich auch noch, getrieben von seinem lebhaften Temperament, in manche andere Verwickelung. So nöthigte ihn unter andern die Bekanntschaft mit ein Paar jungen Frauenzimmern, den Demoiselles Navarre und Verrière, die eine Zeitlang dem berühmten Marschall von Sachsen großes und nahes Interesse eingeflößt hatten, sich versteckt zu halten; denn obschon der Sieger von Fontenay, unbeständig in seinen Neigungen, wie er einmal war, die jungen Personen längst vernachlässigt hatte, so fand er sich doch sehr beleidigt, daß „ein kleiner unverschämter Poet" es wagte, nach Früchten zu langen, die einst in des Feldherrn Garten blühten; und Marmontel nahm mit Dank das Erbieten des reichen Financier Lapopelinière an, der ihm, um ihn der Ahndung des Marschalls zu entziehen, ein Asyl in seinem Hause zu Passy anbot, wo denn auch der Dichter so lange blieb, bis sich der Zorn des Kriegers gelegt hatte.

Lapopelinière wollte aber auch noch auf andre Art dem einmal liebgewonnenen Marmontel nützen und trug ihm verschiedentliche Anstellungen in den unter seiner Direction stehenden Geschäftskreisen an; diesem war jedoch die Ungebundenheit lieber, als alles, und stets lehnte er dergleichen wohlmeinende Anerbieten mit Dank, aber auch bestimmt ab. Ihm genügte an den bescheidenen Früchten, die seine Muse ihm erwarb, und weder buhlend um die Gunst der Großen, noch haschend nach Gold und Ehre, zog er vor, das Leben eines Philosophen zu führen, der sein Glück in sich zu finden weiß.

Dennoch wollte sein günstiges Geschick, daß ihm gleichsam aufgedrungen wurde, was er nicht suchte. Durch ein Gedicht, in welchem er das Löbliche besang, was Ludwig XV. durch Errichtung der Militairschule gethan hatte, empfahl er sich, ohne es zu wissen, der Gunst der berühmten Pompadour, die nun nicht eher ruhte, bis sie dem Dichter eine Stelle verschafft hatte, die zu bequem und leicht in ihren Verhältnissen war,

als daß Marmontel sie anzunehmen hätte widerstehen können. Der Herr von Marigny, Bruder der Frau von Pompadour, war damals Oberaufseher über die königlichen Gebäude in Versailles; und da es sich fügte, daß er gerade eines Secretairs bedurfte, so erhielt Marmontel diesen Platz, der ihm einen hübschen Gehalt einbrachte und nur zwei Stunden Arbeit alle Tage von ihm forderte.

Fünf Jahre bekleidete er diesen Posten, und die reichliche Muße, die er ihm verschaffte, wandte er dazu an, seine Kenntnisse in der alten und neuen Literatur zu vervollständigen.

Folge dieser Studien war die thätige Theilnahme an der von seinen Freunden Diderot und d'Alembert begonnenen Encyklopädie; außerdem lieferte er aber auch noch Aufsätze in den Mercure de France, von dem er einen jährlichen Antheil in einer kleinen Pension bezog. In diesem Blatte erschien auch die erste seiner „Contes moraux," die bald ihrem Verfasser im In- und Auslande einen dauernden Ruhm erwarb und solche Bewunderung bei ihrer Bekanntwerdung erregte, daß man sie (da sie anfangs anonym im Mercur erschien) wenigstens glaubte Montesquieu oder Voltaire, als den damaligen größten Dichtern Frankreichs, zuschreiben zu müssen.

Der ausgezeichnete Beifall, welchen diese Erzählung (Alcibiade ou le Moi betitelt) fand, und die Bitten der Journal-Redacteure um mehrere, bewogen Marmontel, dies ihm so besonders günstige Feld der Dichtkunst weiter zu bearbeiten, und so entstanden nach und nach die folgenden: Soliman II., le Scrupule, les quatres flacons u. s. w., die nachher gesammelt im Jahr 1761 zum ersten Male erschienen, seitdem so ungemein viele Auflagen erlebten, in alle Sprachen übersetzt und häufig, nicht allein nachgeahmt, sondern auch zur Grundlage dramatischer Arbeiten benutzt wurden.

Niemand war übrigens damals zufriedener, als die Herausgeber des Mercure de France. Zum Entzücken der Leser, die sich mit jedem Tage mehrten, erschien fast monatlich eine neue Erzählung von dem Dichter, und man muß gestehen, daß in der That nicht leicht ein Anderer mit dieser Lebhaftigkeit, dieser Anmuth und Tiefe Stoffe behandelt hat, die die unschuldigen Freuden des

Landlebens, die Entzückungen einer reinen Liebe, das Glück, so Tugend und Natur gewähren, schildern. Hier ist der Dichter wirklich zu Hause, und seine sanfte und reine Muse entfaltet hier alle ihre Reize. Deswegen waren und sind auch noch diese Contes moraux die Freude und die Bewunderung aller fühlenden Herzen, und der Tadel, welchen die vielschreibende Madame Genlis später glaubte darüber ausschütten zu müssen, raubt ihnen nichts von ihrem Werth.

Erwähnung verdient noch, daß Marmontel den Vorschlag, den er den Encyklopädisten machte, das den Gang einer Erzählung oder eines Berichtes, wenn es oft wiederkehrt, immer störende „dit-il“ und „dit-elle,“ zu verbannen, in seinen Erzählungen in Ausführung brachte und dadurch diese, seitdem Rabelais und Beroald de Berville nicht mehr dagegen ankämpften, stark eingerissene Verunstaltung des Styls beseitigte.

Im Jahr 1758 starb Boissy, bisheriger Redacteur des Mercure de France, und die Pompadour brachte es nun bei dem Könige dahin, daß Marmontel das Privilegium darauf erhielt, und von nun an sich ganz diesem Institute widmend, legte der Dichter, indem er das Ungewisse, aber ihn mehr Ansprechende dem Sicherern vorzog, seine Stelle als Secretair nieder, zu welchem Entschluß denn auch die Hoffnung, sich einen Platz in der Academie zu erwerben, das Ihrige mit beitrug. So zog er wieder von Versailles nach Paris, wo Madame Geoffrin ihm eine Wohnung in ihrem Hause einräumte, die Marmontel jedoch nur gegen Bezahlung annahm. Unter seiner Leitung erhielt nunmehr der Mercur noch mehr Ruf und Ausbreitung, und indem, aufgemuntert durch diesen Erfolg, nun Marmontel auch anfing im Verein mit Suard, Coste u. A. eine Auswahl aus den Aufsätzen der früher erschienenen Nummern des Mercurs herauszugeben, stieg des Dichters Ruhm von Tage zu Tage. Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches ihm den Lohn seiner Mühen, die wohlverdienten Früchte seines Fleißes auf einmal raubte, zugleich aber auch Beweis von dem Edelmuth des Dichters und seiner Unerschrockenheit gibt. Der Intendant Cury hatte durch den Herzog von Aumont seine Stelle verloren. Um sich zu rächen, schrieb er die berühmte Scene zwischen Augustus, Cinna und Maximus parodirend, eine geistvolle, aber höchst bittere

Satyre auf seinen Gegner; und Marmontel, dem Cury sein Spottgedicht mehrmal vorgelesen hatte, beging die Unvorsichtigkeit, in einem kleinen Zirkel bei der Geoffrin es zu recitiren. Zwar hatte die geistreiche Wirthin ihm im Namen der Anwesenden Gewähr geleistet, daß kein Mißbrauch von dieser Unterhaltung gemacht werden würde, die übrigens Alle ungemein ergötzte, aber — schon am nächsten Morgen wußte der beleidigte Herzog den ganzen Vorgang, und nichts denn Rache schnaubend eilte er zum König, um die exemplarische Bestrafung des ruchlosen Verfassers flehend, der es gewagt hatte, sich an seiner erhabenen Person zu versündigen.

Für diesen Verfasser hielt man aber allgemein (auch sogleich bei Hofe) Marmontel, um so lieber, da man wohl fühlte, der Dichter habe allerdings eine Ursache, sich über den Herzog zu beklagen, der ihm in dem mit Lekain geführten Streit, zu Gunsten des Acteurs, Unrecht that; und da nun Marmontel sich weigerte, Verrath an Vertrauen zu begehen und den wahren Verfertiger des Spottgedichtes zu nennen, so erfolgte, nach damaliger beliebter Sitte, ohne Weiteres ein lettre de cachet, kraft welchem er elf Tage lang in die Bastille gesperrt und seines Privilegiums auf den Mercur — das um diese Zeit ihm 15 bis 18000 Franks einbrachte, und das er nur zwei Jahre genossen hatte — beraubt wurde.

Ein harter Schlag, der jedoch den Muth des unerschrockenen Dichters nicht niederwarf. Sein Sinn stand nach Edlerem und Besserem, als bloßem Gelde, und seine Mäßigkeit ließ ihm in seinem Talente genugsame Quellen finden, um zufrieden leben zu können. Nach wie vor zahlte er seinen armen Angehörigen die seit Jahren schon gegebene Pension, so sauer das Entbehren dieser Summe ihm nun auch ward, und mit dem Mißgeschick schien sich sein Eifer und sein Fleiß nur zu mehren. Er erhielt zum dritten Male den Preis von der Academie, und die in dieser Zeit von ihm in Prosa erscheinende Uebersetzung des Gedichtes „Pharsalia" und seine „Poétique française" (1763. 2. B. in 8.) beweisen sowohl die Richtung, welche sein Geist, indignirt über die gegen ihn begangene Ungerechtigkeit, nahm, als den Fleiß, mit welchem er arbeitete.

Endlich, am 22. December desselben Jahres (1763), erreichte er den langgehegten Lieblingswunsch seiner Seele.

Er wurde zum Mitglied der Academie aufgenommen, obschon der Graf von Choiseul-Praslin, der in der erwähnten Parodie neben dem Herzog von Aumont als eine lächerliche Person figurirte, sich nach Kräften widersetzte, und der neue Ankömmling manchen Gegner selbst an dem Präsidenten des Institutes, dem Abbé Bignon, fand, der, eben so unartig als seltsam, in der Erwiederung auf Marmontels Anrede von nichts als den Verdiensten sprach, die dessen Vorgänger auf der neu eingenommenen Stelle, Bougainville, hatte.

Ein Brustübel, welches erblich in seiner Familie zu seyn schien, bestimmte Marmontel, seine, wie er glaubte, letzten Jahre, der Ausarbeitung eines Werkes zu widmen, dessen Grundidee ihn schon lange beschäftigte. Es war dies die romanhafte und in vielen Zügen sehr unverbürgte Geschichte des unglücklichen Griechen Belisar. Als dies Buch (1767) an's Licht trat, erregte es sowohl bei Hofe als beim Volk die ungemeinste Aufmerksamkeit; denn nicht allein, daß der Verf. — namentlich in den erstern Capiteln — hier die ganze Anmuth seines Styls entfaltete, so gab er auch zugleich über politische und religiöse Gegenstände Ansichten und Raisonnements, vor deren Klarheit und Kühnheit man in Zeiten fast erschrack, in denen die neuen Ideen von Rechten und Wahrheiten erst anfingen sich langsam unter dem Joche, welches geistlicher und bürgerlicher Despotismus der Menschheit aufgelegt hatte, zu regen, und wo die Morgenröthe, der wir uns doch jetzt in dieser Hinsicht, trotz aller versuchten Reactionen, im Ganzen erfreuen, erst anfing ihre ersten Strahlen auf das dunkle Gewebe von Willkür und Adelsprärogativen zu werfen, wie sie sie ein paar Jahrhunderte früher in Deutschland auf Pfaffentrug geworfen hatte.

Es läßt sich denken, daß der Klerus, sammt Allen, die sich zum Zionswächteramt berufen fühlten, die Erscheinung eines solchen Werkes nicht ruhig anzusehen vermochten. Die Herren von der Sorbonne, mit ihnen der Herr von Beaumont, Erzbischof von Paris, und noch manche Andere, erhoben ein lautes Geschrei, und man ging sogar so weit, den Censor Bret mit verantwortlich machen zu wollen. Doch half dies den Herren alles nichts. Zum Ruhme des Hofes und des Parlaments muß man es sagen, man griff diesmal nicht

mit gewohnter Willkür ein, und sowohl das Buch selbst, als Marmontels auf die Angriffe der Genannten verfaßte bescheidene, jedoch auch gehörige Widerlegungen wurden ungestört debitirt, und der Belisar machte nur um so mehr Glück im In- und Auslande, jemehr die Gegner sich ereiferten. Turgot griff in einem eigenen Schriftchen die Herren von der Sorbonne ihres unstatthaften Benehmens wegen an, und während Katharina II. von Rußland die Feder nahm und den Belisar ins Russische übersetzte, erhielt Marmontel sowohl von ihr, als von den Regenten von Schweden, Preußen und Oesterreich, Complimente über das damals für das vortrefflichste aller Dichterwerke gehaltene Buch.

In diesem Enthusiasmus für den Dichter begehrte und erhielt bald darauf der Herzog von Aiguillon für Marmontel — der von diesem Vorhaben zu seinen Gunsten gar nichts ahnte — die durch Duclos Tod (1771) erledigte Stelle eines Historiographen von Frankreich; und so wieder in eine mehr gesicherte Lage versetzt, arbeitete er seine „Inkas", eine Art poetischen Romans in 2 Bänden aus, die 1777 erschienen und von ihm dem König von Schweden, Gustav III., dedicirt wurden. Obschon auch in diesem Werk der Geist und das große Talent des Verfassers sich nicht verkennen lassen, so muß man doch gestehen, daß der Plan sowohl wie die ganze Ausführung nicht immer das Lob verdienen, welches man den mehrsten seiner andern Arbeiten billig zollt. Die allzugroße Aufhäufung von Episoden, so schön und ergreifend sie auch zum Theil sind, stört und unterbricht den Eindruck des Ganzen; oft weicht der gute Stylist dem blos tönenden Prunk des Redners, und so richtig auch im Allgemeinen der in diesem Werke durchgeführte Satz ist: daß religiöse Unduldsamkeit die Quelle unsäglichen Uebels und furchtbarer Gräuelthaten wird, so ist doch auch wieder nicht zu leugnen, daß Marmontel dies zu einseitig und unbedingt als einzigen Grund von alle dem Bösen hinstellt, welches von den wilden Eroberern der neuen Welt in Gegenden begangen wurde, deren Bewohner freilich damals nicht Ursache hatten, die Stunde zu segnen, in welcher zuerst die bärtigen Männer an ihren Küsten ankerten. Durch seine dramatischen Arbeiten, die er um diese Zeit besonders zu Gunsten Gretry's und

Piccini's, jener beiden berühmten Tonsetzer, die verschiedene von Marmontels Singstücken mit ihren hinreißenden Melodien schmückten, unternahm, kam er in einen ziemlich heftigen literarischen Streit mit Quinault und den Anhängern Glucks, deren Fehde mit den Gegnern oder Rivalen ihres Meisters bekanntlich bald sehr hitzig wurde und lange nachdem noch fortdauerte, als die Meister selbst (Gluck und Piccini) sich längst versöhnt hatten. Ein bei dieser Gelegenheit von ihm verfaßtes satyrisches Gedicht in zwölf Gesängen, „Polyhymnia" betitelt, in welchem Marmontel Piccini gegen die zum Theil blinden Anhänger Glucks mit vieler Schärfe vertheidigt, wurde damals nur in Abschriften bekannt und, als es später, (1819) lange nach seines Verfassers Tode, in Druck erschien, durch den Sohn desselben unterdrückt.

Im Jahre 1783 folgte Marmontel seinem Freunde d'Alembert in der Stelle eines Secretairs der Académie française, und bald darauf (1785) ward er durch Verwendung des Herrn von Angivillers zum Historiographen des batimens du Roi, (eine curiose Charge) ernannt; ein Jahr darauf aber erhielt er die Professur der Geschichte an dem neuerrichteten Lyceum, dem der bekannte Garat vorstand.

Durch alle diese verschiedenen Aemter, verbunden mit dem, was sein Fleiß in literarischer Hinsicht ihm abwarf, gelangte Marmontel dahin, eines ziemlich ansehnlichen Wohlstandes sich zu erfreuen; und da er auch seit 1777, wo er sich mit der Nichte des Abbé Morellet vermählt hatte, in glücklichen ehelichen Verhältnissen lebte, so schien es, als würde fortan sein Leben in ungetrübter Ruhe sich hinspinnen. Doch anders war es im Rathe der Vorsehung beschlossen, und derselbe Sturm, welcher sein Vaterland, den Thron seines Königs und den Frieden so vieler andern Völker verwüstete und umwarf, vernichtete auch das stille Glück des alternden Dichters und Philosophen. Berufen durch die Stimme der Nation, die ihn ehrte und liebte, in die Nationalversammlung, mißfiel bald die Mäßigung und Bedachtsamkeit, mit welcher er sich benahm, Menschen, deren vagues Treiben nur auf schnellen Umsturz alles Bestehenden ging; und einsehend, wohin dies wilde Beginnen von einer, und das unkluge Beharren von der andern Seite führen würde und führen mußte, zog Marmontel sich auf sein

Landhaus in der Nähe von Paris zurück, wo er, mehr um sich zu zerstreuen, als getrieben vom Genius, seine „nouveaux Contes moraux“ schrieb, die während der sturmvollen Jahre 1789 bis 1792 im französischen Mercur erschienen, natürlich aber, theils ihres wirklich geringeren Werthes wegen, theils vermöge der ungünstigen wildbewegten Zeit, in welcher sie an's Licht traten, nicht die Aufnahme erhielten, die seinen früheren Erzählungen dieser Art wurde. Dennoch kann man auch diese Erzeugnisse seiner Muse zu dem Besten und Gelungensten rechnen, was die französische Literatur in diesem Zweige der Dichtung aufzuweisen hat; und wenn man gleich in ihnen die jugendliche Gluth und Wärme, den Frühlingshauch und Blumenduft gleichsam vermißt, die seine früheren Contes moraux so glänzend auszeichnen, so findet man doch in diesen neueren dagegen wieder mehr gereinigte und durch die Erfahrungen des Lebens gefestete Ansichten, die nur hin und wieder durch die dem Alter so leicht sich aufdringende Redseligkeit und Breite des Styls verunstaltet werden. Die ächten Weisheitslehren, welche er in einigen dieser Dichtungen, z. B. in „le petit voyage“ gibt, verdienen um so mehr Beherzigung, je weniger sie dieselbe bisher im Allgemeinen gefunden zu haben scheinen.

Als endlich mit dem 10ten August 1792 sich der Umsturz des Thrones entschied, und alle Hoffnung auf ruhige Begründung ächter Gesetzmäßigkeit schwand, da fühlte auch Marmontel die Nothwendigkeit, sich von dem Schauplatz der Gräuel und aus der Nähe von Menschen zu entfernen, die bluttriefend nur immer nach neuen Opfern haschten; und in dem Dorfe Ableville bei Gaillon, in der Gegend von Evreux, eine Hütte beziehend, war hier sein einziger Trost die Liebe und Sorgfalt seiner braven Gattin, seine Zerstreuung der Unterricht seiner Kinder.

Bald sollte indeß sein von den Schrecken der Blutscenen in Paris empörtes Herz auch noch mit drückenden Sorgen für seine und seiner Familie Subsistenz geängstigt werden. Er verlor schnell nach einander das, was Glück und Fleiß ihm durch viele Jahre hatte erringen lassen, und dem bewunderten und hochgeachteten Dichter, dem guten Menschen und Vater blieb bei schwin-

denden Kräften fast nichts, womit er das eigene wie das Loos der Seinigen für die Folge hätte erleichtern können.

Dennoch erlag sein Muth nicht. Um seine Kinder zu bilden, schrieb er einen Cours élementaire; um sie zu erheitern und zu erfreuen, erzählte er ihnen die wechselvollen Begebenheiten seiner Jugend.

So kam das Jahr 1797 heran. Da erhielt der fast sich vergessen glaubende Marmontel unverhofft den Ruf, in den Rath der Alten zu treten, und obschon mit richtigem Blick sehend, daß die Zeit noch nicht da war, wo Männer seiner Art auf Dank und Folgsamkeit in ihren Rathschlägen rechnen durften, weigerte er sich dennoch nicht der Stimme des Vaterlandes zu folgen, das ihn jetzt glaubte nöthig zu haben. Er erschien wieder in Paris, und seine Sorge richtete sich sogleich dahin, auf die Wiederherstellung der confiscirten Bibliothek anzutragen. Zugleich beschäftigte er sich, beauftragt von seinen Committenten, die so lange mit Füßen getretene Sache der Religion zu vertheidigen, eine Abhandlung über „die freie Ausübung des Gottesdienstes" zu schreiben, die, vorgetragen von ihm in den Sitzungen des Rathes der Alten, den größten und gebührendsten Beifall fand und später in Druck gegeben wurde.

Dennoch, trotz dieser Anerkennung, die Marmontels redliches Streben erhielt, war, wie er richtig vorausgesehen hatte, das Wilde und Wogende, das Schlechte und Eigennützige noch zu dominirend in dem Gang der innern Ereignisse Frankreichs, als daß Tugend und Rechtschaffenheit auf Ruhe und Sicherheit hätten hoffen dürfen. Er folgte daher, ahnend den Sturm, der auf's neue dem in den Grundvesten all seiner Verhältnisse erschütterten Vaterlande drohte, eigenem und seiner Freunde Rath und verließ, nachdem am 18ten Fructidor die Wahlen seines Departements als ungültig erklärt worden waren, neuerdings die Hauptstadt; welcher Schritt, verbunden mit der Achtung, die seine und der Ordnung Feinde dann doch noch für sein Alter und für seine literarischen Verdienste hegten, allein ihn von dem viele Andere treffenden schrecklichen Schicksale der Deportation rettete.

So kehrte er dann in sein kaum verlassenes ländliches Asyl — arm, wie er daraus geschieden war — zurück, und neuerdings Zerstreuung und Trost in den Beschäftigungen mit den Wissenschaften und der Vatersorge

für die Seinen suchend, ward er vom Tod überrascht am letzten Tage des Decembers 1799, als an welchem er durch einen Schlagfluß rasch hinübergeführt, im halbvollendeten 77sten Jahre seines Alters schmerzlos, Gott ergeben und den Hoffnungsblick auf ein besseres Jenseits gerichtet, wie ein guter Mensch und Christ, starb.

Er ruht in dem Gärtchen, welches an seine Hütte zu Ableville bei Gaillon, ohnweit Evreux, stößt, und gegen die Sitte damaliger Zeit brachten auf sein Verlangen Geistliche seiner Kirche ihn zu dieser letzten Ruhestätte.

Marmontel war von der Natur auch in seinem Aeußerlichen wohlbedacht. Mit der Kraft des Geistes verband er — was nicht immer der Fall ist — einen gesunden, wohlgebauten und rüstigen Körper; sein Gesicht zeigte Anmuth, und sein edler Wuchs und Haltung imponirte. Im Umgange und Gespräch vermißte man jedoch oft an ihm jene Leichtigkeit, Zierlichkeit und Grazie, die viele seiner Schriften so vortheilhaft auszeichnet; und der Mann, der als Schriftsteller so sehr zum Herzen und Gefühl sprechen konnte, war in mündlicher Unterhaltung oft trocken und kalt.

Sein Schwiegervater und Freund, der Abbé Morellet, hielt am 31sten Juli 1805 im Institut bei Gelegenheit der zu Marmontels Ehre veranstalteten Todtenfeier eine geistreiche, das Leben und die Verdienste des ausgezeichneten Mannes gerecht würdigende Rede.

Die literarische Thätigkeit Marmontels war ungemein. Außer den bereits von ihm erwähnten, mehrentheils größern, Werken, die, wie gleichfalls bemerkt, fast alle sich der ausgezeichnetsten Aufnahme und eines dauernden Ruhmes zu erfreuen hatten, hat er, namentlich in den Jahren 1768 bis 86 (zum Theil auch noch früher und später) eine bedeutende Anzahl Singspiele, Opern, Vaudevilles und andere Dramen geschrieben, von denen mehrere, ausgestattet mit den genialen Compositionen Gretry's und Piccini's, auch auf unsere Theater gekommen sind und in ihren Texten sich zum Theil noch auf den Repertoirs erhalten, wie z. B. Zemire und Azor u. a. Dann hat man von ihm noch unter dem Titel: „Mélanges" eine Sammlung zum Theil ziemlich ausführlicher Reden und Dichtungen über verschiedene philosophische, ästhetische und andere Gegenstände, die, zwar sehr verschieden in ihrem Werth, doch alle den Stempel

des Genies und Geistes tragen, so wie auch die in sechs Octavbänden von ihm herausgegebenen „Elémens de littérature“ (alphabetisch geordnet die mit Zusätzen vermehrten Artikel enthaltend, welche er früher in die Encyklopädie lieferte) redendes Zeugniß von seinem Fleiß, seinem Talent und seinen Kenntnissen geben. Außer der Sammlung der „Nouveaux contes moraux,“ erschien noch von ihm nach seinem Tode: 1) „Mémoires d'un Père, pour servir à l'instruction de ses enfants“ (4. B. 8. 1804.), die theils durch die vielen trefflichen Lebensregeln, welche er darin aufstellt, theils durch die Menge biographischer Portraits — die jedoch nicht immer mit der Ruhe und Unbefangenheit, die dem Biographen ziemt, abgefaßt sind und selbst in Hinsicht seines eigenen Bildes, das, wie Saint Surin (der Verf. des Artikels „Marmontel“ in der „Biographie universelle, T. XXVII) witzig bemerkt, so gut, wie die Schilderung, welche die berühmte Stael-Holstein von sich giebt, nur ein Brustbild ist, manches zu wünschen übrig lassen. Bemerkung verdient übrigens noch, daß Marmontel in diesem Werke der Behauptung des Barons Holbach in dessen Memoiren widerspricht, als habe er (Marmontel) je zu dem engern Kreise gehört, welchen Holbach einst in seinem Hause versammelte, und wo Diderot, Grimm und, eine kurze Zeit lang, auch Jean Jacques Rousseau glänzten. 2) „Histoire de la Régence du duc d'Orléans.“ (2. B. 8. 1805.) Marmontel vollendete dies Werk bereits im Jahre 1788. Die Zeitumstände hielten aber damals dessen Erscheinung zurück, und so blieb es bis zum genannten Zeitpunct liegen. Uebrigens giebt dies Werk Beweis, daß Marmontel nicht zum Geschichtschreiber geboren war. Sein Styl als solcher ist trocken und sententiös, ohne doch die Energie zu haben, die man billig fordert; und obschon die Gelehrsamkeit und der Fleiß des Verfassers, welche auch hier sich zeigen, Anerkennung verdienen, so beweist doch das Ganze nur zu deutlich, daß er sich nicht auf den Standpunct der Geschichte, der stets über der Aera, in welcher man lebt, liegen muß, zu schwingen und da zu halten vermochte. Indem er mit Recht Saint-Simons Parteilichkeit tadelt, fällt er, dem Getadelten in seinem Urtheil nur zu oft folgend, in denselben Fehler, und selbst, wo es galt, mit der Kraft des Gefühls — die ihm sonst so eigen war — Scenen zu

schildern, welche die Gefühle auf's tiefste in Anspruch nehmen, gelingt es ihm hier nicht, und er wird, wie z. B. in der Beschreibung der Verheerungen, welche die Pest in Marseille anrichtete, trocken und steif. 3) „Leçons d'un père à ses enfants sur la langue française, sur la logique, sur la metaphysique et sur la morale.“ (4. B. 8. 1806.) Dies ist ein sehr deutlich, mit Umsicht und Genauigkeit ausgearbeitetes Werk, dessen darin herrschende Ansichten die größte Hochachtung verdienen.

Betrachten wir nun nach allem Gegebenen das Verdienst Marmontels, als Dichters und Schriftstellers, so finden wir, daß sein Ruhm dauernd und wohlverdient auf mehreren, in ihrer Art Vorbild gebenden, Werken beruht, und daß, wenn auch, wie er selbst in seinen Memoiren an verschiedenen Stellen sagt, ihm nicht der Vorwurf einer mitunter zu großen Flüchtigkeit erspart werden kann, doch seine und die Folgezeit nur gerecht war und ist, wenn sie in seinen Contes moraux, seinem Belisar u. s. w. Dichtungen erkennt, die vom Hauch eines ächten Genius durchdrungen sind.

Man hat übrigens mehrere, zum Theil noch von ihm selbst geordnete, Gesammtausgaben seiner Werke. Die erste erschien 177. in Lüttich bei Bassompière in 11 Octavbänden; eine zweite, von ihm selbst bis auf 17 Bände, Duodez und Octav, erhöhte, kam 1786 in Paris bei Merlin heraus; eine dritte, nach der Zeitfolge geordnete, in 18 Bänden Octav, 1818, bei Verdière. In dieser hat der Herausgeber noch verschiedenes, den Verfasser theils Betreffendes, theils von ihm Herrührendes, abdrucken lassen, als: 1) la Censure de la Faculté de théologie contre Bélisaire. 2) Lettres de Marmontel à l'Abbé Ribalier. 3) Letures inédites. 4) Le Huron (eine nach Voltaires Roman „l'Ingenu“ bearbeitete komische Oper in 2 Acten). 5) Epitre dédicatoire des oeuvres de Marmontel à sa femme. 6) Essai sur les Révolutions de la musique en France. Die letzte und completeste Ausgabe seiner Werke ist aber die von Villenave im Jahre 1820 bei Belin in Paris herausgegebene, der nicht allein Notizen über die einzelnen Arbeiten des Verfassers vorangestellt sind, sondern in welcher sich auch noch sein Observateur literaire (ein nicht lange bestehendes Journal, welches M. in früheren

Jahren mit Bauvin zusammen herausgab), die Réflexions sur la Tragédie, die Extraits des chefs d'oeuvres dramatiques; dann mehrere seiner in früheren Ausgaben nicht befindlichen dramatischen-Arbeiten, als: Lisis et Délie, la Guirlande ou les Fleurs enchantées, Acanthe et Céphise, les Sybarites, Hercule mourant, Céphale et Procris, Démophoon, Antigone, Annette et Lublin, la Bergère des Alpes, le Dormeur éveillé und le Sigisbé ou le Fat corrigé, ferner: Pièces diverses (unter denen die Vorrede zur Henriade und ein Gedicht über Musik) und verschiedene, früher ungedruckte, Briefe sich finden.

Erwähnen wollen wir noch, daß 1819 noch erst eine bis dahin unbekannte komische Oper in einem Act von Marmontel gegeben und gedruckt wurde, ohne jedoch sonderlichen Beifall zu finden. Das Stück hieß la Rancune trompée, und daß, wie Marmontel im Leben viel und mancherlei für das Theater schrieb, man nun auch nach seinem Tode ihn selbst in ein paar Vaudevilles (Marmontel, Vaudeville par Armand-Gouffé, Tournay et Viellard — erschien 1802 — und: Marmontel et Thomas, ou la parodie de Cinna, Vaudeville par Dumolard, 1813) auf die Bühne brachte.

Der Vorwurf, welchen man in einer gewissen Zeit Marmontel machte, er, der Philosoph und Denker, habe in den letzten Jahren seines Lebens einer Anwandelung von neuerlich aufgekommenem religiösen Mysticism nicht widerstehen können und somit die Grundsätze der Vernunft und des Lichts, die er früher gelehrt, selbst wieder durch eigenes Beispiel entkräftet; dieser Vorwurf, abgesehen davon, daß er in Wahrheit ungegründet ist, und Marmontel nie die Befangenheit zeigte, welche unsere neueren mystisch-religiösen Aesthetiker z. B. leider zur Schau tragen, ist aber um so ungegründeter, da der Dichter der Contes moraux, obschon vieljähriger Freund und gleichsam einst Schützling Voltaires, nie sich, Dank seinem edlen, geläuterten Sinn und Herzen, dahin verlor, in traurigen Spöttereien über das Heiligste und Ehrwürdigste, Ruhm zu suchen, und überhaupt nie zu jenen gehörte, denen Vernunft und Philosophie in dieser Hinsicht ein Irrlicht werden, eben so wenig, wie es ihm je einfiel, sich an diejenigen anzuschließen, die da meinen, man könne nur Christ, fromm und Gott wohl-

gefällig sein, wenn man die Philosophie lästert, das Licht flieht, ohne weiteres Denken glaubt und die Vernunft, als eine dem Teufel zugehörige Brustwehr, nach Kräften unterdrückt.

---

# Nachtrag.

## 1.

## Morellet über Marmontel *).

„Marmontel, mein zwanzigjähriger Freund, fand meine Schwestertochter, wie sie es in der That war, sehr liebenswürdig und geeignet, das Glück eines braven Mannes zu machen. Wirklich hatte sie ein liebliches, wohlgebildetes Aeußere, gute Sinnesart, einnehmenden Verstand und lebendigen, gefühlvollen Geist. Meiner Nichte gefiel Marmontel in jeder Hinsicht. Dieses alles war unter den Augen meiner Schwester und meines Bruders offenbar worden, als man mich zu Rathe zog. Ich kam nach Paris zurück, die Vermögensangelegenheiten wurden von mir und meinem Bruder schnell so gut ins Reine gebracht, als es unsere ungewisse Lage erlaubte, und die Heirath vollzogen (1777). Mein Bruder gab zwanzig tausend Franken, und ich sicherte meiner Schwester und Nichte meine dereinstige ganze Verlassenschaft zu. — Dann vereinigten wir fünf uns zu einem gemeinschaftlichen Haushalte, gegen gleichmäßigen Kostenbeitrag. So lebten wir sieben Jahre unter Einem Dache, bis mehrere Kinder kamen, wo dann meine Wohnung in der Straße St. Honoré zu enge ward; Marmontel zog aus, doch blieb er in der Nachbarschaft.

Hier ist der Ort, um über ihn Einiges zu sagen, von seinem Charakter und seinen gesellschaftlichen Eigen-

---

*) Mémoires de l'Abbé Morellet. Paris 1821. Tom. I. Pag. 238 ff.

schaften; denn als Gelehrter ist er zu bekannt, als daß er meiner Lobreden bedürfte. Ich kann von ihm nur reden, als von einem guten Gatten, Vater, Verwandten und Freund, für welche Verhältnisse er die ausgezeichnetsten Eigenschaften besaß. — Nie war eine Frau glücklicher, ununterbrochen glücklicher, als die seine, wozu die Gemüthsart und der Geist meiner Nichte vieles beitrugen; denn eine andere Gattin Marmontels hätte sich wohl unglücklich fühlen können, bei manchen seiner kleinen Charakterschwächen, und besonders bei seiner übergroßen Reizbarkeit. Doch bei einer durchaus gerechten und verständigen Sinnesart, kam er immer gar bald und sicher davon zurück; seine Gattin, welche Verstand und Takt hatte und für den Augenblick nachzugeben und anzuhalten wußte, litt in der That nie von vorübergehenden Aufwallungen, welche sie um so williger verzieh, da gleiche Schwächen von ihrer Seite der Gatte mit größter Nachsicht ertrug. Alle diese Irrungen, von der einen oder andern Seite, trübten das Jahr hindurch nicht Einen Tag, und selbst an diesem war die wechselseitige Liebe um so größer. —

Die elterlichen Pflichten wurden von M. und seiner Frau mit unübertreffbarer Treue erfüllt. Von fünf Knaben, die meine Nichte gebar, stillte sie vier selbst. — M. hielt ihr einen Hofmeister aus der Schule St. Barbara, einem preiswürdigen Institute, welches, wie viele andere, die gesetzgebende Nationalversammlung vernichtete, ohne daß es je ersetzt wurde. Während M. mehrere Jahre hindurch die Seinigen der Sorgfalt Charpentier's — dieses ist der Name des trefflichen Erziehers — vertraute, verging nie ein Tag, wo er von seinen Kindern nicht Rechenschaft forderte über ihre Beschäftigungen, indem er, so zu sagen, von Stunde zu Stunde ihren Fortschritten folgte. Er sah ihre Ausarbeitungen durch, feuerte sie an zum Wetteifer und Fleiß, bewachte vor allem ihre moralische Erziehung und leitete sie zu den Tugenden, für welche die Jugend so empfänglich ist, zur Geschwisterliebe, zur Achtung gegen die Aeltern, zum Gehorsam gegen Lehrer, zur Wahrheitsliebe, Dankbarkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit." —

## 2.

## Marmontel an seine Gattin.

Morellet, der Marmontel'sche Familien-Onkel, theilt folgendes Zueignungsschreiben Marmontel's an seine Frau, bei der Herausgabe seiner Werke, mit, welches über die Verdienste seiner Lebensgefährtin ein um so untrüglicheres Zeugniß ablegt, da dasselbe, seiner Bestimmung gemäß, damals, als es geschrieben wurde, nicht in das Publicum kam, sondern als ein Liebesmahl dem Familienkreise anvertraut blieb. Zu gleicher Zeit wirft diese Zuschrift auf die Charakteristik Marmontel's das freundlichste Licht. —

„Erschrick nicht, geliebte Freundin! über die Huldigung, die ich Dir darbringe; es geschieht ja nicht im Gepränge der Oeffentlichkeit. Deine Bescheidenheit ist so natürlich, so zart und rein, daß nichts dein Gefallen gewinnen kann, was vorlaut erscheint. Ohnehin bin ich gewohnt, dich als mein anderes Selbst zu betrachten; und so fühle ich mich verpflichtet, gleich bescheiden von Dir, wie von mir selbst, zu reden. Auch wissen wir uns ja des Glückes zu erfreuen, in der Stille und Zurückgezogenheit, ohne den Neid zu wecken; in unserm Lebenskreise offenbart dagegen Dein Verdienst das genügend, was ich durch Preis verherrlichen möchte." —

„Dieser Beweis meiner Zärtlichkeit und Verehrung für Dich, Geliebte! werde hernach nicht öffentlich bekannt, sondern sei niedergelegt in Deine Hände und in die unserer Freunde, an der Spitze einer Auswahl meiner Werke, damit meine Kinder meine Stimme über Dich noch vernehmen, wenn ich nicht mehr bin, und von mir erfahren, wie viel Dank, Ehrerbietung und Liebe sie Dir schuldig sind. Sie sollen es wissen, wie Du, von ihrer Geburt an, mit frommer Treue die heiligen Mutterpflichten gegen sie erfülltest. Unter allen Zerstreuungen, die Deine Jugendjahre umringten, fandest Du Deine einzige Lebensfreude darin, sie zu stillen und zu warten; Deine Erholung, Deine Feste, Dein Genuß waren ihre Spiele und ihre Liebkosungen; mit mütterlicher Sorgfalt sahst Du die ersten Entfaltungen ihres Geistes und Herzens; die Neigung für das Wissen war für Dich nur ein Verlangen, sie zu unterrichten und mit mir die wichtige Sorge ihrer Erziehung zu theilen." —

„Sie sollen es wissen, daß ihr Vater Dir die über seine späteren Jahre verbreitete Heiterkeit verdankt; daß Du, indem Du in des Lebens Blüthe mich würdigtest, mir, dessen Pfad schon bergab ging, Deine Hand zu geben, Deinen Ruhm darin fandest, mich zu bessern, indem Du mich glücklich machtest; daß Du, um meinen oft von Selbstmäßigung sich entfernenden Charakter zu mildern und zu besänftigen, mit Vernunft zarte Anmuth und die Macht der Freundschaft geltend zu machen wußtest."

„Sie sollen es wissen, daß ich in ihrer trefflichen Mutter eine treffliche Gattin und ein so vollkommenes Ideal aller liebenswürdigen Eigenschaften besitze, daß ich mir vom Himmel kein größeres Glück zu erbitten im Stande bin. Hoheit der Gesinnung und Zartgefühl, natürlich und gebildet, streng nach Grundsätzen, aber voll Nachsicht und Güte, sich selbst verleugnend, immer voll zarter Aufmerksamkeit für Andere; sanfter, schüchterner Stolz, der nie beleidigt, nur sich sichert gegen Beleidigungen Anderer; jene Reinheit, jene Einfalt des Betragens und des Wortes, die jedes Mißtrauen verscheucht und Wohlwollen und Achtung erzeugt; keine Spur von Geiz oder Neid; Streben nach Liebenswürdigkeit, um Interesse zu wecken, mit dem einzigen Verlangen nach tugendhaften Freunden, schuldlose Freude bei Auffindung der Mittel, um ihrem Geschlechte zu gefallen, und im Gegensatz derjenigen, die diese Mittel mißbrauchen, eine bezaubernde Geschicklichkeit, den Gegenstand unberufener Entschuldigungen unter einen milden Gesichtspunct zu stellen; endlich zarte Achtung für Unglückliche, bei beschränkter Lage edelmüthige Mildthätigkeit und ein Herz, desgleichen ich allen Königinnen der Welt wünschen möchte, um Freude und Glückseligkeit um sich her zu verbreiten. — — Dieses sind die Eigenschaften der Frau, welche mir der Himmel, der Mutter, die er meinen Kindern schenkte." —

„Für diese muß es großen Werth haben, geliebte Freundin! hier das Bildniß zu erblicken, welches, bei schwachen Andeutungen, doch treu genug ist, um von ihrem Geiste aufgefaßt zu werden und dort die Ehrfurcht und Liebe, von welchen ich durchdrungen bin, zu verewigen. Solche Gesinnung sei die köstlichste Verlassenschaft des guten Vaters; sie zur Frucht zu bringen in dem Herzen unserer Kinder, bleibt für die ihm noch übrigen Tage sein Beruf, solche Gesinnung der letzte Hauch seines Daseins." —

# Granville Sharp Esq.

Geb. am 10. Nov. 1735. Gest. am 6. Jul. 1813.

Digitized by Google

# Granville Sharp Esq.

Eine traurige, aber auch höchst erfreuliche Erscheinung ist es, daß gerade die herrlichsten Werke, welche der Menschheit am meisten zur Ehre und zum Glück gereichen, als Blumen hervorgehen, welche dem Boden wie von selbst entsprießen, nicht aber als eine Art von Kunsterzeugnissen hervorgebracht werden.

Erfreulich ist diese Erscheinung, weil sie die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur anzeigt; betrübend aber ist sie, weil sie aufmerksam macht auf die gegenüberstehende Entartung Vieler, welche durch Trägheit, verkehrten Sinn, ja ausgemacht schlechten Willen der guten Natur untreu geworden sind und die edelsten Gaben derselben schändlich mißbrauchen.

Jedem Zeitalter gereicht es zur Unehre, wenn das für recht und gut Erkannte von der Afterweisheit mit Achselzucken oder gar mit lautschreiender Frechheit für ungehörig und unthunlich, ja für thöricht und böse erklärt wird. Dafür muß dann freilich — und das von Rechtswegen — jene lose Kunst auch die Schmach erfahren, daß gerade diejenigen Werke, welche, von dem reinsten Lichte umstrahlt, ewig ein Segen der Menschheit sein werden, nicht von jenen verkehrten Leuten, wie laut sie auch von ihrer infalliblen Weisheit trompeten mögen, begonnen und ausgeführt werden, sondern gemeiniglich nur von einzelnen, ganz unbetitelten und ranglosen, politisch ganz unwichtigen Menschenkindern. Endlich, wenn es doch gar zu schimpflich wäre, noch immer zu zaudern oder zu widerstreben, oder wenn überdem der fortgesetzte Widerstand kraftlos, vielleicht selbst gefährlich wäre, —

endlich wohl, aber als die Allerletzten, sieht man die beschämten Klüglinge beitreten der schon durch Andere gewonnenen Sache und, weil es sich nicht mehr ändern lassen will, halbgezwungen und verdrossen die Hand zur Hülfe darreichen.

Diese Erscheinungen wiederholen sich immer und immer von neuem. Wir haben sie unter andern in diesen letzten Zeiten bei der hochwichtigen, heiligen Angelegenheit der Abschaffung des Sclavenhandels in mehr als einem Staate erblickt. Abschaffung des „Sclavenhandels" muß man jetzo leider nur erst noch sagen: denn von Abschaffung der Sclaverei überhaupt läßt sich ja noch nicht einmal überall auf europäischem Boden, so gern man es auch möchte, mit freudigem Lobe reden.

---

Einen Mann, dessen ganzes Leben ein Segen für seine Zeit und für alle Zeiten geworden ist, und der zugleich als ein Beweis für die Vortrefflichkeit der Religion, wozu er sich bekannte und welche er ausübte, dasteht; einen Mann, der Zeit, Kraft und gesammtes Vermögen der Sache der Menschheit widmete; den Mann, welchem wir insbesondere die endliche Abschaffung des Sclavenhandels zu verdanken haben, wollen wir schildern, in fröhlicher Hoffnung, daß die Anschauung eines solchen Musters auch bei Andern und auf mancherlei Weise glückliche Wirkungen hervorbringen werde.

Granville Sharp, diese Zierde unsrer Zeitgenossenschaft, war aus altedlem Geschlecht in der Grafschaft York, zu Bradford Dale, am 10. Nov. 1735 entsprossen. Den Namen Granville führt er seinem Ahnherrn, dem Admiral Richard Granville, der unter Elisabeths Regierung Virginien für England gewann, zum Andenken.

Innige Religiosität war in dieser Familie von jeher einheimisch. Schon von seines Aeltervaters Thomas Granville Hausfrau, einer Puritanerin, wird erzählt, daß bei den Haussuchungen nach verbotenen Andachtsbüchern zu Cromwells Zeit sie eins derselben, ihr besonders werth, als ein Heiligthum bewahrt und es ihrem Sohn als das köstlichste Erbstück überliefert habe. Und als nachher der Sohn durch eine Thürspalte seinen alten

Vater oftmals in stillen Andachtsübungen belauschte, wurde sein frommes Herz immer stärker für Religion erwärmt. Dieser Granville wurde in der Folge zum Erzbischof von York ernannt. Eines solchen Vaters Fußstapfen folgte der Sohn. Thomas Granville, des Erzbischofes Sohn (unsers Granville Sharp Vater) stieg zum Archidechant von Northumberland empor. Mehr noch, als durch seine gediegene Gelehrsamkeit, zeichnete der vortreffliche Dechant sich durch jenen gemeinnützigen, von christlicher Duldsamkeit verherrlichten Eifer aus, womit er, auf eigne Kosten, Freischulen für arme Kinder von allen Religionsparteien errichtete. Um desto willigern und zahlreichern Besuch seiner Schulen zu bewirken, traf dieser duldsame Geistliche die Einrichtung, daß beim Unterricht alle streitige Religionssätze unberührt bleiben mußten. Das ganze Einkommen einer seiner geistlichen Pfründen war lediglich den Werken christlicher Liebe gewidmet. Des wackern Mannes glückliche Ehe mit Judith Wheler war durch zahlreiche Nachkommenschaft gesegnet. Fünf Söhne und drei Töchter haben das reifere Alter erreicht und insgesammt die innigste Menschenfreundlichkeit, als ein Erbstück der frommen Ahnen, fort und fort in schönster Blüthe erhalten. So hat Dr. John Sharp, der älteste Sohn, unterstützt vom gleichgesinnten Lord Crewe, auf dem Felsen von Bamburgh Castle in Northumberland, der bisher bei den Seefahrern nur dutch Schiffbrüche im schrecklichen Ruf gestanden, einen hohen Thurm, zu mannichfachen Zwecken der Menschenfreundlichkeit bestimmt, errichtet. Das oberste Stockwerk ist ein Kornspeicher, aus welchem in Zeiten der Theurung den Dürftigen der nöthige Vorrath zu geringen Preisen verabreicht wird. Der untere Theil des Thurms enthält ein Hospital, besonders für Unheilbare. Er ist auch mit warmen und kalten Bädern zu unentgeltlichem Gebrauch versehen. Auf der Zinne des Thurms stehen Nacht und Tag Wächter, um nothleidenden Schiffen Zeichen der Warnung und Rettung zu geben und Hülfe zu verkünden. Bei heftigen Stürmen gehen von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang zwei Männer die Küste auf und ab, um bei Unglücksfällen überall schnell beispringen zu können. — Unter den übrigen Brüdern unsers Granville Sharp hat sich auch William als berühmter Wundarzt ausgezeichnet. Aber

die Blume, welche im schönen Kranze dieser ausgezeichneten Familie am meisten strahlt, ist doch, ohne den übrigen das gebührende Lob zu versagen,

## Granville Sharp.

Ohne eben eine gründlich wissenschaftliche Bildung erhalten zu haben, da er sich schon früh zum Geschäftsmann bestimmt hatte, verließ er im funfzehnten Jahre seines Alters das väterliche Haus und ging bei Halsey, einem Londoner Leinwandhändler, einem Quäker, in die Lehre. Nach dessen Absterben begab er sich zu einem andern Kaufmann, der, wie der vorige, sich nicht zu der bischöflichen Kirche, sondern zu den Presbyterianern oder Independenten hielt. Dann arbeitete er bei einem irländischen Papisten, und zuletzt bei einem Mann, der sich für gar keins der bekannten Religionssysteme erklarte. So lernte Sharp die Beurtheilung der Menschen zwischen den Personen und ihren Meinungen richtig unterscheiden und das Gute überall entdecken und schätzen.

Der Trieb, alles bei der Wurzel zu fassen, machte den jungen Kaufmann nun auch bald zu einem Gelehrten. Er gerieth mit einem Socinianer in Streit. Um ihn siegreich bekämpfen zu können, rastete er nicht eher, bis er des Griechischen mächtig geworden war und das neue Testament in der Grundsprache lesen konnte. Eine ähnliche Veranlassung, Dispüt mit einem Juden, erwarb ihm Bekanntschaft mit der morgenländischen, besonders der hebräischen Literatur. So gewaffnet, konnte er selbst mit dem gelehrten Kennikott einen Strauß wagen. Wie große Freude der alte Dechant, der bis zu dieser Zeit (1765) am Leben gewesen war, an den überraschenden Fortschritten des Sohns gehabt, und wie gern er dieselben durch eigene Gelehrsamkeit geleitet und befördert habe, braucht nicht gesagt zu werden. Ueberdem erblickte er, noch ehe er die Augen schloß, seinen lieben Granville in einer sorgenfreien Lage, da selbiger schon seit 1758 beim Kriegsvorrathswesen angestellt worden war.

Jene Meinungsstreitigkeiten mit Socinianern, Israeliten und Kennikott waren nur Vorspiele zu der großen Schlacht mit den Menschenverächtern, den Verächtern jeder Religion, nämlich den Patronen des Sclaventhums, gewesen. Hier erst stand ihm sein glänzendster, segenreichster Sieg bevor. Die große Sache entspann sich, wie

es oft zu geschehen pflegt, aus kleinen Anfängen. Im ersten Augenblick hegte Sharps menschenfreundliches Herz nur den Wunsch, armen Negern, die in den Straßen von London mit grenzenloser und doch unberücksichtigter Noth kämpften, einige Erleichterung zu verschaffen. Aber welche Früchte sind, unter der Fügung des Himmels, an diesem nachmals zum herrlichen Baum erwachsenen Reis gereift: Schutz für zahllose Menschen diesseit und jenseit der Meere, Zertrümmerung der gräßlichen Sclavenketten in der Nähe und Ferne! — Welch eine Erscheinung, einen einzelnen Mann zu sehen, der, vom göttlichen Feuer entflammt, hervortritt, er allein, zum Kampf gegen gottlose, obschon durch lange Verjährung — woraus die Schlechten immerdar gar zu gern ein Recht machen wollen — beschirmte Vorurtheile und Mißbräuche; zu sehen, wie er, dessen menschenfreundlichen Bestrebungen sich, wie gewöhnlich, die Schlechten mit aller List, Macht und Frechheit widersetzen, durch rastloses Studium der Gesetze sich waffnet und nun, indem er den unabänderlichen Gang echter Gerechtigkeit behauptet, getrost und unerschütterlich den Kampf wagt gegen alle donnernden Aussprüche der höchsten Obrigkeiten des Königreichs; zu sehen, wie er das Feld gegen sie hält in seiner unzerbrechlichen Rüstung unbestreitbarer Gegengründe, und wie endlich alle, wenn auch noch so schimmernde und scheinbare, noch so verjährte und beliebte, aber dennoch — falsche Meinungen den Platz räumen müssen! Wahrlich! nicht allein eine Ehre für den Mann, der so Großes ausrichtete, sondern auch für die brittische Verfassung selbst, die es verstattet, daß unter ihrem Schirm dieses Große ausgerichtet werden kann durch einen Einzelnen. Doch zur Sache! —

Jonathan Strong, ein Neger, Sclav eines barbadoeschen Advocaten, des David Lisle, war von diesem seinen Herrn nach England hinübergebracht, hier von ihm mit unmenschlicher Grausamkeit gemißhandelt und dann nackt, zerfleischt, halbtodt auf die Straße hinausgeworfen worden. Es hatte sich gefügt, daß Granville Sharp diesen Unglücklichen, gänzlich Verlassenen und dem Untergange Preisgegebenen im Vorübergehen erblickt hatte. Er stand, wie jener barmherzige Samariter, still, nahm sich des Elenden an, verhalf,

mit Hülfe seines Bruders William, des berühmten Wundarztes, ihm wieder zur Gesundheit und verschaffte ihm gutes Unterkommen. Nicht sobald aber hatte der Bösewicht Lisle wahrgenommen, daß Strong wieder genesen sei, als er ihn, wie ein abhanden gekommenes Thier, aufgreifen und fortschleppen ließ. Doch eben so schnell trat G. S. hervor, forderte den Neger zurück und ruhete nicht eher, als bis er, nach einem scharfen und langwierigen Kampf vor Gericht, seinem Schützlinge die Freiheit erstritten hatte. Dieses geschah 1765.

Bei dieser Gelegenheit hatte S. eingesehen, daß die gangbare Meinung der Gesetzkundigen wider ihn sei; auch hatten sehr erfahrene Männer, die er befragte, es ihm nicht verhehlt, daß seine Gründe schwerlich als gründlich anerkannt werden würden. Da er selbst von der Gültigkeit derselben vor dem Richterstuhl der Menschlichkeit auf das innigste überzeugt war, so beschloß er, zunächst alle Gesetze, welche auf die persönliche Freiheit brittischer Unterthanen sich beziehen, gründlich zu studiren, und das that er zwei Jahre hindurch. Die erste Frucht dieser Forschungen war seine Abhandlung: „Ueber die Ungerechtigkeit, Sclaverei in England zu dulden." Er bekämpfte hier die berühmtesten Rechtsgelehrten und die höchsten Gerichtsbehörden des Königreichs mit so siegreichen Gründen, daß sie beschämt das Feld räumen mußten.

Unterdessen drang sein Oheim, Granville Wheler, wiederholentlich in ihn, daß er bei so ausgezeichneter, auch besonders theologischer Gelehrsamkeit in den geistlichen Stand übertreten möchte, wo er ihm dann sogleich eine seiner Pfründen, mit dem jährlichen Einkommen von 2000 Thalern, abtreten wollte. Aber Sharp, damals einzig für den hohen Gegenstand der Rettung seiner Mitmenschen aus den Sclavenketten beseelt, wollte in seiner freien Wirksamkeit durch nichts sich stören und hindern lassen, und lehnte wiederholentlich des guten Oheims Anerbieten ab.

Eine zweite Veranlassung, die Sache der untertretenen Menschheit zu führen, bot sich 1768 dar. Es war eine Sclavin aus Barbadoes, Namens Hylas, ihrem dortigen Gatten entführt und von dem Rauber nach England gesandt worden. S., gerade damals durch eine Anzeige in den Londoner Tageblättern, welche aber

ein anderes, unglückliches Geschöpf betraf, des Inhalts: „Ein schwarzes Mädchen, dem Hrn. B. gehörig, eilf Jahr alt, außerordentlich hübsch, steht zum Verkauf," auf das äußerste empört, nahm sich augenblicklich der jammernden Hylas an, machte die Sache vor Gericht anhängig und erstritt ihr die Freiheit.

Nicht lange nachher ereignete sich ein dritter Fall. Thomas Lewis, ein Africaner, war gewaltthätiger Weise aufgegriffen und nach einem Schiff in den Dünen geschleppt worden, um nach Jamaica übergeführt zu werden. Sharp, von der vortrefflichen Mutter des berühmten Präsident Banks unterstützt, machte auch diese Sache sofort anhängig und erkämpfte vermöge der habeas corpus-Acte dem Neger die Freiheit. — Um dieselbe Zeit (1771) stand er auch dem Herzoge von Portland, dem einige seiner nördlichen Besitzungen, unter dem Vorwande der Verjährung, von der Krone streitig gemacht wurden, bei; denn er hielt gleichfalls dieses für eine unleidliche Unterdrückung der Rechte der Schwächeren. Er behauptete in einer sehr gelehrten Abhandlung, daß der Krone niemals eine Verjährung gegen Privatpersonen zu Statten kommen könne, und er siegte auch hier über alle Kronanwälte. „Obgleich ich," schreibt er, „ein Beamter, freilich nur ein sehr unbedeutender, bin, so betrachte ich mich dennoch als einen völlig unabhangigen Mann. Nie habe ich mich gefürchtet, noch werde ich jemals mich fürchten, zu thun und zu bekennen, was ich für gut und recht halte. Um die weiteren Folgen, welche ein solches Thun oder Bekennen etwa für mich haben könnte, kümmere ich mich nicht im geringsten; denn ich bin der Meinung, daß es eines Mannes unwürdig sei, sich vor der Welt zu fürchten. Es ist mein unverbrüchlicher, heiliger Grundsatz, nun und nimmer meine Meinung über irgend einen Gegenstand zu verhehlen oder zu verkleistern, selbst nicht vor meinen Obern, vorausgesetzt, daß Wahrscheinlichkeit da sei, einen guten Zweck zu erreichen."

Obgleich dem Kämpfer für Menschenrechte es gelungen war, mehreren africanischen Sclaven in einzelnen Fällen zur Freiheit zu verhelfen, so war ihr allgemeines Recht auf Freiheit in England doch immer noch bestritten; die Rechtsfrage hing noch immer an den schwankenden Meinungen der einzelnen Richter. Das

Recht war nicht feierlich anerkannt. Die Freiheit aller Sclaven in England war noch nicht rechtskräftig geworden. — Aber eine Gelegenheit, es nun auch dahin zu bringen, mußte in kurzer Zeit, schon 1772, der Neger Jakob Somersett geben. Er war von einem gewissen Karl Stuart aus Jamaica nach England herübergebracht und, als dieser ihn aus seinem Dienst entlassen, aufgegriffen worden, um wieder nach Jamaica in die Sclaverei zurückgeschleppt zu werden. Sharp eilte sogleich zu Hülfe. Hargrave, ein gelehrter Sachwalter, leistete ihm Beistand. Am 7. Febr. 1772 ward die Sache vor den vortrefflichen Lord-Oberrichter Mansfield gebracht, und der Neger nach dem nun feierlich anerkannten Grundsatz:

„Sobald ein Sclav seinen Fuß auf englischen Boden setzt, wird er frei —"

in Freiheit gesetzt. Außer dem Lord-Oberrichter und den Sachwaltern Hargrave und Alleyne hatten auch die Sergeants Davy und Elynn zu diesem herrlichen Siege geholfen.

Von diesem Augenblick an wurde nun der arme Americaner nicht mehr in die Straßen gejagt, wie wild. Mochte die Hütte noch so elend sein, welche ihn deckte, so schirmte sie ihn doch, und er konnte in Sicherheit schlummern. Er konnte ruhig am Gestade hingehen, ohne fernerhin befürchten zu müssen, in das nächste Schiff geschleppt zu werden. Die schändlichen Verkündigungen von Menschenverkäufen, wie jene (Liverpool): „zu versteigern am 21. Oct. um ein Uhr ein schwarzer Knabe und eine Bergtigerkatze," durfte nun nicht mehr Auge und Herz verwunden.

Sharps täglich steigender Ruhm bei allen Edelsinnigen gewann ihm um diese Zeit die treue Freundschaft des liebenswürdigen, menschenfreundlichen, berühmten Arztes Fothergill und des Nordamericaners Bereget, der auch dort mit unermüdlichem Eifer auf Abschaffung der Sclaverei drang, so wie die Quäker überhaupt von jetzt an ihre Sclaven freiließen und sie nur als gemiethete Dienstleute bei sich behielten.

Auch den rothen Menschen, als sie von den weißen bedrängt wurden, leistete damals Sharp, wie bisher den schwarzen, Hülfe. Man wollte die Caraiben auf

St. Vincent unter allerlei schlechten Vorwänden (1772) aus ihrem Grundeigenthum verdrängen, um der Früchte ihres Schweißes ohne Schweiß habhaft zu werden. Sogleich trat Sharp als Anwalt hervor und führte ihre Sache.

Es war vorauszusehen, daß er mit noch feurigerm Eifer sich des berühmten Streithandels der nordamericanischen Pflanzer mit dem brittischen Parlamente annehmen würde, weil hinzukam, daß er diese als seine Landsleute ansah. Nach seiner Denkungsart konnte er, sobald in ihm die Ueberzeugung, daß ihnen von der Uebermacht Unbill zugefügt werden solle, die Oberherrschaft gewonnen hatte, nicht länger einen gleichgültigen und unthätigen Zuschauer abgeben. Bald bemächtigte jene Ueberzeugung sich seiner ganzen Seele, und er erklärte nun in einem Schreiben an den berühmten Nordamericaner Franklin, daß er dafür halte, dem brittischen Parlament stehe das Recht nicht zu, Gesetze der Art zu machen, welche auch für die Kolonien eine bindende Kraft hätten. Der König für sich — nicht aber der König, mit brittischen Lords und Gemeinen in Verbindung — sei allerdings Oberhaupt auch der Kolonien; aber nur in Verbindung mit einem Parlament der Kolonien sei Er auch Gesetzgeber dieser Kolonien."

Da er sah, daß er die Stimme eines Predigers in der Wüste sei, und daß alle Gegenvorstellungen, wodurch er und andere die Minister zur Nachgiebigkeit zu bewegen hofften, vergeblich waren, vielmehr der Krieg immer heftiger erglühte, und er selbst, als Beamter beim Kriegsvorrathswesen, zur gewaltsamen Unterdrückung der nordamericanischen Kolonisten mitwirken sollte, legte er, nachdem eine gestattete Bedenkzeit seinen Entschluß nicht hatte ändern können, sein einträgliches, kurz zuvor durch eine Zulage noch verbessertes Amt nieder, weil dessen Geschäfte seinen Ueberzeugungen widerstritten (1775). Um nicht länger innen bedrängt zu sein, nahm er gern und geduldig die äußere Bedrängniß über sich; denn, bei den mannichfachen Werken seiner uneigennützigen Menschenliebe, war von dem ererbten Vermögen nur noch wenig, vielleicht gar nichts übrig geblieben; wohl aber ein köstlicherer Schatz, — treue Bruderliebe. „Wenn Du," schreibt Jakob an ihn, „es für erforderlich haltst, Dein Amt aufzugeben, so sind wir — ich spreche hier so gut

für meinen Bruder Wilhelm, wie für mich — beide bereit und willig und, — Gott sei Dank! — auch vermögend, dafür zu sorgen, daß der Verlust für Dich kein Verlust sein soll; und alles, was wir zum Ersatz dafür fordern, ist, daß Du, wie bisher, bei uns lebst, ohne dem Gedanken Raum zu geben, daß Du etwa uns dadurch Beschwerde verursachst und deshalb Dich für verpflichtet haltest, bald eine andre Anstellung suchen zu müssen: denn wenn wir selbst alles, was nöthig ist, in unserm Besitz haben, so handelt sichs gar nicht darum, wem nun eben es gehöre. Die Freude, bei einander zu leben, schon diese, wenn auch nichts anderes zu berücksichtigen wäre, gibt uns den reichsten Ersatz u. s. w.

Dein Dich aufrichtig liebender Bruder.

Jakop Sharp.

Nachschrift.

Lieber Granville! Dem, was mein Bruder oben geschrieben hat, stimme ich von Herzen bei und hoffe, daß Du über diese Sache eben so denkst, wie wir. Innigste Liebe, nach Schuldigkeit, für Dich von Deinem treuen Bruder

Wilhelm Sharp."

Wie heiter sich Granville, der, nun amtlos und arm, von der freundlichen Güte seiner vortrefflichen Brüder lebte, befand, zeigen die Schriften, welche er damals an das Licht hervortreten ließ: „Eine Einleitung in die Vocalmusik." „Eine Abhandlung gegen den Zweikampf." „Eine Erklärung des natürlichen Rechtes des Volks, an der Gesetzgebung Theil zu nehmen." „Ein Plan zu allmäliger Abschaffung der Sclaverei in den Kolonien."

In Beziehung auf die erste jener Schriften „über Vocalmusik" merken wir an, daß S., wie ehedem Luther, mit welchem älteren Heros dieser zweite überhaupt manche Aehnlichkeit hat, sich durch Musik zu stärken und zu erheitern pflegte. Obgleich er — wie er denn alles durchaus gründlich trieb — auch die Theorie der Musik mit Eifer studirte, so pflegte er doch am liebsten aus freier Kehle und Hand, wenn man so reden

darf, ohne lange und genaue Vorbereitung zu singen und zu spielen. Seine Lieblingsinstrumente, auf welchen er sich auch eingeübt hatte, waren: Flöte, Clarinette, Hautbois, Doppelflöte, Harfe. Sein thätiger, schöpferischer Geist zeigte sich auch hier. Er erfand eine Harfe mit zwei Reihen Saiten, genannt „traverse harp." Mit dieser pflegte er seine frommen Gesänge zu begleiten. In den Sonnabends-Concerten, die abwechselnd bei seinen Brüdern Jakob und Wilhelm gehalten wurden, schlug er die Pauken. Nur geistliche Musik ward gewählt, und die ersten Tonkünstler Londons halfen zur Ausführung.

Eine auf den ersten Blick auffallende, aber bei einem so gemüthlichen, humoristischen Mann, wie G. S., nicht schwer zu erklärende Erscheinung ist es, daß er durch Zeichnung von Caricaturen sich unterweilen zu ergötzen pflegte. Daß hierbei aber durchaus nichts Hämisches unterlief, sondern nur ein herzliches Lachen über kleine Unvollkommenheiten, z. B. die spaßhaften Eigenheiten mancher Musiker bei Behandlung der Instrumente, u. dgl. bezweckt wurde, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. „Lustigkeit," sagt Hippel, „ist die Fertigkeit im Lautlachen. Sie ist mehr als Zufriedenheit." „Das eigentliche Lachen, das Lachen mit Leib und Seele, ist bloß dem echten Menschen eigen."

Was die übrigen, damals von S. herausgegebenen Schriften über Menschen- und Völkerrechte betrifft, so zeugen sie von dem ununterbrochenen Fortschreiten auf seiner strahlenden Bahn. Dadurch besonders knüpfte er damals (1776) auch eine Bekanntschaft, welche nachher zur wärmsten und mit dem Leben ausdauernden Freundschaft wurde, mit dem berühmten General der Nordamericaner, Oglethorpe, dem Gründer des Staates Georgien, an. Der General, auch ein Gegner des Sclavenhaltens und des Sclavenhandels, zu dessen Abschaffung in Nordamerica er alles in Bewegung setzte, da die brittische Regierung den Unfug der Patrone des Sclaventhums begünstigte, schrieb den ersten Brief (13. Oct. 1776) und bot dem Mitkämpfer die Hand zum Bunde. „Schon die Propheten," heißt es hier, „haben Drohungen gegen diese Sclavenhalter und Menschenhändler ausgesprochen; auch das Evangelium und die Grundgesetze Englands sind darwider. Ueberdem ist dieses gräßliche Un-

wesen, daß ein einzelner Mensch im Staate mehr Gewalt habe über einen andern von ihm gekauften Menschen, als der Staat selbst Gewalt hat über den Käufer dieses Menschen, durchaus unpolitisch. Hat nicht Decius Brutus durch seine Sclaven die Mörder des Julius Cäsar beschirmt? Hat nicht Spartacus durch Sclaven beinahe Rom selbst umgestürzt? Sind das griechische und das persische Reich nicht hauptsächlich dadurch von den Sarazenen bezwungen worden, daß letztere der ungeheuern Menge der Sclaven in jenen Reichen, sobald sie zum Islam übertraten, die Freiheit ertheilten? — Hume sagt zwar: „Africaner seien der Freiheit nicht fähig, und nie sei ein tüchtiger Regent in Africa entsprossen;" aber welch' ein Historiker! — Nie muß Hume wohl von Sisak, Sesostris, Hannibal, Tirhaka (2. Kön. 19, 9) gehört, nie den Herodot, nie Leo's geogr. Beschreibung Africa's gelesen haben. Schon die Gothen und alle nördliche Völker haben, als sie zum Christenthum übergetreten sind, die Sclaverei abgeschafft und die Arbeiter unter den Schutz der Gesetze gestellt. Die Portugiesen haben bei ihren Eroberungen in Africa den schändlichen Sclavenhandel aufgebracht, und die Spanier sind ihnen auf dem entehrenden Wege nachgefolgt. — Ich bin voll Freude, daß auch Sie, mein bester Sharp, sich diesen Scheußlichkeiten widersetzen. Jetzt ist ein günstiger Augenblick gekommen, diese verdammenswerthen Mißbräuche zu öffentlicher Sprache zu bringen; und wenn diejenigen, welche das Vorrecht der Gesetzgebung im Besitz haben, sich werden rathen und bessern lassen, so wird es sie und uns vor dem Untergange, der schon und mit Recht hereindroht, bewahren."

Mit diesem so frommen und gelehrten wie tapfern General in Vereinigung, trat bald nachher G. S., einer andern, aber verwandten Angelegenheit wegen, in die Schranken. Das Pressen der Matrosen zum Dienst auf den Kriegsschiffen war der Gegenstand. Sharps Unwille über diese — obwohl gesetzliche — Gewaltthätigkeit, wo mancher Vater, Gatte, Sohn ohne weitere Untersuchung und Rücksicht den Seinigen gewaltsam entrissen wurde, empörte ihn gerade jetzo um desto mehr, da dieses Unrecht obenein für eine Sache, welche selbst er für das schreiendste Unrecht hielt, nämlich für den Krieg gegen die nordamericanischen Kolonien, ausgeübt

wurde. Er trat also zu einem neuen Kampf „gegen das Matrosenpressen" hervor und bewirkte es auch in der That, daß die londoner Gemeinde sich wenigstens für einen ihrer gepreßten, freien Mitbürger verwandte und durch Appellation an das Gericht der Kings Bench dessen Befreiung durchsetzte. Sharp gerieth über diese Angelegenheit in einen heftigen Streit mit Dr. Johnson; denn dieser behauptete: „es seien dergleichen Drangsale eine nothwendige Bedingung des dermaligen Lebensweges, und wenn Menschen denselben beträten, so müßten sie ihn mit allen seinen ihm anklebenden Umständen sich geduldig gefallen lassen und, da sie solches wüßten, solche Beschwerden als einen freiwilligen Dienst betrachten, wie ein Wirth, der da weiß, daß er verpflichtet ist, Soldaten ins Quartier zu nehmen." Das war etwas gar Neues! — Denn andere gelehrte und angesehene Männer, z. B. Foster, Lord Chatham und Junius, hatten jenes Pressen nur als eine leidige Nothsache in Schutz genommen, da schon damals einige aufgestanden waren und es, als eine Verletzung der Hauptgesellschaftsrechte, nämlich der persönlichen Sicherheit, hatten abgeschafft wissen wollen. — „Man sagt mir," schrieb Sharp in sein Denkbuch, „der armen und arbeitenden Menschenclasse allgemeines Loos sei, — Härte und Ungemach zu ertragen; keine Ungerechtigkeit also sei es, sie zu hartem Dienst zu drängen und zu zwingen: denn dieses Bedrängtwerden sei ja gar nichts anders, als ein nothwendiger, zu dem niedrigen Lebensverhältniß, worin sie geboren und erzogen sind, gehöriger Umstand; und die Grausamkeit gegen sie sei deßhalb gar nicht auf Seiten der Bedränger, sondern vielmehr auf Seiten derer, welche, wie z. B. ich, von den obengenannten Beschwerden Notiz nehmen und nun erst sie unglücklich machen dadurch, daß wir sie überreden, sie seien unglücklich. — Alles dieses hat man mir mit so täuschender Spitzfindigkeit und hoher Selbstgefälligkeit entgegengesetzt, als ob schon der bloße Klang der Worte im Stande sei, das Wesen der Dinge umzuwandeln, und als ob kein Unterschied sei zwischen gut und böse, sondern daß nur die Umstände der Personen und die Gelegenheiten es empfehlungswürdig oder nothwendig machen, nicht nur das eine, sondern auch wohl einmal das andere zu praktiziren. So stände denn also der Lieblingssatz aller Tyran-

nen, der von der „Nothwendigkeit," fest, und es wären somit alle Verbindlichkeiten durch Moralität, Gesetz und Recht über Bord geworfen. Aber „wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen!" Es wäre ein Glück für die Britten und für die unsterblichen Seelen derer, welche dieses edle Volk übel regieren, wenn die Gefühle der Seeleute und anderer arbeitsamen Armen durch nichts anderes unsanft berührt würden, als durch Schilderungen ihrer unglücklichen Lage, welche von armen Sachwaltern, wie ich es bin, herrühren. Sind sie nicht von demselben Blut? Haben sie nicht dieselbe Erkenntniß von gut und böse, um zwischen beiden einen Unterschied machen zu können, und dasselbe Gefühl für Beleidigungen, wie die es sind, welche ihnen ihre Leiden verursachen? Zur Verhütung solcher Gewaltthätigkeiten und Unbilden und zur Abmahnung von denselben, nicht aber zur Schärfung des Schmerzes über dieselben dient es, wenn man solche Dinge zur Sprache bringt. Ja, es ist Liebesdienst, nicht nur den Unterdrückten, sondern den Unterdrückern selbst erwiesen, wenn man versucht, sie ihres Irrthums zu überführen; wie aber soll man dieses anders bewerkstelligen, als wenn man die Unterdrückungen zur Sprache bringt? — Bei Gott! es ist ein Verbrechen, bei solchen Gelegenheiten zu schweigen. Die Schrift befiehlt: „Oeffne deinen Mund! richte recht! führe die Sache der Armen und Nothleidenden! (Spr. 31, 9)." Ja, es ist die Sache Gottes, der da spricht (Spr 14, 31): „Wer dem Geringen Gewalt thut, der lästert desselben Schöpfer; aber wer sich des Armen erbarmet, der ehret Gott."

So bedachtsam und zuvor alles prüfend in der Stille und vor Gott ging der fromme Sharp bei seinen Unternehmungen für das Beste seiner Mitmenschen zu Werke! —

Eine neue Freude stand ihm bevor: — 1780 wurde die erste Bibelgesellschaft gegründet. Der ausdrückliche Zweck dieser Gesellschaft war, sich dem reißenden Verfall der Frömmigkeit und Religion entgegenzustemmen. Sharp war einer der Ersten, die sich zur Theilnahme unterschrieben. Auch der Gesellschaft, welche zu Ausbreitung des Christenthums unter den Juden sich damals bildete, trat er bei und zeichnete als eins der thätigsten Mitglieder sich aus.

Drei Jahre nachher (1783) rief eine gräßliche Fre-

velthat ihn wieder auf den Kampfplatz gegen die Menschenhändler. Der Schiffscapitain Luke Collingwood hatte aus dem Schiff Zong, das er führte, 132 Neger lebendig in See werfen lassen, unter dem Vorwande, daß es seiner Mannschaft an Trinkwasser fehlen möge. Als er mit dem leeren Schiff heimkehrte, forderten die Schiffseigner von den Assecuranten den vollen Werth für die ertränkten Sclaven. Die Assecuranten aber wollten sich nicht dazu verstehen. So kam es denn zum Proceß, und dadurch die gräßliche Geschichte zu allgemeiner Kunde. Alsbald trat Sharp hervor und klagte den Collingwood als Mörder an. Er konnte es aber nicht dahin bringen, daß die Richter die Sache aus diesem Gesichtspunct betrachteten. Sie ward vielmehr zu den „Seeunfällen" gerechnet, und bloß über die Frage gestritten, ob die Eigenthümer oder die Assecuranten den Verlust tragen sollten. Dazu indessen half doch die nun allgemein bekannt gewordene scheußliche Thatsache, daß dadurch die mit dem schändlichen Menschenhandel verknüpften Gräuel mehr und mehr an's Licht kamen, wofür denn auch, wie man wohl vermuthen wird, Sharp fleißigst und eifrigst sorgte.

Um eben diese Zeit hatten, zu Sharps größester Freude, die nordamericanischen Kolonisten ihren Proceß gegen das brittische Parlament gewonnen durch das Schwert, da man Gründen und Vorstellungen kein Gehör hatte geben wollen. Man hatte stolz und rechthaberisch ihnen, die doch meistentheils selbst Engländer waren oder von englischem Blute stammten, die Rechte derer, welche die englische Insel in Europa bewohnen, nicht zugestehen wollen. Dafür mußten die aus dem Felde geschlagenen ungerechten Brüder ihnen, jetzo (10. Jan. 1783) „völlige Unabhängigkeit von England" zugestehen und sie als Freistaat anerkennen. Sharp sah in solchen Ereignissen das Walten des Oberrichters über den Sternen und seufzte, „daß die Menschen doch endlich bei allem, was sie thun, das Ende bedächten, so würden sie hinfort nichts übles thun."

Bald nach Beendigung des americanischen Krieges wünschten mehrere protestantische Gemeinden des neuen Freistaats, ihrer „Geistlichen" Amtsfolge in der alten Ordnung der bischöflichen Weihe fortzusetzen; denn die bischöfliche Kirche in England hält, wie die römisch-

katholische, darauf, daß auch ihre Bischöfe die Weihe durch bischöfliches Handauflegen von Bischof zu Bischof in aufsteigender Linie bis zu St. Petro nachweisen können. Aber die Sache hatte, hinsichtlich der neuzuweihenden Bischöfe des nordamericanischen Freistaats, eine große Schwierigkeit, weil mit der Weihe des Bischofs zugleich ein Eid verbunden ist, daß derselbe dem Könige von England treu und gehorsam sein wolle. Dieser Eid rührt aus der Zeit her, wo die englische Kirche sich vom römischen Papst getrennt und den Landesfürsten als ihr weltliches Oberhaupt anerkannt hat. Geistliche des americanischen Freistaats mußten diesen Huldigungseid dem Oberhaupte des englischen Staates, wie leicht zu erachten ist, verweigern; aber nun wurde auch ihnen die Weihe verweigert. In dieser Verlegenheit wandten sich die americanischen Bisthumscandidaten an den Erzbischof von Paris; dieser forderte nun gar Beschwörung des römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses. Darein konnten sie aber noch viel weniger willigen. Die Verlegenheit der Americaner wurde also immer größer. Endlich nahm Sharp, der Sachwalter aller Bedrängten, auch der Americaner sich an, doch dieses Mal, wie wir bald sehen werden, nicht auf eine genügende Weise und nicht frei von Einseitigkeit und Vorurtheil. Er erwies nämlich in einer sehr gelehrten Flugschrift, daß während der ersten fünf Jahrhunderte der christlichen Kirche die Bischöfe von ihren eigenen Gemeinden erwählt worden wären. Diese Schrift ließ er auch in America circuliren, und sie hatte die Wirkung, daß mehrere kirchliche Sprengel zur Wahl ihrer Bischöfe vorschritten. Allein bald nachher gerieth er über einen zweiten Punct mit dem berühmten Franklin in Zwist, indem er, da Franklin meinte, die Sache sei nun abgemacht, behauptete, es sei erst das halbe Werk gethan, weil noch der wesentliche Theil desselben fehle, die Weihe durch bischöfliche Hand. Es sei zwar allerdings richtig, daß in der Urkirche die Bischofswahl den Gemeinden frei gestanden, aber es sei nun noch die Weihe durch Handauflegen zur Einsetzung des Bischofs wesentlich erfordert worden. Er hoffe aber, die englischen Bischöfe würden die aus dem zufällig hinzugekommenen Unterthaneneid entspringenden Schwierigkeiten schon zu beseitigen wissen. Franklin fragte nun zwar, was denn aus der ameri-

canischen Kirche werden sollte, wenn gerade jetzt England mit allen seinen Bischöfen, den Erben der für wesentlich zum Bisthum erachteten apostolischen Weihe, von den Wellen verschluckt würde? — Aber, ohne sich durch diesen Einwurf irre machen zu lassen, arbeitete Sharp unterdessen eifrig daran, in England eine Parlamentsacte zu erwirken, wodurch die Bischöfe ermächtigt würden, solche Geistliche, welche nicht Unterthanen des brittischen Königs waren, auch ohne Huldigungseid zu weihen. Er konnte indessen weiter nichts erlangen, als eine Vollmacht für den Bischof von London, oder für einen andern, der in dessen Auftrag fremde Geistliche zu „Dechanten" oder „Pfarrern" sollte weihen dürfen. Unterdessen langte aus Connecticut Dr. Seaburg in England an und wandte sich an Dr. Moore, den Erzbischof von Canterbury, um die bischöfliche Weihe zu empfangen; aber der Erzbischof nahm sich Bedenkzeit und wich aus. Dr. Seaburg wollte sich nicht länger mit leeren Worten hinhalten lassen, reiste nach Schottland und nahm dort von einem nichtgeschwornen Mitglied der alten Episkopalgemeinde die Weihe. Bald nachher langten zwei andere americanische Doctoren der Gottesgelahrtheit, White und Prevost, die für die Bisthümer von Pensylvanien und New-York erwählt waren, in England an und wandten sich gleichfalls an den Erzbischof von Canterbury. Der gerieth von neuem in große Verlegenheit, hätte gern an den Americanern etwas zu mäkeln gefunden, konnte aber nichts erspähen. Lord Thurlow behauptete zwar, die Uniformitätsacte sei ein weises Gesetz, weil sie die englischen Bischöfe beschränke, daß sie ihre Gerichtsbarkeit nicht über die englischen Besitzungen hinausdehnen dürften; deshalb könne er nicht dazu rathen, daß ein englischer Bischof auswärtige Bischöfe nach einer neuen Form weihe. Aber Sharp entgegnete dem edlen Lord, daß, wenn die Uniformitätsacte Worte enthielte, welche den englischen Bischöfen das Recht absprächen, die christlich-apostolische Urkirche durch Ertheilung unbedingter Weihen über — wenn es möglich wäre — die ganze Welt zu verbreiten, man solche Worte als Nichtigkeiten betrachten müsse. — Die Folge war, daß der Erzbischof von Canterbury, nachdem er noch mit einigen hohen Personen zu Rathe gegangen, sich ein Herz faßte und den Dr., White und Prevost, die bischöfliche Weihe

ertheilte. So hatte Sharp nun auch im Felde der Kirche einen glorreichen Sieg erfochten. In wie gutem Andenken wegen so mancher freundlichen Hülfe Sharp bei den Nordamericanern stand, kann man unter andern daraus ersehen, daß die Wittwe seines Freundes, des Generals Ogelthorp, ihm ein ihr zugehöriges Gut in Esser schenkte, dessen Einkünfte zu neuen Werken der Wohlthätigkeit bestens benutzt wurden.

Eine besondere Gelegenheit war schon wieder vor der Thür. — Es hatte sich in England um das Jahr 1787 eine große Menge Africaner zusammengefunden, welche als Sclaven dahin gebracht, aber durch das von Sharp erwirkte Gesetz mit dem ersten Tritt auf den englischen Boden frei geworden waren. Aber sie waren arm und füllten die Straßen als Bettler und Herumstreicher. Ein großer Theil derselben wünschte, nach dem Vaterlande zurückkehren zu können. Dieses erweckte in unserm Sharp die Idee, auf Sierra Leone eine Pflanzung freier Neger und farbiger Leute überhaupt zu versuchen. Gedacht, gethan! Er begeisterte mehrere Menschenfreunde für seinen Plan. Er und sie betrachteten diese Angelegenheit besonders aus dem Gesichtspunct, daß diese Gesellschaft für Kolonisirung freier Neger auch eine glückliche Wirkung für die brittischen Landsleute selbst haben könnte, indem selbige dadurch mehr und mehr von dem schändlichen Menschenhandel auf der africanischen Küste abgezogen würden, wodurch sie, wenn sie ihn noch länger fortsetzten, endlich zu völligen Barbaren ausarten müßten, wie schon manches Beispiel solches gelehrt habe. — Für 4 Jahre übernahm Sharp die Direction der neuen Gesellschaft. Erst 1791, als die Schwierigkeiten zu groß und die Verluste durch Seuchen und feindliche Verheerungen zu schwer wurden, übergab er das Ganze an die „Sierra Leone Compagnie." Dadurch verloren nun freilich die Pflanzer das ihnen unter Sharps Direction zugestandene freie Eigenthumsrecht ihrer Ländereien, ihre freie Communalverfassung und den freien Handel, und sie mußten sich der Compagnie, welche von jetzt an unter Oberaufsicht der Krone Grundbesitzer und Regent war, unterwerfen; aber, was möglich war, suchte Sharp doch für seine Schützlinge noch zu erwirken. „Solche Veränderungen", schreibt er, „stehen freilich mit unsern Ideen von Freiheit und Recht nicht in Ein-

klang; aber es blieb hier keine andere Wahl übrig. Die Niederlassung mußte entweder wiederum zur Wüste werden, oder — — man mußte sich in jene Abänderungen fügen. Indeß ist und bleibt doch alle Sclaverei und aufgezwungene Arbeit schlechterdings verboten, und die englischen Gesetze gelten auch in dieser Niederlassung jenseit des Meeres. Ich hoffe, die Compagnie zu bewegen, daß sie auch in Hinsicht des Handels glimpflich verfährt, den Pflanzern die Grundstücke zu bestimmten und billigen Preisen überläßt und so ihr Recht des Alleinhandels minder drückend machen wird *)."

---

*) Zustand der brittischen Kolonie von Sierra Leone im Jahr 1820.

(Aus den Corresp. Nachrichten der Zeit. f. d. e. W.)
Sept. 1821.

Diese noch in ihrem Entstehen begriffene Kolonie liegt am linken Ufer des Flusses Sierra Leone. Der Hauptort derselben, im Hintergrunde der Bai von St. Georg 6 Meilen vom Cap Sierra Leone gelegen, ist Free-Town. Die Kolonie hat eine für den Handel überaus günstige Lage. Der Fluß ist für die größten Fahrzeuge schiffbar, und der Eingang in denselben wird durch einen um Mittag wehenden Wind zu allen Jahrszeiten sehr erleichtert. Wäre das Klima, zumal in der Regenzeit, weniger ungesund, so würde man die Bevölkerung von Sierra Leone schnell steigen sehen. Im Verfolg der Zeit wird sich das Klima durch das Ausrotten der Wälder in der Umgegend und durch neue Landaufbrüche verbessern. Noch mehr aber wird dies der Fall seyn, wenn man einmal wird Mittel aufgefunden haben, einen mit Holz überwachsenen großen Sumpf auszutrocknen, der im Westen der Stadt liegt und die Luft verpestet. — Die Kolonie beläuft sie jetzo auf 12000 Seelen und besteht aus den ersten, aus England und Neuschottland gekommenen Kolonisten, aus Maronen-Negern, die man von Jamaica übergeschifft hat, aus Schwarzen, die auf Negerschiffen gefangen worden und aus einigen hundert Eingebornen aus den benachbarten Völkerstämmen. Hiezu kommen noch etwa 50 Europäer, welche die obersten Stellen in der Civil-, Militair-, kirchlichen und Handels-Administration bekleiden. Die untergeordneten Plätze sind den Kolonisten vorbehalten. — Diese Bevölkerung concentrirt sich nicht auf die Hauptstadt, sondern vertheilt sich auf eine Entfernung von 7 Meilen in die Runde. Die ansehnlichsten dieser Niederlassungen tragen den Stiftern, Beschutzern und Wohlthätern der Kolonie zu Ehren ihre Namen. Man hat Hoffnung, hier alle Vegetabilien der Tropenländer und in den näher gegen die Gebürge gelegenen Gegenden sogar einen Theil der europäischen

Aber für die hier zum Theil getäuschte, nur zur Hälfte erfüllte Hoffnung sollte ihn bald nachher die vollkommne Erfüllung einer größern Hoffnung, der Lieblings-

---

bauen zu können. Wenn das zu Futterpflanzungen taugliche Land wird urbar gemacht sein, wird man auch Viehzucht treiben können. Desgleichen werden in Zukunft die Waldungen einen bedeutenden Handelsartikel liefern. Die Hauptsache aber ist, daß man diese Kolonie als einen Centralpunct betrachten kann von welchem sich die Civilisirung über einen großen Theil des westlichen Africa verbreiten wird. Der öffentliche Unterricht macht schnelle Fortschritte. Auf eine Bevölkerung von etwa 12000 Seelen rechnet man nahe an 2000 Individuen, Kinder und Erwachsene, welche die Schulen besuchen. Deren gibt es in jedem Dorfe 1 und in der Hauptstadt 5. Die Lehrer in denselben sind größtentheils wohlunterrichtete Geistliche, welche die africanische Missionsgesellschaft und das africanische Institut hieher geschickt haben, und die auf Kosten dieser Gesellschaft unterhalten werden. Auch fehlt es nicht an farbigen Leuten, welche im Stande sind, ihnen bei ihren rühmlichen Verrichtungen Hülfe zu leisten. In den sämmtlichen Schulen wird die Methode des wechselseitigen Unterrichts, nach den Grundsätzen Bells, befolgt. Da der Hauptzweck der die Kosten dieser Schulen bestreitenden philanthropischen Gesellschaften von London dahin geht, die Kenntniß der christlichen Moral zu verbreiten, so wird bei dem Unterrichte hauptsächlich dieser Gegenstand, welchen man mit Recht als die erste Grundlage aller Civilisirung betrachtet, ins Auge gefaßt, und bis zur Stunde hat der Erfolg den Bemühungen der Missionaire und Schullehrer entsprochen. In jeder Niederlassung ist eine Kirche vorhanden, wo alle Sonntage nach dem anglicanischen Ritus Gottesdienst gehalten wird. Die Kirche in Regent's-Town ist, unter Leitung eines Europäers, von Negern aufgebaut worden, die aus confiscirten Sclavenschiffen gerettet worden sind und sich im Genuß der Freiheit höchst glücklich befinden. Sie widmen sich dem Anbau der Umgegend und haben bereits mehrere 100 M. Waldung urbar gemacht. — Die Hauptschule befindet sich zu Leicester-Mountain und soll durch Vereinigung der verständigsten Zöglinge aus den übrigen Schulen in eine Normalschule verwandelt werden, wo, neben Lesen, Schreiben und Rechnen, auch die engl. Sprache, Geographie ꝛc. gelehrt werden soll. Die Schule in der Hauptstadt „Freetown" zählt schon 600 Schüler. Hier erscheint auch ein öffentliches Blatt „the royal gazette and Serra-Leone advertiser." — Nach den neuesten Nachrichten (Corresp. d. Zeit. f. d. eleg. Welt. März 1822) ist der Ackerbau in einem glücklichen Fortschritte der Blüthe; auch die Schulen vermehren und vervollkommnen sich mit jedem Jahre."

Die Erndte von Sharps Aussaat!

hoffnung und des Hauptzwecks seines schönen Lebens, reichlich entschädigen. Er brachte im Jahr 1787 eine Gesellschaft zur Abschaffung des Sclavenhandels, zunächst zwischen den englischen Kolonien und der africanischen Küste, glücklich zu Stande.

Die Gesellschaft wählte ihn zu ihrem Vorsteher. Als solcher hatte er in dieser frommen Sache eine Unterredung mit dem Minister Pitt; aber dieser, obwohl damals in der Fülle seiner Macht, nahm seine Zuflucht zu Aufschub und glatten, aber leeren Versprechungen, und es ward nichts ausgerichtet. Pitt ließ die schönste Blume, welche seinen Kranz hätte schmücken können, in einer Anwandlung des gemeinen, weltlichen Sinnes fallen; desto bereitwilliger nahm 1807 der gemüthvolle Fox, als er in das Ministerium getreten war, sie auf und half, nebst Granville, das herrliche Werk zu Stande bringen. „Zwei Sachen ausgeführt zu sehen", sagte Fox noch auf seinem Sterbebette, „wünscht mein Herz: Frieden mit Europa und Abschaffung des Sclavenhandels; aber von diesen beiden wünsche ich das Letztere am meisten."*) — Und als Sharp hörte, daß die Sclavenhandel-Abschaffungsbill siegreich durch beide Häuser des Parlaments gegangen sei, fiel er auf seine Kniee nieder, und sein Dankgebet erhob sich unter Thränen der Freude zum Himmel.

Einen Monat nach diesem glücklichen, die Menschengeschichte wahrhaft schmückenden Ereigniß, wurde die „African Institution" gestiftet, deren Zwecke sind: „Belehrung zu erlangen über die natürlichen Erzeugnisse Africa's, über Ackerbau, Handel, intellectuellen und politischen Zustand der Eingebornen, damit man in Stand gesetzt werde, Gewerbe, Kunst, Wissenschaft, Bildung und Sittigung, besonders aber die Ausbreitung des Christenthums, als des kräftigsten und edelsten Hülfsmittels zu allseitiger Verbesserung, unter den Africanern **) zu

*) S. Clarkson's History of the Abolition of the Slave-Trade. II. p. 567.

**) M. vergl. „A Narrative of Travels in Northern Africa 1818—20, by G. F. Lyon. London 1821." Hier werden jammervolle Scenen aller Art, besonders des Sclavenhandels, vor Augen gestellt.

fördern." Der 73jährige Sharp wurde auch hier einstimmig zum Director erwählt und wohnte, als der nie müde ward, Gutes zu thun, den Sitzungen so getreulich bei, daß er nur eine einzige versäumte, die vor seinem Sterbetage. Der Todesengel berührte den frommen Greis mit leisem Fittig. Am Tage, der dem Hinscheiden voranging, frühstückte Sharp noch, wie gewöhnlich, mit seiner Familie. Aber bald nahm seine Schwachheit so sehr zu, daß er am Nachmittage sich, wider seine Gewohnheit, mehrere Male niederlegen mußte. Am folgenden Morgen war seine Gesichtsfarbe erblichen. Vier Uhr Nachmittags sank er in einen ruhigen Schlummer und eröffnete die freundlichen Augen nicht wieder.

Die africanische Gesellschaft hat ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal errichtet. Aber wer zählt die Orte, wo durch ihn Menschenglück blüht und blühen wird? — Dort überall glänzen seine Denkmale.

---

Ein Ungenannter, wie es scheint, mit Sharp genau bekannt, schreibt (s. the monthly Review enlarged for January 1821. p. 63 seqq.) Folgendes über den merkwürdigen Mann: „Wenn wir Sharps Charakter beleuchten, so sehen wir, daß bei allen Gelegenheiten, wo das Herz ein sicherer Führer ist, und wo gesundes Urtheil und feurige Einbildungskraft zur Befestigung und Erleuchtung allgemein gültiger Grundsätze und Eindrücke der menschlichen Natur ausreichen, — Sharp unbeschränkter Bewunderung würdig ist. Er war thätig und geduldig, vermochte seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Punct zu heften und zusammenzuhalten; er war mit der Kraft eines Helden und mit dem unbeugsamen Eifer eines Märtyrers begabt. — Aber, wo Erfahrung und Erwägung vorherrschen müssen, wo die Aufmerksamkeit auf den dermaligen Zustand der Gesellschaft und die wandelbaren menschlichen Verhältnisse gerichtet werden muß, wo Charaktere und Leidenschaften studirt werden müssen, wo die ganze Masse menschlicher Unvollkommenheit berücksichtigt werden soll, wie das bei allen auf Politik und Lebensklugheit sich beziehenden Fragen der Fall ist, da zeigt Sharp mehr guten Willen, als richtiges Urtheil. Wenn auch seine „Schlüsse" richtig

waren, so kann man doch ein Gleiches nicht immer rühmen von seinen „Gründen." Selten untersuchte er eine Frage nach ihren verschiedenen Seiten. Er pflegte gemeiniglich nur einen einzelnen Punct aufzufassen und an diesem mit Hartnäckigkeit fest zu halten. So behauptete er z. B. gradehin, daß nicht alle drei Jahre, sondern daß in jedem Jahre neue Parlamentswahlen stattfinden müßten; und dieses behauptete er nicht etwa deswegen, weil eine solche Einrichtung besser sey, sondern einzig und allein deshalb, weil dieses, den Urkunden gemäß, die alte Weise sei. Für Errichtung der bischöflichen Kirche auch in America war sein einziger Grund dieser: „man müsse an dem alten, den Heiligen überlieferten und durch sie fortgepflanzten Glauben festhalten und in allen Stücken bei der apostolischen Urform der Episkopal-Regierung in der Kirche bleiben." — Den Katholischen im Reiche, die von der Beschränkung ihrer bürgerlichen Rechte frei zu werden strebten, widersetzte er, als eins der thätigsten Mitglieder der neuerrichteten „protestantischen Union," sich blos deshalb, weil die Katholischen in Britannien, durch Anhänglichkeit an den vom wahren Glauben abtrünnigen Papst, antichristische Grundsätze angenommen hätten und dabei verharrten. — In allen religiösen Sachen neigte er sich stark zur Mystik. So schrieb er z. B. eine Abhandlung über die Frage: „Ob die Schilderung der verrufenen Babel (Offenb. 11) genau auf die Stadt Rom passe?" Ferner: „Ob die Weissagung Daniel 11 auf den französischen Krieg angewandt werden könne?" Er selbst nämlich war dieser Meinung hold, und auch Spencer Perceval, der damalige erste Minister, stimmte ihm bei. Wegen Aehnlichkeit mancher Umstände der gegenwärtigen Zeit mit den Weissagungen der Schrift hoffte er in manchen Augenblicken hoher Begeisterung ganz fest, daß das verkündete messianische Reich des Lichts und der Gerechtigkeit nächstens beginnen und die Welt umwandeln werde.

Es ist nicht schwer zu begreifen, daß dieser fromme Glaube an himmlische Rathschlüsse den Eifer derer, in welchen dieser Glaube feste Wurzel gefaßt hat, bei einer Sache außerordentlich befeuern müsse, und daß die Beförderung an sich guter und heiliger Zwecke dadurch ungemein gewinnen könne. So nahm deshalb auch Sharp

weder auf Zeit noch auf Ort Rücksicht und kämpfte gradaus, wie ein Held. Die Sache, wofür er stritt, war Gottes Wille und Sache. Das war seine Ueberzeugung. Das Feuer, welches ihn entflammte, gestattete keine Nachsicht gegen die Gefühle, die Vorurtheile, die Unwissenheit Anderer. „Verächtliches Temporisiren" schalt er die Weise derer, welche sich dem wirklichen Zustande der menschlichen Gesellschaft anbequemen, und welche erwägen, was „ausführbar" sein möchte, und nicht blos die „Wünschenswürdigkeit" berücksichtigen. Deshalb donnerte Sharp furchtbar gegen seine eigenen Mitarbeiter für die Africaner, als sie sich eine Gesellschaft für Abschaffung nur des Sclavenhandels, nicht der Sclaverei überhaupt — nennen wollten.

Sharp war so mild, daß seine überschwängliche Güte nicht selten von heuchlerischen Betrügern gemißbraucht wurde.

In fremden Sprachen war er so erfahren, daß er die Psalmen Davids hebräisch zu seiner Harfe zu singen pflegte. Auch über den griechischen Artikel schrieb er eine gründlichgelehrte Abhandlung.

Daß es mit der Ansiedelung freier Pflanzer auf Sierra Leone nicht hatte glücken wollen, schrieb er dem „Teufel" zu, dem man nicht durch hinlänglich heißes Beten entgegengekämpft habe.

An den Erzbischof von York ließ er einen derben Strafbrief ergehen, als derselbe seinen Sohn auf der Westminsterschule die Rolle der Thaïs im Eunuch des Terenz hatte spielen lassen.

Dem, was Sharp für Recht hielt, waren lebenslang alle seine Kräfte und sein ganzes Vermögen gewidmet. Sein Eifer, auch wenn der Gegenstand desselben noch fraglich sein mochte, war allemal aufrichtig und edel. Er war ein durchaus uneigennütziger und streng gewissenhafter Mann. Jeder seiner Schritte war stets und fest auf ein erhabenes Ziel gerichtet. Sein Herz glühte von den schönsten Gefühlen, deren je die menschliche Natur irgend fähig ist. Mit einem Wort: Granville Sharp, der Zerbrecher der Sclavenketten (wie man ihn auch wohl zu nennen pflegte), stellt uns

dar das schönste Muster einer durch die Grundsätze des Christenthums gekräftigten und geleiteten Menschenliebe und einer dem Born der Wahrheit entquollenen Rechtschaffenheit" *).

---

*) Ueber Sharp sind nachzusehen:

1) Memoirs of Granville Sharp, Esq., composed from his own Manuscripts and other authentic Documents in the Possession of his Family and the African Institution. By Prince Hoare. With Observations on Mr. Sharp's Biblical Criticisms, by the R. R. the Lord Bishop of St. David's. 4to. London 1820. (Colburn and Co.) 2 l. 12 sh. 6 d.

2) The Philantropist; Vol. III.

3) The annual Biography and Obituary, for the Year 1821. Vol. V. London 1821. (Longman etc.) p. 371—382.

4) Clarkson's History of the Abolition of the Slave-Trade.

5) The monthly Review enlarged, for January 1821. p. 51 seq.

Digitized by Google

# Henry Grattan,

Parlamentsglied für Dublin.

---

Geboren 1750. Gestorben den 17. Mai 1820.

Digitized by Google

# Henry Grattan.

Dieser berühmteste aller irländischen Redner war der Sohn eines Sachwalters zu Dublin, eines fleißigen, klugen, übrigens durch ungewöhnliche Eigenschaften nicht im mindesten ausgezeichneten Mannes. Dagegen that Henry Grattan, der Sohn, sich schon auf der Schule hervor, und auf der Dubliner Universität, die er (1765) als funfzehnjähriger Jüngling bezog, gewann er bei jedem öffentlichen Wettkampfe glänzende Preise. Die Aufgaben waren keineswegs leicht. Regierungsgrundsätze, Gegenstände aus dem Reiche der Wissenschaften und Künste, welche scharfes Nachdenken und großen Fleiß erforderten, wurden zu Themen gewählt. Das Gefühl ungewöhnlicher Kraft, deren sich Grattan durch jene Siege lebhafter und deutlicher bewußt wurde, erweckte in ihm den Vorsatz, sich zu einer akademischen Lehrerstelle aufzuschwingen. Da hierzu so außerordentliche Anstrengungen erforderlich zu sein pflegen, daß nicht selten das Grab eher erreicht wird, als das Katheder, so gab er, auf Eindringen der Seinigen, welche fürchteten, daß sein zarter Körper bald werde unterliegen müssen, den zwar ehrenvollen, aber gefährlichen Plan auf und ging nach London, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Die Vorbereitung war schnell vollendet; er kehrte 1772 nach Dublin zurück und trat anfangs als gewöhnlicher Sachwalter auf, in welchem man den künftigen Parlamentsredner, der alles neben sich übertreffen würde, noch nicht ahnete.

Den Eintritt ins Parlament, die frühe Berühmtheit und sein nachfolgendes Glück hatte er einem zufälligen Ereigniß zu verdanken. Es war, wie in den vereinigten Königreichen löblicher Brauch ist, eine Gesellschaft ausgezeichneter Männer zusammengetreten, die sich wöchentlich einmal in Dublin zu Redeübungen über wichtige Staatsgegenstände versammelte, da die Angelegenheiten Irlands gerade in dieser Zeit vorzüglich zur Aufmerksamkeit und zum Nachdenken anregten. Die bedeutendsten Mitglieder dieser Gesellschaft waren: Lord Charlemont und dessen Bruder, der Oberst Caulfield; dann auch die Rechtsgelehrten Doyle und Richard Sheridan; außerdem noch Achmet, Jebb, Coldbeck und Andere. Ein unglücklicher Zufall raubte der Gesellschaft eins der beliebtesten Mitglieder, den Obrist Caulfield; er ertrank bei einer Ueberfahrt. Da er Repräsentant des Fleckens Charlemont gewesen war, wurde zugleich auch diese Stelle erledigt. Lord Charlemont, dessen Stimme hier entschied, und der bereits auf Grattans Talent aufmerksam geworden war, brachte diesen noch gänzlich unbekannten jungen Mann für die erledigten Stellen des Obristen in Vorschlag, und so war nun für Grattan die Bahn der Ehre eröffnet.

Sein erstes Vorschreiten als Parlamentsglied krönte ein glänzender Sieg über England, welches immer darnach strebte, Irland nicht länger als ein unabhängiges, selbstständiges Reich bestehen zu lassen, sondern es mit Großbritannien zu verschmelzen. Grattan trat als Wortführer derer, welche dies nicht zulassen wollten, hervor; und da England damals durch Kriege mit den nordamericanischen Kolonien und den mächtigsten Staaten Europa's in einen gefährlichen Kampf verwickelt war, so setzte er es durch, daß das Statut Georgs I., wonach die Krone von Irland unzertrennlich verbunden sein sollte mit der großbritannischen, und daß das Haus der Lords in Irland in Appellationssachen keine Jurisdiction haben, sondern diese allein bei den Lords von Großbritannien bleiben sollte, widerrufen werden mußte.

Das Entzücken der Irländer über diesen Sieg war so groß, daß man dem Helden, der ihn durch seine Alle überraschende, bewunderungswürdige Beredsamkeit erkämpft hatte, ein Standbild errichten wollte; aber Grattans Bescheidenheit lehnte diese Ehrenerweisung ab. Der

feurige Dank, welchen ihm in zahlreichen Zuschriften alle Grafschaften, Oerter, Corporationen und die verschiedenen Schaaren der in Waffen getretenen Freiwilligen, welche er durch jenes glückliche Ereigniß beschwichtigt und von Gewaltthaten zurückgehalten hatte, bezeugten, genügte ihm; doch nicht dem Parlamente. Einstimmig beschloß dasselbe, daß eine Summe von 50,000 Pf. Sterl. verwandt werden sollte, um Haus und Ländereien zu kaufen, die von Grattan und seinen Nachkommen auf ewige Zeiten besessen werden sollten. Anfänglich hatte man eine noch weit größere Summe für ihn bestimmt; aber er brachte es durch seine Freunde dahin, daß sie bis zu dem erwähnten Betrage ermäßigt wurde, weil er hierdurch zugleich den Neid seiner Widersacher, der auch für die Sache des Vaterlands schädliche Zertrennungen hätte anrichten können, zu vermindern wünschte und hoffte: denn freilich hatte man in der Geschichte des Landes kein Beispiel, daß ein bisher ganz unbekannter Mann sogleich bei seinem ersten Hervortreten sich zu einer solchen Höhe emporgeschwungen, solchen Beifall und Ehrenlohn eingeärntet hätte. Der Wunsch, die Neider zu beschwichtigen, ward indessen dem guten Grattan nicht vollkommen erfüllt. Ein gewisser Flood, der durch den jungen Redner sich ganz unvermuthet in Schatten gestellt sah, trat auf und behauptete, Grattans Verdienst um die Befreiung Irlands von englischer Beherrschung sei nicht von so großer Bedeutung, weil der bloße Widerruf der Verordnungen Georgs I. noch keine „Aufkündigung" derselben sey, und folglich das brittische Parlament zu irgend einer andern Zeit dieselben Verordnungen von neuem in Wirksamkeit setzen könne und werde. — Dem sei nun übrigens, wie ihm wolle, für jetzt hatte Grattan seinen Landsleuten einen bedeutenden Dienst geleistet; und dieses war es, was die meisten dankbar anerkannten, indem sie für die Zukunft von seinen Kräften sich des Großen noch viel, zum Besten des Vaterlandes, versprachen. Unbekümmert um die wankelmüthige Gunst leerer und thörichter Köpfe, welche, gleich den Wetterfahnen, sich von jedem neuen Gerücht und Geschrei herumdrehen lassen, ging Grattan festen und frischen Schrittes auf seiner Laufbahn vorwärts. Ein neuer Kampf stand ihm sogleich bevor. Ein gewisser Ord hatte behauptet, die irländische Gesetzgebung müsse alle Verordnungen des

brittischen Parlaments, welche sich auf den Handel bezögen, anerkennen und in ihre Bücher eintragen. Das hieß dem ganzen irländischen Handelsstande an die Seele greifen; denn es war zu besorgen, daß, wenn jener Plan durchging, der englische Kaufmannsgeist schon Mittel finden würde, den englischen Handel auf Unkosten des irländischen zu heben. Aber Grattan vertheidigte die Sache Irlands mit solcher Kraft, daß Ord mit seinem Vorschlage nicht durchdringen konnte. Auf diese Weise waren die Verleumdungen Floods, als sei Grattan im Solde der englischen Minister, am besten widerlegt. Die Opposition im irländischen Unterhause, so wie der irländische Whig-Club, betrachteten ihn von jetzt an als ihren Wortführer. Als solcher setzte er gleich nachher es durch, daß alle Mitglieder jenes Clubs sich verpflichteten, keine Aemter von irgend einer Regierung anzunehmen, welche der Nation gewisse Forderungen nicht einräumen würde. Diese bestanden darin: die großen Kronbeamten sollen für ihre Maßnehmungen verantwortlich gemacht werden; besoldete Beamte sollen bei den Wahlen nicht mitstimmen dürfen; bei Ertheilung von Pensionen und Stellen sollen Beschränkungen stattfinden.

Noch ein sehr wichtiger Gegenstand, der damals (1783) zur Sprache kam, war: die Versorgung der Geistlichkeit auf eine andere Art, als durch Zehnten. Grattan verband damit den Vorschlag, daß, um den Anbau wüstliegender Ländereien zu befördern, denselben eine siebenjährige Freiheit von Abgaben an die Kirche solle gestattet werden. Aber wie sehr Grattan bei dieser Gelegenheit alle seine Rednerkräfte aufbieten mochte, die Häupter der bischöflichen Kirche widersetzten sich diesen an sich sehr heilsamen Vorschlägen, welche sie ungesetzliche und gefährliche Neuerungen nannten, mit solchem Nachdrucke, daß Grattan nicht durchdringen konnte. In seiner höchst merkwürdigen Rede gegen den Zehnten, welchen die Geistlichkeit zieht, bekämpft er im Eingange die Berufung der Bischöfe auf ein dabei obwaltendes „göttliches" Recht. Er zeigt mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit, daß bei den Hebräern im alten Testament nicht die „Priesterschaft", sondern nur die „Leviten" den Zehnten gezogen haben, und zwar auch diese nur den zehnten Theil dieses Zehnten, also nur den Hundertsten: denn das Uebrige sei zu andern Zwecken — für Arme,

Fremdlinge, Wittwen, Waisen und den Tempel bestimmt gewesen. Gesetzt aber, jedoch nicht zugegeben, die „jüdische" Priesterschaft habe wirklich den Zehnten gehabt, so könne und dürfe die „christliche" Priesterschaft davon keine Anwendung auf sich machen, weil Jesus Christus nicht vom Stamm Levi und folglich kein Mitglied der jüdischen Priesterschaft gewesen sei, sondern vielmehr gegen diese ganz ausdrücklich gekämpft habe. Auch die „Apostel" haben keine Zehnten gezogen und seien, auf Jesu wiederholentliche Befehle, verpflichtet gewesen, sich alles Strebens nach „weltlichem" Reichthum zu entschlagen. Diese Behauptungen kräftiget Grattan durch zahlreiche Beweisstellen aus der heil. Schrift. — Eben so wenig aber, wie aus dem Evangelio, lasse sich die Zehntberechtigung aus den Schriften der Kirchenväter und aus den Beschlüssen der Kirchenversammlungen erweisen; wenigstens in den frühesten Jahrhunderten nicht: Tertullian, Cyprian, Origenes, Chrysostomus und das antiochenische Concilium erklären sich ausdrücklich darwider. Erst im 5ten Jahrh. nach Chr., wo der Zustand der Kirche sich, wie bekannt sei, verschlimmert habe, sei der Zehnte aufgekommen. Demohngeachtet aber sei es keineswegs Tafel, Dienerschaft, Pracht, Ehrsucht und weltlicher Einfluß der Geistlichkeit gewesen, wofür der Zehnte ihr habe verabreicht werden sollen, sondern für ganz andere Zwecke, nämlich zur Unterstützung der Wittwen, der Waisen, der Armen. Die Geistlichen der damaligen Zeit forderten nicht als eine Corporation von Eigenthümern, so wie etwa die ostindische oder Südsee-Compagnie, den Zehnten, mit großen daran geknüpften Eigenthumsrechten, ohne Berücksichtigung der christlichen Gemeinde und Religion; sondern sie sprachen darum an, als demüthige Sachwalter Gottes für die Armen, wozu sie, ihrer Meinung nach, durch ungewöhnliche Heiligkeit und Verachtung eigener Bereicherung ausersehen seien. Die Güter der Kirche, welcher Art sie sein mochten, waren einem doppelten Zweck gewidmet: „Unterstützung der kirchlichen Anstalten" und „Versorgung der Armen." Mit der Zeit aber griffen die Mächtigergewordenen, die nun an den Höfen der Fürsten glänzten und sich in Staatssachen mischten, die geschäftigen Hohenpriester, die knechtischen, empörerischen, geistlichen Politiker und besonders die Aebte, die mit in den Krieg ziehen mußten und dieses zu einem

Vorwande ihrer Erpressungen mißbrauchten, um sich, bemächtigten sich der Grundstücke und überließen das Geschäft des Betens den niedern Geistlichen. Diese nun wiesen sie auf den Zehnten und das Volk an.

Mit gewaltiger Heftigkeit griff er dann die seinen Vorschlägen sich widersetzenden protestantischen Bischöfe Irlands an: „Blickt an," sagt er, „den souverainen Papst des katholischen Glaubens und den katholischen König von Spanien, die ein Drittel der Kircheneinkünfte den Armen spenden, und schauet an darneben diese erleuchteten Doctoren unserer Kirche, die solche Grundsätze sich verbitten und ihre Reichthümer gegen die überhandnehmende christliche Menschenliebe beschirmen! Ich hoffe jedoch, sie werden uns nie wieder eine so schlimme Gelegenheit geben, sie mit dem Papste vergleichen und sie in diesen Contrast gegen die heiligen Apostel stellen zu müssen. Ich glaube nicht, daß ihre Reichthümer werden vermindert werden; aber wenn es demohngeachtet geschähe, so würde ihnen dann die Frage vorgelegt werden: „Was wollt ihr vorziehen, eure Heerde oder euern Mammon?"— Wofür starb Jesus, wofür bluteten die Apostel, wofür predigte Paulus, wofür kämpfte Luther? Etwa für den Zehnten vom Flachs, oder von wüstliegendem Acker, oder für den Kartoffel-Zehnten, oder für den Ferkel-Zehnten? — Eure Reichthümer sind dermalen in Sicherheit; gesetzt aber, sie verminderten sich um ein Kleines durch euern Wohlthätigkeitseifer, würde die Religion darunter leiden, und ist überhaupt unsere Religion von euern Reichthümern abhängig? Nach solchen Grundsätzen, die ihr verfechtet, würde unser Heiland das Reich der Welt und seine Herrlichkeit angenommen und mit dem Satan über die Verbreitung des Glaubens sich in Unterhandlungen eingelassen haben. Wahrlich! nie ist ein erhabener Grundsatz durch Gewalt der Reichthümer zur Herrschaft gebracht worden; aber immer sind niedrige Mittel und schlechte Kunstgriffe ins Spiel gesetzt, um die kleinlichen Absichten der Menschen, ihre Sucht nach Macht, Geld und eitler Ehre ins Werk zu richten. Für die großen Plane der Gottheit solche schlechte Hülfen herbeizurufen, das heißt die Gottheit vergessen und ihre Allmacht läugnen. Wie? erschallt etwa das heilige Wort stärker durch einen Geistlichen in Purpur und köstlicher Leinwand, als es erschollen ist durch die armen Apostel,

welche nichts hatten, als den Geist des Herrn auf ihren Lippen und die Ehre Gottes zu ihrer rechten Hand? — Was? meine hochwürdigen Herrn, nicht anbauen wüstliegendes Land, nicht aufmuntern die Manufacturen euers väterlichen Bodens, nicht aufhelfen den Armen eurer Heerde, wenn die Kirche dabei einige Unkosten übernehmen soll? — Wo sollen wir diese Grundsätze finden? In der Bibel — nicht. Ich habe die Bibel zwar — ich muß es gestehen — ohne Kritik, aber nicht ohne Andacht gelesen. In diesem heiligen Buche findet sich nirgend solche Meinung. Auch findet solche sich eben so wenig in der Lauterkeit Jesu Christi; auch nicht in der Armuth der Apostel, nicht in den Weissagungen Jesaiä, nicht in der Geduld Hiobs, nicht in der Harfe Davids, nicht in der Weisheit Salomo's. Nein, hochwürdige Herren, bei dieser Sache habt ihr eure Bibel gegen euch; die Vorschriften und den Brauch der Urkirche gegen euch; die großen Worte: „wachset und mehret euch!" gegen euch; das Axiom der Philosophie, daß die Natur nichts zwecklos thut, gegen euch; das productive Princip, welches das System aller Dinge bildet und es gegen das Umsichgreifen seiner eigenen Elemente vertheidigt, gegen euch; das reproductive Princip, welches das System der Dinge fortführt, welches durch Vegetation das Leben erhält und das Leben selbst hinwiederum zur Vegetation helfen läßt, ja den Tod selbst zwingt zur Fortpflanzung des Lebens und der Aufeinanderfolge der Dinge zu helfen, gegen euch; die Fülle und Majestät der Natur durch alle Organe zeugen gegen eine solche Meinung, wie sie euch einwohnt: dieses blinde Verhängniß des Irrthums, welcher, unter dem Vorwande, die Reichthümer der Priesterschaft zu vertheidigen, Anwachs der Menschenkinder aufhält, Betriebsamkeit hemmt und Unfruchtbarkeit unsers Planeten sogar zu einem Theil seiner Religion machen will." *)

Damit Niemand wähne, der edle Grattan gehöre etwan zu dem gemeinen Haufen derer, welche aus un-

*) Höchst merkwürdig sind besonders gegenwärtig jene Verhandlungen über den Zehntdruck in Irland, da die neuerlich darüber erhobenen Klagen die Veranlassung der Unruhen, Empörungen und Gräuelscenen wurden, welche fortwährend aus Irland berichtet werden.

lautern Bewegungsgründen die Geistlichkeit insgemein anfeinden, sondern, daß man sehe, seine scharfe Waffe sei nur gegen die stolzen Anmaßungen und den Mammon der übermächtigen und überreichen, hochbepfründeten und hochbetitelten Prälaten der englischen herrschenden Kirche gerichtet, soll hier noch ein Bruchstück aus seinen Reden folgen: „Seht den Pfarrgehülfen (curate)! Um sechs Uhr Morgens verläßt er das Lager, um die Morgengebete zu verrichten; um sechs Uhr Abends verläßt er die Gesellschaft, um die Abendgebete zu halten. Er tauft, er trauet, er begleitet seine Mitchristen mit frommen Diensten von der Wiege bis zum Grabe — für welch' ein unermeßliches Einkommen! — Welche Reichthümer werden aufgewandt, ihn für die unschätzbaren Güter, welche er darreicht, zu belohnen! — Nein, von der Filzigkeit der Laien soll er nicht abhangen; sein eigner Orden wird seine Verdienste besser würdigen. — Funfzig Pfund jährlich; funfzig Pfund für Beten, Trauen, Taufen, Kirchehalten, Begraben und mit christlichen Diensten seinen Nebenmenschen folgen von der Wiege bis zum Grabe! Eine so genügsame Sache ist die Andacht; so wohlfeil ist die Religion; unter so klimperleichten Bedingungen kann man seinem Schöpfer dienen; so geringes Einkommen ist — wohl zu verstehen, nach dem Urtheil unserer hohen Geistlichkeit — hinreichend für die Dienste eines Pfarrers. — Ich meine aber, der Pfarrer habe viel zu wenig, und die Kirche, angeschwollen vom vollen Zehnten, habe schon darin weit zu viel. Die Ausstattung der Kirche ist kein absolutes Eigenthum, wie etwa ein Erbgut, sondern sie ist eine Bezahlung für gute Dienste; ein Gehalt für Wahrnehmung des Gebets, nicht aber eine freie Gabe der Gottheit; welche von gewissen Verpflichtungen unabhängig wäre. Gott sandte seinen Sohn nicht deshalb auf die Erde, daß er eine reiche Priesterschaft stiftete, sondern daß er die Menschen seelig machen sollte. Die Begabung der Kirche ist eine Erkenntlichkeit, abseiten der Laien für das Gebet; denn der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Er wird nicht als ein Hoherpriester, sonders als ein Hirte in seiner evangelischen, nicht aber in seiner Corporations-Eigenschaft besoldet. Wenn er durch seinen Dienst zu leben begehrt, so fordert er, was sein Recht ist. Wenn er den Zehnten von euerm Reichthum begehrt, so fordert er, was

euer Recht ist, und er hält dafür, daß Reichthum das Recht der Kirche sei; statt zu bedenken, daß das Evangelium das Recht des Volkes ist, und daß Befugniß, das Evangelium zu predigen — nicht aber Luxus — das Recht der Kirche so wie das Amt derselben ist. — Begabung für das Amt des Evangeliums vermeidet, nach dessen Grundsätzen, die beiden Extreme, „Armuth" auf der einen, „Reichthum" auf der andern Seite. Armuth ist ein Abmühen, wie man das Leben fristen, Reichthum ist ein Bemühen, wie man das Leben vergeuden soll. Aber von beiden Extremen würde ich doch den Reichthum am meisten fürchten, und besonders einen so von keiner Bestimmung beschränkten Reichthum, als der Zehnte vom Fleiß, vom Capital, vom Lande es ist, der einen bis zu dem Betrag von 3 Millionen Pfund steigenden Werth in den Küchen von 900 Geistlichen anhäufen würde; ein Verhältniß, das unmöglich stattfinden kann, das aber, wenn es stattfinden soll, eine Abrufung von jeder würdigen Weihe ist und mit einem sehr irdischen Wesen begaben muß, mit Leidenschaften, die den Vorschriften des Evangeliums widerstreiten, mit Ehrgeiz, Stolz und eitlem Ruhm. Nun fügt noch zu dieser Erwerbung des Zehnten die Processe, welche damit verbunden sind, und die zwiefachen Abrufungen vom Amt durch den Luxus und durch die Gesetze. Denkt euch das Gewirr von Vorladungen, Nichtachtungen, Erinnerungen, Verordnungen, Sachwaltern, mit einem Worte, den ganzen breiten Zug der Zwistigkeiten, welcher dem Manne des Friedens nachrauscht, den Kläger auf der Kanzel, gegenüber seinen Verklagten, seiner eignen Gemeinde. Es ist ein starker Satz gegen den Zehnten, daß Anspruch darauf nicht allein mit dem Wesen der Dinge nicht bestehen kann, sondern daß er auch mit der Ausübung der christlichen Religion geradehin unverträglich ist. Hätten die Apostel damals im jüdischen Volke Zehntansprüche auf die Erzeugnisse Judäas erhoben, so würden sie selbst ein viel weniger verkehrtes Geschlecht nicht haben belehren können; aber es waren demüthige, vom heiligen Geist erleuchtete und erwärmte Männer; sie gingen in äußerer Niedrigkeit einher, barfuß, und brachten zu Jedermanns Thür und in Jedermanns eigener Sprache den beseeligenden Glauben; ihre Worte überwanden die Großmächtigen der Welt; sie stellten auf die Trümmer des barbarischen

Stolzes und des Hohenpriester-Luxus die nackte Majestät der christlichen Religion. — Doch dieses Licht wurde bald niedergedämpft durch die eigenen Diener desselben; bei seinem Erlöschen erhub sich dann eine auf die gemeinste Weise prunkende Priesterschaft, politische Machthaber, nicht christliche Hirten, voll falschen Eifers, voll weltlichen Stolzes, voll Schlemmerei, bettelarm an wahrer Religion, Unterdrücker ihrer Heerde, brutal gegen den niedern Klerus, niederträchtig vor Königen, schaamlos und keck vor Gott. Am Altar stehen sie, wie auf einem Tritte zum Throne, raunen den Fürsten Schmeicheleien in die Ohren, vergiften sie mit verkehrten Grundsätzen und verhaßten Rathschlägen und würden als Rebellen gegen die Machthaber auftreten, wenn sie nicht die Sclaven derselben wären. — Aber mit ihrer Macht ist's aus; sie werden in eigner Vollblütigkeit vergehen, sobald ein armer Reformator, mit dem Evangelio in der Hand, in der Begeisterung der Armuth, die christliche Religion wieder herstellt."

Da Grattan mit einem großen Theile der herrschenden protestantischen Episkopalkirche so unzufrieden war und sie weit entfernt von jener Vortrefflichkeit hielt, womit eine ächt christliche Kirche, in Betreff ihrer Lehrer, geschmückt sein sollte, so darf es nicht Wunder nehmen, daß er die gegenüberstehende katholische Kirche weit nachsichtiger beurtheilte, als viele seiner protestantischen Mitgenossen es gut heißen wollten. Er trat (1795) als Fürsprecher seiner katholischen Landsleute auf und trug auf Erweiterung ihrer Rechte an. Da er aber in dieser Sache vorzüglich den König selbst wider sich hatte, welchen der Huldigungseid band, so konnte er nichts ausrichten. Ueberhaupt trat jetzt eine höchst traurige und verhängnißvolle Zeit für Irland ein, wo die Gemüther um desto heftiger aufgeregt wurden, je angenehmere Erwartungen den stracks nachfolgenden Täuschungen vorausgingen. Es kam nämlich Graf Fitzwilliam als königlicher Statthalter nach Irland, und Alle hofften, daß unter diesem milden, vortrefflichen Manne endlich einmal glücklichere Zeiten erblühen würden. Alle ächte Vaterlandsfreunde gesellten sich zu dem neuen Statthalter, unter ihnen auch Grattan. Alle beeiferten sich, Plane für Irlands Glück und Frieden in Vorschlag zu bringen. Aber — das englische Cabinet stimmte nicht ein; es

konnte nicht wünschen, daß Irland, in Unabhängigkeit von England, sich eigenthümlich sein Glück gründe und baue. Graf Fitzwilliams Nachgiebigkeit wurde gemißbilget, und er bald wieder zurückberufen. Dagegen erhielten Alle, welche unter ihm ihre Stellen verloren hatten, dieselben wieder. Nun war die kaum erst gedämpfte Unzufriedenheit von neuem angefacht; ja sie wurde durch neue Schöpfungen von Faullenzerstellen (Sinecuren), Vergeudung von Titeln und Ungeneigtheit gegen die vorgeschlagenen Verbesserungen ungeheuer vermehrt. Der Bund „vereinter Irländer," der unter dem Vorwand einer Reform (1792) zusammengetreten war, eigentlich aber Irlands Unabhängigkeit und die Stiftung eines eignen „Freistaats" zum Zweck hatte, verstärkte sich; ein großer Theil des Volks gesellte sich ihm zu; bewaffnete Verbindungen bildeten sich; Waffen wurden angeschafft, die Landleute gemustert und geübt; ja, die Häuptlinge knüpften verrätherische Unterhandlungen mit Frankreich an, das ihnen die kräftigste Unterstützung nicht nur versprach, sondern auch die ernstlichsten Versuche machte, selbige zu leisten. — Grattan, dessen Herz bei diesen Unbilden blutete, rieth zu Maßregeln der Aussöhnung zwischen den verschwisterten Königreichen und stellte vor, daß, wenn sie befolgt würden, gewiß jeder gemäßigte und redliche Irländer auf die Seite des Thrones treten wurde. Doch alle seine Bemühungen waren vergeblich. Das Ministerium hielt — und hatte wohl Ursach dazu — strenge Zwangsmittel für nothwendig; das Militairgesetz und die freien Einlagerungen traten in Wirksamkeit. Schreckliche Auftritte folgten; Scheußlichkeiten wurden auf beiden Seiten verübt. Da Grattan sich leider überzeugen mußte, daß alle Gegenbemühung jetzt vergeblich sei, gab er seine Parlamentsstelle auf und zog sich (1797) nach seinem Landsitze zurück, übte die Tugenden eines rechtschaffenen Hausvaters im Kreise seiner zahlreichen Familie und beweinte die Gräuel, welche der wilde, das Vaterland zugleich schändende und verwüstende Bürgerkrieg mit sich führte. —

Die Achtung der Redlichen und der Umgang mit guten Nachbarn milderten ihm diese traurige Zeit. Er zeigte in seinem Privatleben ungemein gefällige Sitten. Zwar nicht durch Witz glänzte er hier hervor, da sein Geist einen zu erhabenen Schwung genommen hatte, um

zu Scherzen gestimmt zu sein; aber, eine Gesellschaft zu erheitern und angenehm zu unterhalten, dieses Talent war ihm verliehen. Reichthum seiner Kenntnisse und Einsichten, so wie glückliche Leichtigkeit des Ausdrucks machten seine Unterhaltung über jeden Gegenstand höchst angenehm. Auf Behauptungen pflegte er hier zwar eben nicht auszugehen; aber, wenn nun einmal ein Satz zur Sprache gekommen war, so führte er seine Sache mit großer Kraft, doch zugleich sehr bescheiden, und räumte, sobald er gesiegt hatte, dem Ueberwundenen freundlich das Feld.

Der Sturm, welcher Irland den Klauen der Franzosen zu überliefern drohte, war vorübergegangen. Um wiederkehrenden Gefahren, welche durch Trennungsversuche Irlands von England für das Gesammtwohl herbeigeführt werden konnten, vorzubauen, trat nun Pitt mit seinem großen Gedanken hervor: „innigste Vereinigung Irlands mit Großbritannien zu einem Reiche und einem Reichsparlamente." Aber der Gedanke, Irland nicht mehr als ein eignes Königreich, mit eigener Constitution und eigenem Parlamente, dastehen zu sehen, war anfangs den meisten Irländern und auch Grattan so unerträglich, daß er augenblicklich aus seiner anmuthigen und sichern Einsamkeit hervortrat und sich um einen Sitz im Parlamente bewarb, um sich jener Union, wodurch er das Wohl und die Ehre seines Vaterlandes für gefährdet hielt, mit allen Kräften zu widersetzen. Nach diesem Gesichtspuncte schilderte er (1800) die künftige Lage der irländischen Repräsentanten im künftigen Reichsparlament, wie man es von jetzt an nannte. „Ich will nicht sagen, daß 100 irländische Männer da schlecht handeln werden, wo irgend ein redlicher Mann gut handeln wird; aber nie gab es eine Lage, wo sie in so großer Versuchung, schlecht zu handeln, und in so geringer, gut zu handeln, sich befinden konnten. Große Ausgaben und dadurch verursachte Verlegenheiten; — kein Halt. Sie werden in ihrer neuen Lage eine Art von „Reichsmännern" in weiter Bedeutung sein, welche das eine Land nicht für die Seinigen erkennt, das andre nicht erwählt hat, so daß sie in der Mitte zwischen beiden schweben und keinem von beiden zugehören. Der scharfsinnige englische Staatssecretair hat das vorher gesagt, indem er spricht: „„Welch ein Vortheil wird für

Irlands Talente die ihnen in Großbritannien eröffnete so günstige Gelegenheit sein!"" — Das ist's eben, was ich fürchte. Der Markt von St. Stephan (das Parlamentshaus) öffnet sich dem Einzelnen, und die Talente des Landes, gleich einer Waare, aus Irland nach England hinübergeschifft, sollen in London verkauft werden. Es werden zwar diese Männer unter diesen Umständen, — und Menschen sind Kinder der Umstände — kraft ihrer angeborenen Ehre, sich sträuben; aber doch werden sie Abenteurer, und zwar von sehr kostbarer Art, — Abenteurer in Anmaßungen, gekleidet in die Leichenhemden und Grabtücher des irländischen Parlaments und um Lohn ihre Karten auf dessen Grabe spielend, dem einzigen Aufbewahrungsort, welchen der englische Minister noch einer irländischen Constitution zugestehen wird; Symbole der Herabsetzung Irlands werden sie sein und die Repräsentanten von Nichts. Aber siehe! der Minister hat noch mehr gethan. Die eine Constitution hat er zerstört; die andre hat er corrumpirt, und diese corrumpirte „Constitution" nennt er nun „mütterliches (parental) Parlament!" Ich wünsche dem Lande zu dieser neuen Umtaufung dessen, was man sonst „repräsentativen Körper der Nation" nannte, Glück. Statt des klaren, edeln Worts „Constitution," werden wir jetzt mit einer neuen und barbarischen Phraseologie des „Reichs (empire)" begrüßt. Mit dieser Veränderung des „Namens" fühlen wir auch eine Veränderung der „Verpflichtungen," indem die Pflichten des „Verordnenden" und das Erbe der „Nation" in ein Erbe ihrer „Abgeordneten" verwandelt wird."

Wie heftig sich Grattan entgegenstemmen mochte, Pitt setzte die Union Irlands mit Großbritannien durch. Und von diesem Augenblick an hielt es Grattan, der ein Freund der monarchischen Regierungsform war und nur sofern auch die demokratische begünstigte, wiefern die englische Verfassung dieses erheischt, es nun für heilige Bürgerpflicht, jetzo an dem einzigen Orte, wo es fernerhin geschehen konnte, im neuen „Reichsparlamente" für das gemeinsame Wohl der vereinigten Königreiche seine Kräfte wirken zu lassen. Im Jahr 1805 erwählte ihn Malton und im Jahr 1806 Dublin selbst zu einem seiner Parlamentsglieder. Auch in diesen neuen Verhältnissen setzte er seine Bemühungen für die be-

drängten irländischen Katholiken (1810 und 1812) mit unermüdlichem Eifer fort. Als siebenzigjähriges Alter und Kränklichkeit ihn sehr niederbeugten, und er doch noch einmal seine ländliche Ruhe verlassen und nach London eilen wollte, um mit aller Kraft von neuem für seine katholischen Landsleute aufzutreten, stellten ihm seine Angehörigen und seine Freunde vor, daß diese Anstrengungen mit seinem jetzigen Befinden unverträglich seien. Aber er antwortete: „O! ich werde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich bei dieser Pflichterfüllung für mein Vaterland sterbe." Dieser Wunsch ward ihm gewährt. Bald nach seiner Ankunft in London, am 14. Mai 1820, schied er mitten in seiner ruhmvollen Thätigkeit hin.

---

„Grattan," sagen vertraute Zeitgenossen, „war in seinen frühern Jahren ein warmer Freund oder ein bitterer Feind; die spätern Jahre dämpften zwar das edle Feuer in ihm nicht, milderten aber die scharfe Heftigkeit, so daß nun an die Stelle des Hasses das Wohlwollen einzog.

Wenn wir in ihm den öffentlichen Redner ins Auge fassen, so war seine Stimme dünn, scharf und weit davon entfernt, kraftvoll zu sein. Sie war zwar nicht ohne eine Mannichfaltigkeit von Tönen, aber ohne harmonische Modulation, und da, wo sie leidenschaftliche Kraft ausdrücken sollte, schreiend, in den tiefern Tönen aber hohl und kaum hörbar. Auch wußte Grattan mit seiner Stimme nicht weislich Haus zu halten, indem er sie theils zu einer Höhe hinauftrieb, auf welcher sie sich nicht halten konnte, theils sie hinabsinken ließ bis zu einem fernen, kaum vernehmbaren Gemurmel.

Seine Sprache war dagegen erhaben, prächtig, reich, und ihm ganz eigenthümlich. Sie war nicht mit dichterischen Redensarten geschmückt, ermüdete nicht durch prunkvolle Ausdrücke, welche in hohen Klängen nichts sagen, sondern sie verband Kraft mit Schönheit, Gediegenheit und Erhabenheit mit Anmuth. Sie war jederzeit dem Bedürfniß der Gelegenheit angepaßt, bald eine weitlodernde Flamme, dann wieder ein stilles, heiliges Feuer; jetzt überfließend und glänzend, dann kurz und zugespitzt; gleich geschickt zu belehren, zu ergötzen und

aufzuregen, zur Beruhigung einzuschmeicheln und zu jeder höchsten Kraftäußerung emporzuschwingen.

Sein Vortrag stimmte vortrefflich zu seinem rednerischen Styl. Nie war er schleppend, fade und kalt, sondern stets warm, ausdrucksvoll, eindringend. Seine Aussprache war im Allgemeinen richtig, öfters reißend schnell; doch überpolterte er sich nie; er sprach mit Bestimmtheit, articulirte genau und erhielt sich Raum für Kraft und Schwung. Leben, Seele und Feuer waren vorherrschend, in einem solchen Grade, daß er selbst die von Vorurtheil Befangenen und die Trägen in Gang zu bringen vermochte.

Seine Action war fehlerhaft. Sie war nicht graziös, immer angestrengt, zwar öfters ausdrucksvoll, aber ohne Eleganz. Bei einem hohen Grade jener Heftigkeit, welche man nicht loben kann, fehlte ihr jene Zartheit, welche der Gebildete bewundert; wenn sie auch nicht eben beleidigte, so konnte sie doch schwerlich Wohlgefallen erwecken.

Dagegen muß man rühmen, daß er die größesten Gegenstände vollkommen mit seiner Einsicht durchdrang und umfaßte, und zwar mit Einem Blicke. Er blieb nicht an Einzelnheiten kleben. Die Achse, um welche das Ganze sich drehte, wurde jedesmal sogleich von ihm ergriffen.

Hinsichtlich der Beweisführung war er scharf, spitz, gedrängt, schlußfest. Er schweifte nie von seinem Gegenstand ab, suchte nie nach nicht zur Sache gehörigen Stoffen; sondern nur nach solchen, welche dienten, das, was er selbst mit Leichtigkeit eingesehen hatte, auch den Zuhörern mit Erfolg zu erläutern. Nicht durch lange Reihen schwerfälliger und schwerverständlicher Erörterungen, sondern auf ebenen, hellen Pfaden führte er mit scheinbarer Leichtigkeit den Geist zu dem entscheidenden Schluß, welchen er beabsichtigte. Jeder meinte, er könne eine Sache eben auch wohl so führen, wie Grattan; bei dem ersten Versuch aber mußte er bald inne werden, daß dieses der Bogen des Odysseus sei.

Betraf es Widerlegung eines Gegners, so setzte Grattan seine ganze Macht in Bewegung und sammelte alle Kräfte, um den Gegner zu überwältigen und niederzudrücken. In seiner höchsten Größe erschien er, wenn er das Unläugbare unwiderstehlich darlegte, wenn er die

Volksrechte vertheidigte, wenn er die Hoffnungen, die Befürchtungen, die Erwartungen der Nation schilderte, wenn er die Lasterhaften bedrohte, die Trotzigen erbleichen machte, hingeschiedenen Ehrenmännern Lobreden hielt; in Pracht, Erhabenheit und Feuer trat er dann auf. Bei Angriffen waren seine Waffen allerdings sehr scharf, aber ohne alle Glattung. Seine berühmtesten Philippiken nähern sich mehr der breiten und gemeinen Advocatenhudelei, als dem Gebrauche der feinen, witzigen Spottpfeile, welche auch wohl im Parlamentssaal abgeschossen werden. Seine Vorwürfe sind mit Stacheln versehen, welche unheilbare Wunden zufügen, und wovon ihn Cicero sollte abgemahnt haben.

Der Vorrath seiner Kenntnisse war ungemein groß; sein Fleiß, ihn immerfort zu vermehren, noch größer: deshalb machen seine Reden schon durch ihren Stoff einen so starken Eindruck. Es vereinigte sich bei ihm classische und wissenschaftliche Gelehrsamkeit mit gründlicher Rechtskunde, genauer Kenntniß der Landesverfassung und Vertrautheit mit der schönen Literatur. So kam er zu jedem Gegenstande, worüber geredet werden sollte, vollkommen vorbereitet, war mit allem Erforderlichen innigst bekannt und hatte es, wo die Umstände es erheischten, stracks zur Hand. Er belehrte die Jünglinge, und auch die Alten ergötzte er durch die reichen Früchte seines umfassenden Geistes, der die natürlichen Gaben durch sorgfältigen Anbau noch unendlich vermehrt hatte."

Ein andrer seiner Zeitgenossen sagt von ihm: „Grattan zeigte, wenn er als Redner hervortrat, eine Größe, die zugleich einen Geist höherer Art verkündigte und Ehrerbietung und Achtung gebot. Jedem Gegenstande, welchen er behandelte, ertheilte er einen Glanz, der erleuchtet, aber nicht blendet, der, indem er dem Urtheil zu Hülfe kommt, auch die Imagination ergötzt. Sein Styl hat, nach Maßgabe der Gegenstände und Gelegenheiten, einen veränderten Charakter, ist zuweilen gediegen und kräftig und erzwingt durch zusammengedrängte Beweisgründe Ueberzeugung; ein andres Mal fließt er, sich frei ausdehnend, glänzend und erhaben daher. Er paßt sich jedem Vermögen der Seele an, ergötzt die Phantasie, wirkt auf den Willen, überzeugt den Verstand und ist stets von einer Wärme belebt, welche es

unmöglich macht, dem Redner ohne Theilnahme zuzuhören, von dessen Kraft bei andern Gelegenheiten Jedermann hingerissen wird."

---

Grattans Schriften sind:

1) Speech on Tithe. 1788.

2) Speech on the Address to this Majesty at the opening of the Irish Parliament; with an Appendix, containing the Public Papers and Resolutions of the United Irish. 1792.

3) Speech on the Bill for the Emancipation of the Roman Catholics of Ireland, presented of the House of Commons, April 24. 1797.

4) Address to his Constituents the Citizens of Dublin on his Determination to retire from the Parliament of Ireland. 1797.

5) Speech in the Irish House of Commons against the Union with Great Britain. 1800.

6) Answer to a Pamphlet entitled „The Speech of the Earl of Clare," on the Subject of a Legislative Union between Great Britain and Ireland. 1800.

7) Speeches on the Catholic Petition in the House of Commons, May 18. 1810.

8) Speech on his own Motion, respecting the Petition of the Catholics of Ireland. 1812.

Seine sämmtlichen Reden sind nachmals in einem Bande zusammengefaßt erschienen.

---

Digitized by Google

# Billaud-Varennes.

# Billaud-Varennes.

Der Mann, dessen Thaten und Schicksale die folgenden Blätter erzählen, ist einer der Ersten, die im letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts den Ausbruch des politischen Vulcans in Frankreich zu befördern strebten, und mag besonders dadurch Interesse gewinnen, daß er nicht, wie fast alle Schreckensmänner jener Zeit, unter der glühenden Lava begraben, sondern nur ausgeworfen wurde und jenseit des Weltmeers die Rolle des Republikaners ausspielte, in welcher er disseit desselben aufgetreten war. Der Sohn eines Advocaten, war er geboren 1763 zu Rochelle, einer Stadt, die zu den Zeiten der Könige aus dem Hause Valois, so wie unter den nächstfolgenden Bourbons, als Haupt- und Waffenplatz der Hugenotten wichtig war. In seinen Denkwürdigkeiten *) scheint er in dem Bestreben und Schicksale der ehemaligen Bewohner seiner Geburtsstadt eine Mahnung zu finden, sich, wie sie, den Bedrückungen despotischer, unduldsamer Willkür zu widersetzen. Sehr jung trat er in die Congregation des Oratoriums Jesu zu Juilly, wo Fouche und E. L. B. Bailly seine Collegen waren. Doch unter geistlichem Gewande barg er Neigungen, die mit dem Leben und der Wirksamkeit eines Paters vom Oratorio Jesu nicht vereinbar sind. Er liebte leidenschaftlich das Theater, lebte gern in geselligen Kreisen, machte Verse und schrieb selbst

*) Mémoires de Billaud-Varennes, exconventionnel, écrits au Port-au-Prince en 1818 etc. II Tom. Paris 1821.

größere Theaterstücke, von denen ein Trauerspiel in fünf Acten, mit Chören untermischt, sich bis jetzt erhalten hat. Es führt den Titel: Polykrates und ist nie gedruckt. Der Anstoß, den er durch weltliche Neigung und solche literarische Beschäftigungen seinen Brüdern gab, und die innere Stimme, die ihm sagte, daß eine größere Bühne, als der Raum zwischen düstern Klostermauern, für ihn bestimmt sei, veranlaßten ihn, aus der Gesellschaft zu treten, und er wurde, kaum fünf und zwanzig Jahr alt, Parlamentsadvocat zu Paris, wo er eine natürliche Tochter des Generalpächters Verdun heirathete. Der selbstgewählten Beschäftigung in Frieden und Fleiß sich hingebend, hatte er bis dahin auf keine Weise ahnen lassen, was er einst sein würde; und wie weit entfernt er in seinen jüngern Jahren von allem Königshaß war, bezeugen einige Verse, die er im Jahre 1783 an eine papierne Montgolfiere schrieb, die seine Schüler verfertigt hatten. Sie lauten:

Les boules de savon ne sont plus de notre âge.
En changeant de ballon, nous changeons de plaisirs.
S'il portoit à LOUIS notre plus tendre hommage,
Le vent le soufflerait au gré de nos desirs.

Deutsch etwa:

Nicht Seifenblasen liebt man mehr in unsern Tagen.
Wie der Ballon, so wechselnd Menschenfreuden sind;
Würd' er zu Ludwig unsre treuste Huld'gung tragen,
Weht unsern Wünschen ihn gemäß der Wind. —

In der düstern Wolke des verhängnißvollen Jahres 1789 sah er nicht den zündenden Wetterstrahl, sondern ein ersehntes Morgenroth, und die ersten Ideen von Freiheit und Menschenrecht fanden in seiner warmen, beweglichen Einbildungskraft reichen Zündstoff. Er war keiner der letzten unter den ephemerischen Schriftstellern, die 1790 und 1791 gleich Pilzen aufschießend, in fliegenden Blättern, Broschüren und Schmähschriften zu Gunsten des dritten Standes ihre Federn in Bewegung setzten und ihr Gift auf den Adel spritzten. So erschienen von ihm die Pamphlets: Keine Minister mehr (Point de ministres); Todesstoß, den Vorurtheilen gegeben, (Dernier coup, porté

aux préjugés); der politische Maler, (Le peintre politique). Ein größeres Werk in drei Bänden in 8. erschien zu derselben Zeit, als dessen Verfasser er allgemein genannt wird: der Despotismus der Minister in Frankreich, welches die despotischen Handlungen derselben seit der Gründung der französischen Monarchie zusammenstellt und in jener Zeit vielen Beifall fand. Was ihm in diesen Schriften nicht eindringlich genug gesagt schien, führte seine mündliche Beredtsamkeit aus, in welcher stets eine fanatische Gluth wehte, indem er sich unter die Redner mischte, die nach Neckers Abreise, im Palais Royal, von 4 Uhr Nachmittags bis 12 Uhr Nachts die Köpfe erhitzten. Als den 14. July die Bastille erstürmt ward, war er unter dem rasenden Haufen, der den Gouverneur derselben, Herrn von Launay, gefangen nahm. Doch bekleidete er in diesem Jahre (1791) noch keine öffentliche Stelle, vertheidigte aber in einer Broschüre: Acephalokratie das System der Föderativ-Regierung. Der schreckliche 10. August des Jahres 1792, wo die Tuillerien erstürmt, die Schweizergarden getödtet, und alle Glieder der königlichen Familie mit Drohungen und Schimpfworten des Pöbels überschüttet wurden, sah ihn als einen der frechsten Volksaufwiegler; und er selbst gesteht, daß man den Erfolg desselben seiner Kühnheit mit zuschreiben müsse. Vielleicht zur Belohnung für seinen Eifer ernannte man ihn bald nachher zum Substituten des Procurators der Commune Paris, und nun bewegte er sich in dem ersehnten Wirkungskreise, wo er die längst entworfenen Pläne seines wüthenden Republicanismus verwirklichen konnte.

Eines seiner ersten Amtsgeschäfte war, die in der Wohnung des Maire als verdächtig Eingebrachten zu verhören und sie in die verschiedenen Gefängnisse unterzubringen; unter ihnen war auch Madame Lamballe, Prinzessin von Savoyen-Carignan, die Freundin der Königin. Am 2. September, einem der blutigsten Tage in der Geschichte der Revolution, ging die Nachricht von der Eroberung von Verdun in Paris ein. Anstatt die Freiwilligen mit Ruhe und Ordnung aus ihren Sectionen holen zu lassen, befahl die Commune, Nachmittags 2 Uhr, die Sturmglocke zu ziehen und auszurufen, daß das Vaterland in Gefahr sei. Lärm-

kanonen wurden abgefeuert, Sturmglocken geläutet; aber es waren nicht die Sterveglocken der Preußen, sondern der unglücklichen Staatsgefangenen, die auf die empörendste Weise niedergemetzelt wurden. Billaud-Varennes erschien um 5 Uhr Abends in seiner Amtsscharpe, seiner schmutzigen Kleidung, seiner ihn vor Allen kenntlich machenden schwarzen Perücke, die er, ohnerachtet er erst zwei und dreißig Jahr alt war, nie ablegte, und die ihm bei seiner blassen Gesichtsfarbe ein finsteres Ansehen gab. Mönchischer Stolz und Unempfindlichkeit pragten sich in seinen wüthenden Zügen aus. Er schritt über die Leichen und noch zuckenden Körper, redete das Volk an und sagte am Schluß: „Volk, du mordetest deine Feinde; du hast wohl gethan." Am Morgen des dritten Septembers feuerte er die Mörder von neuem zum Blutvergießen an. Er stand auf einer Treppe und sprach: „Achtungswerthe Bürger! Ihr habt Schurken ermordet; dadurch habt Ihr das Vaterland gerettet. Ganz Frankreich ist Euch ewigen Dank schuldig. Die Municipalität weiß nicht, womit sie Euch ihre Erkenntlichkeit bezeugen soll. Ohne Zweifel gehört dasjenige, was diese Schurken (er deutete auf die Leichen) bei sich hatten, denjenigen zu, die uns von ihnen befreit haben; allein ich bin bevollmächtigt, Jedem von Euch vier und zwanzig Livres anzubieten, die Euch sogleich ausgezahlt werd n sollen. Doch sollen dadurch Eure Dienste noch nicht abgelohnt sein!"

Als die Mörder von Livres hörten, brüllten sie Beifall. Billaud setzte noch hinzu: „Achtungswerthe Bürger, fahrt fort in Euerm Werke, und das Vaterland wird Euch neue Erkenntlichkeit schuldig werden! Schonet Niemand und hört auf Keinen, der Euch in Euerm wohlthätigen Geschäft hindern will!" Er begab sich sogleich in den Sectionsausschuß und befahl ihm, die vier und zwanzig Livres herbeizuschaffen, die er so eben den Mördern versprochen. Der Ausschuß, der über keinen Fond verfügen konnte, fragte, wie es möglich werden könnte, das Versprochene, wozu er sich anheischig gemacht habe, zu leisten? „Machet eine Liste antwortete Billaud ganz lakonisch, entfernte sich, ohne noch etwas hinzuzusetzen, und ließ den Ausschuß zwischen Angst und Schrecken in der Ungewißheit, die Mörder wegen des Versprochenen befriedigen zu können.

Kaum hatte sich Billaud entfernt, als das Mordgesindel haufenweis eindrang und lärmend die Summe forderte, die ihm jener angewiesen hatte. Man kann sich nichts Schrecklicheres denken, als diesen Auftritt. Einer hatte einen blutigen Säbel, der Andre eine zerbrochene Pike, an welcher das Gehirn eines Menschen klebte, noch ein Anderer trat mit einer Hellebarde auf, worauf ein noch zuckendes Herz hing. Dies waren ihnen gleichsam Anweisungen, auf welche sie Bezahlung verlangten. „Meint ihr denn, rief ein mit einer Keule bewaffneter halb berauschter Bäckergesell, daß ich nicht mehr als vier und zwanzig Livres verdient habe? Durch mich sind allein mehr als vierzig gemordet worden.“ Der Sectionsausschuß konnte in seiner Verlegenheit den Haufen nicht anders befriedigen, als daß er ohne Verzug eines Jeden Namen aufzeichnete und versicherte, daß das Geld auf dem Stadthause bereit liege und sie es dort selbst holen möchten. Dieses ließen sie sich gefallen und zogen mit dem Verzeichnisse ab. Aber auch im Aufsichtsausschuß der Commune war kein Geld in der Casse. Sie warteten vergebens bis Nachts elf Uhr. Um Mitternacht kamen sie wieder zurück, schäumten vor Wuth und drohten, einem Mitgliede des Ausschusses nach dem andern den Hals umzudrehen, wenn nicht auf der Stelle Zahlung geleistet würde. Der Ausschuß wußte auf diese Drohung keinen Bescheid zu geben. Ein Mitglied wollte den Weg der Vorstellungen einschlagen; aber sie hoben die Säbel über seinen Kopf, und es verstummte. Man sah sich jetzt genöthigt, Geld herbeizuschaffen, oder sich morden zu lassen. In dieser Verlegenheit erbat sich ein Mitglied des Ausschusses die Erlaubniß, zu Hause Geld holen zu dürfen. Man bewilligte sie ihm. Er kam wenige Augenblicke darauf zurück und schoß auf seine eigne Gefahr die Hälfte des Soldes vor, auf welchen die Mörder Anspruch machten. Für diese Nacht hatte sich wenigstens der Ausschuß die Ungeheuer vom Halse geschafft; allein sie erschienen, nachdem sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten, am frühesten Morgen wieder, um die andre Hälfte des ihnen versprochenen Soldes zu beziehen. Billaud führte einen ganz mit Blut besudelten Mörder traulich an der Hand in das Generalconseil der Commune und stellte ihn demselben als einen braven Mann vor, der, wie er sich ausdrückte, wacker gearbeitet habe.

Am 20sten September ward er Mitglied des Nationalconvents und begann seine Rolle als Gesetzgeber mit dem Vorschlage, statt der bisherigen Richter, Schiedsrichter (arbitres) einzusetzen, die unentgeltlich ihrem Posten vorstehen müßten. Drei Tage nachher forderte er die Todesstrafe für solche, welche den Feind auf französisches Gebiet führen würden. Wo er bei diesen Vorschlägen durch eigenes Ansehen nicht durchdringen konnte, bediente er sich des Einflusses seiner Freunde, der Maratisten, wie folgender Zug beweiset. Der General Montesquiou, im Begriff, in Savoyen einzurücken, war den Jacobinern verdächtig geworden, und es war im Werke, ihn abzusetzen. Tallien sprach ihm alle militairische Kenntnisse ab. Chabot (der Kapuziner) stimmte ihm bei und beschuldigte den General aristokratischer Gesinnungen. Carra und Billaud verlangten, daß er auf der Stelle abgesetzt werden sollte. Niemand nahm sich des Generals an, als Lariviere. Er bat, daß man erst des Generals Betragen untersuchen und ihn dann, im Falle er schuldig gefunden würde, absetzen solle. Billaud rief mit seiner Heftigkeit dem Lariviere zu: „Still, still! Sie sind der Vertheidiger aller Verräther. Sie vertheidigen jetzt den General Montesquiou, wie Sie vormals den General La Fayette vertheidigten.“— Dieser boshafte Vorwurf sollte Lariviere beim Convent verdächtig und beim Volke verhaßt machen. Dieser erklärte daher sogleich: die Beschuldigung sei ungerecht; denn er habe sich unter der Zahl der zwei hundert vier und zwanzig Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung befunden, die am 8ten August gegen La Fayette gestimmt hätten: Billaud sei folglich ein Verleumder und müsse zur Ordnung gerufen werden. Da nahm sich Danton seines Freundes Billaud an. „Was! rief er, zur Ordnung rufen? Warum? Warum soll Billaud zur Ordnung gerufen werden? Im römischen Senate sprachen Brutus und Cato kühn und keck die Wahrheit; wir aber, bei unsern elenden Sitten, nennen das Persönlichkeit. Ich habe fest bei mir beschlossen, Jeden, der mir verdächtig vorkommt, ohne alle Umschweife anzuklagen. Dem General Montesquiou muß man das Commando nehmen, man muß ihn absetzen; denn erstens ist er verdächtig, und das darf keiner unserer Feldherrn sein; zweitens müssen wir uns fürchterlich

machen und ein auffallendes Beispiel von Strafe geben; drittens hat der vollziehende Staatsrath seine Absetzung bereits beschlossen und dem General Anselme, dessen Talente und Bürgersinn bekannt sind, befohlen, seine Stelle zu übernehmen." Der Convent entsetzte hierauf Montesquiou seiner Stelle, und Billaud triumphirte.

Es schien in seinen Plänen zu liegen, zu den höchsten Nationalwürden zu gelangen, und mit Wuth bekämpfte er, was diesem Endzweck entgegen war. Als den Girondisten von ihren Gegnern zum Vorwurf gemacht war, daß sie nicht das Beste des Vaterlandes zum Zweck hätten, sondern daß sie alle Gewalt an sich zu reißen suchten, um die einträglichsten Staatsbedienungen unter sich zu vertheilen, so widerlegte Gensonne diesen Vorwurf im Nationalconvent und sagte, es gäbe nur ein einziges Mittel, diese Verleumdungen zum Schweigen zu bringen, und dieses Mittel sei, das Decret zu geben: kein Mitglied des Nationalconvents könne binnen zehn Jahren fähig sein, irgend eine Staatsbedienung zu bekleiden. Die Mitglieder standen mit Enthusiasmus auf, diesem Vorschlage ihren Beifall zu geben; nur Billaud nicht, welcher ihn bestritt. Das Decret ward zwar an diesem Tage gegeben; aber am folgenden Morgen stand ein andrer Redner auf, um zu bitten, den Beschluß zurückzunehmen, der auch nie vollzogen wurde.

Der 29. October war der Tag, wo es zwischen den Girondisten und Maratisten zum offnen Kampfe kam. Der Minister Roland zeigte an demselben in einer Rede die Gräuelthaten der Jacobiner, und nach ihm betrat Robespierre die Rednerbühne, um ihn zu widerlegen, und schloß seinen Vortrag mit den prahlerischen Worten: „Verleumdung ist an der Tagesordnung; und Verleumdung gegen wen? — Gegen einen eifrigen Freund des Vaterlandes. Wer ist aber unter Euch, der aufstehen, mir in's Auge sehen und mich anklagen dürfte?" — „Ich," rief am entfernten Ende des Saales eine Stimme. Alles horchte schweigend. Indessen schritt ein langer, hagerer, bleicher Mann durch die Versammlung, sah Robespierre starr in's Gesicht und sagte: „Robespierre, ich klage dich an." — Der Mann war Johann Baptist Louvet. Ro-

bespierre verlor alle Fassung; denn Niemand hatte bisher gewagt, ein solches Wort gegen ihn zu reden. Louvets Hauptanklage bestand in der Beschuldigung, daß Robespierre allein die Blutscenen in den ersten Septembertagen veranlaßt habe. Ein allgemeines Geschrei des Unwillens erhob sich im Convent. Billaud erhob sich, als er sah, daß Robespierre unvermögend war zu sprechen, und widerlegte Louvet. Dieser aber ließ sich nicht schrecken, sondern enthüllte das ganze Gewebe der Ränke und Gräuelthaten Robespierre's, Danton's und Marat's. So richtig seine Angaben und Bemerkungen waren, so zollte die Gallerie dem Billaud doch größern Beifall durch Jauchzen und Klatschen.

Als Abgesandter in das Departement Isle-et-Vilaine, schrie er über den Kaltsinn der Bewohner desselben, witterte Königsliebe und antirevolutionairen Geist, ließ mehrere Verdächtige einziehen, hob Truppen aus und gab ihnen durch Rede und That den republicanischen Geist wieder. Man gebrauchte ihn öfter bei solchen Sendungen, weil man seinen Königshaß und republicanische Gesinnung kannte.

Als die Maratisten dem unglücklichen Ludwig den Proceß machten, zeigte sich Niemand blutdürstiger, als Billaud. Der Präsident de Fermont, der Aufschub gewinnen wollte, fragte die Versammlung, ob die Verurtheilung des Königs noch aufgeschoben, oder das Urtheil sogleich ausgesprochen werden sollte. Wirklich war die Mehrheit der Stimmen für den Aufschub. Aber sechzig bis achtzig Maratisten, unter ihnen Billaud, drängten sich unter dem Beifallgejauchze des auf den Gallerien versammelten Pöbels zum Präsidenten, schimpften und bedrohten ihn, nannten ihn einen Verräther, der parteiisch für den König sei, und wollten seine Gründe für den Aufschub nicht hören. Duham stellte sich vor ihn hin, drohte mit geballter Faust und verlangte, daß durch namentlichen Aufruf gestimmt werden sollte. Der Präsident bat, sich vertheidigen zu dürfen. „Nein, nein! riefen Billaud und Robespierre; wir widersetzen uns; wir wollen nicht, daß er gehört werde." Ersterer war so erhitzt, daß, als Pethion auf die Rednerbühne trat, er ihn überschrie, noch ehe er wußte, welche Meinung der Redner vortragen wollte.

Engerrand trug darauf an, den Urtheilsspruch über den König dem versammelten Volke zu überlassen, worauf Billaud sagte: „Da man so viel davon spricht, den Urtheilsspruch über Ludwig Capet dem Volke zu überlassen, so frage ich, ob man denn auch die Stimmen unsrer Besitzungen in Ost- und Westindien über Ludwig sammeln will; denn diese Besitzungen sind ebenfalls Theile der Republik Frankreich."

Bei der Abstimmung über des Königs Tod in der letzten stürmischen Sitzung gab er seine Stimme mit den Worten ab: Der Tod, innerhalb vier und zwanzig Stunden, und schien so Sieyes Wort: „Der Tod ohne alles Geschwätz," (la mort sans phrase) commentiren zu wollen. Nach Ludwigs Tode wollte es das Ansehen gewinnen, als ob sein Blutdurst etwas gestillt sei; doch hörten die Anklagen und Verfolgungen gegen die Girondisten nicht auf. Um nach Belieben Privatrache üben zu können und seine Schandthaten zugleich zu beschönigen, gab er häufig vor, man trachte ihm nach dem Leben, und er kenne verschiedene Girondisten, die meuchelmörderische Pläne gegen ihn schmiedeten. So klagte er Mehrere an; namentlich den Minister Clavière, der sich in dem Augenblicke tödtete, wo er ergriffen werden sollte; Lanjuinais, Jacob Roux, und Pelverel und Sonthonax, Freunde Brissots. Späterhin entdeckte er Herbert's Verschwörung und entwarf sogar eine Anklageacte gegen alle Könige Europa's. Im beständigen Kampf gegen die Gironde, that er alles, was den Maratisten ersprießlich, den Girondisten verderblich sein konnte. Es wurde auf seinen Rath im Convent beschlossen, daß kein Mitglied desselben ein Journal sollte schreiben können, ohne sich dadurch seiner Stelle verlustig zu machen. Mit dieser Bestimmung erhielten die Maratisten ein bedeutendes Uebergewicht; die Freiheit der Presse ward eingeschränkt, und den Girondisten ein Streich versetzt; denn außer Marat waren alle Mitglieder des Convents, welche Journale schrieben, von der Partei der Girondisten.

Die Maratisten, seine Verdienste anerkennend, bewirkten, daß er zum Präsidenten des Convents ernannt wurde. Sobald er sich mit dieser Würde bekleidet sah, führte er jenen furchtbaren Plan aus, den er lange vorher entworfen, und für dessen Annahme er die Gemüther

schon gestimmt hatte: er setzte die Revolutionsregierung an die Stelle der Constitution, wodurch der Culminationspunct des Jacobinismus und das größte Elend für die ganze Republik herbeigeführt wurde. In dieser Zeit erschien (den 18. October 1793) sein Code revolutionnaire, in welchem er seine Grundsätze entwickelt und vertheidigt. Bis jetzt war er mit Robespierre Hand in Hand gegangen und hatte mit ihm das Blut der Bürger vergossen; aber nun griff er ihn mit höchster Kühnheit an, half ihn entlarven und trug zu seinem Sturze bei. Sechs Tage nachher trat er aus dem Convent, als ihn Lecointre und Legendre als einen Mitschuldigen Robespierre's angeklagt hatten. Er wurde schüchtern; als die Jacobiner sich über seine Unthätigkeit beklagten, rief er: „Der Löwe schläft nur, ist aber nicht todt." Doch war das Maß seiner Verbrechen in dem unglücklichen Lande nun voll. Er hörte, daß er mit Collot, d'Herbois, Vadier und Barrère angeklagt und zur Deportation nach Cayenne verdammt sei. Den 2. April 1794 wurde er ergriffen. Er behielt seine ganze Fassung dabei und erinnerte sich an das Wort des Excapuziners Chabot, welches dieser ihm einst zurief: „Billaud, auch Du wirst das Opfer der Revolution werden!" — Am andern Tage wurden die vier Gefangenen zur Küste gesandt. Barrère entfloh unterweges, und Collot und Vadier schifften sich mit ihm ein.

In dem Schiffe, welches ihn nach Guyana führen sollte, hatte er Zeit, über Vergangenheit und Zukunft Betrachtungen anzustellen. Er sah wohl ein, daß seine nächste Zukunft ihm wenig Erfreuliches bieten würde. Seine Finanzen waren zerrüttet, und wer sollte sich in Cayenne seiner annehmen? — Hier angekommen, fristete er sein Leben mit Abrichtung und Verkauf von Papageien, und wenn ihm das Herz zu voll ward, ergoß er sich in Klagen gegen Barthelemy, Pichegru, den Abbé Brothier und andere Verbannte. Traurige Nachrichten von den Seinen aus der Heimath, das ungesunde Klima, seine ärmliche Lage, und besonders sein unruhiger, nach der vorigen Thätigkeit sich sehnender Geist drängten ihn zur Flucht. An den Gestaden des Delaware hoffte er neue Freiheit und Lebenslust zu trinken. Im Jahre 1801 entschlüpfte er und schiffte

sich als Schreiber auf dem Ruby, einem americanischen, nach Boston bestimmten Schiffe, ein. Das Englische, Holländische und Spanische, welches er in Guyana schon erlernt hatte, leistete ihm, wie er selbst berichtet, treffliche Dienste. In der Gegend der Antillen erhob sich ein Sturm. Das Schiff scheiterte an der Küste von Porto-Rico. Elf Mann retteten sich. Er war unter ihnen. „Der Genius der Freiheit," sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, „wachte über mein Leben, damit ich in andern Himmelsstrichen für Freiheit und Menschenrechte kämpfen sollte." Ein französischer Kaufmann nahm ihn auf dieser spanischen Insel auf, rieth ihm, einen andern Namen anzunehmen, und verschaffte ihm eine Verwalterstelle auf einer kleinen Besitzung, die dem reichen Orden der Jacobiner gehörte. Ruhig lebte er hier achtzehn Monate, und im Treiben geregelter, ämsiger Beschäftigungen verflogen ihm fast die Freiheitsträume. Aber nach Verlauf dieser Zeit entdeckte der Gouverneur der Insel seinen wahren Namen, seine frühern Verhältnisse, und beschloß deshalb, ihn nach Guyana zurückbringen zu lassen. Hiervon benachrichtigt, nahm er seine Zuflucht zum Procurator der Jacobiner, welcher ihn im Kloster verbarg. Eine schwere Krankheit warf ihn auf ein zweimonatliches Krankenlager. Es verbreitete sich das Gerücht, er sei gestorben; aber nach Verlauf eines halben Jahres erschien er wieder — im Mönchsgewande dieses Ordens, und dies entzog ihn den Verfolgungen des Gouverneurs.

Damals schickte das Mutterland, wie es von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegte, vierzig Mönche nach Porto-Rico, bestimmt, im spanischen America das Christenthum auszubreiten. Zwei derselben waren unterweges gestorben. An ihre Stelle traten, auf Verwendung des Procurators, Billaud-Varennes, der den Klosternamen Polycarpus angenommen, und ein junger Creole, Namens Chrysostomus, der nachher Billauds Freund und unzertrennlicher Schicksalsgefährte wurde. Pater Antonio Cingales, Oberprocurator der vierzig geistlichen Missionarien, weihte die beiden neuen Brüder, und sie schifften sich mit ihm und den Uebrigen nach Mexico ein. Schon während der Fahrt lernte Polycarpus die zügellosen Sitten der spanischen Mönche kennen. Den Oberprocurator begleitete ein Secretair,

an dessen Blicken er bald erkannte, daß es ein verkleidetes Frauenzimmer war. Die geistlichen Herrn erlaubten sich im Kloster und im Familienleben, nach dem Beispiele ihres Vorgesetzten, Ausschweifungen aller Art, der wollüstigste Schwelger stand unter ihnen im größten Ansehen. Bei der Feier der Heiligenfeste, die auch auf dem Schiffe nicht ausgesetzt wurde, ging es am zügellosesten her. Die Fahrt war nicht ohne lebensgefährliche Abenteuer. Durch widrige Winde gegen die Küste von St. Domingo getrieben, sah sich das Schiff in einen Felsenspalt geklemmt und plötzlich von den Böten der schwarzen Unterthanen Christophs umringt. Schon hielt man sich verloren; aber die Neger baten die geistlichen Herren gar freundlich, auszusteigen und ihnen die Messe zu lesen. Antonio mit zwölf Jacobinern folgte willig der Einladung, und die heilige Handlung beschloß mit einem heitern Mahle, welches die schwarzen Beichtkinder anstellten. Gegen Abend machten Polycarpus und sein Freund Chrysostomus einen Spaziergang auf die herrliche Insel und knüpften eine Unterhaltung mit einem Weißen an, welcher sich ihnen als ein lange in Sclaverei gehaltener Engländer zu erkennen gab, der sich nach Freiheit sehne. Polycarpus rieth ihm, mit Einbruch der Nacht auf ihr Schiff zu schleichen und mit ihnen zunächst nach Mexico zu fliehen. Der Vorschlag wurde angenommen. Mit der Dunkelheit begab sich die fromme Gesellschaft an Bord, die Schwarzen kehrten zurück, und Polycarpus nebst Chrysostomus und einigen andern Mönchen schlichen in ein Gebüsch, einige hundert Schritte vom Gestade, um den Engländer zu erwarten. Urplötzlich aber fielen in ihrer Nähe mehr als hundert Flintenschüsse. Einige Mönche wurden im Fliehen leicht verwundet; unter ihnen Polycarpus, der kaum noch das Schiff zu erreichen vermochte. Hier fanden sie mit Schrecken, daß die schwarzen Verräther nicht nur alle bedeutende Vorräthe, sondern auch Antonio's schwarzäugigen Secretair geraubt hatten. Die warmen Hoffnungen der geistlichen Herrn, die in Mexico und in den Inseln, wo sie ihr Licht leuchten lassen wollten, ein Eldorado sahen, wurden durch diesen Vorfall ein wenig abgekühlt. Im Angesicht des Hafens von Mexico gerieth das Schiff durch widrige Winde auf gefährliche Untiefen. Ein

Sturm kam dazu. Die Matrosen baten die Mönche, zu beten. Die Kerzen wurden angezündet und die Litanei gesungen. Der Sturm legte sich, und die Matrosen riefen: Wunder! —

Zu Vera Cruz angelangt, wurden sie von den Religiosen ihres Ordens freundlich aufgenommen und von dem Prior derselben mit einem Mahle bewirthet, das mehr eines Lucullus, als eines Dominicaners würdig war. Nach einigen Tagen bestiegen sie vierzig Maulesel, die ihnen von Mexico entgegengeschickt wurden, um sich nach Montezuma's einstiger Hauptstadt zu begeben. Die bigotten Indier und Creolen kamen während der Reise den neuen Aposteln überall entgegen; die Frauen waren die Gefälligkeit selbst, sie versahen sie überflüssig mit Geld und Lebensmitteln, wofür sie kupferne Medaillen, kleine Kreuze, Rosenkränze, Bilder, Agnus Dei, oder Benediction und Ablaß erhielten. Das Exconventmitglied Polycarpus wußte sich mit vieler Gewandtheit zu benehmen und häufig der Indier Gutmüthigkeit zu seinem Vortheile zu benutzen, während Chrysostomus allerlei verliebte Abenteuer bestand. Polycarpus war gewiß der Einzige der Gesellschaft, welcher sich ein Tagebuch hielt, aus dessen Inhalte er späterhin seine Memoiren bildete, die besonders reich an statistischen und geographischen Bemerkungen sind, und deren ethnographische Beobachtungen nicht selten eine epigrammatische Schärfe haben, welche an Voltaire erinnert, in denen aber immer der eifrige Republicaner deutlich hervortritt.

Als die geistliche Gesellschaft ihren Einzug in Mexico hielt, wurde sie vom Lebehoch der Einwohner empfangen und wie im Triumph zum Kloster der Jacobiner geführt. Hier erhielten sie Entschädigung für die Hitze, die Mosquitos und brennenden Sandebenen durch reichliche Bewirthung, wie durch die Geschenke der Einwohner. Zehn Tage lang genossen sie die klösterlichen Freuden, als zwölf unter ihnen bestimmt wurden, sich in dem Hafen von Acapulco einzuschiffen, um über das Südmeer hin sich nach Manilla, der Hauptstadt der philippinischen Inseln zu begeben und dort unter den rohen Eingebornen das Kreuz aufzupflanzen. Polycarpus und Chrysostomus gehörten zu den Missionarien. Ersterer erkannte in dieser Sendung eine neue

Deportation, und in Manilla ein zweites Cayenne. Augenblicklich stand sein Entschluß fest, die Flucht zu nehmen. Längst in der Kunst geübt, Complotte zu machen, wußte er fünf seiner geistlichen Brüder für seine Pläne zu gewinnen. Sie hießen Cyrillus von Renada, Thaddäus von Bores, Thomas von Toledo, Chrysostomus von Iju, und Matthias von Orunza. Trotz seiner Kränklichkeit, einer Folge des ungewohnten Klimas, der veränderten Lebensart und besonders seiner Ausschweifungen, lernte er die nächste Umgegend der Hauptstadt kennen, um die Flucht vorzubereiten. Seine übrigen Mußestunden wandte er an, um den Mericanern seiner nähern Bekanntschaft republicanische Grundsätze und Gesinnungen beizubringen, welches ihm vortrefflich gelang, besonders bei den Creolen. Diese unbeständigen, tyrannischen, höchst leidenschaftlichen Menschen blickten mit Eifersucht auf alle Ankömmlinge aus dem Mutterlande, in denen sie Drohnen sahen, die ihren Honig raubten; waren unzufrieden mit der Regierung und mit der Stellung, die sie im Staate einnahmen, und sogen mit Begierde die Ideen von Freiheit und Menschenrechten ein, die er in jenes glänzende Gewand der Beredsamkeit, welche beim Beginn der Revolution sich in Paris so wirksam zeigte, kleidete. Jeder Franzose hat seit jener großen Umwälzung die Kunst zu insurgiren erlernt, in deren Anwendung Napoleon die Meisterschaft behauptete. Polycarpus war bei solchen Bemühungen des Erfolgs ziemlich sicher. Wo er die Männer zu kalt fand, wirkte er auf die Frauen, wobei ihn Chrysostomus unterstützte. Die Verbindungen, die sich hier angeknüpft, löste die Folgezeit nicht auf; seine Briefe wirkten, als er lange schon Mexico verlassen hatte.

Eine dem Oberprocurator Don Antonio Cingales plötzlich zugestoßene Krankheit war den sechs Verschworenen sehr günstig, indem durch dieselbe die Einschiffung nach Manilla sich verzögerte. Es entstand unter ihnen eine lebhafte Debatte, wo man sich hinbegeben wollte. Einige schlugen vor, sich in der Hauptstadt selbst versteckt zu halten, bis der Aufstand ausbräche, den sie anzetteln wollten; Andere, zu Pethion nach St. Domingo zu gehen; des beredten Polycarpus Meinung, nach Guatimala, hundert und

funfzig Meilen von der Hauptstadt, zu fliehen und dort das Volk zu insurgiren, behielt endlich das Uebergewicht. Zunächst wollten sie dort andre Namen annehmen und als spanische Mönche ein Unterkommen in Klöstern suchen. Ein Umstand machte das Wagestück beinahe scheitern. Ein nicht zu den Verschwornen gehöriger Mönch, welcher ebenfalls nach Manilla bestimmt war, entfloh nach Guatimala. Antonio gerieth in die äußerste Wuth und forderte den Vicekönig auf, alles aufzubieten, daß der Flüchtling wieder eingebracht würde. Dieser nahm die strengsten Maasregeln, ließ die Wachen in und vor der Stadt verdoppeln, drohende Bekanntmachungen ergehen, und Antonio, der wieder genesen war, sprach im Mönchsconvent das Anathema über den, der in Manilla nicht die Märtyrerkrone verdienen wollte, und ein dreifaches Wehe über Jeden, der in des Flüchtlings Bonifacius Fußtapfen treten würde. Polycarpus Gefährten wurden dadurch so eingeschüchtert, daß sie für gerathen hielten, den Plan vor der Hand aufzugeben; er aber so wenig, daß er schon den andern Tag zur Ausführung des Vorhabens festsetzte. Er gebrauchte die Vorsicht, den Antonio zu berauschen, und mit Einbruch der Nacht des 27sten Februars 1806 setzten sie sich unter Leitung eines des Wegs kundigen Indiers, Namens Spes, in Marsch. Von ihm hörten sie, Bonifacius sei bereits in Sicherheit; dies machte die Gesellschaft kühner. Auf einem Umwege gelangten sie vor die Stadt. Da der Vicekönig die Inquisitorialwache verdoppelt hatte, so standen an jedem Wege zwei Mann, welche Spes zu umgehen suchte. Dies mislang jedoch. Plötzlich kamen zwei Reiter auf sie zu und erkannten beim Sternenlicht, daß sie Kutten trugen. Auf ihr Halt! und Werda! trat Polycarpus mit Geistesgegenwart vor und erwiederte: die heilige Hermandad. Man ließ sie ziehen. Ihr Mönchsgewand, durch welches sie aus dieser Gefahr gerettet wurden, legten sie während der ganzen Reise nicht ab, indem es ihr gültigster Paß im ganzen spanischen America war. Mit Anbruch des Tages erreichten sie einen von der Hauptstadt sechs Meilen entfernten Flecken, entließen und belohnten reichlich den Spes, der sie nicht getäuscht hatte, und durch den ersten glücklichen Erfolg ermuthigt, zogen sie vorwärts. Am Tage ruhten sie wegen der Hitze; in der Nacht reisten

sie. Die Aengstlichkeit vor der leicht möglichen Entdeckung abgerechnet, war die Flucht sehr angenehm. Sie lernten die eigenthümlichen Naturschönheiten des Landes kennen. Oft zogen sie an rauchenden, vom innern Feuer durchwühlten Schwefelfeldern vorüber; oft führte sie der Weg durch dicht verwachsene Wälder, in denen die Natur ein ganzes Füllhorn wunderbarer Pflanzen ausgegossen, wo Vögel von schimmerndem Gefieder und große Schmetterlinge von bunten Farben in den Lüften spielten. Durch die sogenannten Laternenträger entdeckten sie oft die Pfade in der Mitternacht. Ihr Gewand verschaffte ihnen Zutritt bei allen Classen der Bewohner, deren Gefälligkeit sie mit Speise, Trank und Geld versorgte. Bald war es ein Creole, bald ein Indier, bald ein spanischer Geistlicher, der ihrer gastfreundlich pflegte. In Guarara, einer beträchtlichen, reizend gelegenen Stadt, fünf und dreißig Meilen von Merico, hörten sie, daß den Indiern der Befehl von der Regierung zugekommen sei, allen reisenden Mönchen und Geistlichen unentgeldlich Obdach, Nahrung und Pflege angedeihen zu lassen. So konnten sie jetzt fordern, wo sie vorher gebeten, da Niemand in ihnen Flüchtlinge, sondern vom Jacobinerorden abgesandte Missionarien sah.

Eines Tages war Polycarpus hinter seinen Gefährten geblieben, welche eilten, einen Flecken, der ihnen nicht weit mehr schien, zu erreichen. Er verirrte sich, indem er sie wieder einholen wollte. Sein ermattetes Thier legte sich nieder, und keine Macht war im Stande, es wieder auf die Beine zu bringen. Er mußte sich entschließen, unter freiem Himmel den Morgen zu erwarten, und legte sich den Sattel als Kopfkissen unter. Kaum hatte er einige Minuten gelegen, als ein seltsames, beunruhigendes Geräusch sein Ohr traf, welches ihm wie ein Gemisch von Wolfsgeheul mit heisern Menschenstimmen klang. Ein kalter Schweiß ergoß sich über ihn; er hielt seine letzte Lebensstunde für nahe. Nach einigen Stunden jedoch ließ das Geräusch nach, und die Morgenröthe fand ihn schlummernd. Beim Erwachen sah er sein Thier ruhig grasen. Als er den Flecken erreicht hatte, fand er seine Gefährten noch nicht. Sie hatten sich ebenfalls verirrt, die Nacht auf dem Felde zugebracht, und waren durch jenes Geheul in Furcht und Schrecken gesetzt. Polycarpus hörte von dem Kaufmann des Orts, bei

welchem sie freundliche Aufnahme fanden, daß die Bewohner jener Gegend an dieses Geheul gewöhnt wären, und daß es von den nächtlichen Kämpfen der wilden Katzen und Hunde herrühre, oder vom Geheul der Wölfe und der hier weniger furchtbaren Tiger. — Dies war nur ein kleines Abenteuer in Vergleich mit der Gefahr, Beschwerde und Mühe, die sie hiernächst zu überwinden hatten. Von fern sahen sie nämlich das hohe Gebirge Quenelas, von dessen Furchtbarkeit ihnen schon vorher lebhafte Beschreibungen gemacht waren. Man hätte zwar, um es zu umgehen, den Weg über Soconusco einschlagen können; dies hätte aber die Ankunft in Guatimala um einen Monat verzögert. Die Gefährten verloren beim Anblick dieser mexicanischen Alpen allen Muth, und obgleich Chrysostomus die Höhen von Porto-Rico, und die spanischen Brüder die Sierra Morena überstiegen hatten, so standen sie doch an, hier ihren Muth in Gefahren zu bewähren. Polycarpus Beredsamkeit überwand endlich die Muthlosigkeit. Sie nahmen indische, des Weges kundige Führer, mietheten Maulthiere, versahen sich mit Lebensmitteln und traten den Marsch an. Die ersten rauhen Höhen wurden glücklich überstiegen, und Nachts schliefen sie auf einer reizenden Hochwiese, von der sie einen köstlichen Anblick auf die fernen Ebenen und auf die nahen seltsamen Berggruppen und malerischen Felsgebilde hatten. Es wäre vielleicht alles gut gegangen, wenn sich nicht gegen Morgen ein glühender, Staub und Sand führender Südwind erhoben hätte, der Alle von den Felsenwänden hinabzustürzen drohte. Je weiter sie aufklimmten, desto wüthender wurde der Sturm; er ward endlich Orkan. Die Spanier wurden zu Boden geworfen und halb im Sande begraben; die Thiere standen ermattet still, oder legten sich nieder; nur die indischen Führer widerstanden noch. Diese trösteten die Verzagenden: der Sturm werde sich bald legen, wie sie aus verschiedenen Zeichen sähen; sie möchten sich ermannen und nur noch eine Viertelstunde weiter gehen, wo eine Hütte an einem sprudelnden Quell für Reisende erbaut wäre. Zugleich rissen sie den Bruder Cyrillus auf, der, den wunden Kopf in einen Felsenspalt gesteckt, mit schwacher Stimme die Litanei sang. Man erreichte die Hütte, erquickte sich an dem Reste der mitgenommenen Lebensmittel und schlief die Nacht in der-

selben. Am Morgen entdeckten sie einen Goyavenbaum, dessen Früchte ihr Frühstück waren, da sie ihre Lebensmittel aufgezehrt hatten. Der Indier Nahrung bestand in Mais, welchen sie im Wasser erweichten. An diesem Tage erreichten sie den höchsten Gipfel der Quenelas, Maquilapa, in der Indier Sprache „haarloses Haupt" genannt. Sie waren jetzt tausend Toisen über den Wohnorten der Menschen; der Hunger quälte sie, und der Orkan war so heftig, als vorher. Alle gestanden nachher, daß sie gern zurückgekehrt wären, wenn der Ehrgeiz sie nicht gespornt hätte. Ein schmaler Felsenrücken, kahl, leer, hin und wieder mit Schnee bedeckt, zog sich horizontal über das haarlose Haupt von Süden nach Norden. Wagten sie links zu blicken, so lag das Südmeer endlos vor ihren Blicken, dessen Wogen tief unten brandeten; sahen sie rechts, so glitten ihre Blicke an einer düstern Felsenmauer in tiefe Schlünde hinab. Allen schwindelte, nur nicht den Indiern. Da der Orkan noch fortdauerte, so hießen diese die Reisenden sich auf den Bauch legen, thaten das Nämliche, und auf allen Vieren ward die Fahrt begonnen. Man wagte den Blick nicht weiter zu richten, als auf die Stelle, die eben durchzogen wurde. — Endlich war das Werk glücklich vollbracht. Der Weg senkte sich und ward breiter. Sie blickten auf, bestiegen die Thiere wieder, die am sichersten über den Felsenpfad gegangen waren, und so erreichten sie am andern Tage Chiapa der Indier*), wo sie acht und vierzig Stunden von den Beschwerden ausruhten.

Hier fanden sie auch den Flüchtling Bonifacius wieder, der, als Maulthiertreiber verkleidet, allen Nachforschungen entgangen war und in Chiapa der Indier eine Unterlieutenantsstelle erhalten hatte. Zu diesem Posten war er durch die Gunst einer jungen Mulattin gestiegen, die er geheirathet hatte, und welche die Reisenden einlud und köstlich bewirthete. Von Bonifacius hörten sie, daß Antonio Cingales den Morgen nach ihrer Flucht nach Chiapa Royal, Guatimala und Leon an alle geistliche Behörden geschrieben, sich bitter über die treulosen Flüchtlinge beklagt, sie

*) Nicht zu verwechseln mit Chiapa Royal.

genau bezeichnet und jene dringend gebeten habe, dieselben, im Falle sie entdeckt und ergriffen würden, unverzüglich nach Merico unter sicherer Bedeckung zurückzusenden, damit sie im folgenden Jahre nach Manilla geschickt werden könnten. Zugleich hörten sie, daß Don Pedro Alvar, der Provinzial des Jacobinerklosters in Chiapa, darüber herzlich gelacht habe. Dies machte sie kühn, in das Jacobinerkloster zu gehen, wo sie von den Mönchen mit der gewöhnlichen brüderlichen Freundlichkeit aufgenommen wurden. Fünf Tage nachher wurden sie eingeladen, vor Pedro Alvar zu erscheinen, den man wegen der großen Tabaksdose, deren er sich häufig bediente, Pedro Tabago nannte. Die Milde und Freundlichkeit desselben (er wollte ihnen sogar vor dem Mittagsmahle, zu dem er sie gebeten, die Füße waschen,) überraschte sie. Diesen Tag erwähnte er kein Wort von ihrer Flucht. Am andern Morgen aber forderte er sie von neuem vor sich. Er machte eine ernste, kalte Miene, als sie eintraten, überreichte ihnen Antonio's Circularschreiben und sprach: „Meine Brüder, Ihr habt Euch der hohen heiligen Bestimmung, in Manilla den Weinberg des Herrn zu bauen, unwürdig gemacht; getäuscht habt Ihr die gute Meinung, die Se. katholische Majestät und Eure Obern von Euerm frommen Eifer hatten; Ihr tragt die Schuld, daß eine große Anzahl unbekehrter Indier vielleicht um ihr Seelenheil kommt; denn nach dem, was mir der ehrwürdige Antonio Cingales meldet, waret Ihr fähiger, jene zu bekehren, als die, welche Eure Stelle ersetzt haben; ich muß Euch daher als Staatsgefangene betrachten, die den König verrathen haben; der Prior und ich werden Euer Loos entscheiden. Begebt Euch für jetzt in den Garten!" —

Bei diesen Worten langte er seine große Tabaksdose heraus, zog ein langes Gesicht und schnupfte, wie wenn er hätte sagen wollen: eine gute Prise! — Von einigen Brüdern wurden sie in den Garten geführt, der mit hohen Steinmauern und einer eisernen Thüre versehen war. Bestürzt sahen sie sich an, und Chrysostomus wünschte sich auf des Maquilapa haarloses Haupt zurück. Die Vorwürfe, welche sie den Brüdern machten, welche ihnen Don Pedro Alvars Milde gerühmt hatten, beantworteten diese mit Lächeln und Schweigen. Sie blieben hier bis zur Stunde des Mit-

tagsessens. Da öffnete sich die Eisenthür. Man lud sie freundlich, als ob nichts vorgefallen wäre, zu Tisch, wo die Erstaunten in Alvars und der Brüder Gesellschaft so köstlich, als Tags vorher, bewirthet wurden. Beim Nachtisch wandte sich Alvar lächelnd an Polycarpus: „Ich höre, Bruder, Ihr seyd ein tüchtiger Trictracspieler; ich verstehe mich auch etwas auf das Spiel; versuchen wir's mit einer Partie! doch wißt ihr, daß Dominicaner nicht um Geld spielen dürfen. Um indessen an das Spiel gefesselt zu werden, so lasset uns ausmachen: wenn ihr verliert, so müßt ihr fünf Paternoster und eben so viele Ave's für mich und die Brüder beten; wenn Ihr gewinnt, sollt Ihr und Eure Gefährten — unsrer Brüderschaft, frei und ledig, einverleibt werden."

Das Spiel beginnt; Polycarpus gewinnt. Er fühlte wohl, daß ihm Alvar im Spiel überlegen war. Dieser sagte ihm nun, daß er ihnen blos eine kleine Strafe habe auferlegen wollen, und daß er ihr Schicksal mit dem Prior Theotimus schon längst günstig entschieden habe; er sey fast dem Joseph ähnlich gewesen, der die treulosen Brüder mit beklommener Brust geängstigt, nachdem er ihnen schon längst verziehen. „Der Prior Theotimus," fügte er noch hinzu, „ist einst in derselben Lage, wie Ihr, gewesen; auch er sollte nach den Philippinen gesandt werden, entfloh und nahm seine Zuflucht zu mir. Ihr habt Euch in meine Arme geworfen; ich kann Euer Vertrauen nicht täuschen; ich bin bestimmt, den Staubeskindern Gottes Gnade und Milde zu verkünden; der Gott der Gnade und Milde hat Euch in meine Vaterarme geführt; ich werde Euch völlige Verzeihung bei der höhern Behörde auswirken."

Auf diese mit wahrer Salbung und mit väterlichem Herzen gesprochenen Worte, konnten sich die Flüchtlinge nicht enthalten, die Hand dieses würdigen Geistlichen zu küssen. Er umarmte und segnete sie. Damit das Vergehen der Flüchtlinge dem Scheine nach geahndet würde, erhielt der Prior Theotimus Auftrag, sie drei Tage lang bei Wasser und Brot im Kloster einzusperren, jedoch dabei auf ihre Gesundheit Rücksicht zu nehmen, durch welchen Zusatz ihre Gefangenschaft sehr erträglich wurde. Mit ihnen war ein Mönch eingesperrt, der über einem verliebten Briefwechsel mit einer Nonne ertappt

war. Polycarpus, der zu necken liebte, wandte sich zu ihm mit den Worten:

Si monialis amor te turpia scribere fecit,
Ecce, tibi gelidae praebent medicamina lymphae.

Diese Apostrophe, in einem Anfall froher Laune hingeworfen, hatten einen bedeutenden Einfluß auf Polycarpus nächstes Verhältniß. Der Verliebte verstand sie zwar nicht, sondern antwortete höchst mürrisch, er möge selbst Medicin bei einer Nymphe nehmen, wohl aber der Pater Kellermeister, welcher sich über den gelehrten Gefangenen wunderte und dem Prior Theotimus den Einfall mittheilte. Dieser erzählte es dem Provinzial, welcher den Bischof davon benachrichtigte. Wenige Tage darauf, als sie schon der Haft entlassen waren, sandte der Bischof nach Polycarpus und verlangte, ihn zu sprechen. Er unterhielt sich mit ihm in lateinischer Sprache über Erziehung und verwandte Gegenstände. In Folge dieser gelehrten Unterhaltung, die den Bischof sehr befriedigt hatte, wurde dem Polycarpus der Antrag gemacht, die Kinder der Haupt-Parochie von Chiapa-Royal in der spanischen und lateinischen Sprache zu unterrichten. So wenig Lust er hatte, ein Schulmeisteramt, das ihm wenig einbrachte und ihn an seine pädagogische Laufbahn in Guyana erinnerte, zu übernehmen, so sah er wohl ein, daß er sich durch Weigerung nicht um die Gunst des Bischofs bringen dürfe, der ihm ein Pfarr-Vicariat versprochen hatte. Er bat, daß man ihm den Chrysostomus als Gehülfen zugesellte, welches bewilligt ward. Durch sein Amt kam er mit den Eltern der Kinder in mannichfache Berührungen und benutzte die Mußezeit, um seinen neuen Bekannten solche Gesinnungen und Grundsätze unter der Hand einzuflößen, durch die er zu Robespierre's, Marat's und Danton's Zeiten so viel Glück gemacht hatte. Selbst in die empfänglichen Gemüther der heranwachsenden ihm anvertrauten Jugend streute er jenen giftigen Saamen, der vielleicht in diesem Augenblick Früchte trägt.

Im Laufe seiner zweijährigen pädagogischen Wirksamkeit studirte er heimlich die theologischen Wissenschaften, in der Absicht, sich eine Pfarrstelle zu erwerben, und vertheidigte in Gegenwart des Bischofs und einiger Obern mehrere Thesen gegen einen Franciscaner, der als

gelehrter Dialektiker in Chiapa-Royal bekannt war. Eine derselben betraf die Geburt der Jungfrau Maria, von welcher die Franciscaner mit Suarez meinen, sie sei ohne Erbsünde geboren, eine Meinung, die Thomas von Aquino widerlegt. Polycarpus, in des letztern Meinung eingehend, sprach so lebhaft und eindringlich gegen die Uebermenschlichkeit der heiligen Jungfrau, als er einst auf der Tribune des Convents für den Tod Ludwigs geredet hatte, merkte aber bald an der ernsten Miene des Bischofs und dem Kopfschütteln der ganzen frommen Versammlung, daß er einlenken müsse. Der ehemalige Parlaments-Advocat wußte nun so geschickt sich zurückzuziehen und dem ganzen Streite eine Wendung zu geben, daß er am Ende beklatscht wurde und zufrieden mit sich den Rednerstuhl verließ. Don Alvar und Theotimus beglückwünschten ihn und die Jacobiner sahen mit höhnischem Lächeln auf den aus dem Felde geschlagenen Franciscaner. Schon damals würde er eine Pfarrstelle erhalten haben, wenn nicht die Schleichkünste der neidischen Mönche dazwischen gekommen wären und seine Hoffnung scheitern gemacht hätten. Der Bruder Cyrillus bekam die Stelle, um die er sich beworben hatte, und er blieb für jetzt noch Schulmeister, trotz seiner glücklichen Disputation; denn jener war genau bekannt mit einer Freundin Sr. Eminenz. Seine Schicksalsgefährten von Mexico aus hatten, jeder nach Fähigkeiten und Wünschen, ein Amt erhalten. Chrysostomus war sein Gehülfe; Thaddäus war über die Gärten gesetzt; Thomas Pater Kellermeister; Matthias Pater Küchenmeister.

Ein unangenehmer Vorfall erweckte in ihm aufs neue den Wunsch, Chiapa bald verlassen zu können. Eine Wittwe, welche ihm ihren Sohn anvertraut hatte, wurde plötzlich sehr galant gegen ihn, ohnerachtet sie in den Jahren stand, wo sie befürchten mußte, daß ihre Artigkeiten kalt aufgenommen werden möchten. Sie hatte ihm schon oft Geschenke gemacht und sandte ihm eines Tages einen großen Blumenstrauß, in welchem er eine Melone verborgen fand, auf welcher ein mit Pfeilen durchstochenes Herz eingegraben war. Polycarpus schrieb neben das Herz die Worte: „Diese kalte Frucht macht mein Inneres erstarren.“ — In Chiapa ward der Zug mit vielen Zusätzen erzählt, und die Wittwe da-

durch lächerlich gemacht. Die Rachsucht der americanischen Frauen hatte der Vorgänger des Bischofs erfahren, welcher ihnen verboten hatte, in der Messe Chocolate zu trinken und Confituren zu essen: er ward vergiftet. — Die Beleidigte schnaubte Rache gegen Polycarpus, welcher ihr aber entging, indem ihm Alvar und Theotimus die Wahl zwischen zwei Pfarr-Vicariaten ließ, die eben erledigt waren. Er wählte den Ort Petapa und erhielt das andre Vicariat für Chrysostomus, welcher nicht von seiner Seite wich. Er würde vielleicht diese Stelle nicht angenommen haben, wenn er nicht durch gleichgesinnte Freunde in Mexico, mit denen er immerfort in einem geheimen Briefwechsel stand, die Nachricht erhalten hätte, daß in der Hauptstadt eine Ruhe herrsche, die wenig günstige Hoffnungen gestatte. So gab er fast das Gelingen seiner politischen Pläne auf und schickte sich mit Chrysostomus zur Abreise. Nicht ohne Rührung trennten sie sich von dem wackern Alvar, — wie vom Prior Theotimus; — versehen mit der Obern Beglaubigungsschreiben und mit Geschenken für den Pfarrer in Petapa bestiegen sie ihre Maulthiere.

Die Leichtgläubigkeit der Indier führte eine ergötzliche Episode in die Einförmigkeit ihrer Reise. Sie erklimmten in der Gegend von Sacualpa einen hohen Berg, an dessen Felsenpfade auf beiden Seiten tiefe Abgründe waren. Polycarpus hatte, um sein Maulthier zu schonen, sich ein fremdes gemiethet. Auf der gefährlichsten Stelle fing dieses an sich zu bäumen und taumelte mit seinem Reiter an den Rand einer tiefen Schlucht. Ein einzeln stehender Baum hielt es, wie durch ein Wunder, in seiner blinden Wuth auf und ließ dem Polycarpus Zeit, abzuspringen und sich zu retten. Die indischen Führer fingen in diesem Augenblick an zu rufen: „Ein Heiliger! Ein Wunder! Es ist ein Heiliger!“ — Chrysostomus lachte, als er seinen Freund wohlbehalten sah, und dieser mißhandelte wüthend das Thier und bestieg dann sein eignes wieder. „Kinder, sagte er, wenn ich wirklich das wäre, wofür ihr mich haltet, würde ich dann so unmenschlich gegen dieses Thier gewüthet haben? Die Vorsehung hat mich durch diesen Baum gerettet, und nicht meine Wunderkraft.“ Aber diese Worte benahmen den Indiern ihre hohe Meinung von ihm nicht. Kaum waren sie in Sa-

cualpa angelangt, als sie ihr Geschrei wiederholten, in welches bald die Straßenbuben und Müssiggänger mit einstimmten, trotz der unaufhörlichen Protestationen des verlegenen Heiligen, der sich in seine Rolle durchaus nicht finden konnte. Sie fielen vor ihm nieder, küßten ihm Hände und Füße und trugen ihn fast bis zum Pfarrhause des Ortes. Der Pfarrer kam ihm ehrerbietig entgegen und führte ihn durch das Gedränge ins Haus. Als sie allein waren, lachte er herzlich, und auf Polycarpus Bitte, ihn diesen Tag und die Nacht vor dem Zudrängen des Volkes zu schützen, sagte er: dies will ich gern thun; warum aber wollt Ihr Euch nicht acht Tage ausruhen, Euch die Hände küssen und Geschenke bringen lassen? — Aber dies schlug Polycarpus aus. Als sie bei Tische saßen, sagte eine Dienerin des Pfarrers, das Volk ströme haufenweis zur Kirchthür und verlange mit Ungestüm den Heiligen zu sehen, der das Wunder auf dem Berge gethan habe. Sogleich standen alle drei auf, gingen durch den Garten in die Kirche, und in der Gegend des Altars ließ sich Polycarpus auf einem verzierten Armstuhl nieder, Chrysostomus zur Linken, der Pfarrer zur Rechten, und die Kirchthüren wurden geöffnet. Herein strömte die Menge. Ein tiefes Schweigen herrschte. Der Pfarrer sprach einige Worte mit affectirter Salbung. Männer, Frauen und Kinder fielen hierauf auf die Knie und erflehten den Segen vom Heiligen, den er ihnen gern gab. — Es zeigte sich bald, warum der Pfarrer Polycarpus längere Zeit in seinem Hause zu sehen wünschte; die Indier brachten allerlei nützliche Dinge als Geschenke für den Heiligen, einige Realen, Eier, Honig, Obst, Geflügel, größtentheils aus fetten Gänsen bestehend. Polycarpus konnte nur wenige von diesen Geschenken gebrauchen, mußte sie daher der Speisekammer und dem Hühnerhofe des geistlichen Herrn überlassen. Am andern Morgen sollte die Farce von neuem gespielt werden; aber Polycarpus ließ sich nicht halten, sondern setzte die Reise mit seinem Gefährten fort.

Am andern Tage kehrten sie bei einem Pfarrer ein, welcher zwar auf dem Festlande geboren, aber den Creolen sehr geneigt war und sie deshalb kalt und höhnisch empfing und sich besonders über den Heiligen lustig machte. Sie verließen ihn, begaben sich ins Wirthshaus

und mußten seit vier Jahren das erste Mal für ihr Geld zehren. In Guatimala angekommen, bezogen sie das prächtige Kloster ihres Ordens, wo Don Saturnin, der Prior, sie mit ihrem künftigen Wohnorte, ihren Pflichten u. s. w. bekannt machte. Polycarpus erhielt das Vicariat zu Petapa, drei Meilen von Guatimala, und hörte zugleich, daß sein dortiger Pfarrer dem Trunke und der Völlerei im höchsten Grade ergeben sei. Chrysostomus war sehr unzufrieden mit seiner künftigen Lage. Er wurde zum Vicar jenes Pfarrers in Sacualpa ernannt, dessen Eigennutz sie genöthigt hatte, in der Kirche die Heiligen-Komödie zu spielen. Die beiden Freunde trennten sich mit dem gegenseitigen Versprechen, daß der erste, welcher von ihnen ins Pfarramt käme, sich den andern als Gehülfen von der Behörde erbitten solle.

Als Polycarpus bei seinem Einzuge in Petapa läuten hörte, glaubte er darin eine Ehrenbezeugung für sich zu erkennen. Vor dem Pfarrhause fragte er eine alte Indierin, welche aus demselben heraustrat, ob er den Pfarrer Don Barnabas sprechen könne. Sie erwiderte weinend, daß er eben beerdigt würde und dies sein Grabgeläut sei. Der gute Mann war plötzlich an einer Indigestion gestorben. Die Ueberraschung war gerade nicht unangenehm. Der Vorfall konnte ihm nützlich werden. Doch war er für den Augenblick in Verlegenheit, an wen er seine Beglaubigungsschreiben abgeben sollte. Der Alcade war verreist, der Notar krank, der fremde Pfarrer, der Barnabas beerdigt, sogleich wieder nach seiner Heimath abgereist. Der Küster konnte nicht lesen und schreiben. Alles war versiegelt. Erst am andern Tag kam der Alcade, welcher ihn freundlich aufnahm und einführte. Auf sein Schreiben an den Prior Saturnin in Guatimala, in welchem er um Verhaltungsregeln bei dem unerwarteten Sterbefall in Petapa gebeten, erhielt er die vom Bischof unterzeichnete Antwort: das ganze Pfarramt interimistisch zu verwalten. Er beschäftigte sich nun zunächst mit seiner häuslichen Einrichtung. Er kaufte einen jungen, gewandten Neger, Namens Azor, dem er, seinen Grundsätzen gemäß, sogleich die Freiheit schenkte, und der, durch die Bande der Dankbarkeit an ihn gefesselt, ihm späterhin

die wichtigsten Dienste leistete. Er unterrichtete ihn in Sprachen und Wissenschaften und hauchte ihm seine Grundsätze über Freiheit und Menschenrechte ein. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit auf die Weide der verwilderten Heerde Petapa's und machte allerlei Reformen. Den Chrysostomus erbat er sich, seinem demselben gegebenen Versprechen gemäß, als Vicar und hatte die Freude, ihn bald bei sich zu sehen. Dürfen wir seinen Versicherungen trauen, so war er mit Liebe und Treue, was er war. Man achtete ihn als Seelsorger, und die Neujahrs- und andern Geschenke seiner begüterten Pfarrkinder waren so reichlich, daß die Summe, die er schon erspart hatte, um ein Bedeutendes wuchs.

Um den Beifall seiner Heerde noch mehr zu gewinnen, vielleicht auch um originell zu erscheinen, ließ er mit goldenen Buchstaben über die Kirchthüre setzen: „Jesus Christus machte keinen Unterschied zwischen Weißen und Schwarzen." — Ueber des Pfarrhauses Thüre den Ausspruch Massillons: „Die ruhmwürdigen Jahrhunderte der christlichen Kirche waren diejenigen, wo die Priester der Auskehricht der Welt waren." *) — Ueber des Friedhofs Thor: „Hier herrscht Gleichheit. Denkt daran, daß unter allen Eigenschaften Gottes, mögen sie sich auch gleich sein, seine Barmherzigkeit überwiegt." Ein Ausspruch des Miguel Cervantes. —

Petapa lag in einer an Naturschönheiten reichen Gegend, in einem fruchtbaren Thale, zwischen zwei Bergen, wovon der östliche über den Häusern zu hängen schien. Er war mit Gärten bedeckt und mit Landhäusern geschmückt, Cascaden fielen von der Höhe, und Rosen, Lilien und andere Blumen blühten in jeder Jahreszeit. Der südliche Berg dagegen war ein hoher Vulcan, weniger furchtbar, als der in der Nähe von Mexico, ohne Pflanze, ohne Grün auf seinem mit Asche und Lava bedeckten Rücken, immer hörte man mehr oder minder stark ein unterirdisches Tosen, und durch die Dunkelheit der Nacht zuckten oft schwefelgelbe Flammen aus seiner ko-

*) Les siècles de la gloire de l'église chrétienne furent ceux, où les prêtres n'étoient que la balayure du monde.

chenden Brust. So ergoß sich von Osten her das Wasser über den Ort, von Süden das Feuer. „Zittert!" hatte deshalb einer der Vorgänger des Polycarpus der Gemeine zugerufen, „zittert, die ihr zwischen zwei rächenden Bergen wohnet! der eine droht das Feuer eurer wilden Leidenschaft zu ersticken in einer Sündfluth; der andre eure sträfliche Kälte für die katholische Religion mit einem Feuerregen zu strafen." — Dazu kam, daß fast kein Landstrich America's eine so gesunde Luft hatte, als das Generalcapitanat von Guatimala. Ihre Wohlhabenheit verdankten die Einwohner dem ergiebigen Boden, mit dessen Producten sie einen bedeutenden Handel trieben. Polycarpus gefiel sich hier ungemein und war sehr erfreut, als er nach Jahresfrist folgendes schmeichelhafte Schreiben empfing.

An Don Polycarpo von Varennes.

Mein Bruder,

Ihr führt Euer Fahrzeug zu unsrer Zufriedenheit und seid ein würdiger Fischer. Wir haben deshalb beschlossen, Se. Eminenz, unser Bischof, und ich, Euch das Ruder für immer zu überlassen. Bei Euerm mühsamen und doch so erfolgreichen Streben zeigt Ihr Euch als ein wahrer Wunderthäter; Ihr habt einen Gehülfen nöthig; wählt Euch einen unter unsern Brüdern. Der Himmel, den Ihr um unsers Ordens Glück und Wohlfahrt anrufen wollt, segne Euch.

Unterz. Don Saturnin ꝛc.

So wurde er und Chrysostomus in der Pfarrwürde bestätigt und von den Ortsbehörden als wirklicher Seelenhirt eingeführt und anerkannt. Die Gunst, in welcher er beim Volke stand, vermehrte sich noch durch folgenden Vorfall: Ein reicher, geiziger Pächter in Petapa, Namens Xeres, der mehrere Sclaven hatte, zeichnete sich durch die Grausamkeit aus, mit welcher er diese Unglücklichen behandelte, und hatte sich deshalb schon oft des Pfarrers bittern Tadel zugezogen. Einst hatte er einen Neger, Namens Moco, schrecklich gemißhandelt. Der Sclave entriß sich seinen Peitschenhieben, floh in die Kirche und verkroch sich am hohen Altar. Hier fand ihn Azor, der den Vorfall sogleich seinem Herrn

berichtete. Polycarpus erklärte dem bald darauf erscheinenden Pächter, der den Moco zurückforderte, dieser sei im gegenwärtigen Augenblick unter dem Schutz der Kirche, und er möge nicht wagen, Hand an ihn zu legen. Es entstand ein lebhafter Wortwechsel, der erst nachließ, als Polycarpus mit der Inquisition drohte. Der dem Pächter gemachte Vorschlag, den Sclaven zu kaufen, wurde nach einigen Unterhandlungen angenommen. Polycarpus kaufte den Moco für die Summe von zweihundert Piastern und schenkte ihm in demselben Augenblicke die Freiheit. Dies verursachte einen allgemeinen Jubel in Petapa, wo Xeres nichts weniger als beliebt war. Man höhnte ihn und gab, den Pfarrer zu ehren, Abends ein glänzendes Gastmahl.

Die polizeiliche und richterliche Gewalt des Alcade im spanischen America wird durch die Rechte des Ortsgeistlichen eingeschränkt, indem dieser die Aussprüche und das Verfahren jenes kennen und bestätigen, oder in verwickelten Fällen selbst entscheiden muß. Einst saß Polycarpus mit Chrysostomus und Azor, um der Abendkühle zu genießen, vor der Kirche, als der Alcade, begleitet von einer Menge Neugieriger, erschien und den Pfarrer bat, eine Straffentenz zu unterzeichnen. Ein Indier, welcher herbeigeführt ward, hatte seine Frau gemißhandelt und war deshalb zu 25 Peitschenhieben verurtheilt. Die gemißhandelte Frau desselben warf sich dem Pfarrer zu Füßen, ihn um Schonung für den Gatten anzuflehen. Dieser aber unterzeichnete das Urtheil, welches auf der Stelle vollzogen ward. Der Verurtheilte ward auf eine Bank gebunden, erhielt fünf und zwanzig auf den H — und sang dabei die Litanei. Azor weinte, Chrysostomus lachte, Polycarpus saß ernst auf der Bank, die zum Richterstuhl geworden war, der Greffier zählte die Hiebe, die Männer schimpften auf die Frauen, die Frauen aber lächelten. Nach dieser tragikomischen Scene kam der Gestrafte zu Polycarpus, sagte ihm, die Strafe scheine ihm wie vom Himmel zu kommen, und dankte ihm mit Thränen für dieselbe. Damit begnügte er sich aber nicht, sondern brachte dem strengen Richter noch denselben Abend ein Huhn, und seine Frau einen calecutischen Hahn.

Das Gerücht von dem Wunder, welches Polycarpus auf der Höhe von Sacualpa gethan haben

sollte, hatte sich auch in Petapa verbreitet und erhielt vollen Glauben durch folgenden Vorfall. Er stand eines Sonntages am Altare, als er dumpfes Gemurmel vernahm; die Gemeine drängte sich um eine junge Creolin, welche ohnmächtig niedergesunken war. Polycarpus stieg in das Schiff der Kirche hinab und spritzte ihr Weihwasser ins Gesicht. Sie erholte sich etwas und sagte, sie habe eine Art Schwämme, Tlos in jener Gegend genannt, gegessen, welche giftig gewesen sein möchten. Nachdem sie diese Worte mit matter Stimme gesprochen, bekam sie die heftigsten Convulsionen. Der herbeigerufene Arzt rieb sich die Hände und wußte sich nicht zu helfen. Da kam Polycarpus auf den glücklichen Gedanken, ihr Oel einzugeben. Er eilte zum hohen Altar, nahm etwas Oel aus einer silbernen Lampe, die vor dem Bilde des heiligen Dominicus brannte, und suchte ihr dasselbe einzuflößen. Diese Flüssigkeit, obwohl schon verdorben, bewährte sich als Gegengift. Die Krämpfe waren im Augenblick gestillt. Sie fing an ruhig zu athmen. Da erhob sich in der Kirche ein lautes Geschrei: Wunder! Wunder! Vergebens versuchte er seinen Beichtkindern die natürliche Wirksamkeit des Oels auseinanderzusetzen. Man schrie, man sang, man tanzte um ihn. Er kam nicht zum Wort. Die nächst Stehenden küßten ihm Hände und Füße. Er wollte entrinnen; man hielt ihn am Chorrocke fest. Sein Gewand zerriß. Man fiel über die Stücke her, theilte sich darein und nahm sie als Reliquien mit. Er dankte dem Himmel, als er, mit Angstschweiß bedeckt, sein Pfarrhaus erreicht hatte.

Am andern Tage hatte er die Tochter des Alcade von Petapa zu copuliren und wohnte dem Hochzeitfeste als Freund des Hauses bei. Es kam ihm der nicht ganz glückliche Gedanke, um dem Ruf seiner mit leichter Mühe erlangten Heiligkeit zuvorzukommen, eine ausgelassene Lustigkeit anzunehmen. Er trank mehr, als einem Diener des göttlichen Worts geziemt, ließ mehrere Male den heiligen Dominicus, den Schutzpatron der Jacobiner, hoch leben und sang Lieder, Vater Noah zu ehren. Vergebliches Bestreben; er war und blieb Wunderthäter in den Augen seiner ehrfurchtsvollen Beichtkinder. — Keines seiner amtlichen Geschäfte rief ihn so häufig, als die Copulation. Ein in der That tyranni-

sches Verfahren von Seiten der spanischen Regierung war die Ursache. Alle Jahre erschien in jedem Kirchspiel ein Beamter, um die Köpfe zu zählen und darnach die Auflagen zu bestimmen und einzutreiben. Je mehr Familien ein Ort zählte, um so reichlicher war die Einnahme; man suchte daher alle Unverehelichte zu bewegen, sich zu verheirathen. Ein solcher Beamter kam auch alljährlich nach Petapa. Auf dem Marktplatze versammelte er dann die Familien, machte die Zählung und ließ sich die heirathsfähige Jugend in zwei Reihen aufstellen. Funfzehn galt als Normaljahr für die Knaben, vierzehn und dreizehn für die Mädchen zu ihrer Verbindung. „Warum," sagte er dann sehr ernst, „handelt ihr dem Decret Sr. katholischen Majestät, des Königs von Spanien und Indien, zuwider und verheirathet diese jungen Leute nicht? Ihr duldet zu viele unnütze Personen um euch, die nichts zu den öffentlichen Tributen beitragen; macht Anstalt zur Verheirathung derselben, zögert nicht! ich werde hier bleiben, um sie zu beschleunigen." Die Protestationen der Eltern halfen wenig, und binnen vier und zwanzig Stunden gabs allgemeine Hochzeiten, deren Polycarpus zwei und dreißig zählte!! Der — Ehepresser fehlte beim Feste nicht.

Ein andrer Mann, als Polycarpus, würde sich vielleicht glücklich gefühlt haben, nach so manchem Kampf und Sturm in der friedlichen Stille eines Pfarrhauses zu leben, und alles vermieden haben, was ihn hätte dieses Friedens verlustig machen können; aber das innere, leidenschaftliche Feuer, entzündet in den Jahren der Revolution, machte ihm das Stillleben zuwider und trieb ihn immer wieder auf das fehdevolle Gebiet der Parteisucht. Es verbreitete sich das Gerücht, daß in einigen Theilen America's Volksunruhen ausgebrochen seien, eine Nachricht, die seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade erregte und seine Einbildungskraft Tag und Nacht beschäftigte. Die Zeitungen erhielt er sehr spät in seinem entlegenen Wohnorte, und von seinen republicanisch gesinnten Freunden in Merico hatte er seit einem halben Jahre keine Zeile erhalten. Endlich schrieb ihm einer derselben, daß ihn Handelsgeschäfte nach Vera-Paz forderten, wo er ihn finden würde; er möge kommen, um wichtige Neuigkeiten zu hören. Polycarpus beauftragte den Chrysostomus, seine Stelle in seiner Abwesenheit zu ver-

walten, ließ sich ein ärztliches Zeugniß geben, daß er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, die Bäder von Aqua caliente gebrauchen müsse, und machte sich mit dem treuen Azor auf den Weg. In Vera Paz hörte er die unangenehme Nachricht, daß sein Freund hier gewesen sei und ihn acht Tage lang erwartet hätte, aber nun schon nach Carthagena abgereist sei. Unmuthig trat er die Rückreise an; doch hätte er fast Petapa nicht wieder gesehen. Während Azor in einer Meierei Lebensmittel einkaufte, erwartete ihn Polycarpus an dem See Gaïtli. Er hatte sich ziemlich nahe ans Ufer gelegt und ließ seinen Gaul grasen. Plötzlich rauschte es im Wasser; es kam durchs Uferrohr; ein Alligator, in Südamerica Acrubo genannt, schoß mit offenem Rachen auf den sorglos Ruhenden zu. Zugleich sah er, daß der Gaul, der den Feind früher bemerkt haben mochte, die Flucht nahm. Er raffte sich auf; aber Mangel an Uebung im Laufen und Angst machten ihn so schwerfällig, daß er gewiß die Beute des Alligators geworden wäre, wenn ihn nicht der eben zurückkehrende Azor gerettet hätte. „Laufet im Zickzack!" rief er ihm von fern zu; dies ließ den Verfolgten einen Vorsprung gewinnen. Azor eilte herbei und machte Anstalt, das Thier zu erlegen. Polycarpus bat, davon abzustehen. Azor aber hörte nicht, entriß seinem Herrn ein Jagdmesser, ging auf die Eidechse los, welche fast neunzehn Fuß lang war, und schleuderte mit der jenen Völkern eigenen Gewandtheit einen gewaltigen Kieselstein in des Thieres weitgeöffneten Rachen und grub ihm das Messer in den weichern Theil der Kehle.

Neuigkeiten zu hören, war Polycarpus nach Vera-Paz gereist; er vernahm solche in Petapa; nur nicht solche, wie er wünschte. Der jesuitische Official, hörte er bei seiner Rückkunft, sei da gewesen, habe sich gewundert, die Heerde ohne Hirten zu finden, dann mit Kopfschütteln die neuen Inschriften an Kirche, Pfarrhaus und Kirchhof gelesen und notirt, und habe beim Pächter Xeres gewohnt, von dem er, trotz seines Geizes, hoch bewirthet worden sei. Zugleich fand er Nachrichten aus Mexico, die ihm Hoffnung gaben, seine Freiheitsträume bald verwirklicht zu sehen. Da der Post nicht zu trauen war, so hatte sie ihm ein Mitglied des von ihm in Mexico gestifteten Clubbs in Chiffern zwischen

die Linien eines Bandes vom heiligen Hieronymus geschrieben. Indem er sich seinen Hoffnungen in freudiger Unruhe überließ, kam eines Abends ein Indier zu Pferd vor sein Fenster, überreichte ihm ein namenloses Billet und verschwand wie der Blitz. „Ihr seid," lautete es, „dem Obergericht angegeben; hütet Euch!" —

Chrysostomus rieth, gewisse Briefe aus Mexico, obwohl mit sympathetischer Tinte und in unauflösbaren Chiffern geschrieben, ins Feuer zu werfen. Er befolgte nicht allein diesen Rath, sondern vertilgte auch einige Blätter, auf denen Fragmente seiner politischen und moralischen Ansichten geschrieben waren, copirte sie aber vorher in sein Breviarium mit sympathetischer Tinte. Gold, Diamanten und andre erworbene Sachen von Werth wurden gepackt und zurecht gelegt, und so erwartete er die Dinge, die da kommen sollten. Drei Wochen vergingen, und schon glaubte er, sich vergebens beunruhigt zu haben. Aber eines Morgens, als eben der Tag anbrach, hörte er mehrere heftige Schläge an der Thüre, und zugleich dieselben Worte, die er bei der Flucht aus Mexico zu der Inquisitorwache gesagt hatte: „Die heilige Hermandad!" — Er kleidete sich rasch an, steckte seine Schätze ein und öffnete. Es waren vier Alguazils und zwei gemeinere Schergen, welche ihm den vom heiligen Officium unterzeichneten Verhaftsbefehl vorzeigten, seine Papiere durchsuchten und sich des größten Theils derselben bemächtigten. Man nahm ihn unter die Arme und führte ihn an den Wagen. Chrysostomus stand weinend am Fenster, und Azor stürzte sich wüthend und schreiend gegen die Schergen. Er ward überwältigt und ins Haus zurückgeworfen. Polycarpus ward in den Wagen gehoben, die schwarzen Vorhänge desselben rollten nieder, und im vollen Gallop gings davon. Seine Fragen blieben von seinen Gefährten unbeantwortet. Der Wagen hielt vor dem Jacobinerkloster in Guatimala. Hier ward er von einem alten Creolen in ein Zimmer des obern Geschosses geführt, an dessen kleinen Fenstern eiserne Stäbe waren, und vor die Thür wurden zwei große eiserne Riegel geschoben. Es war ihm ein Trost, daß ihm Bücher bewilligt wurden; nur Schreibmaterialien verweigerte man ihm. Das Essen bekam er aus dem Refectorio.

Nach acht Tagen verhörte ihn der Inquisitor Don

Rabolos. Zuerst sollte er sich über Inschriften über den Thüren der Pfarre und Kirche zu Petapa rechtfertigen, wo denn besonders der Massillonsche Ausspruch den größten Anstoß gegeben zu haben schien. Dies gelang ihm vortrefflich. Der zweite Anklagepunct betraf den Streit mit dem Pächter, der den Official gewonnen hatte, und den Sclavenkauf. Auch hier wand er sich durch. Schwerer aber ward es ihm, eine Ausflucht zu suchen, als ihm bewiesen wurde, daß er nicht in Aqua-Caliente, sondern in Vera-Paz gewesen sei, um einen Mexicaner zu treffen, der von Ort zu Ort reise, um Aufruhr zu predigen. Dem Inquisitor schien sein darüber geäußertes Erstaunen zu genügen. Endlich mußte er sich noch wegen seiner ausgelassenen Fröhlichkeit auf der Hochzeit beim Alcade und wegen seiner Wundergeschichten rechtfertigen. Sein Richter schien mit seiner Rechtfertigung sehr zufrieden und gab ihm zu verstehen, seine Vergehungen würden keine übeln Folgen haben. Seine Gefangenschaft ward leichter; man gestattete ihm, Abends, wenn die Mönche schliefen, im Klostergarten sich zu ergehen. Wohl erkannte er hierin Don Saturnin's Gunst und Milde. Ein Jahr verfloß; er hielt sich für vergessen und ward ungeduldig. Endlich besuchte ihn eines Abends sein Freund, der Prior. Von ihm hörte er, daß er schon der Haft entledigt wäre, wenn nicht seine Freunde, Chrysostomus und Azor zu Petapa, seine Sache schlimmer gemacht hätten. Sie hatten den Pächter in einen Weiher geworfen, wo er von denselben Sclaven, die er mit solcher Grausamkeit zu behandeln pflegte, in dem Augenblick herausgezogen worden war, als ein Acrubo nach ihm schnappte. Hierauf hatten sie ein Complott zu Polycarpus Befreiung gemacht, welches entdeckt wurde. Chrysostomus, der zu seinem Nachfolger hatte ernannt werden sollen, war mit der Tochter eines reichen Edelmanns aus Amatitlan verschwunden, und Azor wurde, trotz den Gegenvorstellungen des Alcade, aus dem Orte und der Gegend verwiesen. „Ihr müßt entfliehen," fügte der Prior hinzu; „der Bischof, Don Rabolos, Alvar und Theotimus wissen und billigen Eure Flucht. Morgen segelt ein Schiff nach Acapulco; Euer Name steht schon auf der Liste der Reisenden. Hier sind Briefe an den neuen Prior des Jacobinerklosters in Mexico." Damit nöthigte er ihm noch eine gefüllte Börse auf.

Mit Thränen der Dankbarkeit umarmte Polycarpus den würdigen Freund, und der andre Morgen sah ihn auf dem Südmeer. In sechs Tagen war er in Acapulco, von wo er nach Mexico reiste. Hier kam er den 8. Mai 1809 an.

Im Kloster empfing ihn der neue Prior, Don Paternos de Las-Yhal, mit Güte und sagte ihm: „Eure Feinde in Guatimala, die Eure Flucht wissen, lassen Euch durch unsre Creolen bewachen; seid behutsam! das müssen wir überhaupt bei den jetzigen Stürmen sein.“ — Wirklich fand er eine Stimmung in der Hauptstadt, die ihn lebhaft an das Jahr 1789 und 1790 erinnerte.

Von jetzt an trat Billaud-Varennes wieder in einen Thätigkeitskreis, in welchem zu wirken, schon längst sein sehnlichster Wunsch gewesen war. — Schon als im Juli 1808 die Mexicaner die Nachricht von der Insurrection des durch Napoleon bedrängten Mutterlandes hörten, zeigten sie den lebhaftesten Enthusiasmus. Die Junta von Sevilla sandte zwei Deputirte nach Mexico, welche erklärten, daß sie von ihr bevollmächtigt wären, das Generalcommando über America zu übernehmen. Mitten unter den Debatten, die diese Deputation unter Civil- und Militairbehörden veranlaßte, kamen nun Briefe vom Festlande, welche der Regierung ankündigten, nicht die Junta von Sevilla, sondern die von Asturien sei die gebietende einzige, als rechtmäßig anzuerkennende. Man begreift leicht, wie nachtheilig dieses Verfahren des Mutterlandes wirkte; der zündende Funke flog von demselben auf das entfernte America hinüber und fand einen reichen Stoff. Es entstanden zunächst Parteien für oder wider mehrere Oberhäupter. Billaud hatte vom Prior die Erlaubniß erhalten, zweimal wöchentlich aus dem Kloster zu gehen, und benutzte sie, um einen Clubb zu besuchen, zu dessen Gründung er schon beigetragen, als er Mexico zum ersten Male sahe, und der sich in Form einer Maurerloge constituirt hatte. Er bestand aus ungefähr hundert Männern von verschiedenem Stand und Gewerbe; man fand da Mönche, Advocaten, Officiere, Künstler, Kaufleute und Handwerker, die entweder unzufrieden mit der Regierung waren, oder durch Herbeiführung einer Revolution selbstsüchtige Pläne zu verwirklichen hoff-

ten. Billaud, eines seiner ersten Mitglieder, hatte gewissermaßen als Schlachtopfer der verhaßten Inquisition ein Vorrecht darin und war wegen seiner patriotischen Gesinnung und feurigen Beredtsamkeit sehr angesehen. — Oft ward ihm die Ehre, in den Abendversammlungen den Vorsitz zu führen. Sein nächstes Bestreben war, die Parteiwuth zu nähren, ein Hauptkunstgriff aller Volksaufwiegler. „Es fehlt uns," sagte er in einer seiner Reden, „Gott sei Dank, in diesem Zeitpuncte nicht an Oberherren; wir haben Carl IV., Ferdinand VII., Napoleon, Joseph I. und nebenbei drei bis vier Junten. Wähle sich, wer Lust hat, seine Behörde! . . . . . Aber, Freunde, wer sieht es nicht ein, daß dieser Augenblick der Zeitpunct ist, die Ketten zu zerbrechen, die Thränen der lang Unterdrückten zu trocknen, die Tyrannen zu verjagen und eine Republik zu gründen?! Freilich sind die Gemüther, obgleich durch die Ereignisse der Zeit alles zu einem neuen politischen Leben erwacht ist, noch nicht ganz zugerichtet, diese Idee aufzunehmen und in ihr zu verharren; aber säet sie aus, sie wird, sie muß köstliche Früchte tragen." — Man hörte ihn mit Aufmerksamkeit; aber das Wort: Republik klang zu hart für die meisten Ohren; doch wirkte das Gift nach und nach und ging aus dem Versammlungssaal in Familienzimmer und selbst in Amtsstuben.

Sein Eifer, seine Beredtsamkeit erwarben ihm bald den Ehrenposten eines immerwährenden Secretairs in dieser Propaganda republicanischen Sinnes, deren Mitglieder sich täglich mehrten. Sobald er dieses Amt antrat, nach welchem er längst gestrebt hatte, machte er den Vorschlag, ein Journal zu schreiben, welches heimlich in allen Generalcapitanaten des spanischen America unter dem Volk ausgebreitet werden sollte. Er selbst wolle dessen Redaction übernehmen und für sichere Versendungen sorgen. Es sollten ferner die gleichgesinnten Bürger an den benachbarten Städten durch Umlaufschreiben aufgefordert werden, Töchtergesellschaften zu bilden, die mit dem Clubb in der Hauptstadt gleiches Streben hätten. Endlich sollte man mit dem la Fayette des iberischen America, mit Miranda, in einen regelmäßigen Briefwechsel treten, der ein persönlicher Freund Billauds war und allein seinen Namen und seine

Schicksale kannte, und damals eben im Begriff war, in Caraccas die Fahne der Freiheit aufzupflanzen. Einen gleichen Briefwechsel schlug er vor mit dem bekannten Exprieſter Hidalgo-Costilla, mit dem Advocaten Rayon, mit N. Mercado, einem republicanischen Geistlichen, mit Bolivar, in welchem er einen zweiten Washington sahe, mit J. Morelos, einem andern Geistlichen, und mit Bruder Torrez, der längst aus dem Kloster auf das Schlachtfeld geeilt war. Diese Vorschläge wurden einmüthig angenommen, und die Ausführung derselben Billauds Einsicht und Behutsamkeit überlassen. Die Ereignisse der bewegten Zeit regten die Gemüther immer mehr an. Die bisher keinen Theil an politischen Ereignissen genommen hatten, wurden fast dazu gezwungen, indem die Begebenheiten auf jedes Einzelnen Lage einen mehr oder minder großen Einfluß hatten. —

Es ist nöthig, hier einen Blick auf die Insurrection der Jahre 1810 und 1811 zu werfen, insoweit sie auf Billauds Clubb Einfluß hatte, und dieser auf sie wirkte. Die zu Sevilla in dem Mutterlande eingesetzte Centraljunta hatte die bürgerliche Gewalt dem Erzbischofe von Mexico übergeben, dessen Milde und Mäßigung ihn unter allen Volksclassen beliebt machten. Die Absetzung desselben erregte allgemeine Erbitterung, und Mexicos Lage ward unerträglich, als die Audiencia an seine Stelle trat, deren Mitglieder seine Feinde waren. Aber auch diese behielt die Obergewalt nur bis zur Ankunft des von der Regentschaft zu Cadix abgesandten Don J. Venegas. Die Audiencia zog die in den Häfen vertheilten königlichen Truppen in das Innere des Landes, wo die Gährung merkbarer ward. Das Regiment „Königin" wurde in eine wichtige Stadt, Namens Queretaro, verlegt. Drei Hauptleute dieses Corps, Abasolo, Allende und Aldama, wurden Freunde des bekannten Hidalgo, Pfarrers der Stadt Dolores, welche nicht weit von Queretaro liegt. Hidalgo schrieb an Billaud, ja nicht zu versäumen, diese drei Männer in seinen Clubb aufzunehmen, wenn sie nach Mexico kämen. Nachdem sich Hidalgo, den die Indier anbeteten, des Beistandes dieser drei versichert hatte und überzeugt war, daß der Haß gegen die Regierung nicht größer werden könne,

als in diesem Augenblick, entwarf er den Plan zu einer Insurrection, welche gegen Ende des Jahres 1810 ausbrechen sollte. Abasolo, Allende und Aldama unterließen nichts, was Hidalgo's Absichten förderlich sein konnte. In dem Augenblicke, wo der Plan zur Ausführung reif war, beichtete Iturriaga, ein Canonicus von Valladolid, einer der Verschworenen, sterbend einem Pfarrer von Queretaro und verrieth die Verschwörung. Die Audiencia, davon benachrichtigt, nahm, durch innere Spaltungen und Zwistigkeiten gehindert, nicht energische Maßregeln genug, um der Insurrection zuvorzukommen. Diese aber sahen hierin eine um so dringendere Veranlassung, die Ausführung ihres Plans zu beschleunigen. Allende begab sich eilig nach Dolores, wo er den 14ten September 1810 in dem Augenblick ankam, als Hidalgo den zahlreich versammelten Indiern Aufruhr und Empörung predigte. Er schloß seine Rede mit dem Aufruf: „Zu den Waffen!" Die Indier rotteten sich wüthend zusammen und mischten sich schreiend unter hundert und zwanzig Soldaten, die Allende herbeigeführt hatte.

Hidalgo eilte mit diesem Haufen gen St. Miguel, wo alle Häuser der Spanier geplündert wurden. Zwei Schwadronen des Regiments Königin stießen zu den Insurgenten, die auf die Stadt Zelaya zugingen. Hier vereinten sich andere spanische Truppen mit ihnen. Die kleine Armee wuchs von Ort zu Ort und drang bis Goanaxoato vor, dessen Gouverneur Anstalt zum Widerstande machte, aber bald sehen mußte, daß die Garnison der Stadt sich für die Independenten erklärte. In den königlichen Cassen dieser Stadt fand Hidalgo fünf Millionen Gold und zweihundert Silberbarren. Am 16ten September war Venegas in Mexico angekommen. Er bildete in aller Eile Guerilla-Corps, welche blos aus Spaniern bestanden, und eine Miliz von Eingebornen, welche er Patrioten nannte. Letztere schadete der Sache des Königs mehr, als sie nützte, und Venegas sah sich genöthigt, sie aufzulösen. Die Independenten machten reißende Fortschritte. Lagos, Zacatecas und andere wichtige Plätze erklärten sich für sie und schwuren, das schwere Joch des Mutterlandes abzuschütteln. In Goanaxoato organisirte Hidalgo seine regellosen Haufen, ließ Geld schlagen, hölzerne Ka-

nonen verfertigen, und eine von Kupfer, welche den Namen el Libertador erhielt. Die Truppen waren mit Piken, Aexten und Messern bewaffnet, nur wenige hatten Flinten. In Valladolid, wo Hidalgo den 20sten October einzog, fand er neue Schätze und ein königliches Regiment, welches sich zu ihm gesellte. Er ward zum Generalissimus der americanischen Armee ernannt, die unter dem Panier der alten mexicanischen Kaiser stritt, und welcher das Bild der Jungfrau von Guadeloupe vorgetragen wurde. Am 27sten October befand er sich noch sechs Meilen von der Hauptstadt. Billaud berieth schon mit seinen Freunden, welche Mittel die Hauptstadt am sichersten in seine Hände bringen möchten, und wie sie ihn empfangen wollten.

Der Vicekönig, der bisher sein Augenmerk besonders auf die Beruhigung der Einwohner gerichtet hatte, rettete sich in diesem kritischen Augenblick durch ein wirksames Mittel. Er nöthigte den Erzbischof, den Hidalgo und seine ganze Armee zu excommuniciren. Es geschah. Auf die Haufen Hidalgo's machte dies wenig Eindruck, indem er die Indier überredete, daß er selbst Priester sei und vom Erzbischof nicht excommunicirt werden könne. In der Hauptstadt dagegen brachte es die gewünschte Wirkung hervor. Niemand wagte es von der Zeit an, sich für Hidalgo zu erklären, trotz der patriotischen Ermahnungen und der sophistischen Gründe des Journals aus Billaud's Clubb. Venegas schickte den Insurgenten funfzehnhundert Mann unter General Trurillo entgegen. Nach einem kurzen Gefecht mußte sich dieser auf Mexico zurückziehen. Hidalgo schickte ihm Abgesandte zu, die ihn zu einer Unterredung einluden. Der General ließ diese in seine Linien treten und erschießen. Hidalgo sandte hierauf den General Ximenes an Venegas mit wichtigen Papieren. Venegas gab diese Papiere zurück, und Niemand hat ihren Inhalt erfahren, so sehr sich auch der Clubb darum bemühte. Jeden Augenblick erwartete man einen Sturm von Seiten Hidalgo's, aber plötzlich zog er sich zurück. Man glaubte, Mangel an Waffen nöthige ihn dazu; aber Billaud versicherte Abends im Clubb, er wisse von guter Hand, daß allein der Abscheu, Blut zu vergießen, den edeln Hidalgo bestimmt habe, zurückzugehen. Er schlug sein Lager auf einem dreieckigen Berge auf. Der

General Callejas griff ihn hier den 5. November mit sechstausend Mann der auserlesensten Truppen an und schlug ihn völlig. Ueber zehntausend Insurgenten wurden getödtet, oder verwundet und gefangen. Die gefangenen Officiere wurden erschossen, und den Mexicanern unter Todesstrafe verboten, eine Waffe in ihren Häusern zu führen. Callejas erfocht neue Siege. Hidalgo's Indier verloren allen Muth. Im März 1811 machten einige seiner Officiere ein Complott und nahmen diesen kühnen Aufwiegler selbst und alle ihm treu gebliebenen Officiere gefangen. Den 27. Juli ward er nebst drei und funfzig seiner Officiere erschossen.

Billaud mußte nach dieser Katastrophe seine ganze Beredtsamkeit in Anspruch nehmen, um den gesunkenen Muth seiner Clubbisten wieder zu heben. Er fand, daß ein Theil derselben durchaus nicht mehr fähig war, ihn in seinen Unternehmungen zu unterstützen, und ergriff eine Maßregel, die ihm und der ganzen Republicanergesellschaft zum Verderben gereichte. Unter dem Vorwande einer Localveränderung schloß er mehrere vom Verein aus. Die Ausgeschlossenen entdeckten dem Vicekönig alles. Billaud stand auf der Rednerbühne, vor sich Briefe von Miranda, Mercado und Morelos, als die Diener der Inquisition eindrangen. Diese ergriffen zuerst die Briefe und alsdann nicht nur den Redner und seine Treuen, sondern auch die Ausgeschlossenen, die diesen Abend noch gegenwärtig waren und mit den übrigen verbannt wurden. Billaud ward ins Gefängniß geführt; aber es war nicht der gewöhnliche Inquisitionskerker, sondern ein Zimmer im dritten Stock des Jacobinerklosters, mit der Aussicht auf den Garten, hell, geräumig, hoch; nur die eisernen Stäbe und die gigantische Eisenpforte erinnerte ihn, daß er gefangen sei. Wohl wußte er, daß er diese milde Behandlung dem Paternos zu verdanken habe, der auf Don Alvars, Theotimus und Saturnin's Bitte die Inquisition bewogen, mit ihm eine Ausnahme hinsichtlich der Behandlung zu machen. Seine Worte und Thaten in Petapa, seine Flucht von Mexico mußten durch die letzten Entdeckungen in dem schwärzesten Lichte erscheinen. Dies wußte er auch und bereitete sich deshalb vor, sein Zimmer als sein Grab zu betrachten, wenn nicht das Henkerbeil der Inquisition früher den Faden

seines Lebens zerschnitt. Er ward nicht verhört. Niemand durfte mit ihm reden. Sein Zuruf an die im Garten wandelnden Mönche blieb stets unbeantwortet, und man wagte nicht einmal zu ihm aufzublicken. Doch hatte er Blumen, Vögel, Bücher, Tinte, Papier, und zuweilen besuchte ihn sogar der Prior Paternos und theilte ihm Tagsneuigkeiten mit. Er arbeitete hier an seinen Memoiren und schrieb seine republicanischen und kosmopolitischen Träume nieder. Lebhafter als je dachte er an seine Freunde Chrysostomus und den treuen Azor. Als Secretair des Clubbs schon hatte er an alle Independentengenerale geschrieben und sie um Nachrichten über die Freunde gebeten, aber alle Erkundigungen waren vergeblich gewesen. Bald sollte er von ihnen hören.

Der plötzliche, nach Verlauf eines Jahres erfolgte Tod seines Beschützers und Freundes Paternos betrübte ihn tief. Nicht aus Eigennutz, sondern aus Dankbarkeit beweinte er ihn; doch konnte er die Besorgniß nicht unterdrücken, daß sein Nachfolger vielleicht weniger gütig gegen ihn sein würde. Er bekam einen andern Gefangenwärter, der strenger, aber höchst geschwätzig war. Billaud war sehr einsylbig, wenn jener über Tagsbegebenheiten schwatzte, weil er befürchten mußte, man wolle ihn in eine Falle locken. Einst lenkte er das Gespräch auf Hidalgo, brachte eine Romanze auf dessen Tod hervor und bat Billaud, dieselbe zu lesen und ihm sein Urtheil darüber zu sagen, da er gehört habe, er verstehe sich auf die Beurtheilung poetischer Erzeugnisse. Billaud aber erklärte, er werde die Romanze weder lesen noch beurtheilen. Wenige Tage nachher erzählte der Alte, daß das Kloster vor kurzem einen gescheidten Gärtnergehülfen bekommen habe. Es sei ein freier Schwarzer, der viel gelernt habe, und nach einem Schullehreramt in Vera-Paz strebe. Um seine Geschicklichkeit und zugleich seine Frömmigkeit zu beweisen, habe er das Gebet des Herrn in einer fremden Sprache geschrieben. „Gestern," fügte er hinzu, „bat er mich, Euch dasselbe zu übergeben und Euch zu bitten, die etwanigen Fehler darin zu verbessern, indem Ihr ihm als ein in dieser Sprache wohl bewanderter Mann bekannt wäret. Hier ist das Blatt." — Er warf es ihm hin und ging. Billaud ließ es liegen und las es

nicht; der edle Paternos würde diese Versuchungen nicht gestattet haben, dachte er. Glockengeläut und festliches Getümmel in dem Kloster kündigten ihm an, daß der neue Prior angekommen sei und wahrscheinlich eingeführt werde. Acht Tage darauf wurde ihm wirklich sein neuer Herr gemeldet. Welch freudiges Erstaunen bemächtigte sich seiner, als dieser eintrat, und er in demselben einen von den Flüchtlingen erkannte, die, um der Mission nach Manilla zu entgehen, mit ihm nach Guatimala entronnen waren, den Bruder Matthias. Wie ward er aber in seinen frohen Erwartungen getäuscht, als ihm der Pfaffe die zum Umfangen aufgehobenen Arme kalt und finster niederdrückte: „Ein Feind des Königs, meines Herrn, kann mein Freund nicht mehr sein. Thut Buße und hofft auf die Gnade von oben!" — Nachdem Billaud das Wort wiedergefunden, sagte er: „Wenn Ehrenstellen das Wesen und Betragen der Weltlinge ändern, so ist dies nicht so unerträglich, als wenn es bei Mönchen geschieht," und wandte ihm den Rücken zu.

Sieben Monate verflossen aufs neue, ohne daß sich etwas in seiner Lage verändert hätte, und oft sehnte er sich nach einem Verhör, um nur einmal Reden wechseln zu können. — Unter den Gärtnern, welche regelmäßig jeden Monat die Orangenalleen unter seinem Fenster beschnitten, hatte er auch jenen vom Gefangenwärter bezeichneten freien Neger bemerkt. Es schien, als ob dieser sich Mühe gäbe, den Gefangenen auf sich aufmerksam zu machen; er sah von Zeit zu Zeit von seiner Arbeit zum Fenster hinauf, faltete die Hände, hing den Kopf und gab ihm einen tiefen Schmerz zu erkennen. Da Billaud anfangs auch dies für eine Schlinge hielt, so that er, als bemerkte er es nicht; aber die Beharrlichkeit, mit welcher jener das begonnene Spiel fortsetzte, fiel ihm auf, und da fuhr ihm der Gedanke durch die Seele: wie, wenn es der treue Azor wäre? — Er glaubte ihn jetzt wirklich zu erkennen und machte sich Vorwürfe, daß er das ihm gesandte Blatt nicht gelesen. Zugleich ging ihm ein Strahl von Hoffnung auf.

Eines Sonntags zog ein furchtbares Gewitter herauf, welches dem Freunde der Natur in jenen tropischen Ländern das erhabenste Schauspiel gewährt. Die Dämmerung brach schon herein; alles war in der Klo-

sterkirche zur Abendandacht versammelt. Er stand betrachtend am Fenster. Zwei Wolken zogen wie ungeheure, schwarze Adler zum Kampf gegen einander und ergossen zischend ein gelbes Feuer. Der Sturm durchsauste die hohen Bäume, und rauschend ergoß sich ein lauer Regenstrom. Mitten in diesem Kampfe der Elemente eilte der Neger plötzlich unter das Fenster, bildete mit den Händen eine Art von Sprachrohr und rief hinauf: „Um Mitternacht wird Azor dasein!" — Damit warf er ihm einen Knäuel Bindfaden zu, welchen Billaud nach einigen Versuchen fing, und entfloh. Am Knäuel fand er einen Zettel befestigt, welcher die Worte enthielt: „Haltet Euch bereit! Um Mitternacht bin ich unter Euerm Fenster; werft mir den Knäuel zu und behaltet das Ende des Fadens in der Hand; ich werde eine Strickleiter daran befestigen. Für alles Uebrige ist gesorgt." — So hielt er denn den Faden in der Hand, Ariadne's Faden, der ihn aus dem Labyrinthe leiten sollte, und bethaute ihn mit Thränen der Hoffnung, mit Thränen des Danks gegen Azor. Er warf sich nieder und betete.

Die Klosterglocke schlug zehn Uhr, als er mit dem kleinen Packet, welches seine Kostbarkeiten und etwas Wäsche enthielt, schon bereit stand. Knarrend schlossen sich die Thüren in den langen Corridors unter ihm, und dies war das Zeichen, daß die Mönche zur Ruhe gingen. Der Sturm hatte sich gelegt. Die Düfte der Orangenbäume schwammen in der lauen, friedlichen Nacht. Sein Herz klopfte hörbar. Starr hatte er die Augen auf das Bosket gerichtet, wo der Retter herkommen mußte. Kurz vor Mitternacht schien ein Stern durch dasselbe zu schimmern. Es war eine Blendlaterne. „Der Stern meiner Hoffnung," dachte er und warf den Knäuel hinab. Ein dumpfes Geräusch machte ihn aufmerksam. Azor hatte die lange Leiter, die zum Beschneiden der höchsten Bäume gebraucht wurde, geholt und legte sie an. Oben am Fenster reichte er ihm eine Feile, und beide begannen mit klopfenden Herzen die Eisenstäbe durchzuschneiden. Diese Arbeit dauerte zwei qualvolle Stunden. Das Geräusch hätte sie leicht verrathen können, wenn die Klosterbewohner nicht Tags vorher das Fest des heiligen Dominicus gefeiert und

um so tiefer geschlafen hätten. Schon kündigte ein Purpurstreif in Osten den Tag an, als sie zitternd und vorsichtig hinabstiegen. Erschöpft, schwindelnd, des Gehens ungewohnt, betrat der Gefangene den Boden. Das langentbehrte Einathmen der freien Luft wirkte so nachtheilig auf ihn, daß er fast ohnmächtig ward. Azor und ein junger Indier nahmen ihn unter die Arme und führten ihn durch eine Gartenthür, deren Schloß Azor schon früher geöffnet hatte, und in wenigen Minuten sah sich Billaud in einem freundlichen Stübchen, welches Azor bewohnte. Thränen des Danks und der Freude flossen von beiden Seiten. Azor sagte ihm, er würde schon längst befreit sein, wenn er das Vaterunser gelesen hätte, auf dessen Blatte mit sympathetischer Tinte der Plan der Flucht niedergeschrieben wäre.

Nachdem sich der Erschöpfte durch einige Erfrischungen, die ihm Azor reichte, erholt hatte, erzählte ihm Letzterer seine Abenteuer und Irrfahrten von dem Augenblick an, wo er aus Petapa verbannt war. Von Ort zu Ort irrend, ließ er sich bald als Küster, bald als Schulmeister nieder. Diese Lebensart sagte ihm bald nicht mehr zu. Er ging auf ein Corsarenschiff, welches unter englischer Flagge segelte. Er sah Spanien, Frankreich, Italien, dann Africa und St. Domingo. In Port-au-Prince drängte er sich an den zugänglichen Petion, sprach mit ihm von Billaud-Varennes und empfahl ihn. Petion bot ihm an, auf St. Domingo zu bleiben, aber die Liebe zu seinem unglücklichen Herrn, den er noch aus den Händen der Inquisition zu retten hoffte, trieb ihn nach Südamerica zurück. Auf der Höhe der Insel Gozumel wurde das Corsarenschiff, auf welchem er die Rückreise wieder machte, von drei spanischen Schiffen angegriffen und nach einem dreistündigen Kampf genommen. Er ward auf der Küste America's an einen gewissen Don Roxas verkauft, einen vornehmen Spanier, der auf Kosten der Regierung das Land durchreiste, und der ihn mit nach Guatimala nahm. Er erzählte diesem seine und seines Herrn Schicksale. Don Roxas, der insgeheim die Sache der Independenten längst zu der seinigen gemacht hatte, schenkte ihm die Freiheit und versprach ihm, einen Versuch zu Billaud's Befreiung zu machen. In Guatimala begaben sie sich ins Jacobinerkloster, wo Azor seinen

Herrn noch wähnte und ihn zu sprechen hoffte. Theotimus sagte ihm seufzend, daß der Bruder Polycarpus in Mexico im Inquisitionskerker säße und schwerlich mit dem Leben davon kommen würde. Azor war in Verzweiflung. Don Roxas, ein reicher Mann, der mehrere Orden hatte und in großem Ansehen stand, versprach ihm, sich in der Hauptstadt für Billaud zu verwenden. Der an Venega's Stelle gekommene Vicekönig Callejas nahm Roxas gastlich und glänzend auf, wies ihn aber mit seinem Gesuch, Billaud zu sehen, an den Erzbischof; dieser sagte, das Gesuch gehöre an die Inquisition, und diese — wies ihn an den Vicekönig zurück: sie sahen ihn nicht. Selbst der Prior Matthias, den sie zu gewinnen hofften, war unbestechlich. Roxas begab sich jetzt mit Azor nach Apatzingan, wo der Nationalcongreß Neuspaniens, unter des General Morelos Vorsitz, seine geheimen Sitzungen hielt. Hier fand Azor den Chrysostomus als Capitain unter den Fahnen der Insurgenten.

Billaud hörte die letzte Nachricht mit Entzücken. Chrysostomus, der sich von seiner aus Amatillan entführten Frau bald verlassen sah, ging zum General Morelos, wo er schnell zum Capitain vorrückte, und erwartete Billaud in dem Hauptquartier dieses Insurgentenchefs. Azor eilte aus Apatzingan, mit dem Golde seiner Freunde versehen, nach Mexico, um Billaud zu retten, wäre es auch mit Verlust seines Lebens. Hier trat er in einem Gasthause ab, dessen Besitzer eine Schwester hatte, welche Azor heirathete. Sie hielt ihn für reich; doch als sie sich in ihrer Meinung getäuscht sah, entfloh sie mit einem Guerilla-Officier. Azor blieb in dem Hause seines Schwagers, Obenisco, und wirkte von da aus zu Billaud's Befreiung. Lange wußte er den Ort seines Gefängnisses nicht und war höchst niedergeschlagen, als sich die Nachricht verbreitete, sein Freund sei in dem Gefängniß durch ein inquisitorisches Tropfbad gestorben. *) Er trat als Gärtnergehülfe in die Dienste

*) Den 21sten April 1820 stiegen spanische Officiere in die Kerker der Inquisition und fanden in einem unterirdischen Loche derselben die Worte an die Wand geschrieben: „Allmächtiger, erbarme dich meines Jammers! Unschuldig leide ich seit fünf Jahren. Ich bin das Opfer einer Unvorsichtigkeit, über

des Priors vom Jacobinerkloster und entdeckte hier wider Vermuthen, was er lange gesucht hatte. —

Der Tag brach an, als Azor seine Erzählung endete und Obenisco, in dessen Hause sie waren, erinnerte, es sei die höchste Zeit zum Aufbruche. Chrysostomus, Don Roxas und Morelos, sagte Azor, erwarten Euch mit Ungeduld. — Mit großer Vorsicht war für die Sicherheit der Flucht gesorgt. Billaud warf die Kutte ab, legte ein neues, modisches Kleid an, bestieg einen Klepper, und in seiner Tasche trug er zwei Pässe, die ihm von Don Roxas gesandt waren. Der eine lautete auf den Kaufmann Pedro Gomenez und war vom Vicekönig; der andre auf denselben, von Morelos unterzeichnet. Obenisco erhielt zwanzig Goldstücke zur Belohnung. Azor folgte Billaud, als Diener, gleichfalls zu Pferde. Sie kamen glücklich vor das nördliche Thor und sprengten auf den Sitz der Independenten zu. — Dies war im Jahre 1815.

In Puebla los Angeles angekommen, fanden sie Briefe, daß sie nicht in Apatzingan erwartet würden, sondern in Xalapa, an welchem Ort Morelos eine Verstärkung an Munition und Mannschaft abhole. Sie waren hier bei einem republicanischen Freunde aufgenommen. Der plötzliche Wechsel in Billaud's Lebensart, die veränderten Nahrungsmittel, die freie Luft und starken Bewegungen zogen ihm ein Fieber zu, welches ihn vierzehn Tage an das Lager fesselte. Wie unangenehm war ihm dies, zu einer Zeit, wo er im Begriff stand, seinen alten Freund und seine neuen Gönner zu umarmen! Die Zeit sollte indessen nie erscheinen. Während seiner Krankheit waren wichtige Ereignisse auf dem großen Schauplatz vorgefallen, die er schon ahnte, indem seine Briefe an Chrysostomus und Roxas unbeantwortet blieben.

---

die ich schweigen muß, die aber der Allwissende kennt. Diese Henker und Satansdiener haben mich durch das Tropfbad zum Tode verdammt. ꝛc."

Unterz. Antonio Ruis.

Dieses Tropfbad bestand darin, daß man den Verurtheilten in ein Loch steckte, zwischen dessen vier Mauern er so eingepreßt ward, daß er sich nicht bewegen konnte. Man ließ fortwährend einen einzelnen Tropfen kalten Wassers auf sein Haupt fallen, bis der Tod die Qual endete.

Der General Morelos, der gern einen Hauptangriff machen wollte, hatte seit längerer Zeit von Puente del Rey, einem festen Platze der Insurgenten, eine bedeutende Verstärkung an Munition und Truppen erwartet. Im November 1815 erhielt er Nachricht, daß sich diese unter Führung des ehemaligen französischen Generals Humbert und des Exrepräsentanten der Cortes, Don Toledo, nähere. Morelos eilte den Freunden auf Umwegen mit einer nicht starken Bedeckung entgegen. Spione verriethen der königl. Armee die Absicht des Insurgentengenerals. Bei Atcama ward er in der Nacht überfallen, seine Bedeckung niedergehauen, und er selbst nach einem kurzen, aber wüthenden Kampfe zum Gefangenen gemacht. Der mexicanische Congreß wandte Bitten und Drohungen an, um den General zu retten; vergebens. Er ward in das Inquisitionsgefängniß von Mexico geführt und der Ketzerei und des Hochverraths angeklagt. Von ersterer ward er indessen freigesprochen und entging so dem Scheiterhaufen; um des zweiten willen ward er zum Tode verdammt, nach San-Christoval, drei Meilen von der Hauptstadt, geführt und in der Nacht in aller Stille, aus Furcht vor einem Aufstande, erschossen.

Da Billaud in seinem Krankenzimmer immer noch ohne Nachrichten von seinen Freunden war, so wuchs seine Sorge und Ungeduld mit jeder Stunde, und er sandte Azor nach Xalapa, damit dieser persönlich Erkundigung einziehe. Schon ehe er zurückkehrte, erfuhr er von seinem Wirthe das Vorgefallene. Azor bestätigte bei seiner Rückkehr nicht nur den Tod des Morelos, sondern brachte ihm zugleich traurige Nachrichten von den übrigen Freunden. Don Noxas war seit neun Tagen plötzlich durch die Agenten des heiligen Officiums aufgegriffen und in Mexico in den Kerker der Inquisition geworfen. Chrysostomus war abgesandt, um die Bedeckung des General Morelos zu verstärken und in dem Augenblick bei Atcama angekommen, wo der Angriff der königlichen Truppen Statt fand. Da er sich nicht hatte ergeben wollen, war er niedergehauen.

Azor verzweifelte fast. Billaud war zum ersten Male in seinem Leben außer aller Fassung. Seine Stellung war äußerst bedenklich. Die Hauptstadt war nah, der Angeber, Schergen und Spione gabs viele. Dazu

kam der Umstand, daß seine Briefe an Roxas, die unbezweifelt in den Händen des heiligen Gerichts sich befanden, mit seinem wahren Namen unterzeichnet waren. Er berieth sich mit Azor, der jetzt erst sein wahres Vaterland und seine frühern Schicksale kennen lernte. Beide dachten an Petion auf St. Domingo; aber die Wege bis zum Hafen waren nicht sicher für sie, da auch Billaud's Pässe durch Roxas Verhaftung ungültig geworden waren. Es blieb ihnen in diesem Augenblick kein anderes Rettungsmittel, als der Versuch, die Generale Toledo und Humbert aufzusuchen. Sie wußten, daß diese die Absicht hatten, nach den vereinigten Staaten zu reisen, um mit Verstärkung von dort nach Mexico zurückzukehren und sich der Sache der Independenten ferner anzunehmen. In nächster Nacht machten sie sich auf und nahmen ihren Weg nach Puente del Rey, dem neuerlich befestigten Aufenthaltsorte der beiden Generale.

Toledo und Humbert nahmen ihn gut auf und beeiferten sich sogar, ihm gefällig zu sein, als sie erfuhren, daß er eigentlich nicht der Jacobinermönch Polycarpus, sondern Billaud-Varennes sei, der einst für die Unabhängigkeit des französischen Volks mit derselben Begeisterung gewirkt habe, als sie für die Sache der mexicanischen Independenten. Sie schlugen ihm vor, sich entweder auf einem ihrer Schiffe nach St. Domingo zu Petion zu begeben und in diesem Falle wollte ihn Toledo durch Briefe als besondern Agenten der mexicanischen Regierung autorisiren; oder sich mit ihnen nach Washington zu begeben, und sie in dem Vorhaben zu unterstützen, diesen Staat für die Sache der mexicanischen Patrioten zu gewinnen; im letztern Falle könne er für immer als Commissair des Congresses in den vereinigten Staaten bleiben. Diese Anerbietungen forderten reifliche Ueberlegung. Da sie sich schon den andern Morgen zu Piedra de Boquilla einschiffen wollten, so bat sie Billaud, zu erlauben, daß er ihnen erst nach der Ankunft in diesem Hafen seinen Entschluß mittheilen dürfe. Sie bewilligten es. Hier angekommen, erklärte er, daß er sich für St. Domingo entschieden habe. Die Generale Toledo und Humbert schifften sich auf dem Hidalgo nach den vereinigten Staaten ein; von ihren Wünschen begleitet, bestiegen

Billaud und der treue Azor, der ihm allein von seinen mexicanischen Freunden geblieben war, die Goelette Hirondella, welche sie nach dem Hauptorte der haytischen Republik tragen sollte. „Lebe wohl, herrlicher, süßer Himmelsstrich," rief Billaud aus, als der mexicanische Meerbusen im Schein der Abendröthe sich in den Fluthen verlor; „lebe wohl, wahrhaft irdisches Paradies, durch freche Tyrannei zur Hölle gemacht! Bald wirst du dich durch den Glanz des Freiheitmorgens für immer zu einem Eden verklären." —

Zweimal eingetretene Windstille machte die Fahrt langweilig für die beiden ungeduldigen Republicaner, und ein royalistisches spanisches Schiff, dem die leichte Goelette kaum durch die Flucht entging, brachte sie in Gefahr. Den 7ten Januar 1816 stiegen sie glücklich in St. Domingo ans Land und begaben sich nach Port au Prince, welches sie als ihr neues Vaterland betrachteten. Petion befand sich gerade auf seinem Landhause bei ihrer Ankunft. Sie bezogen deshalb einstweilen eine Wohnung, die Azor bei seinem ersten Aufenthalte auf der Insel bewohnt hatte, welche Petion's bescheidenem Palast gegenüber lag. Billaud bat in einigen Zeilen, als Petion angekommen war, um eine Unterredung. Der Präsident begab sich selbst zu ihm und verhieß ihm Schutz. Azor ward bald nachher als Landwirth auf eine Besitzung des Trajan's von Hayti, wie Billaud Petion zu nennen pflegte, gesetzt. Billaud erbat sich die Erlaubniß, hier ebenfalls wohnen zu dürfen, und lebte auf diesem reizenden Landsitz zwei Jahre bei dem einzigen Freunde, den ihm die Schicksalsstürme gelassen hatten. Seine Hauptbeschäftigung bestand in der Führung eines ununterbrochenen Briefwechsels mit gleichgesinnten Freunden in der alten und neuen Welt, in der Ausarbeitung seiner Denkwürdigkeiten, im Entwurf neuer Werke gegen den Despotismus, und in der Feilung und Sichtung seiner früheren Schriften, deren Anzahl nicht gering ist. Nennenswerth ist ein bändereiches Werk über das Völkerrecht, mit beständiger Beziehung auf die Lage und Stellung des Staates von Hayti gegen die Staaten der civilisirten Welt, welches er hier begann und vollendete. Petion sah ihn oft, erbat sich bei manchen Gelegenheiten seinen Rath und benutzte seine vielseitigen juristischen Kenntnisse und Erfahrungen;

ging aber nie in seine politischen Ansichten und Vorschläge ein, die dem gemäßigten Manne zu überspannt erschienen. Er gestattete ihm selbst nicht, irgend ein politisches Werk drucken zu lassen, selbst „einem Gemälde von St. Domingo" ward der Druck versagt. „Ich ließe," schrieb Billaud in dieser Zeit einem Freunde, „gern meine Werke drucken; aber der Präsident bittet mich stets, diese Lichter noch unter dem Scheffel zu lassen."

In den ersten Tagen des Aprils 1818 erlitt Billaud einen großen Verlust: sein Beschützer und Freund Petion endete freiwillig, indem er acht Tage lang jede Nahrung verweigerte. Niemand hat erfahren, was ihn dazu vermochte. Die allgemeine Volkstrauer war die rührendste Lobrede auf sein Leben; Billaud und Azor folgten dem Leichenwagen, den Officiere bis an den Ort des Begräbnisses zogen, wo sie den Leichnam, dem ausdrücklichen Verlangen des Verstorbenen gemäß, unter dem Baume der Freiheit, einer hohen Palme, dem Nationalpalaste gegenüber, zur Erde bestatteten.

General Boyer, der an Petion's Stelle zum Präsidenten der Republik gewählt wurde, gewährte Billaud nicht allein Schutz, sondern gab ihm auch ein kleines Staatsamt, ging aber so wenig, als sein Vorgänger, in seine politischen Ideen ein. Jetzt konnte Billaud dem Verlangen nicht länger widerstehen, eines seiner Werke gedruckt zu sehen, auf welches er den meisten Werth legte; kaum waren aber drei Bogen abgesetzt, als der Präsident verbot, damit fortzufahren. Hierdurch verletzt, faßte er den Entschluß, die Insel zu verlassen und nach den vereinigten Staaten zu gehen, wo er für seine Ideen eine bessere Aufnahme zu finden meinte. Boyer entließ ihn, wahrscheinlich nicht ungern. Kränkelnd kam er in Nordamerica an. Seereisen, Ausschweifungen, häufige Veränderung des Klimas und innere leidenschaftliche Unruhe hatten die Maschine zerrüttet und rissen an seinem Lebensfaden. Er starb im Jahre 1819, sieben und funfzig Jahr alt. —

Der größte Theil der Revolutionsmänner, die entweder in ihrem Vaterlande starben, oder als Verbannte die alte und neue Welt durchzogen, erkannten im Lauf der Jahre in ihren einstigen Freiheitsträumen ein Phantom, dessen lockende Gestalt sie und das unglückliche Land ins Verderben gezogen. Nicht so Billaud-Varennes;

er war ein Schwärmer, dessen innere Gluth weder durch Jahre, noch durch Erfahrungen, die ihm die Nichtigkeit seines Strebens und die Unausführbarkeit seiner Pläne bekundeten, gedämpft wurde. Mit einer zähen Beharrlichkeit hing er an den Idealen, die seine feurige Seele in den Zeiten jugendlichen Aufstrebens gebildet hatte. Wir können uns für überzeugt halten, daß, wenn er am Ende seines Lebens Gelegenheit gehabt hätte, ein Blutbad unter denen anzurichten, die er als Volksfreiheitsfeinde bezeichnete, er, wie einst zu den Septembermördern in Paris, gesprochen haben würde: „Volk, du mordest deine Feinde; du thust Recht daran!" Dieses Festhalten seiner einmal gefaßten Ansichten hielt ihn ab, in sein Vaterland zurückzukehren, als der Adler und später das Panier der Lilien über demselben schwebte. Er gab keinen Augenblick die Hoffnung auf, daß die Freiheit, wie ihr Begriff in seiner Vorstellung erschien, auf der Erde überall sich verbreiten werde, und konnte nicht begreifen, wie man anderer Meinung sein könne. Er sagt von sich selbst: „Billaud-Varennes war Republicaner in der alten Welt; er ist's in der neuen; er war es als Advocat, Deputirter, Conventsmitglied, Verwalter, Schullehrer, Mönch und Pfarrer; — er wird's selbst in jener Welt sein." — Die politische Welt zu reformiren, hatte er sich, wie Mancher, zum Zwecke seines Strebens und Wirkens gesetzt, und Neuerungen zu machen, liebte er so sehr, daß, wenn er seine Originalideen nicht geltend machen konnte, er ungewöhnliche Worte bildete und darin wenigstens Neologe war; nur möchte man zweifeln, ob die Akademie jedem seiner neugeschaffnen Ausdrücke das Bürgerrecht in ihrem Wörterbuche ertheilen würde. Er sprach oft über den Werth einer verständigen Verehrung des höchsten Wesens; um jedoch seine moralischen und religiösen Ansichten ganz zu kennen, müßte man sein Breviarium vor Augen haben, auf dessen Rande und leeren Blättern er seine Gedanken in Aphorismen niederzuschreiben pflegte. Auf mehr als einem Blatte desselben finden sich fromme Ergüsse, wie:

Gebirge, Lüft' und Wellen sind dein Tempel;
Du kennst die Gegenwart, die Zukunft, wie das Einst;
Du füllst mit deinem Wesen alle Welten,
Und dennoch fasset nimmer dich das All. —

# Wilhelm der Erste,

## Kurfürst von Hessen.

Digitized by Google

# Wilhelm der Erste,

## Kurfürst von Hessen *).

Der Hessenfürsten Abkunft wird hergeleitet von Heinrich, dem Sohne des gleichnamigen Herzogs von Brabant; er erbte die hessischen Länder als Familiengüter seiner Mutter Sophie, einer Tochter des thüringischen Landgrafen Ludwig, und erkämpfte sie ritterlich von seinen Widersachern, den Markgrafen von Meißen. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts ward vom deutschen Könige, Adolph von Nassau, das Hessenland als ein lehnbares Reichsfürstenthum und dessen Regent als Reichsfürst anerkannt.

Jenes Vorfahren zwei und zwanzigster Nachfolger als regierender Fürst in den Ländern hessencasselschen Antheils, war Kurfürst Wilhelm, zu Cassel geboren den 3. Juni 1743; sein Vater, damals Erbprinz, der unter dem Namen Friedrich der Zweite als Landgraf zur Regierung gelangte, war ein Wissenschaft, Luxus und Kunst liebender Fürst, der durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche 1754 seinem Volke gewissermaßen entfremdet wurde, noch ehe er zur Regie-

*) Ueber ihn redet Herr Archivdirector Rommel in einer kleinen Schrift: Wilhelm der Erste, Kurfürst von Hessen. Eine Uebersicht seines öffentlichen Lebens. Cassel 1822. 8. 44 Seiten. — Mehr historische Lobschrift, als Biographie —

rung desselben gelangte; des Prinzen Wilhelm Mutter Maria, Georg II. Königs von England Tochter, eine leutselige, menschenfreundliche, ächtreligiöse Frau, welcher ihrer Söhne Erziehung fast allein anvertraut wurde, da man des katholischen Vaters Theilnahme an derselben, in gerechter Besorgniß der Verdrängung des protestantischen Glaubensbekenntnisses aus dem Fürstenhause, verhinderte. Deshalb ward, als Landgraf Wilhelm VIII. seinen Ländern die Beibehaltung der bisherigen Kirchenverfassung zusicherte, die Einrichtung getroffen, daß bei dem Regierungsantritte des Landgrafen Friedrich II. (1760) die Regierung der Grafschaft Hanau auf den nunmehrigen Erbprinzen Wilhelm, unter der Vormundschaft seiner Mutter, überging. Indeß genoß dieser rüstig heranwachsende fürstliche Jüngling eine treffliche Erziehung. Er ward in Begleitung des von Witthof's, Clausid's und Lederhose's auf die hohe Schule Göttingens geschickt, und besuchte zwei Jahre hindurch zur Ausbildung seines Geistes die Hörsäle jener Hochschule. — 1755 stattete der Prinz seinem königlichen Großvater, Georg II., zu Hannover einen Besuch ab und flüchtete dann, beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges, unmittelbar vor der ersten Einnahme Cassels durch die Franzosen, 1756, nach Copenhagen an den Hof seines Oheims, Königs Friedrich des Fünften, wo er sich später (1764) mit der königlichen Prinzessin Wilhelmine Karoline vermählte, eine Ehe, welche 56 Jahre dauerte. Daheim war während dieser Zeit die Mutter im hanauischen Lande vormundschaftliche Regentin, ein Schutzengel ihrer Unterthanen unter den Bedrängnissen der Kriegszeiten. Nach seiner Verheirathung übernahm der Erbprinz Wilhelm, indeß sein Vater in Cassel seit 1760 die Regierung angetreten hatte, selbst als zwanzigjähriger Jüngling die Regierung Hanau's und bezeichnete diesen Schritt durch Entwicklung vieler löblichen Regenteneigenschaften. Er war einfach in seiner Lebensweise, vorsichtig in der Wahl der Beamten und Vertrauten, ihnen ein Vorbild vielseitiger Thätigkeit; allen Unterthanen zugänglich, wußte er, daß es sein Beruf sei, aller Verhältnisse kennen zu lernen. Ein Lebensplan, auf solche Eigenschaften gegründet, trug dem Jünglinge hohe Begriffe von seiner Fürstenwürde zu. Der neue Regent berichtigte durch einen vortheilhaften

Vergleich wegen des Amtes Babenhausen die Gränzen der Grafschaft, sorgte für gute Landstraßen und deren Bepflanzung, verwandelte die Festungswerke seiner Hauptstadt in gemeinnützige Gebäude und schöne Anlagen, verbesserte das Armenwesen, gründete das lutherische Waisenhaus und bedachte Kirchen und Schulen. Er selbst übte in Mußestunden gern die Zeichenkunst und errichtete zur Begünstigung dieser Liebhaberei die hanauer Malerakademie, deren Namen so mancher aus dieser Schule hervorgegangene Künstler berühmt gemacht hat. Die Heilquellen des 1709 entdeckten Wilhelmsbades verschönerte er durch mehrere geschmackvolle, die Anstalt hebende Gebäude. — Die in edlen Menschenherzen bleibend vorwaltende Liebe des Wohlthäters zu den Empfängern der Wohlthat erhielt den Hanauern fortwährend die sorgsame Vorliebe ihres Regenten, selbst in dem Zeitabschnitte, als dieser schon längst in einem weiteren Wirkungskreise den Fürstenberuf übte.

Im Jahre 1776 nahm Wilhelm, als Graf von Hanau, zugleich mit Braunschweig-Lüneburg, Braunschweig-Wolfenbüttel, mit seinem Vater und andern deutschen Reichsfürsten, durch Stellung von Mannschaften Theil an dem Kriege Englands gegen die nordamericanischen Kolonien, welche ihre politische Selbstständigkeit erfochten. Man hat diese Subsidientractaten deutscher Fürsten, vermittelst welcher sie ihre Soldaten zum Kriegsgebrauch vermietheten, vielfältig sehr streng beurtheilt, nicht grundlos, wenn gleich die Uebertragung späterer Ansichten und Erkenntnisse auf frühere Begebenheiten leicht zu Mißgriffen verleitet. Im vorliegenden Falle darf besonders nicht übersehen werden, daß nicht die Nationalbewaffnung deutscher Völkerschaften zu fremden Kriegen vermiethet wurde, sondern daß es größtentheils Soldaten waren, Söldlinge, die sich selbst um Sold vermiethet hatten und jeden Feldzug als eine Erlösung von der schmachvollen Sclaverei des Garnisondienstes betrachteten. — Dann zog Landgraf Wilhelm zwei Jahre später als preußischer Generalmajor unter den Fahnen Friedrich's des Großen in den baierschen Erbfolgekrieg und widmete sich, auch nach der Rückkehr aus dem Felde, so unausgesetzt dem Soldatendienste, daß 1785 von dem Musterungsplatze bei Cassel berichtet wurde: „Der Erbprinz kam auch mit seinem Regimente,

welches in America besonders viel gelitten hatte, hierher; es ist unter dem Commando eines Fürsten, der mit wahrer Leidenschaft Soldat ist, eines der schönsten und bestdisciplinirten, so man nur sehen kann, in kurzer Zeit geworden, und zog die Bewunderung aller Kenner auf sich. Der Prinz ist unermüdet im Militairdienste, und da er selbst an allen beschwerlichen Verrichtungen Antheil nimmt, so gewinnt er die Liebe und das Zutrauen der Officiere und Soldaten im höchsten Grade *)".

Nachdem Wilhelm über zwanzig Jahre in seiner Grafschaft gewirkt hatte, berief ihn im zwei und vierzigsten seines Lebensalters der plötzliche Tod seines Vaters am 31. October 1788 zur Regierung der sämmtlichen hessencasselschen Länder. Der vorgefundene Zustand der Dinge verband sich mit der dem Menschen so natürlichen Sehnsucht nach Beseitigung des erduldeten Ungemachs; so wandten sich die Bewohner jener Länder mit größter Zuversicht dem neuen Fürsten zu, von welchem sie schon so viel Löbliches gehört hatten. Viele Mißgriffe des mit den vorschreitenden Jahren immer sichtbarer in Schwächen verfallenden Vaters wurden sogleich beim Regierungsantritte des Sohnes beseitigt, und in dieser Hinsicht die gespannte Erwartung übertroffen. Unparteiische Zeugen berichteten schon in den ersten Monaten von Cassel eine weise Umgestaltung des Hofes wie des Landes, eine Veränderung, die gleich sein sollte dem wohlthätigen Regen, wenn anhaltende Sommerhitze die Fluren gesengt hat **).

Der Landgraf, als Regent Wilhelm der Neunte genannt, begann seine Regierung so thätig, so alles auf eigene Kraft und That berechnend, daß man bei dem großen Fleiße für seine Gesundheit fürchtete. Doch ein zur Arbeit fähiger und dazu gewöhnter Mann kann ohne Lebensverkürzung gar vieles leisten. Die Geschichte weiß wohl Fürsten zu nennen, die in Langerweile gelebt haben und an ihr gestorben sind; nicht aber solche, die vernünftiger, wohlgeordneter Fleiß in die Grube stürzte. —

---

*) Siehe: Politisches Journal. Jahrgang 1785. Seite 626.

**) Siehe: Schreiben aus Cassel vom 26. November 1785, in Schlözer's Staatsanzeigen. Heft 30. Seite 246 ff.

Wilhelm, als Landesherr, wollte alles selbst sehen, kennen lernen und sich auf sich selbst verlassen. Den vierten November kam er auf seinem Lustschlosse Weißenstein an und ließ in der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts sonntäglich daselbst Gottesdienst halten, dem er selbst beiwohnte. Man weiß, daß in diesen Tagen besonders der 101ste Psalm seine Aufmerksamkeit gefesselt und seine Regentenvorsätze bestimmt hat, wo es heißt: „Von Gnade und Recht will ich singen, und dir, Herr! lobsagen. Ich handle vorsichtig und redlich bei denen, die mir zugehören, und wandle treulich in meinem Hause. Ich nehme mir keine böse Sache vor. Ich hasse den Uebertreter und lasse ihn nicht bei mir bleiben. Ein verkehrtes Herz muß von mir weichen, den Bösen leide ich nicht. Der seinen Nächsten heimlich verleumdet, den vertilge ich. Ich mag deß nicht, der stolze Geberden hat. Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, denn ich habe gern fromme Diener. u. s. f."

Einer seiner ersten Schritte war die Kundmachung seiner Abneigung gegen französische Abenteurer, welche bis dahin am cassler Hofe, im Militair u. s. f. jedem Deutschen vorgezogen wurden; charakteristisch genug sprach sich diese Gesinnung in einem Verbote ausländischer Kleidertrachten aus; er wollte der den Ausländern zu Gute gekommenen Verschwendung enge Grenzen setzen, die französische Windbeutelei, besonders im Militair, der Normaluniform unterordnen; deshalb verbot er Haarbeutel, gepuderte Röcke und französische Moden; bald darauf entließ er die französischen Komödianten, welche bisher große Summen gekostet hatten. — Der bekannte höfische Luxus, welcher, bei der damaligen Bildung des Militairs, aus aller Welt möglichst lange Menschen zusammentrieb, um sie in die riesenmäßigen Reihen der Garden zu stellen, hatte auch in Cassel sein Spiel und machte eine sorgsame, sehr schwierige Bewachung nothwendig. Die damit verbundene Härte verminderte der Landgraf, indem er allen, selbst den unsichern Soldaten, Thorpässe ertheilen ließ; doch der Nachsatz des Befehls verdunkelte die scheinbare Milde; denn hier hieß es: daß an den Grenzorten beständig Husaren reiten würden, die für jeden todt oder lebendig eingebrachten Deserteur fünf Thaler bekommen sollten; der lebendig zurückgeführte

Flüchtling sollte zwei Tage hinter einander mit der Spießruthenstrafe belegt und dann auf ewig in die unehrlichen Eisen kommen. — Dieses Ewig ist aber zu erklären: auf Lebenszeit, denn die irdischen Strafen haben mit den himmlischen wohl so wenigen Zusammenhang, als die himmlischen Belohnungen mit den irdischen.

Menschenfreundlich erscheint der neue Regent, als er sich den Druck der Landleute zu Herzen gehen ließ, welche der Abgaben Uebermaß nicht mehr erschwingen konnten. Allein der Landschaft an der Diemel erließ er 76,000 Thaler rückständige Steuern und schoß vielen jener in Elend versunkenen Landbebauer Capitale vor zu geringem Zinsfuß, zu 1, höchstens 2 Procent. — Nach altem Landesgebrauche boten die eben versammelten Stände dem neuen Landesfürsten ein Huldigungsgeschenk, als don gratuit, von 100,000 Thalern dar; der Landgraf dankte unterm 23. November für das Anerbieten, lehnte aber die Annahme desselben ab: weil er, weit entfernt, die Lasten seiner getreuen Unterthanen vermehren zu wollen, nur auf die Verminderung derselben sinne. — Der Landstände Freude über diese milde Gesinnung mochte indeß bedeutend getrübt werden, als der Landgraf denselben, noch vor Entlassung der damaligen Versammlung, eine vierfache Berechnung zustellen ließ, nach welcher er seit dem Jahre 1704 an rückständigen Reichs-, Kreis- und Landesabgaben die bedeutende Summe von 1,100,661 Thalern von ihnen einforderte *).

Wo Verarmung um sich greift, pflegen die Glücksspiele mit verdoppelter Leidenschaft getrieben zu werden; dieses war im Hessencasselschen der Fall und ward begünstigt durch eine landesherrliche Zahlenlotterie; Wilhelm hob sie in den ersten Wochen seiner Regierung auf, indem er zugleich das Einsetzen in fremde Zahlenlotterien bei Geld- und Leibesstrafe verbot. — Ferner wurden Tortur und öffentliche Kirchenbußen abgeschafft, und manche Einrichtung getroffen, das harte Joch des Landmannes zu erleichtern, durch Abänderungen der sogenannten Amtspachtungen, durch ein verbessertes Hufenedict, durch Vereinzelung und erbpachtliche Verthei-

*) Siehe: Politisches Journal. Jahrgang 1786. Band 1. Seite 272.

lung herrschaftlicher Grundstücke, durch Urbarmachung wüster Ländereien und Gemeinheitstheilungen, durch Verbesserung der Obstbaumzucht, durch Einschränkung der Executionen und durch Herabsetzung der gesetzlichen Militairdienstzeit auf zwölf Jahre. Den Kriegs- wie den Civilbeamten ward die widerrechtliche, eigennützige Benutzung ihrer Dienststellung abgeschnitten, und den Dorf- und Stadtgemeinden der Rechtsweg gegen die Verwaltungsbehörden gebahnt. Auf unparteiische, ungehinderte Gerechtigkeitspflege, auf Erhaltung des öffentlichen Credits und auf Handhabung einer wirksamen Polizei richtete er sein besonderes Augenmerk, wie auf das Kirchen- und Schulwesen: er gründete Freischulen, beschenkte die Universität Marburg mit neuen Fonds und ermunterte durch Gleichstellung der beiden protestantischen Hauptparteien die stufenweise Annäherung der Bekenner eines im Wesentlichen nicht geschiedenen Glaubensbekenntnisses. Doch schon damals wurde es bald offenbar, daß die einfach würdevolle Grundverfassung der lutherischen Kirche sich bei einsichtsvollen Bekennern nicht so leicht vertauschen lasse gegen die presbyterianische, immer auf Sitten-, Glaubens- und Gewissenszwang hinführende Kirchenverfassung, gegen deren Wesen mancher Ausspruch des Stifters unserer Religion und seiner ersten Schüler ausdrücklich redet; oder wollte man auch annehmen, daß solche tiefer liegende Betrachtungen ein weiteres Vorschreiten zur beabsichtigten Kirchenvereinigung nicht verhinderten, so kann man doch nicht behaupten, daß der Landgraf so unkundig in der Geschichte gewesen, um nicht zu wissen, daß kein weiser Regent es je versuchte, in kirchlichen Angelegenheiten vieles anordnen und seine Ansichten zum Staatsgesetz machen zu wollen.

Ohne seinem vorwaltenden Sparungssysteme untreu zu werden, bewies er ferner vielen Geschmack bei den Verschönerungen von Hof-Geismar, Nenndorf, Wilhelmsbad und Schwalheim, wie durch große Bauten in und bei der Hauptstadt, wovon die große Fuldabrücke, das Modellhaus, das Schloß auf der Wilhelmshöhe, die Löwenburg und viele andre Anlagen Zeugnisse abgeben.

So viele preiswürdige Züge lassen sich herausheben aus dem ersten Abschnitte des Regentenlebens des Landgrafen Wilhelm IX., wo der wilde Strom der von Frankreich herüberflutenden Revolutionen noch nicht den

Frieden des deutschen Heerdes störte; diese Züge bleiben dieselben unter dem Wechsel vieler Schicksale, in einer langen Reihe von Regentenjahren; aber dennoch hat sich der Fürst, dessen Leben diese Blätter gewidmet sind, nie eines ausgezeichneten Ruhmes erfreuen können, wohl aber zahllosen Tadel erfahren müssen, um recht augenscheinlich darzuthun, daß der Regentenberuf der schwierigste von allen sei. Bei näherer Prüfung der Erscheinung, daß ein einsichtsvoller, thätiger, das Gute wollender Fürst dennoch zu vielen Klagen Veranlassung gab und von allen seinen Bestrebungen so wenigen Dank ärntete, wird man zu der Ueberzeugung geführt, wie hiervon der Hauptgrund darin liegt, daß der Fürst seinen eigenthümlichen Standpunct zur menschlichen Gesellschaft und zu seinem Staate vollständig zu würdigen, durch Vorurtheile verhindert wurde. Unbezweifelt betrachtete sich der Landgraf Wilhelm in seinem Staate als den Inbegriff alles Rechtes und Besitzes, und seinen fürstlichen Gesichtskreis als die Norm, wonach sich alles ordnen müsse; was ihm gerecht dünkte, war häufig Härte, seine Mildthätigkeit theilweise Gewährung des Pflichtschuldigen, seine Selbstthätigkeit erschien als eigenwilliger Despotismus, seine Sparsamkeit als immer wachsende Geldgier, seine Festigkeit Starrsinn. So stand der Fürst als der Gefürchtete und Gestrenge einem biedern, arbeitsamen, treuen Volke gegenüber, auf dem der Druck des Fürstenregiments gar schwer lastete, dessen häuslicher Wohlstand sich nicht zu heben vermochte, indeß der Fürst ungeheure Geldsummen häufte und dabei des Glaubens war, daß er für das Glück seines Volkes nach Möglichkeit wirke. —

Diese Vorstellung von dem überwiegenden Umfange seiner Rechte und seiner Machtbefugniß zeigte er auch in den auswärtigen Verhältnissen auffallend 1787 bei dem Tode des Grafen Philipp Ernst von Lippe-Schaumburg. Der Verstorbene war aus rechtmäßiger, aber nicht standesgleicher Ehe erzeugt, weshalb der Landgraf dessen Sohn und Erben, von der Großmutter her, für unfähig erachtete, die Lehnsbesitzungen zu überkommen, und sonach gleich mit militairischer Gewalt die Grafschaft Schaumburg als ein hessisches Lehn besetzte. Diese Angelegenheit, die nach Billigkeit und Recht vieles Aufsehn erregte, war auf dem Wege gerichtlicher und diplomatischer Ver-

handlungen hessischer Seits schon mehrere Male vor die Reichsgerichte und den Kaiser gebracht, aber zum Nachtheil des Landgrafen entschieden.

Der regierende Graf war den 13. Februar gestorben, sein Sohn ein unmündiges, kaum zweijähriges Kind; seine nun verwittwete Gattin, die Vormünderin, eine geborne Landgräfin von Hessen-Philippsthal; so glaubte der Landgraf den rechten Zeitpunct erschienen, um mit rascher Gewalt sein vermeintes Recht in Wirksamkeit zu setzen. Schon am 18. Februar ließ er den hessischen General Grafen von Losberg mit mehreren Truppen durch das Paderbornsche in die Grafschaft Schaumburg einrücken, mit der Erklärung, daß der Landgraf für gut befunden habe, beim Ableben des Grafen seine Rechte auf die Grafschaft, bückeburgschen Antheils, geltend zu machen. Eine mitgesandte Civilcommission nahm die Archive und Cassen in Beschlag, sämmtliche Civil- und Militairbediente wie die Landeseinwohner mußten dem Landgrafen den Eid der Treue schwören und die ganze bisherige Regierungsverfassung verändern, während, obgleich an Widerstand gräflicher Seits nicht gedacht werden konnte, von Cassel neue Truppenabtheilungen folgten, und die bei den bösen Wegen im Paderbornschen stecken gebliebene Artillerie nachkam. Auch die Reform des vorgefundenen gräflichen Militairs ward sogleich vorgenommen und mit Aushebung junger Mannschaft in Verbindung gesetzt, weshalb die meisten jungen Leute, Handwerksbursche und Knechte aus dem Lande flohen. Nur die kleine Festung Wilhelmstein, im Steinhuder See, unterwarf sich nicht, sondern ward vom Hauptmann Rottmann mit einer Besatzung von vierzig Mann muthig vertheidiget. Die verwittwete Gräfin mit dem Erbgrafen blieb im Schlosse zu Bückeburg, welches von hessischen Soldaten bewacht wurde. Sie wies die ihr von dem Landgrafen gemachten großen Jahrgehalts-Versicherungen von der Hand und wandte sich in der Bedrängniß mit Eilboten an Kaiser und Reich, an das preussische und brittische Cabinet, welche alle mit gleichem Ernste dem Landgrafen ihre Mißbilligungen, Abmahnungen und Drohungen zugehen ließen. Wie streng nach damaliger Reichsverfassung der Kaiser als oberster Richter reden konnte, bewies Joseph der Zweite in dem unterm 7. April erlassenen Rescripte, wo er, nachdem er

im Eingange den rechtlichen Besitzstand der gräflichen Familie im schaumburgschen Lande nachgewiesen, fortfährt: „Desto unerwarteter und auffallender haben Wir die bei Uns geschehene Anzeige gefunden und mißfällig daraus zu entnehmen gehabt, daß Deine Liebden sich nicht entsehen, in Unserm und des ganzen Reiches Angesicht, mit Hintansetzung aller den kreisausschreibenden Fürsten gebührenden Achtung und mit Ueberschreitung des Land- und westphälischen Friedens, die verwittwete Gräfin zur Lippe-Schaumburg landfriedbrüchig mit Mannschaft und schwerem Geschütz zu überfallen, ihre Städte und Dörfer einzunehmen, ihrer Mannschaft sich zu bemächtigen, den Unterthanen und Dienern die Huldigungen und Pflichten, gegen den ihr geleisteten Eid, abzudringen, alle Cassen nebst dem Archive sich mit Gewalt zuzueignen und die Feste Wilhelmstein zu berennen. — Wie nun Wir ein solch ungerechtes, judicatwidriges und landbrüchiges Verfahren Deiner Liebden unmöglich dulden, sondern zu Festhaltung des Land- und westphälischen Friedens denen ergangenen Judicatis Kraft zu geben, Uns nicht entnehmen können; als wollen Wir alles, was Deine Liebden hierunter gethan und in dem Lippe-Schaumburgschen verfügt, hiermit annulliren, cassiren und aufgehoben haben; befehlen demnach Deiner Liebden ernstlich, sogleich bei Empfang dieses, die von Denenselben angeschlagene Patente wieder abzunehmen, Dero Mannschaft und Geschütz wieder zurückzuziehen, das Archiv integriter, und alle Cassen mit allen etwa indessen erhobenen Geldern an die Vormünderin getreulich zu restituiren, und, nebst Erstattung aller verursachten Schulden und Kosten, alles in den Stand, wie es den 17. Februar gewesen, um so gewisser zu setzen, als sonst unter heutigem Dato die ausschreibenden Fürsten des niederrheinisch-westphälischen Kreises von neuem autorisirt sind, Deine Liebden, auf Dero Kosten, mit vereinigter Macht, zur Gelebung der kaiserlichen Judicatorum anzuhalten, Dieselben in die Schranken eines gehorsamen Reichsstandes zurückzuführen und dem Kreise die zeither unterbrochen gewesene Ruhe wiederzugeben." —

Der Landgraf hatte indeß seinen geheimen Rath von Veltheim nach Berlin geschickt, um den König von Preußen von dem gethanen Schritte zu benachrichtigen

und um die Beförderung seiner Absichten zu bitten; Friedrich Wilhelm II. dagegen in mehreren Schreiben dem Landgrafen abgerathen, auf dem Wege der Gewalt seine Ansprüche geltend zu machen, — beides erfolglos, wie die Sendung des hessischen Staatsministers von Schlieffen nach Berlin und die Verhandlungen des preussischen Gesandten von Böhmer zu Cassel. Die westphälischen Kreisdirectoren Cleve, Münster und Jülich schickten sich an, vermittelst eines Executionskorps von 14000 Mann, unter Anführung des preussischen Generals von Gaudi die Befreiung der Grafschaft zu bewirken; da gab denn der Landgraf nach und rief am 18. April seine Mannschaft aus der Grafschaft Schaumburg ab, indem alles auf frühern rechtlichen Besitzstand zurückgeführt wurde. Unmittelbar nachher ward unter Gaudi's Vorsitze, nach den Bestimmungen des Reichshofraths, zu Minden ein Ausschuß niedergesetzt, welcher den im Schaumburgschen, beim Durchmarsche im Paderbornschen, u. s. f. verursachten Schaden und Kostenbetrag ausmitteln mußte, deren Erstattung dem Landgrafen anheim fiel.

So endete eine von Wilhelm IX. getroffene Maßregel zu seinem großen Verdrusse und mit allgemeiner Mißbilligung, welche sich um so lauter gegen ihn aussprach, da die bestehenden Reichsgesetze, Verträge und Verfassung, bei etwa wirklich vorhandenem Rechte, eine friedliche Ausgleichung der Angelegenheit rathsam machten. Vorschnelle Anwendung der Waffenmacht war ja ohnehin ein sehr gefährlicher Schritt für einen im Verhältnisse zu seinen Nachbarn mindermächtigen Reichsfürsten. —

Für diese mißglückte Unternehmung suchte der Landgraf, der fortwährend einen sehr starken Militair-Etat hielt, erst neuerlich das Artilleriecorps zu einem ganzen Regimente vermehrt und für dasselbe eine besondere Bildungsschule gestiftet hatte, sich zu entschädigen, indem er mit dem aus England angelangten General Faucett, am 12. September 1787, auf vier Jahre einen neuen Subsidientractat mit der Krone Großbrittanien abschloß, wonach er 12000 Mann in englischen Sold gab und dafür, ohne die Einkleidungsentschädigung, eine jährliche Subsidie von 675000 Kronthalern erhielt.

Der Landgraf hatte für das Militair insofern entschiedene Vorliebe, als ihm der dort herrschende strenge

Ordnungssinn und maschinenmäßige Gehorsam besonders wohlthat; er erfreute sich gar gern auf dem Exercirplatze seiner zahlreichen Truppen, ihrer reglementsmäßigen Anzüge, Uebungen und Haltung. Er hielt 1787 und 1789 zwei große militairische Uebungslager zu Babern und zu Wilhelmsthal und übernahm den Auftrag, nach Kaiser Joseph II. Tode durch ein wohlgeordnetes Lager von mehr als 7000 Mann bei Bergen, Frankfurt am Main und die Krönung Leopolds II. zu sichern und die Besorgniß eines feindlichen Ueberfalles von Frankreich her zu beseitigen. Die kriegerischen Ereignisse, welche die französische Revolution mit dem um sich greifenden Freiheitsschwindel, mit dem verübten Thronsturze und Königsmorde, im westlichen Deutschland hervorrief, forderten, nach naheliegenden Beziehungen, den Landgraf zur thätigen Theilnahme auf. Von Seiten der rheinischen Fürsten wie der gegen Frankreich in ein Bündniß tretenden großen europäischen Mächte ergingen an den Landgrafen dringende Aufforderungen zum Kriegsbeitritte, welchen er um so lieber Folge leistete, da der Gegner schändliche Frevel sein Innerstes tief verwundeten, da er die herannahende Gefahr ahnte und im Vertrauen auf bewährte Tapferkeit des hessischen Volkes keine geringe Vorstellung hatte von dem Gewichte seiner Mitwirkung. Erst stellte Landgraf Wilhelm 6000, dann 8000 Mann an die Grenzen der Grafschaften Katzenellenbogen und Hanau, und zog, unter eigner Anführung, mit diesen Truppen gegen Frankreich. Doch, wie die Kriegsgeschichte jener Jahre berichtet, waren Anstrengungen und Aufopferungen, um Frankreich zu demüthigen und den überwogenden Zeitenstrom in die alten abgemessenen Grenzen zu zwingen, vergeblich, wenn gleich mehrere deutsche Völker in redlicher Waffenbrüderschaft den alten Ruhm der Tapferkeit behaupteten. So wetteiferten besonders Preußen und Hessen, welche letzteren beim Rückzuge aus der Champagne die schwierige Stellung bei Clermont und Verdun behaupteten, und dann durch Besetzung des wichtigen Passes von Coblenz Ehrenbreitstein und die preußischen Magazine retteten. Die Wiedereroberung Frankfurts durch die Hessen, am 23. December 1792, gehört zu den glänzendsten Waffenthaten jener Feldzüge, welchen Friedrich Wilhelm II. ein würdiges Denkmal errichtete. — Bald nachher zog

das hessische Corps zur Belagerung von Mainz und nahm, nachdem diese Festung gefallen, nun in brittischen Sold genommen, anfänglich 8000 Mann stark, dann um 4000 Köpfe vermehrt, an den Feldzügen der Jahre 1793 bis 1795 in Flandern und Westphalen Theil, indeß daheim die Kriegsrüstungen mit größter Thätigkeit fortgesetzt wurden. Der Landgraf stellte die städtischen Kriegsübungen wieder her, wie die Aufstellung des alten Landausschusses, als einer Landmiliz; er erneuerte die Aufstellung der Ritter- und Lehnpferde, richtete bei seinen Fußvölkern Scharfschützen, bei der Reiterei Carabiniers ein, bildete eine reitende Artillerie u. s. f. und führte den einmal begonnenen Krieg mit einer Energie, die eines glücklichen Erfolges werth gewesen wäre. Doch die immer weiter vorschreitende ungünstige Wendung, welche der große Kampf nahm, erfüllte den Landgrafen mit Unmuth und Besorgniß; es verwundete den fürstlichen Stolz tief, daß seine angestrengte Mitwirkung kein entscheidendes Gewicht gegen die ruchlosen Aufwiegler zu geben vermochte, daß er seine überrheinischen Länder von ihnen erobert sehen mußte, daß die Kraftlosigkeit des deutschen Reichsverbandes immer sichtbarer, und daß die Versprechungen reiches Ersatzes für die bisherigen Aufopferungen täglich gehaltloser wurden. Dabei konnte er den schmerzlichen Druck nicht übersehen, unter welchem sein Land bei fortwährend unerhört starker Aushebung junger Mannschaft seufzte, indeß selbst seine Casse durch die reichen englischen Subsidien nicht entschädigt wurde für die fortwährenden Leistungen des Kriegsbedarfes. Während so des Landgrafen Lage mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte, wuchsen seinen Ländern, nicht durch ihn, sondern durch ihre zufällige Lage, manche Vortheile zu: es vermehrte sich der innere Wohlstand durch den Gewinn, welchen ein fleißiges Volk immer aus der Nähe des Kriegsschauplatzes zieht. Diese Vortheile dauerten auch fort und gaben fortwährend großen Ertrag, als bald darauf der Landgraf dem Beispiele Preußens folgte und zu Basel am 28. August 1795 mit Frankreich Frieden schloß, wie es ausdrücklich im Eingange der Urkunde heißt: „unter Verwendung des Königs von Preußen.“ — Der unbestimmte Charakter, welcher den Tractaten mit der neuentstandenen französischen Republik eigen war,

spricht sich auch in diesem Friedensschlusse aus, indem Friede gemacht wird, aber die wesentlichsten Puncte der Streitausgleichung auf künftige Verhandlungen ausgesetzt bleiben. So ließ hier (Art. 5) der Landgraf seine Festung Rheinfels, die Stadt St. Gear und den jenseit dem Rheine gelegenen Theil der Grafschaft Katzenellenbogen im französischen Besitze, unter Vorbehalt der weiteren Bestimmung bei einem allgemeinen Frieden; der Landgraf verblieb dagegen im Subsidien-Bündniß mit England (welches aber nicht erneuert werden durfte) und ließ seine Kriegsvölker im brittischen Heere. Der wesentliche Vortheil, welchen Hessen bei dem allen aus diesem Vertrage zog, war der, daß dieses Land nun von der Neutralitätslinie, welche den Frieden des nördlichen Deutschlands unter Preußens Schutz stellte, eingeschlossen wurde. Von nun an war Hessens politisches Leben in das des preußischen Staats genau verflochten, wie denn auch beide erbverbrüderte Fürstenhäuser in das nächste Familienverhältniß traten, indem der Sohn des Landgrafen, damaliger Erbprinz, sich 1797 mit Preußens Königstochter, der durch schöne weibliche Tugenden verherrlichten Prinzessin Friederike Christiane Auguste, vermählte. — Der Landgraf war zu derselben Zeit zum preußischen General-Feldmarschall ernannt; sein Leben als regierender Fürst blieb der angemessenen hergebrachten Sitte treu, nicht, wie es wohl der Fall ist, um durch bestimmte Formen der Tagesweise Langeweile zu tödten, sondern zum Zeitgewinn für pflichtmäßige Thätigkeit. Unter den Regentensorgen verlor er besonders eine nie aus den Augen, den Schutz des Bürger- und Bauerstandes gegen Beamten- und Officiantenwillkür. Beide Grundzüge seines Charakters, das Bewußtsein der Fürstenehre und die Neigung zur Sparsamkeit, leiteten hierauf. Er wußte recht gut, daß in einem monarchischen Staate, wo der Regent das einzige Princip der Regierung sein muß, die Verwaltung in engen Grenzen zu halten ist, wenn nicht Unzufriedenheit überhand nehmen soll, daß dem Fürsten- und Volkswohle keine gefährlichere Klippe, keine verhängnißvollere Scheidewand entgegensteht, als die in alle Fugen des gesellschaftlichen Lebens gern eigenmächtig eingreifende Beamtendespotie. Das strengste Gesetz, die härteste Schatzung kann nie so nachtheilig wirken, als dieses

vielköpfige Ungethüm. — Darum erließ er eine Reihe von Gesetzen, die Verhältniß und Befugniß der Beamten genau bestimmten, erleichterte die Mittel, durch welche der Bedrückte seine Klage zur öffentlichen Kunde und zur gerichtlichen Untersuchung bringen konnte, beförderte den schnellen Mechanismus des Geschäftsganges, hielt auf klare, einfache und bestimmte Berichte, war selbst persönlich allen seinen Unterthanen zugänglich und ging gern im Gespräche auf Darlegung aller ihrer Verhältnisse ein; denn da er wohlunterrichtet war, wurde er bei solchen Gesprächen nie in Verlegenheit versetzt, und war seinem Hessenvolke, der drückenden Auflagen ohngeachtet, sehr theuer; man erkannte es dankbar, wie der Landgraf in allem so gut Bescheid wisse, keinen Unterschleif und Bedrückung dulde und seinen strengen, aber gerechten Fürstenwillen geltend zu machen wisse. — Dagegen war die hessische Dienerschaft, vom Militaire wie vom Civilstande, hart gebettet, schwerer Verantwortung ausgesetzt und kärglich bezahlt. Wohlleben und zunehmender Reichthum der Officianten war dem Fürsten unangenehm und verdachterregend; was sie vor sich brachten, glaubte er, sei den Unterthanen unrechtmäßig abgenommen, also ihm veruntreuet. —

Mit dem lüneviller Frieden (1801) war deutscher Seits das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten, und den Erbfürsten für den dadurch erlittenen Länderverlust Entschädigung zugesichert durch Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer. Landgraf Wilhelm erwartete nun, die Früchte seiner großen Anstrengungen während der ersten Feldzüge des Revolutionskrieges und der im Basler Frieden vorläufig gemachten Ueberlassung seiner überrheinischen Besitzungen zu ärndten. Die Regulirung dieser Entschädigungen ward mit vielen diplomatischen Weiterungen von einer Deputation der regensburger Reichsversammlung betrieben, bei der, wie bei den beiden vermittelnden Mächten, Frankreich und Rußland, der Landgraf sehr dringende Vorstellungen einreichte, daß das Haus Cassel nicht das einzige unter den größern deutschen Fürstenhäusern sein könne, dessen Entschädigung nach dem wirklichen Verluste berechnet würde, und bei welchem man nicht, wie bei andern, auf das politische Machtverhältniß Rücksicht nähme. — Diese Einrede wurde so gut motivirt und geltend gemacht, daß

beim endlichen Hauptdeputationsschlusse, am 25. Februar 1803, Hessencassel für den Verlust von dreiviertel Quadratmeile, 2500 Unterthanen und 30,000 Gulden jährlichen Einkünften, fünf Quadratmeilen, 14,000 Einwohner und 60,000 Gulden Einkünfte erhielt; nämlich die ehemals kurmainzischen Aemter Fritzlar, Naumburg, Neustadt und Amöneburg, die Reichsstadt Gelnhausen und das Reichsdorf Holzhausen, welche Besitzungen der zugleich zum Reichskurfürsten erhobene Landgraf, (als solcher Wilhelm I. genannt) unter dem Titel des Fürstenthums Fritzlar mit seinen Erblanden verband. Doch war der neue Kurfürst mit diesen Verleihungen wenig zufrieden gestellt, wie denn in der Natur des ganzen Ausgleichungsunternehmens so viel sich Widerstreitendes lag, daß jeder bei reichem Erwerb doch immer noch Grund zum Mißvergnügen behielt. Verglich so Hessencassels Fürst seine Entschädigung mit der seines Stamm- und Namensvetters in Hessendarmstadt, der durch diesen Vertrag eine Mehrzahl von 57 Quadratmeilen, von 40,000 Einwohnern und von 400,000 Gulden Einkünften erhielt *), so durfte er sich keines übermäßigen Gewinnes rühmen. Ueberall hatte er keinen rechten Wohlgefallen an diesem Vertrage, der in seinem Ursprunge wie seinen Folgen für Deutschland unglückbringend war. Denkwürdig bleibt die sichtbare Verlegenheit, mit welcher die damalige Reichsversammlung in einem Gutachten zur Annahme des Entschädigungsentwurfes rieth: „weil er das einzige Mittel sei, den für das Wohl des gesammten deutschen Vaterlandes und die Erhaltung des Reichsverbandes so nothwendigen Ruhestand zu befestigen." —

Kurfürst Wilhelm verkannte das Gefahrvolle seiner Lage bei der fortschreitenden Entwicklung des politischen Uebergewichts Frankreichs und der Eroberungssucht seines Kaisers nicht. Die persönliche Abneigung gegen ihn theilte er mit allen denen, welche den Beruf der Staatsherrschaft nur von dem Geburtsrechte abhängig machen. Der Kurfürst hielt sich von Napoleon so entfernt, als es politische Verhältnisse und geographische

*) Siehe Bredow's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. II. Aufl. Band 1. Seite 461.

Lage seiner Staaten nur immer verstatten wollten; er war auch keiner der deutschen Fürsten, welche sich um ihn zu Mainz versammelten (1804) und anderthalb Jahre nachher, nach Zertrümmerung der Reichsverfassung, den Stamm des Rheinbundes bildeten. Jemehr nun der Kurfürst einen praktisch tüchtigen Verstand hatte, um so näher stand ihm in diesem Zeitabschnitte seines Lebens die Besorgniß, die mehr war, als (dunkle) Ahnung des bevorstehenden Schicksals. So wird von verbürgten Gewährsmännern erzählt, daß er einst beim Besuche eines benachbarten trefflichen Fürsten, der sich entfernt vom Hofgeräusche mit dem Kurfürsten vertraut auf der Löwenburg unterhielt, von jenem glücklich gepriesen wurde, als Fürst des Hessenlandes, und besonders als Besitzer der reizenden Wilhelmshöhe, mit ihren zauberischen Umgebungen, ein so beneidenswerthes Regentenloos zu haben; da erwiderte Wilhelm: „Das alles kann mich jetzt nicht mehr erfreuen; denn der französische Glücksritter ruhet und rastet gewiß nicht eher, bis er auch mir schweres Leid zugefügt hat.“ — Doch die Besorgniß verhinderte den Kurfürsten nicht, auf gewohnte Weise fortzuwirken zur Verbesserung der Rechtspflege, der Staatsverwaltung, der Schulanstalten, zur Vermehrung seines Militairs, zur Vergrößerung seiner Privatschätze. Uebergroße Nachgiebigkeit auf der einen oder auf der andern Seite kann ihm nicht Schuld gegeben werden: weder Preußens damals schwankende Politik war sein Signalstern, noch die Andeutungen des französischen Gesandten, oder seine Forderungen. Als daher Frankreichs Kaiser verlangte, daß der brittische Gesandte Tailor vom casselschen Hoflager entfernt werden sollte, widersetzte sich der Kurfürst diesem Verlangen, und Preußen suchte den französischen Unwillen zu besänftigen. Je näher die für das nördliche Deutschland und für Kurhessen so wichtige Krisis des Jahres 1806 rückte, um so deutlicher entwickelte sich das politische System, welches der Kurfürst gewählt hatte: er wollte sich und sein Land durch eine bewaffnete Neutralität gegen den dem Ausbruche nahen Kampf zwischen Frankreich und Preußen schützen. Von beiden Theilen wurden ihm Zusicherungen gemacht, welche aber ihrer Natur nach nichts verhießen, als die Anerkennung einer parteilosen Selbständigkeit bis zu dem Augenblicke, wo eine Hauptschlacht für Einen

von Beiden entschieden habe. Dem Sieger fiel dann die Macht anheim, des Kurfürsten fernere Stellung zu bestimmen, entweder nach Recht und Billigkeit, oder nach Rachlust und Eroberungssucht. Letztere mußten um so mehr gereizt werden, je mehr das politische System des Kurfürsten, in der Verflechtung seiner inneren Willensneigung, Zweideutigkeit und Vorwand zu Beschwerden mit sich brachte. Er hatte 1805 sein ganzes Heer in marschfertigen Stand gesetzt, ließ aber die schon ausgerückten Regimenter nach seiner Rückkunft von Berlin (im Jenner 1806) in die Standquartiere heimkehren und einen Theil der Mannschaft beurlauben, während absichtlich vom Hofe verbreitete Nachrichten das freundschaftliche Verhältniß des Kurfürsten zum französischen Kaiser rühmten. — Den Beitritt zu dem schnell ins Leben gerufenen rheinischen Bund lehnte Wilhelm entschieden von sich ab; willfähriger zeigte er sich für den nie zu Stande gekommenen Norddeutschen Bund, für welchen Preußen warb. Der damals in Potsdam vielgeltende General Rüchel (welcher den verhaßten Gegner immer den Herrn von Bonaparte nannte) erschien in Cassel, um den zögernden Kurfürsten zur thätigen Theilnahme zu gewinnen. — Bei solcher Lage der Dinge sind Neutralitätspfähle und Vertrauen auf völkerrechtliche Grundsätze eine schwache Stütze. Bei den Maßregeln, die der Kurfürst im Nachsommer 1806 traf, wechselten Furcht vor dem mächtigen Napoleon und Anhänglichkeit an das preußische Königshaus, dessen Cabinet kein Vertrauen gewann und manchen Plan in Berathung nahm, keinen durchführte; bald wurden, mit der Absicht, rasch zum Rheine vorzudringen, unter dem Vortritte des Kurprinzen preußische Truppen von Rüchels Armeecorps durch das Hessische geführt; dann wieder deren Rückmarsch, als Festhaltung der Neutralität, vom Kurfürsten bewirkt. Dieser war am 3. October beim Könige von Preußen zu Naumburg, wo viel verhandelt und nichts entschieden wurde. Der im Rückhalt der Neutralität liegende Plan war nicht zu verkennen: der Kurfürst wollte jene festhalten, bis Preußen durch einen entscheidenden Schritt die stolze Siegeszuversicht ins Werk gerichtet hätte, und sich dann mit seiner Heeresmacht gegen das nach Frankreich flüchtende Kaiserheer wenden. Als Preußen in der Mitte des Octobers bei

Jena und Auerstädt erlag, waren die hessischen Neutralitätspfähle französischer Seits noch nicht verletzt; doch mahnten die Vorzeichen des dem Kurfürsten drohenden Unglücks immer ernstlicher. Kaiser Napoleon ließ ihm keine Zeit, für den eingetretnen Fall von der Neutralitätsvorsicht Vortheil zu ziehen. Schon unterm 31. October übergab der französische Gesandte St. Genest dem kurhessischen Hofe eine Erklärung, wonach der Kaiser versicherte, wohl unterrichtet zu sein, daß der Kurfürst, ohngeachtet der angenommenen Maske, mit Preußen einverstanden gewesen und deshalb die Bewaffnung seiner Völker im Stillen eifrig betrieben habe, wenn gleich der Kaiser schon früher erklärt, daß er diese Maßregel als feindselig betrachten müsse. Gegenwärtig verstatte die Lage der französischen Armee nicht, in deren Rücken das hessische Heer, welches bei einem Unglücksfalle gegen Frankreich loszubrechen drohe, zu belassen; deshalb müsse sofort ganz Kurhessen, nebst der Festung Hanau, besetzt, alle Waffen, Kanonen, Zeughäuser und Kriegsvorräthe an Frankreich ausgeliefert werden; der Kurfürst möge versuchen, ob er Gewalt mit Gewalt vertreiben könne, ihm bleibe es anheim gegeben, ob er sein Land zum Schauplatz der Kriegsverwüstungen machen wolle. — Welcher fürchterliche Ernst es dem Kaiser mit dieser Erklärung war, ergaben die nächsten Ereignisse: der französische Geschäftsträger erklärte seine Sendung beendet und verließ Cassel; vom Rheine her rückte der Marschall Mortier über Fulda mit dem achten Armeecorps in den Kurstaat, indeß die Nordarmee unter dem Könige von Holland auf Cassel eilte. Es wäre vielleicht gerade jetzt der Augenblick gewesen, wo der Kurfürst die Bedeutsamkeit seines Standpunctes geltend machen konnte durch raschen Entschluß zum kühnen Widerstande; was konnte er in der Mitte aller Hülfsquellen von seinem tapfern Hessenvolke, welches nun für seinen Herd stritt, erwarten bei einsichtsvoller Anführung? — Unter dieser Bedingung war der wahrscheinlich nächste Erfolg vortheilhafte Vergleichsvorschläge von Seiten Napoleons, der zur Benutzung seiner eben erfochtenen Siege gern gegen Mindermächtige, die sich ihm unterwarfen, Nachsicht übte, um desto kraftvoller die Hauptfeinde verfolgen zu können. Selbst bei einem völligen Mißlingen des Widerstandes des Kurfürsten konnte sein

Loos nicht schmachvoller sein, als es im Verfolg muthloser Hingebung wurde. Die Betrachtung, als ob der beängstigte Fürst sich gefügt habe, um nicht über Land und Unterthanen das Kriegselend zu bringen, verdient, nach Mancher Urtheil, wenig Berücksichtigung, denn dieser Entschuldigungsgrund wird gewöhnlich nur hervorgerufen, um die Verzagtheit der Fürsten an ihrer eignen Sache zu beschönigen.

Kurfürst Wilhelm zog es vor, unter Rettung großer Geldschätze, in Begleitung des Kurprinzen am 1. November zu seinem Bruder, dem Landgrafen Karl ins Dänische zu fliehen, wo er abwechselnd zu Gottorp, Rendsburg und Itzehoe sich aufhielt. Ein Theil der ihm nachfolgenden Kostbarkeiten des landgräflichen Hauses, worunter die vorzüglichsten Kunstwerke der cassler Bildergallerie waren, fielen in feindliche Hände, weil man beim Transporte mehr auf Ersparniß des Kostenaufwandes, als auf Beschleunigung der Rettung dachte. Indeß wurde daheim die brave hessische Armee entwaffnet und zu Kriegsgefangenen erklärt, und das Kurfürstenthum der französischen Eroberung preisgegeben. Der feindliche Feldherr Mortier sagte in einer öffentlichen Bekanntmachung den Bewohnern Hessens, daß ihr Land besetzt würde, um ihnen des Krieges Gräuel zu ersparen; ihre Religion, Sitten und Vorrechte sollten aufrecht erhalten werden, wenn sie ruhiges Vertrauen zu dem erhabenen Oberhaupte an den Tag legten, von welchem ihr Schicksal abhinge. Dieser Kundmachung folgte bald eine zweite, worin sich der Divisionsgeneral Lagrange als Gouverneur des Hessenlandes ankündigte, Gehorsam forderte und güldene Zukunft verhieß. Erhebung der Einkünfte und Verwaltung der Justiz geschah fortan im Namen des Kaisers; das Land sollte gänzlich entwaffnet werden; wer das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte, auf seinem Posten verbleiben, der Abgaben Einzahlung ununterbrochen fortdauern, jeder Schuldner des Staats binnen 24 Stunden Zahlung leisten; der Gouverneur aber behielt sich das alleinige Recht vor, Ausgaben zu bewilligen. —

Von nun an war das Schicksal des Kurfürsten von dem seines Landes völlig geschieden; durch ihn konnte diesem nur Vermehrung des vielfachen Unglücks erwachsen, insofern die neuen Gebieter jedes Zeichen alter Treue, Ergebenheit und Anhänglichkeit bestraften. Wenn

diese Tugenden, dem Hessenvolke so natürlich, dennoch von der Gewalt nicht eingeschüchtert werden konnten und in einzelnen Momenten mit mehr Muth als Klugheit hervortraten, so bewies der Kurfürst dagegen in der ganzen Zeit seiner Verbannung eine nüchterne, bis zur wirklichen Härte gehende Vorsicht und Sparsamkeit, vielleicht die dunkelste Partie seines Lebensgemäldes, da sich sonst oft die menschliche Natur durch die Erfahrung verherrlicht, daß der Unglückliche gern dem Mitunglücklichen die Hand bietet zur Linderung und Hülfe. Es mag aber nicht verschwiegen werden, daß die hier und sonst häufig offenbarte Kargheit des Kurfürsten bei ihm nicht so beurtheilt werden muß, als ob er im Stande gewesen wäre, dieser vorwaltenden Neigung seine Menschenpflichten und seine Fürstenehre aufzuopfern; es lag bei ihm in einem Verkennen dieser beiden, in einer Beschränkung seines moralischen Gefühls, in einer Unfähigkeit, seine Stellung mit der Lage seiner Mitmenschen in Verhältniß zu setzen; daher er seine Handlungen mit großem Ernst erwog, immer Pflicht und Recht nach seiner Weise im Auge hatte und deshalb den Charakter schroffer Härte nicht von sich entfernen konnte. Dagegen klingt es freilich recht empfindsam, wenn berichtet wird: „Der grenzenlose Schmerz der entwaffneten Hessen, der edle Stolz der Feldobern, welche den französischen Waffendienst verschmähten und freiwilligen Tod oder schmachvolle Gefangenschaft vorzogen, die hochherzige Aufopferung derer, welche, unbekümmert um den zufälligen Erfolg, für die Urrechte ihres Landes und für ihren angestammten rechtmäßigen Fürsten sich opferten und selbst den neuen König in Cassel bedrohten, die Stimmen derer, welche vor den Kugeln der Schergen des Usurpators den Namen des Kurfürsten ertönen ließen, dies war der lindernde Balsam für das Herz des zwar gebeugten, aber durch religiösen Glauben an eine Vorherbestimmung und durch das Selbstgefühl der Würde eines deutschen Reichsfürsten wieder erhobenen Kurfürsten.“ Vergebens erkannten die besiegten Mächte im Frieden zu Tilsit am 7. Julius 1807 den damaligen Besitzer des neugeschaffenen Königreiches (nicht das Recht seines Besitzers und der Erwerbung Hessens) an. Der Kurfürst gab weder ausdrücklich, noch mittelbar durch Zustimmung oder Abtretung sein Erbrecht auf. Anerkannt vom östreichischen

Kaiser und zufolge eines in Prag geschlossenen ausdrücklichen Vertrages, bewaffnete er sich im Monate April 1809 und erließ von Eger aus in der geraden, biedern, alle seine öffentlichen Verkündigungen bezeichnenden Sprache eine rührende Proclamation an die Hessen, welche schon zweimal mitten unter ihren Zwingherrn laut ausgesprochen, wem sie gehorchen wollten *). Das Mißgeschick Oestreichs und der unglückliche Ausgang des damaligen Krieges machte jede Anstrengung unwirksam, und das eingezwängte Vaterland, dessen Söhne in Spanien, Polen und Rußland bluteten, ging unter den glänzenden Formen einer zwar in einzelnen Theilen zeitgemäßen, aber nicht geschichtlich begründeten und mehr als einmal umgangenen Verfassung seinem Ruin entgegen **). —

Wenn Bonaparte nach Erfechtung der Siege von Jena und Auerstädt den günstigen Augenblick wahrnahm, um sich eine im Rücken liegende Macht unschädlich zu machen, und die ihm kundgegebene Abneigung benutzte, das Kurfürstenthum Hessen militairisch zu überziehen, so that er, was jeder einsichtsvolle Staatsmann und Heerführer hier thun mußte; wenn er aber mit dem Tilsiter Friedensschlusse den Kurfürsten und seine Familie ihres Regierungsrechtes und Besitzthumes beraubte, so handelte er wie ein gemeiner Despot. Nicht einmal das Eroberungsrecht konnte er gegen Kurhessen geltend machen, da die Art, wie er das Land besetzt hatte, weder den Begriff des Krieges, noch der Eroberung zuließ. Um daher das auf den König von Westphalen übergegangene Regentenattribut, hinsichtlich Hessens, gehaltlos zu finden, braucht man nicht auf jene eben angeführte, dialektisch feine, diplomatische Bemerkung zurück zu gehen, daß die meisten europäischen Mächte das Königreich Westphalen, nicht aber das Recht des Besitzes und Erwerbes von Hessen anerkannt haben; denn diese ganze Ausstellung scheint über den Haufen

*) Hierum sind neuerlich die Völker nicht befragt, und, wie billig, ist eine unaufgeforderte Stimmengebung, als unschicklich, nirgend gutgeheißen.

**) Siehe Wilhelm der Erste, von Rommel. Seite 24 ff.

zu fallen bei der Erwägung, daß Hessen ein wesentlicher, integrirender Theil des Königreichs war, und daß mit der Anerkennung der Gesammtmasse auch die Theile derselben nach der neuen politischen Umgestaltung anerkannt wurden. —

Seit der ersten Zeit der Unterjochung Kurhessens, wo Lagrange dort Gouverneur war, kamen wiederholt Unruhen zum Ausbruche, welche die Usurpatoren mit Besorgniß erfüllten, blutige Strafen veranlaßten und die unwandelbare Anhänglichkeit des edlen Volkes an seinen rechtmäßigen Landesherrn bekundeten. Dieser, seit dem Julius 1808 zu Prag, lebte, mit kleinem Gefolge, in legitimer Zuversicht auf die Wiederherstellung seines Staates und in Sorge der Verwaltung seines größtentheils geretteten, sehr bedeutenden Privatvermögens. Als im Frühjahr 1809 Oestreich den neuen Kampf gegen Frankreich begann, beabsichtigte er, einen Theil seiner Schätze zur Aufstellung eines Hülfscorps zu verwenden; doch die schnellen Siege des französischen Kaisers verhinderten die Ausführung des Planes. Die Mannschaft, welche sich vorläufig auf den Aufruf des Kurfürsten gestellt hatte, ward ohne weiteres entlassen und der Hülflosigkeit preisgegeben. Auch der durch kurfürstliche Emissare im Hessenlande angesponnene Aufruhr, an dessen Spitze sich Dörenberg stellte, war nicht gut angelegt, kam unreif zum Ausbruche und hatte keinen weiteren Erfolg, als daß eine Menge Familien ins Unglück gestürzt wurden. Er war für den Fall berechnet, daß Oestreichs Heere schnell siegreich zum Rheine vordrängen; da dies fehl schlug, ging der ganze Gewinn der so muthvoll dargebrachten Aufopferung verloren. Die wenigen Theilnehmer des Aufstandes, die Verfechter der kurfürstlichen Rechte, welche, Habe und Gut verlassend, mit seltenem Glücke durch die Flucht dem Blutgerüste entkamen, wurden vom Kurfürsten kalt aufgenommen und mit Unfreundlichkeit behandelt, und waren nicht selten dem drückendsten Mangel und Elend preisgegeben.

Solche Erfahrungen störten aber die unversiegbare Treue des Hessenvolkes nicht; darum ward nicht leicht ein in sein Familienbesitzthum heimkehrender Fürst, nachdem der Franzosen Herrschaft in Deutschland durch die ruhmvollen Tage bei Leipzig 1813 gebrochen war, freudiger aufgenommen, denn der Kurfürst Wilhelm I,

als er im November jenes verhängnißvollen Jahres wieder in seine Hauptstadt einzog. Die von ihm gehegte Absicht, zu diesem ruhmvollen Befreiungskriege unmittelbar mitzuwirken durch Aufstellung eines Truppencorps, hatte ihn im September nach Breslau zu gehen veranlaßt; doch lehnten die hier anwesenden Monarchen von Rußland und Preußen diesen Antrag ab, gegen Uebernahme anderer Hülfleistung, die der Kurfürst durch Zahlungen an die Kriegsoperationscasse der Verbündeten erfüllte.

Nachdem die Heeresabtheilung unter den Befehlen des Grafen St. Priest den größten Theil des Kurfürstenthums und die Hauptstadt besetzt hatte, zog am 21. November der Kurfürst, nebst seiner Gemahlin, nach siebenjähriger Trennung in Cassel ein, unter zahllosen Beweisen der Liebe und Treue seiner Hessen, welche unter westphälischer Botmäßigkeit nie aufhörten, treue Anhänglichkeit an den angebornen Regentenstamm zu hegen, aber auch unter dem Wechsel lehrreicher Erscheinungen und neuer Institutionen den Gesichtskreis in politischer Hinsicht bedeutend erweitert hatten. Der Kurfürst dagegen, nun ein siebzigjähriger Greis, nahm muth- und kraftvoll von neuem die Zügel der Regierung zur Hand, mit der Vorstellung, daß es seiner Kraft, Thätigkeit und Fürstenwillkür freistehe, von den Ergebnissen der siebenjährigen Unglücksperiode gar keine Notiz zu nehmen. Hierzu rief ihn die von allen Seiten lautwerdende öffentliche Stimme ohnehin auf, denn die von französischem Druck freigewordenen deutschen Völkerschaften berauschten sich in Hoffnungen und vielsagenden Verheißungen; daher erschien ihnen die bisherige Lage so verdammlich und, des Gegensatzes halber, die zu erwartende dornenlos. — Die meisten menschlichen Fehler werden bekanntlich durch vielfache Erfahrung, beugende Unglücksfälle und reifere Lebensjahre gemildert; dieses war aber nicht der Fall mit dem dem Kurfürsten angeschuldigten Starrsinn; vielmehr schien er sich in der genauen Festhaltung seines Systems jetzt am Schicksale für das erfahrene Unglück rächen zu wollen, soweit es irgend seine Begriffe von fürstlicher Ehre verstatteten. Wiederherstellung des früher Gehabten in allen Formen, bis hinab auf die vielbespöttelten Zöpfe des hessischen Militairs, war die vorzüglichste Frucht seiner mit ver-

jüngter Kraft sichtbar werdenden Thätigkeit. Alle Beamte des Staats im Civil- und Militairdienst rief er auf die vor sieben Jahren verlassenen Posten zurück und erkannte sie nur nach der Stellung, in welcher sie damals gestanden hatten, wieder an; alle früheren Verfassungs- und Rechtsverhältnisse wollte er wieder hergestellt wissen, mit Ausnahme der erwestphälischen Steuerverfassung, die er bestehen ließ, entweder weil deren Ertrag zu verführerisch, oder weil das Bedürfniß zu dringend war, oder weil das Zeitwidrige nie vollständig durchgeführt werden kann.

Die nächsten Verbindlichkeiten, deren Erfüllung mit der Wiederherstellung des Kurstaates Wilhelm I. zu berücksichtigen hatte, gingen auf die Stellung eines Hülfsheeres von 20,000 Mann, welches ganz neu geschaffen werden mußte. Die ersten Vorkehrungen hierzu, indem der Kurfürst die 1806 entlassene Mannschaft, nach damaliger Regimentseintheilung, in die alten Garnisonen einberief, wo jeder in seinen alten Platz und Rang eintreten mußte, verhieß nichts Vorzügliches, gab sogar vielfachem Spotte Gelegenheit, der indeß in Verwunderung sich auflöste, als schon im Januar 1814 zwei völlig reorganisirte Colonnen ins Feld rückten, und die dritte, aus Landwehr gebildet, in welche man den ehemaligen Landesausschuß verwandelt hatte, sich den ersteren anschloß. Der Kurprinz befehligte dieses Hülfscorps und erneuerte den alten Ruhm der hessischen Kriegsvölker, indem er den ihm zugetheilten Auftrag, die Festungen Metz, Thionville, Luxemburg und Saarlouis einzuschließen, vollkommen erfüllte. Zur Anerkennung und Auszeichnung der hier bewiesenen Tapferkeit stiftete der Kurfürst am 18. März 1814 den Orden des eisernen Helmes. Mit dem ersten pariser Frieden ward es, von Seiten des Oberbefehlshabers, den Hessen verstattet, in ihre Heimath zurückzukehren, unter ausdrücklichem Vorbehalte, die Truppen auf dem Kriegsfuß völlig marschfertig zusammen zu behalten. Der Kurfürst, der sich genau an die Erfüllung seines Wortes bei der Aufstellung seines Contingentes band, ließ sich von der überwiegenden Neigung zur Ersparniß verleiten, jene Bedingung des seinen Truppen erlaubten Rückmarsches ganz aus den Augen zu setzen, oder glaubte vielleicht seine Regentenautorität geltend machen zu dürfen, indem

er den Generalstab seines Armeecorps auflöste und einen großen Theil der Soldaten auf Urlaub entließ. Dieses erregte bei den verbündeten Mächten so großen Unwillen, daß preußische und sächsische Truppen auf Execution in die Kurlande einrückten, worauf dann die Entlassenen wieder zu den Fahnen versammelt, und die erfolgdrohenden Mißverhältnisse durch Preußens Vermittlung beigelegt wurden.

Auch in dem Kriege des folgenden Jahres, wo der Kurfürst 12,000 Mann ins Feld sandte, vermehrten die Hessen ihren kriegerischen Ruhm durch Belagerung und Erstürmung mehrerer fester Plätze in Frankreich, als Sedan, Charleville, Mezieres, Givot u. s. f., welche Thaten dem alten Kurfürsten zur großen Freude gereichten und die letzten kriegerischen Unternehmungen waren, an welchen seine Hessen während seiner irdischen Laufbahn Theil nahmen.

Im Jahre 1814 war der Kurfürst mit seinem Sohne nach Wien gereist, um dort in Person den Verhandlungen nahe zu sein, in welchen das künftige politische Verhältniß der deutschen Staaten bestimmt werden sollte. Hier schloß er sich den deutschen Fürsten an, welche darauf drangen, daß die deutsche Bundesverfassung unter Zuziehung aller Betheiligten in freier Berathung und Beschlußnahme verhandelt werden möchte, und trat denen bei, welche auf die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums ein besonderes patriotisches Gewicht legten; diese Ansicht aber ließ man bald fallen. Nachdem von Oestreich und Preußen mehrere Projecte entworfen und bestritten waren, kamen die deutschen Fürsten zweiten Ranges dem Abschlusse dieser Verhandlungen, welcher durch Napoleons Wiederaufleben in Frankreich beschleunigt wurde, durch die Erklärung entgegen, daß sie zur Erhaltung Deutschlands alle ihre Kräfte gern aufbieten und diese in dem wahrscheinlich bevorstehenden Kriege zur Disposition Oestreichs und Preußens stellen wollten; dagegen aber um so zuversichtlicher erwarteten, daß Deutschlands Verfassung nach ihren wesentlichen Puncten schleunigst regulirt würde. Nun ward zu dieser Berathung aus den Fürsten des zweiten Ranges ein Ausschuß gebildet, welcher aus Kurhessen, Mecklenburg, Sachsen-Gotha und den Hansestädten bestand, die Vorarbeiten eifrig betrieben und so die deutsche Bundesacte

ins Leben gerufen, welche am achten Junius zu Stande kam und am folgenden Tage von dem Kurfürsten wie von den übrigen Bundesgliedern angenommen wurde. Würtemberg zauderte am längsten mit seinem Beitritte.

Es wird erzählt, daß der alte Kurfürst damals den Plan hegte, sich als König der Katten die Krone aufzusetzen, und daß er bei den übrigen Mächten dieserhalb die Anerkennung nachgesucht. Doch es kam nicht zu Stande; dagegen erließ er am dritten Mai 1815 eine Bekanntmachung, daß er den durch Alter und hohe Würde ausgezeichneten Titel eines Kurfürsten beibehalten und damit das Prädicat königliche Hoheit verbinden wolle. — Dem im Verfolge des wiener Congresses nöthig erachteten Ländertausche war er nach seiner ganzen Richtung auf Festhalten des Bestehenden sehr abgeneigt; als er aber den darauf Bezug habenden Anträgen nicht ausweichen konnte, leitete er die Verhandlungen mit so vieler Einsicht und Festigkeit, daß ihm daraus Ländergewinn zuwuchs. — Auch erneuerte der Kurfürst eine nähere Familienverbindung mit seinen Stammvettern hessendarmstädtischer Linie. —

Indem er so nach außenhin seine fürstlichen Rechte sicher stellte, weckte die innere Regierung seines Staates eine allgemeine Aufmerksamkeit, die den Charakter vielseitiger Mißbilligung annahm. Da der Kurfürst die Vorstellung zur Grundlage seiner Landesregierung machte, daß die Ereignisse während seiner siebenjährigen Verbannung für ihn gar nicht vorhanden, weil sie wider seinen Willen und, ohne ihn zu verpflichten, erfolgt wären, so bildete er sich hieraus einen Gesichts- und Wirkungskreis seiner Befugniß und Legitimität, welcher ihn in viele Widersprüche verwickeln mußte, weil er das Geschehene und Vorhandene nicht ungeschehen machen konnte. Hätte es in seiner Regentenmacht gestanden, jene sieben erfahrungsreichen Jahre von der großen Tafel der Geschichte wegzulöschen; hätte er, wie er sich selbst gern einbildete, die Menschen, welche er vorfand, zurückschieben können auf den Punct, wo er sie verließ; hätte er so unverrückt seinen Fürstenstuhl wieder einnehmen dürfen, und wäre ihm der Rückstand seiner in jenem Zeitraume ihm entgangenen Landeseinkünfte pflichtschuldig dargebracht, so würde wahrscheinlich seine Regentenfähigkeit eine minder schwierige Prü-

fung zu bestehen gehabt haben. Die Widersprüche, in welche er bei den ersten Schritten seines neuen Fürstenberufes verwickelt wurde, entgingen seiner Beobachtung durchaus nicht; aber sie steigerten seinen Starrsinn, um von den so liebgewordenen Maximen zu retten, was nur gerettet werden konnte.

Der erste Freudentaumel der Hessen, die sich so glücklich fühlten, den ihnen gewaltsam entrissenen Landesvater wieder zu besitzen, wurde gar bald unterbrochen durch die unerwarteten Maßregeln, welche er traf. Alle neuere Staatsverwaltungsformen wurden aufgelöst, Rechtspflege und Steuererhebung nach alter Sitte hergestellt, doch, hinsichtlich der letzteren, der einträglichste und drückendste Zweig, die Consumtionssteuer, beibehalten. Mit je größerer Auszeichnung im westphälischen Königreiche ein ursprünglicher Hesse, im Civil- oder Militairfache, wirksam gewesen war, um so unfreundlicher wurde er angesehen und als Abtrünniger behandelt, die vorgefundenen Beamten aus andern deutschen Ländern, die Bestandtheile des Königreichs bildeten, wie Verbrecher, ihres Amtes entsetzt. Sogar den indeß in das ruheerfordernde Greisenalter Getretenen, den Witwen und Waisen, wurden die kärglichen Erhaltungsmittel entzogen, welche man Pensionen und Gnadenverleihungen nennt, die aber in der That pflichtschuldige Nachzahlungen für empfangene Dienstleistungen sind. Den in ihre frühern Amtsverhältnisse Zurückgeschobenen vom Civil- und Militairstande wollte es der Kurfürst auf keine Weise zu Gute kommen lassen, was er selbst jeden Augenblick in seiner Hofhaltung wahrnahm, daß das Geld nach seiner Nominalbestimmung nicht mehr den Werth habe, den es zur Zeit der vor einem Menschenalter und früher eingeführten Gehaltsbestimmungen gehabt hatte. Die Aergernisse, in welche Wilhelm I. durch dieses Verkennen der Zeit sich versetzt sah, waren um so größer, da er sich oft nach vielem Widerstreben gezwungen fand, endlich nachzugeben, und dann seine Fürstenautorität wirklich in Schatten trat, indem er dieselbe gehoben hätte, wenn er, in richtiger Erkennung der Zeit und ihrer naturgemäßen Forderung, die fürstliche Milde das gewähren ließ, was der unter dem Gesetze seines Zeitalters stehende Erdenbürger nicht ver-

sagen konnte. — Anstatt mehrerer hierher gehöriger Belege, hier nur einen *):

Die hessische Kriegsmacht hatte in den jüngsten Feldzügen den längst erkämpften Ruhm der Ehre und Tapferkeit erneuert, und der Staat verdankte ihr große Summen englischer Subsidien und französischer Kriegscontributionen, der Landesherr einen bedeutenden Theil seiner gesammelten Schätze. An diesen Verdiensten hatten gleichen Antheil die Linientruppen und die Landwehr, welche letztere vor ersteren noch den Vorzug behauptet, daß sie recht eigentlich die nationelle Wehrkraft des Staates in sich concentrirt. Nun wurde die Landwehr aufgelöst, und der entlassene Officierstand mit Wartegeldern bedacht; ein Unterlieutenant erhielt monatlich 5, ein Oberlieutenant 8, ein Compagniechef 20 Thaler. Die in den Linienregimentern fortdienenden empfingen an Sold monatlich: der Unterlieutenant 13, der Oberlieutenant 17, der Staabscapitain 20 Thaler, wovon jedoch noch ein Viertheil an etatsmäßigen Abzügen zurückbehalten wurde. In dieser bedrückten Lage durchgingen die hessischen Subalternen mit ihren Bitten um Zulage den ganzen Instanzenzug und bewirkten auch, daß das Ministerium dem Kurfürsten den Antrag machte, den Sold der Subalternenofficiere um ein Viertel, wenigstens um ein Fünftel zu vermehren, welches aber unwillig zurückgewiesen wurde. Nun wandten sich die Bittsteller mit einem getreuen Bilde ihrer traurigen Lage an die eben noch versammelten Landstände und baten um deren vermittelndes Fürwort beim Kurfürsten, welches jene auch in einer Denkschrift vom 24. April 1816 einlegten. Hier heißt es: „Wer erkennt nicht in diesen tapfern Kriegern, so wie in ihren Kriegsgefährten, die Erretter und Vertheidiger des theuern Vaterlandes, die Erwerber und Vermehrer eines großen dem Staate zugehörigen Vermögens? Wer könnte also einen größern Anspruch auf anständige Versorgung zu machen haben, als gerade die Subalternenofficiere des hessischen Armeecorps, die mit ihrem geringen Solde, bei dem seit zwanzig Jahren um das Dreifache erhöhten Preise der Le-

*) Siehe Venturini's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Band 13. Seite 400 ff.

bensmittel, sich kaum gegen die drückendsten Nahrungssorgen *) zu schützen vermögen? — Die Landtagscommission wird mit uns die Richtigkeit der Grundsätze nicht verkennen, daß bei wenigem, nach Maßgabe der Bevölkerung unterhaltenem und anständig besoldetem Militaire, der Staat und der Dienst selbst weit mehr, als bei übermäßig angestelltem und unverhältnißmäßig besoldetem Militaire gewinnen." —

So wenig auch das Gesuch der Subalternenofficiere, der Weg, welchen sie mit demselben einschlugen, wie solche Bemerkungen, zu welchen es Veranlassung gab, dem Kurfürsten gefallen mochten, so war von Seiten des Officiercorps doch durchaus nichts geschehen, was den Vorwurf der Ungesetzmäßigkeit oder Dienstverletzung in sich trug. Dennoch ließ der Kurfürst zwei Officiere, die das Gesuch um Fürsprache der Landstände besonders betrieben hatten, den Hauptmann Huth und den Lieutenant von Rotsmann, vor ein Kriegsgericht stellen und als sträfliche Rebellen, andern zum warnenden Beispiele, zum sechsmonatlichen Festungsarreste und zur Dienstentlassung verurtheilen. Während jene beiden Officiere, die gefangen gehalten wurden, von allen Classen der Einwohner die thätigsten Beweise der Achtung und Theilnahme erhielten, erklärten die sämmtlichen Subalternofficiere des hessischen Militairs (mit Ausnahme von drei Individuen, die harten Beweisen öffentlicher

*) Es scheint von Alters her das traurige Loos der hessencasselschen Officiere gewesen zu sein, mit der drückendsten Noth kämpfen zu müssen. So erzählt der nachher im dänischen Kriegsdienste berühmt gewordene General von Ewald von der Zeit, wo er in Cassel als Capitain der Leibjäger stand: „Bei allem äußern Glücke, welches ich in meiner neuen Lage genoß, legte ich mich manchen Abend hungrig zu Bette und verlebte mehrere Wintermonate ohne Feuer im Ofen. Aber zu derselben Zeit, wo es mir am allerelendesten erging, trug ich meinen Nacken am stolzesten." — Vielleicht berichten die Zeitgenossen bald ausführlicher vom General von Ewald, welcher endlich nach fast dreißigjähriger Dienstzeit durch harte Zurücksetzungen des Landgrafen 1788 sich veranlaßt sah, sein Vaterland zu verlassen, und in Dänemark eine seinen Verdiensten entsprechende Anstellung fand, durch die Empfehlung des Landgrafen Karl von Hessen. Siehe: Militairische Blätter, herausgegeben von F. W. von Mauvillon 1821. Erster Band. Seite 285, dann 325 ff. ff.

Mißbilligung nicht entgingen), daß, da sie sich gegenseitig auf Ehrenwort verpflichtet hätten, die Folgen der gemeinschaftlich getroffenen Maßregeln zu theilen, sie jeder einzeln für sich, unter Beobachtung der dienstmäßigen Formen, um ihren Abschied bitten müßten. Die rege Theilnahme an dem Schicksale dieser zu so verzweifelten Mitteln gezwungenen Männer sprach sich in allen Classen ihrer Mitbürger aus, im Soldaten wie im Bürger und Landbewohner, und die höchsten Orts anbefohlne und ruhig befolgte Anordnung, wonach alle Regimenter die Standquartiere vertauschen mußten, brachte im Wesentlichen keine Aenderung hervor. Bei der verdrießlichen Wendung, welche so diese Angelegenheit nahm, hielt es der Kurfürst für gerathen, den verursachten Lärm schrittweise zu beschwichtigen; Huth und Rothsmann wurden am 25. Juni durch eine Ordre der Festungshaft entlassen mit der Weisung, sofort in ihre Regimenter einzutreten; einige Monate nachher bewilligte der Kurfürst den sämmtlichen Subalternen des Militair- und Civiletats eine Gehaltszulage, die, früher freiwillig zugestanden, als eine schöne Gabe der Fürstenhuld würde betrachtet worden sein.

Auch die Verhandlungen mit den Landständen verursachten dem Kurfürsten vielen Verdruß; ihre Wiederherstellung gehörte zu den geheimen Bedingungen, unter welchen die verbündeten Mächte Wilhelm den Ersten in die Regierung seiner Länder wieder einsetzten *). Lässiges Zaudern in Erfüllung seines fürstlichen Wortes war des Kurfürsten Sache nie, und hier am wenigsten, wo er den bald laut werdenden Conflict zwischen den alten Formen und den neuen Bedürfnissen noch nicht in seinem ganzen Umfange ahnte. Schon unterm 28. December 1814 kündigte der Kurfürst die Zusammenberufung der Stände auf den nächsten Märzmonat an; sie sollte Statt finden ganz in der Form der ehemaligen Landstände; nur mit dem Unterschiede, daß dem Bauerstande unmittelbare Theilnahme und Stimmrecht bei diesen Verhandlungen eingeräumt wurde, da theils der Kurfürst nach dem Beispiele der größten Regenten die weise Ueberzeugung hegte, daß nur in der Liebe des Bauer- und Bür-

*) Siehe: von Martens Suppl. V. S. 653. §. 3.

gerstandes die wahre Fürstenehre ihre Grundpfeiler hat, theils eine zu richtige Urtheilskraft hatte, um nicht die Nichtigkeit des wunderlichen Vorgebens zu durchblicken, als ob der Bauernstand von den adlichen Gutsbesitzern, als ritterlichen Vormündern, vertreten würde. Wenn nun die alten Stände mit dieser vom Kurfürsten ohne ihre Zustimmung vorgenommenen Veränderung nicht zufrieden sein konnten, so vermehrte es noch ihre Verstimmung, daß gleichfalls ohne ihre Einwilligung vorläufig alle Steuerbefreiungen aufgehoben, Abgaben fixirt, Frohnden wieder eingeführt wurden, ohne ihnen und dem Lande irgend eine Befugniß bei der Steuerbewilligung, eine Theilnahme bei der Gesetzgebung und bei der Aufsicht über die Verwendung der Staatseinnahmen einzuräumen. Auf der einen Seite ein ruhig würdevolles Streben, diese Grundbestimmungen der Staatsverfassung in Wirksamkeit zu setzen, auf der andern entschiedene Abneigung hiergegen und sehr ungnädiges Zurückweisen jedes hierauf zweckenden Antrages waren die Hebel, welche die ständischen Versammlungen im Kurfürstenthume Hessen während der Jahre 1815 und 1816 in Bewegung setzten, ohne daß eine Entscheidung den Sieg davongetragen hätte. Hiermit in naher Beziehung stehend war die Forderung des Kurfürsten, durch neue Auflagen den Kostenaufwand der gegenwärtigen und vorjährigen Kriegsrüstungen gedeckt zu sehen; wogegen die Stände, ihres Berufs eingedenk, ehe hierzu geschritten werden dürfe, verlangten, eine Uebersicht des gesammten Staatsvermögens und des demselben entgegenstehenden Staatsbedarfes zu erhalten. Hieraus ergab sich von selbst, daß die angehäuften, unter der Bedrängniß des Landes stets wachsenden kurfürstlichen Schätze in Untersuchung gestellt werden sollten, um auszumitteln, was von denselben zur Disposition des Staats gehöre, was zur Privatcasse des Regenten. Es lag aber in der eigenthümlichen Ansicht des Kurfürsten, daß, was er einmal aus den Landescassen gezogen und zu seiner Verfügung gestellt hatte, er sofort als sein Privateigenthum betrachtete. Schon der erste Antrag des Kurfürsten im Frühlinge 1815 bewies dieses, indem er die im Jahre 1814 zur Ausrüstung der hessischen Truppen verbrauchten vier Millionen Thaler vom Lande durch Steuervermehrung oder Verlängerung der bestehenden Auflagen

verlangte, ob er gleich diese Summe gar nicht aus seiner Privatchatoulle hergegeben oder vorgeschossen hatte. Er ließ diese Forderung zwar bald nachher fallen, aber er entsagte ihr auf keine Weise, wie er denn auch, ohngeachtet des Aufschubs, bei seinem vermeintlichen Rechte beharrte, hinsichtlich 1,800,000 Thaler späterer Bewaffnungskosten.

Ohne eine Uebereinkunft der verschiedenartigsten Ansichten zu erreichen, ward der Landtag 1815 aufgelöst, dann aber gleich im Februar des folgenden Jahres wieder einberufen, wo er confidentiell einen Verfassungsentwurf mitgetheilt erhielt. Doch die Stände gingen hierauf zunächst nicht ein, da der Kurfürst auf große Geldsummen, und das Land auf Erleichterung der Abgabelasten bestand. Mit jenem Entwurfe war der Zwiespalt noch vermehrt: der Adel verlangte, bevor eine neue Staatsverfassung berathen und angenommen werden könne, die Wiederherstellung seiner Privilegien, Steuer- und Militairdienstbefreiung für sich und seine Dienstleute, Patrimonialgerichtsbarkeit u. s. f.; die Geistlichkeit drang auf Befreiung von den Kriegslasten, Lieferungen und andern ihr Diensteinkommen verkümmernden Abgaben; die Bewohner der Hauptstadt baten den Kurfürsten, die Wunden zu heilen, an welchen endlich der gesundeste Staatskörper verbluten müßte; und der Bauerstand erließ Zuschriften an seine Abgeordneten, in welchen mit überzeugender Einfachheit und Klarheit sein gedrückter Zustand dargelegt und den Deputirten aufgegeben wurde, auszumitteln, was von den großen Capitalen, die der hessische Staat sollte ausstehen haben, dem Lande zu Gute komme, was davon diesem, was dem Landesherrn gehöre, — über die Verwendung der fortlaufenden Steuererhebungen Nachricht einzuziehen, die Verringerung derselben zu bewirken und auf landständische Grundlage die Anordnung einer festen Landesverfassung zu betreiben. — Ueberall Unzufriedenheit, aber vernünftiges, gleichmäßiges Wirken zur Erreichung patriotischer Zwecke. Der Kurfürst, der solche Angelegenheiten, wenn er über dieselben auch die Rathschläge seines Ministerii hörte, unmittelbar leitete, widmete von allen Unzufriedenheitszeichen die vorzüglichste Aufmerksamkeit den Klagen des Bauernstandes, wie er sich denn für diesen immer mit der entschiedensten Zuneigung aussprach. Wenn er auf dessen

Treue, Anhänglichkeit und Dankbarkeit gewiß rechnen zu können glaubte, so dünkte es ihm unmöglich, daß jener gegenwärtig sich zu lauten Klagen erhöbe; er sandte daher Beauftragte auf das flache Land, um zu erforschen, durch welche Aufwiegler die Unzufriedenheit angefacht sei; wie denn bei solchen Zeichen bisweilen Anschuldigung schlechter Triebfedern hervorgerufen wird, um dem unbequemen Geständnisse der zum Grunde liegenden Staatsverwaltungsfehler enthoben zu sein. Nun wollte zwar die cassler Zeitung berichten: die Unterschriften der Landleute wären zwar richtig befunden, aber leichtsinnig von denselben gemacht, ohne daß sie genau von dem Inhalte der vorstehenden Anträge unterrichtet gewesen; aber die biedern Hessen reichten gegen diesen Zeitungsartikel bei den Landständen eine Verwahrung ein, des Inhalts: „Wir erklären hiermit, als wahrheitliebende Männer, daß wir die vor kurzem eingereichte Vorstellung selbst gelesen, auch alles, was darin enthalten, wohl verstanden und mit vollem Bedachte unterschrieben haben. So dumm sind wir nicht, daß wir den Inhalt der Vorstellung nicht hätten begreifen sollen. Wir wissen recht gut, wo uns der Schuh drückt, und sehen wohl ein, daß uns auf die Art am besten geholfen werden kann, wie in der Vorstellung angegeben ist. Vor der kurfürstlichen Commission haben wir auch unsre Noth so vorgetragen, wie sie in der Vorstellung beschrieben ist; und ohne Scheu, denn wir wußten wohl, daß unser gnädigster Kurfürst es gut mit uns meint, und daß er nicht würde die Commission geschickt haben, wenn er nicht hätte die Wahrheit wissen wollen. Darum sind auch viele erschienen, die nicht einmal vorgefordert waren, und es haben sogar einige ihre Erklärung noch schriftlich in Cassel eingereicht, als die Commission wieder abgereist war."

Die Stände machten dem Kurfürsten hiernächst Vorschläge zu einer Landesconstitution, welche schon deshalb nicht zu Stande kommen konnte, weil man sie unter die Gewährleistung zweier deutscher Fürsten zu stellen meinte. Der landesherrliche Zorn wie Milde bewirkten keine Vereinbarung, da unter den Ständen selbst eine seltne Einigkeit zu herrschen schien; eine um so preiswürdigere Erscheinung, da gewiß die einzelnen Classen derselben für ihre besondern Verhältnisse sehr von einan-

der abweichende Wünsche im Hintergrunde hegten; für den Augenblick aber galt ihnen des Vaterlandes Wohl mehr, denn aller persönliche Vortheil. Der Kurfürst war zu einsichtsvoll, um nicht zu erwägen, daß er auf diesem Wege nie zum Ziele gelangen könne, und zu beharrlich bei dem, was ihm sein Recht und das Erforderniß seiner fürstlichen Würde dünkte, als daß er sich zur Nachgiebigkeit hätte wenden können; besonders verletzte ihn die Publicität, welche jene Angelegenheit gewann, da ein summarischer Auszug aus den ständischen Sitzungsprotocollen (jedoch mit unverkennbarer Discretion redigirt), ihm höchst unerwartet, im Drucke erschien. Er ließ durch die Regierung sofort die ständische Versammlung befragen, ob jener Druck mit ihrem Vorwissen veranstaltet sei, und jene antwortete furchtlos: allerdings, um von ihrer Geschäftsführung ihren Mitbürgern Rechenschaft zu geben! —

Nun schritt der Kurfürst zu dem letzten ihm zu Gebote stehenden Mittel, zur Schließung und Vertagung des Landtages, welche am 10. Mai 1816 erfolgte. Vor ihrer Auflösung erließen die Deputirten noch eine ernste, aber schonende Rechtfertigungsschrift, worin sie zeigten, was Pflicht und Beruf von ihnen gefordert, wodurch sie verhindert wären, dieses Ziel zu erreichen, und reservirten dem Lande und sich alle streitiggemachten Rechte und Befugnisse.

Von jetzt an regierte der Kurfürst ohne weitere Zusammenberufung der Stände; und man muß rühmen, daß die Staatsverwaltung nicht schlechter ging, als zuvor; denn theils blieb der Regent seiner thätigen Sorgfalt, der Einwohner Bestes gegen Beamtenwillkür zu sichern, getreu, theils schützten ihn seine großen Schätze und sein wohlgeordneter Staatshaushalt gegen alle finanzielle Verlegenheiten, theils traf er manche löbliche Maßregel und schadete bei manchen in seiner Persönlichkeit liegenden Mißgriffen mehr seinem Rufe, als daß der gesammten Landeswohlfahrt neue Wunden geschlagen worden wären. Ja er war, ohngeachtet seiner Beharrlichkeit in dem abgeschlossenen Gesichtskreise, willfährig genug, oft zu äußern: man müsse mit der Zeit fortgehen — ein Bekenntniß, welches, aus dem Munde dieses Fürsten zu hören, um so größere Verwunderung erweckte, da der

eigentliche Sinn desselben ihm freilich unenthüllt blieb. Dieser wurde durch viele Thatsachen offenbar; denn er kam den Vorschritten der Zeit zu spät oder gar nicht nach, oder griff ihren Rückschritten zu früh vor. Da es in seiner Macht nicht lag, das gewesene Königreich Westphalen aus der Reihe der Dinge zu verwischen, so verwickelten ihn die Institutionen desselben, welche in seinem Staate sieben Jahre hindurch anerkanntes Gesetz gewesen waren, in immer neuen Widerspruch. Die sämmtlichen Domainenverkäufe, welche damals stattgefunden hatten, wurden aufgehoben, und die neuen Besitzer aus Haus und Hof vertrieben; aber die von Westphalen ausgesprochene Reduction der alten hessischen Schuldbriefe auf ein Drittel des Nennwerthes wurde beibehalten; jene erste Angelegenheit kam zur Entscheidung des Bundestages und läßt, damit nichts übereilt werde, dort eine vermittelnde Ausgleichung noch erwarten; die zweite wurde von den Landständen durch Wiederherstellung des vollen Werthes der Schuldverschreibungen entschieden, und der Kurfürst sah sich genöthigt, diesen Gerechtigkeitsact, in welchem Hannover, Braunschweig und Preußen schon mit so lobenswerthem Beispiele vorangegangen waren, zu bestätigen. — Ein strenges Censurgesetz sollte die Druck- wie Lesefreiheit genau bewachen; da es aber mit einem scharfen Gesetze und einer ernannten Censurcommission nicht abgemacht war, da weder ein Fond vorhanden, um Behufs der Prüfung die erschienenen Bücher anzuschaffen, noch ein Personale, um sie prüfend zu lesen, noch eine Grenzbewachung, um den nicht geheuern Schriften den Eingang zu versperren, so ward wenig bewirkt. Nur die cassler Zeitungen wurden dem Regierungssysteme gemäß unter Obacht genommen und durften nur wenig erzählen von den ständischen Verhandlungen andrer Länder, von den neuesten Begebenheiten in Spanien gar nichts *). Der sonst oft so verständig, so treffend urtheilende Kurfürst verkannte bei der hier zum Grunde liegenden Besorgniß den Charakter seiner besonnenen Hessen und der gesamm-

*) So sagt nehmlich ein viel verbreitetes Gerücht. Der Verf. dieser Biographie bekam in neuern Zeiten keine cassler Zeitungen zu Gesichte.

ten deutschen Nation. — Den Franzosen, welche mit dem westphälischen Königthume in die hessischen Staaten gekommen waren, ward häufig alles Rechtsgehör versagt, bis der königlich französische Gesandte am Bundestage, Graf Reinhard, durch Androhung von Repressalien, mit Hinweisung auf den pariser Frieden, den Grundsätzen des Rechts Wirksamkeit zu verschaffen suchte. Manche Domainenkäufer, die den festen Sinn des Kurfürsten und die Schwierigkeiten, mit Erfolg gegen denselben anzukämpfen, erkannten, ließen sich durch annehmliche Vergleiche abfinden. Gleichen Lärm, wie diese Angelegenheit, verursachten erneuerte Forderungen des Kurfürsten an ehemalige hessische Staatsschuldner, welche gezwungen ihre Schuld dem Könige Hieronymus hatten zahlen müssen. Anfänglich sollten diese Zahlungen gar nicht berücksichtigt werden; doch auch hier lenkte der Kurfürst ein und erklärte, daß die zur gerichtlichen Entscheidung gekommene Frage: inwiefern die bei feindlicher Unterjochung von den hessischen Unterthanen an Hieronymus Bonaparte und dessen Bevollmächtigte geleisteten Zahlungen der aus Staatscassen vor den 1. November 1806 geliehenen Capitalien als gültig anzusehen? sehr verschieden beantwortet sei. Hierdurch veranlaßt, entscheide der Kurfürst, daß jede Verfügung über die früher aus hessischen Staatscassen ausgeliehenen Capitale, unter welcher Form sie zur Zeit der feindlichen Herrschaft geschehen, für ihn und seine Nachkommen ungültig sei. Doch aus billigen Rücksichten auf die Lage, in welcher sich die Schuldner unter der fremden Herrschaft befunden, sollen diejenigen Zahlungen, welche an Hieronymus Bonaparte und dessen Bevollmächtigte wirklich geleistet sind und so als berichtigt nachgewiesen werden können, in Zurechnung auf die Schuld an Capital und Zinsen, angenommen werden. — Wenn sich gleich Gerüchte hören ließen, daß der Landesherr der Stände gar nicht bedürfe, so ergingen doch vom Bundestage her Mahnungen, die hierauf gerichtete Verpflichtung zu erfüllen, und sein gegebenes Fürstenwort war ihm zu heilig, als daß er in der Ausrede, an keine Zeitbestimmung gebunden zu sein, hätte Rückhalt suchen sollen; nein, er hätte vielmehr gern die Sache beendet gesehen, wenn sich ihm nur die rechten Mittel darbieten wollten. Ein ständischer Ausschuß blieb daher in Cassel,

und diesem wurde unter der Hand von den kurfürstlichen Commissarien ein recht billig lautender Constitutionsentwurf mitgetheilt, der schnell hätte zum Ziele führen können, wenn der obwaltende Streit nicht mißtrauisch gemacht hätte, wozu die nichtofficielle Mittheilung ohnehin reizte, und wenn nicht die Verheißung der Einführung dieser als Project aufgestellten Verfassung gleich von vorn herein, wie ein Handel, bedingt worden wäre von einer ständischen Tranksteuerbewilligung zu 800,000 Gulden auf zehn Jahre. So wiesen die Stände den Vorschlag von der Hand, theils jener vorläufigen Forderung halber, theils weil sie die Staatsverfassung auf Rechtsgrundlagen in gemeinschaftlicher Berathung erbaut und von des Fürsten Willkür gegeben wissen wollten. Die hessische Judenschaft war bei einem ähnlichen Vorschlage willfähriger: sie zahlte für die Bewilligung mehrerer bürgerlicher Rechte die Summe von 100,000 Fl. — Wie sehr der Kurfürst auch auf eine definitive Regulirung des hessischen Staatshaushaltes drang, so konnte er mit demselben nicht in Verlegenheit sein, wenn er eben so die Regentenpflicht, wie den Wunsch, Schätze anzuhäufen, im Auge hatte. Zwar berechnete die zur Untersuchung des Landschuldenwesens niedergesetzte Commission, (sie bestand aus einem kurfürstlichen und drei ständischen Mitgliedern) die Landschuld zu 1,478,167 Thaler, wovon die Stände bereits 1,398,078 Thaler anerkannt hatten; dennoch war des Kurfürsten Casse so gefüllt, daß, als der kaiserlich russische Hof (1817) eine Anleihe eröffnete, Wilhelm I. durch das Haus Rothschild eine und eine halbe Million Thaler unterzeichnet haben soll. — Auch die in den neuesten Jahren in den hessischen Landen angeordnete Erhöhung der Impost- und Zollabgaben eröffnete dem Kurfürsten Zuwachs der Staatseinnahme, obgleich diese Bestimmung den Anstrich erhielt, als sei sie nur getroffen, um Repressalien zu üben gegen einen benachbarten größern Staat, welcher mit einer neuen Zollverfassung dem Gewerbe des Ein- und Auslandes viele Beschwerden verursachende Fesseln anlegte. —

In dieser verwickelten Lage fehlte es dem Kurfürsten nicht an übler Nachrede, die in damaliger Zeit leicht den Weg der öffentlichen Mittheilung fand. Die Sachwalter der Domainenkäufer, die durch Wiederherstellung

des Lehnswesens Gefährdeten, die Wortführer des Zeitalters traten gegen ihn auf mit mancher Beschwerde, und zu gleicher Zeit die entgegengesetzten Stimmführer der Mediatisirten und Altprivilegirten, die Civilbeamten wie das Militair, welches sich weder in dem Schmucke der zurückgekehrten steifen Zöpfe und gepuderten Kleblocken, noch unter der strengen Zucht der wohlfeil gegebenen Stockprügel gefallen wollte.

Bei der Aufstellung dieser Beschwerden, welche die Regierungsthätigkeit Wilhelms I. in einem der Wohlfahrt seines Staates nicht sonderlich zusagenden Lichte erblicken lassen, fordert die Gerechtigkeit des wahrheitliebenden Berichterstatters, auch den Stimmen, welche seine Wirksamkeit preisen, Gehör zu geben. Ein treuer Diener des kurfürstlichen Hauses, der als solcher so gern bei den lobenswerthen Eigenschaften und Handlungen des Kurfürsten verweilt, erzählt *):

„K. Wilhelm berieth sich fast zuerst unter allen deutschen Fürsten mit seinen getreuen Ständen, gesellte ihnen den zahlreichsten und nach den Hülfsquellen unsers Landes wichtigsten Stand der Bauern zu und drückte in seiner gewohnten offenen Sprache den Wunsch aus, am Abend seines Lebens das Glück seines Volkes für alle Zukunft durch feste Bestimmungen zu gründen; und wenn gleich dieser Landtag in der Hauptsache nicht den erwünschten Erfolg hatte, und selbst nach einer zweiten Zusammenkunft im Jahre 1816 ein von K. Wilhelm rastlos berathener und den Ständen vorgelegter Constitutionsentwurf damals nicht angenommen wurde, so änderte dieses doch nichts in dem Bestreben des Kurfürsten, seinen Unterthanen in der Gesammtheit alle Segnungen einer milden und gerechten Regierung zufließen zu lassen, wovon mehrere Erlasse von rückständigen Steuern und Abgaben und das im Jahre 1817 gegebene Haus- und Staatsgesetz, als eine Garantie, namentlich für die öffentlichen Beamten, den Beweis gaben."

„K. Wilhelm, der seine alten bewährten Unterthanen über alles liebte, hatte als Reichsfürst immer die rechtmäßige Erhaltung seines Erblandes, in allen seinen Bestandtheilen, neuen politischen Erwerbungen

*) Rommel am angeführten Orte, Seite 31 ff.

und einer größern Ausdehnung seiner Staaten vorgezogen. Daher nicht nur die Verwerfung aller Acte der Usurpationszeit, welche das Familien- und Staatsgut des hessischen Hauses zu schmälern schienen, sondern auch die landesväterliche Abneigung gegen Austauschungen, sobald sie nicht höhere Convenienzen gebietrisch erheischten. Von dieser Art war die in Folge eines Tractates mit Preußen vom 16. October 1815 geschehene Abtretung zu Gunsten Hannovers, Sachsen-Weimars und Nassau's, an der nördlichen, westlichen und südlichen Grenze von Hessen, worunter besonders die Abtretung der niedern Grafschaft Katzenellenbogen eine Entschädigung und Abfindung des Hauses Hessen-Rotenburg nöthig machte, welche am 10. Mai 1820 durch den Ankauf auswärtiger Domainen und Herrschaften zur allgemeinen Zufriedenheit zu Stande kam. Nachdem K. Wilhelm gegen diese Opfer und einige Abtretungen abgelegener hanauischer Aemter an das Großherzogthum Hessen im Jahre 1816 den größten Theil des Fürstenthums Fulda, unter dem Titel eines Großherzogthums, die Restitution einiger ritterschaftlichen Gerichte, einige Städte des vormaligen Großherzogthums Frankfurt, welche die Verbindung zwischen Fulda und Saalmünster nach Hanau erleichterten, die Souverainetät von sieben isenburgischen Aemtern, einige Dörfer am rechten Ufer des Mains und die Hälfte von Praunheim, so wie späterhin Volkmarsen, und hierdurch eine vollkommene Abrundung seiner Länder erworben, wandte er einen Theil seiner letzten Lebensjahre auf die Organisation dieser Erwerbungen, besonders des Großherzogthums Fulda, dessen Hauptstadt auch eine zweckmäßige Forstlehranstalt erhielt."

„K. Wilhelm erneuerte die durch Lage, Bluts- und Stammesverwandtschaft gebotene Freundschaft mit dem benachbarten Großherzogthum Hessen und befestigte dieses wichtige Band im Monat September 1817 persönlich in Begleitung seines Thronerben; und wenn gleich im März 1819 die Stimmenmehrheit der deutschen Bundesversammlung beide so nahe verwandte Häuser hinderte, vors erste ihre Contingente in Einer Abtheilung des künftigen Bundesheeres zu vereinigen, so behielten sie sich doch gemeinschaftlich für die Zukunft eine ihren beiderseitigen Interessen gemäßere, dem Ganzen ersprieß-

liche Vereinigung vor. — Nachdem die Veredlung der Gewerbe (?) und die städtische Verfassung überhaupt durch eine treffliche Zunftordnung und durch Handwerksschulen in den Hauptstädten, Cassel durch Bestätigung einer in der westphälischen Zeit errichteten Bürgerschule und durch neue Fabrikanlagen, Rinteln zum Ersatz seiner eingegangenen Universität durch ein zweckmäßiges Gymnasium, Hersfeld's und Hanau's Schulen, so wie die Landesuniversität durch Zuschüsse an Geld, endlich noch die israelitischen Glaubensgenossen durch eine von ihren eigenen Anstrengungen abhängige Erhöhung der bürgerlichen Freiheit gewonnen hatten, ward das Jahr 1817, in welchem K. Wilhelm der heiligen Allianz beitrat, in den hessischen Annalen noch denkwürdig durch die Secularfeier der Reformation, welche in Hanau eine rühmliche Vereinigung der beiden protestantischen Confessionen, allenthalben eine mehr vaterländische Toleranz und in Cassel eine wohlthätige Bibelgesellschaft zur Folge hatte. K. Wilhelm legte auch noch in demselben Jahre 1817 den Grund zu einem fürs Vaterland wichtigen Strafgesetzbuche, so wie er schon früherhin durch Sonderung der Amtsrenteien von den Justizämtern, durch Anstellung besonderer Actuarien bei den letztern, durch zweckmäßige Vertheilung und Verminderung zu sehr ausgedehnter Gerichtssprengel, so wie durch eine heilsame Verordnung über die Mittheilung der Entscheidungsgründe bei richterlichen Erkenntnissen vieles für die Behauptung des Ruhmes der hessischen Civil-Justiz gewirkt hatte. Hierauf geschahen neue Anordnungen zur Erziehung von Forst- und Jagdzöglingen und die so allgemein wohlthätige Anlegung neuer Landstraßen, von Hersfeld, Fulda und Frankenberg, verbunden mit allmäliger Aufhebung der dem Ackerbau und der Güte der Wege nachtheiligen Straßenbaudienste. K. Wilhelm bestimmte auch den Ertrag der zur Ausgleichung der preußischen Impositen angeordneten Maßregeln zum Besten Schmalkaldens und zeigte überhaupt in den letzten Jahren seines Lebens, besonders im Januar 1820 durch eine bedeutende Rente für die Armen der Hauptstadt und der drei cassler Aemter, daß ihm für das wahre Bedürfniß seiner Unterthanen nichts zu theuer sei. Unter seiner Anordnung wurde das in der westphälischen Zeit bei Cassel errichtete große Casernengebäude (nun Wil-

helmsinstitut) für beinahe 400 Arme, Gebrechliche, Gesunkene, Arbeitslose und Verwaiste ein Asyl, ein Hospital und eine Gewerbsanstalt. Eine neue Brücke bei Offenbach und bei Carlshafen und endlich das nach den hessischen Volksahnen benannte neue Schloß in Cassel, wozu Wilhelm selbst den Grundstein am 27. Junius 1820 legte, beschäftigten wohlthätig eine große Menge nahrungsloser Menschen; die Wiederherstellung der von den Franzosen entfernten Statue Friedrichs II. war ein Zeugniß rühmlicher Anerkennung väterlicher Verdienste." —

„Wenn der Wunsch und die Zuversicht, im Gedächtnisse der Menschen zu leben, nur für solche Fürsten einen außerordentlichen Reiz hat, welche beim Bewußtsein streng erfüllter Regentenpflicht kein Urtheil der unparteiischen Nachwelt fürchten, so beweist auch die Vorliebe, welche K. Wilhelm am Abend seines Lebens für die hessische Geschichtschreibung faßte, daß er keine Vergleichung mit seinen ruhmwürdigen Ahnen scheuete. Als hochsteigende Jahre ihn der Ewigkeit näherten, richtete er gern seinen Blick von einer ihm größtentheils fremd gewordenen Zeit auf die Thaten seiner Vorfahren und seine ersten Regierungsjahre, und erwartete wohl von einer gerechten Nachwelt, daß sie kleine Erinnerungen unwesentlicher Dinge, welche von dem Lichte einer großen Nachwelt überstrahlt werden, oder auch das Andenken von Unvollkommenheiten, wie sie mit großen Tugenden hienieden unvermeidlich verbunden sind, mit in die Gruft schließen würden, die er lange vor seinem Tode sich bestimmte und mit dem Bilde seines ihn in Elysium empfangenden glorreichen Ahnherrn Carl's geziert hatte." —

Ein anderer, unverdächtiger Gewährsmann (Bosse, in seiner trefflichen Darstellung des staatswirthschaftlichen Zustandes in den deutschen Bundesstaaten) schließt seinen Bericht über Kurhessen also: „In den Behörden war von Alters her Gehorsam, Fleiß und Dienstgenauigkeit einheimisch; es brauchte dem hessischen Sinne der Preis für vollendete Arbeit nicht ausgelobt zu werden, um nach preiswürdiger Arbeit zu streben, und die Richter zeigten, daß der hessische Muth auch ohne Kriegsfahne hervortritt, wo es gilt. — Der Rechnungshaushalt war in guter Ordnung.

Alle Zahlungen erfolgten auf die Stunde. Gegen Sicherheit wurden Anleihen zu billigen Zinsen an Gewerbsleute und Landwirthe bewilligt, und durch manche Erleichterung neue Gewerke und Anlagen befördert. Inwiefern äußere Beschränkungen das kräftige volle Aufblühen verhinderten, ist schon angedeutet." —

So schritt der fürstliche Greis einer hohen Stufe des menschlichen Lebensalters entgegen, in immer gleicher Treue zu dem als Berufspflicht sich eigen gemachten Wirkungskreise. Seine genau abgemessene Lebensweise war auf Thätigkeit berechnet, nicht, wie es wohl zu geschehen pflegt, auf Verhüllung oder Tödtung der Langeweile. Dadurch, daß er die Morgenstunden unausgesetzt den Regierungsgeschäften widmete, gewann er die vielseitige Kenntniß aller öffentlichen Verhältnisse, der ein glückliches Gedächtniß zu Hülfe kam. Weises Maß in jedem Genusse und tägliche Bewegung in freier Luft gab seiner körperlichen Constitution große Festigkeit. Von bedeutender Krankheit blieb er ganz befreit; nur podagrische Uebel erzeugten leicht vorübergehende Unpäßlichkeiten, welche auch Unbehülflichkeit in den Bewegungen und beim Gehen hervorbrachten. Dazu kam ein Gewächs am linken Unterkiefer, dessen Veranlassung 1809 ein Sturz mit dem Pferde gab. Nach und nach erreichte dasselbe eine außerordentliche Größe, störte aber den Lebensmechanismus nicht, da die unförmliche Geschwulst mit keinem größern Blutgefäße in organischem Zusammenhange stand. Späterhin verlor das linke Auge die Sehkraft fast ganz, und ein Zusammensinken des Körpers, verbunden mit sichtbarer Abnahme der Kräfte, ließ eine baldige Auflösung erwarten. Sie erfolgte schneller, als man gefürchtet hatte. Nach einem plötzlichen Schlagflusse schloß Kurfürst Wilhelm der Erste schmerzlos die Augen und schied aus dem Leben am 27. Februar 1821, in einem Alter von 77 Jahren, 3 Monaten und 24 Tagen. Seine irdische Hülle ruhet, seinem Willen gemäß, auf der Löwenburg auf den herrlichen Umgebungen der Wilhelmshöhe. Die Regierung seines Landes, den Besitz seiner großen Schätze und den Beruf zur Ausführung so mancher guten, kaum in ihren Grundlagen erfaßten Plane erbte sein einziger Sohn, der unter dem Namen Wilhelm des Zweiten den Fürstenstuhl seines Vaters bestieg.

Ohne dem großen Todtengerichte vorzugreifen, welches die Nachwelt gerechter und freier übt, als die Zeitgenossen, wollen wir bei dieser Feier des Andenkens des Kurfürsten nicht unbemerkt lassen, daß er denen, welchen das Schicksal die Wohlfahrt der Staaten und Völker anvertraute, ein denkwürdiges Beispiel ließ, wie er lebte, in unerschütterlicher Religiosität, in unermüdetem Regenteneifer, immer zugänglich jedem seiner Unterthanen, in Mäßigkeit, Ordnungsliebe und Pflichttreue; daß aber diese Tugenden und die Schicksalsbegünstigung einer langen Laufbahn nur dann das erfreuliche Bild einer gelungenen Thatenreihe darbieten, wenn dem Regenten immer gegenwärtig bleibt, wie er, gleich andern Sterblichen, den Gesetzen des Zeitgeistes und der Anerkennung aller Menschenrechte unterworfen ist. Ohne diese feste Grundlage ist des Erdenbürgers Wissen, Wollen und Wirken ein unbefriedeter Boden, dessen reiche Saat beim besten Erfolge nur in einzelnen Halmen Frucht trägt, indeß der schönste Theil des Aerntesegens verloren geht. —

# Levin August Theophil Graf von Bennigsen,

kaiserlich russischer General en Chef.

Digitized by Google

# Levin August Theophil Graf v. Bennigsen.

Unter den Männern Deutschlands, welche in auswärtigen Diensten den Ruhm ihres Vaterlandes verherrlichten, behauptet Bennigsen eine ausgezeichnete Stelle, indem sein Name in der Reihe der thatenreichsten russischen Feldherrn glänzt; für uns Deutsche gewinnt sein Andenken höhere Bedeutsamkeit durch seine Mitwirkung zur Befreiung Deutschlands von der Oberherrschaft der Franzosen.

Levin August Theophil von Bennigsen ist zu Braunschweig geboren; sein Vater stand dort in herzoglichen Militairdiensten als Hauptmann und hatte die unglücklichen Feldzüge gegen die Türken mitgemacht, welche Kaiser Karl VI. in seinen letzten Regierungsjahren unternahm und 1739 mit dem demüthigenden belgrader Frieden endete. Die braunschweigischen, dem östreichischen Heere beigesellten Regimenter fanden keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen; auch bewies Bennigsen weder Vorliebe, noch Talent für den Kriegerberuf. Nach seiner Rückkehr in die Garnison verheirathete er sich mit einem Fräulein von Rauchhaupt aus dem Hause Trebnitz; diese Gattin ward die Mutter unsers Helden, welchen sie den 10. Februar 1745 gebar.

Der Vater besaß im Calenbergischen, nahe bei Hannover, ein Stammgut, Banteln, war daher hannöverscher Vasall und benutzte dieses Verhältniß, seinen Sohn 1755 nach Hannover in das Pagencorps des Königs Georg II. zu bringen, aus welchem der blühende funfzehnjährige Knabe 1760 als Lieutenant in die hannöversche Fußgarde versetzt wurde und so unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig die letzten Feldzüge des siebenjährigen Krieges mitmachte. Weder hier, noch in der bald folgenden Zeit des Garnisondienstes,

offenbarte Bennigsen die geringste Neigung für den Soldatenstand. Der lebenslustige Jüngling genoß die Freuden der Gesellschaft und war dem Dienste der Frauen ergeben. Bald lernte er am Hofe der unglücklichen Königin Mathilde von Dänemark zu Cella eine schöne Hofdame, das Fräulein von Steinberg kennen und gelobte ihr Herz und Hand. Familienverhältnisse wollten es nicht verstatten, daß er in seiner dermaligen subalternen Officierstelle die Heirath vollzog; da indeß sein Vater verstorben und er zum Besitz des Familiengutes gelangt war, nahm er den Abschied, zog mit dem Titel eines Landdrosten nach Banteln und führte seine Geliebte als Gattin heim. Wenige Jahre lebte er hier im vollen Genusse seiner Wünsche, mit einem glänzenden Haushalte. Seine Vermögensumstände geriethen in großen Verfall. Ohnehin war der Zeitpunct für Gutsbesitzer, die von den Nachwehen der Kriegslasten gedrückt wurden, sehr ungünstig. Bennigsen mußte sich zu einem veränderten Lebensplan entschließen und bestimmte sich, nach Rußland zu gehen, um dort unter den Fahnen der großen Katharina, welche gerade (1773) einen neuen ruhmvollen Kampf mit den Türken begonnen hatte, Dienste zu suchen. Da die Art einer solchen Anstellung abhängig war von der Militaircharge, die der Ankömmling früher bekleidete, so bewarb sich B. beim hannöverschen Ministerio vor seiner Abreise um die Ernennung zum Obristlieutenant, wogegen bloß deßhalb Schwierigkeiten gemacht wurden, weil man hannöverscher Seits Bedenken trug, einem jungen Manne diese Auszeichnung zu ertheilen, welcher früher nicht die geringste Application für den Dienst gezeigt hatte. Der Vermittlung seiner Freunde verdankte es B., daß er vor seiner Abreise die Ernennung erhielt und so den Weg gebahnt sah, im russischen Heere sogleich als Premier-Major, und zwar bei der leichten Reiterei, angestellt zu werden. Der Krieg rief ihn ins Feld zum Heere des Grafen Romanzoff, erst gegen die Türken, dann zur Bekämpfung des Rebellen Pugatschef. Der Friede von Kontschak-Kainardge endete jenen, diese die Gefangennehmung des Verschwörers. Da erbat und erhielt Bennigsen, der indeß durch den Tod seine Gattin verloren hatte, Urlaub, um in der Heimath seine Familienangelegenheiten zu ordnen. Bei diesem Besuche Deutschlands ward er zu Zelle

gefesselt von den Reizen des Fräuleins von Schwichel. Da sich der Verbindung Schwierigkeiten entgegenstellen wollten, schritt er sogleich zu dem Ausweg der Entführung; doch die gemachten Hindernisse wurden bald ausgeglichen, und die Verheirathung erfolgte. Bennigsen kehrte dann mit seiner zweiten Gattin nach Rußland zurück, wo er 1778 zum Obristlieutenant vorrückte.

Der Zeitpunct, wo er sich zuerst im Felde als Soldat auszeichnete, war der zweite Türkenkrieg (1787), in welchen er als Obrist und Chef des Izumschen Husarenregiments zog. Hier machte er die berühmte Belagerung von Otschakow (1788) mit und mußte mit einem eigenen leichten Corps Bender beobachten, als Potemkin vorrückte, um Kilianova, an der Mündung des nördlichsten Donauarmes, und Akkiermann am Dniester zu erobern (1790). Seiner Thätigkeit und Wachsamkeit gelang es auf diesem Posten, mehrere feindliche Detaschements, welche zur Recognoscirung aus der Stadt gekommen waren, aufzuheben. Dann ward er, dessen Verdienst der Kaiserin nicht unbemerkt blieb, nach Weißrußland zu den Truppenabtheilungen beordert, welche die Bestimmung hatten, Preußens kriegerische Grenzdemonstration zu Gunsten der Türken zu beobachten und nach dem Frieden von Gallaz (1791) ihr Augenmerk auf Polen zu richten. Hier commandirte Bennigsen in den Jahren 1793 und 1794 ein fliegendes Corps, welches fortwährend vergrößert wurde bei dem glücklichen Erfolge der Unternehmungen. — Bei Iwia griff er die Polen unter den Generalen Jasinsky und Glewinsky auf dem Marsche an und zwang sie zum Rückzuge; bei Dschmiani, sieben Meilen von Wilna, hob er durch nächtlichen Ueberfall ein ganzes Insurgentencorps auf und erbeutete schweres Geschütz und die ganze Feldequipage; nach einem Siege beim Städtchen Solli wurde er von der Kaiserin, außer der Reihe, zum Generalmajor ernannt. In dem Gefechte bei Wilna, wo er die ganze Reiterei des russischen Heeres in Litthauen befehligte, entschied er den Kampf, durchbrach vermittelst eines kühnen Angriffs das feindliche Mittelstreffen und eroberte funfzehn Kanonen; für die Thaten dieses blutigen Tages erhielt er die Ehrenzeichen des St. Georgenordens dritter Classe. Bei Olita überfiel er die

Polen, nahm die Schiffbrücke über den Niemen, sprengte das ganze Corps, machte viele Gefangene und eroberte das Lager; Katharina sandte ihm, nach eingegangenem Berichte dieses neuen Sieges, einen reichen goldenen Ehrensäbel, und alle Officiere, welche unter ihm gefochten hatten, bekamen Auszeichnungen. Der Feldzug in Litthauen ward von Bennigsen mit der Eroberung des höchst wichtigen Postens bei Kowno am Niemenflusse beschlossen, worauf neue Gnadenbezeugungen, Ordensverleihungen und das Geschenk von 1200 Bauern erfolgten. — In einer schnellen Reihefolge klug angelegter und siegreich ausgeführter Kriegsthaten hatte B. seinen Feldherrnberuf bekundet und sich im Heere des russischen Kaiserthums ausgezeichneten Ruhm erworben, oft mit der größten persönlichen Anstrengung und Aufopferung, in auffallender Verschiedenheit mit der Vorliebe zu einem genußreichen Leben, in welchem er in seinem Geburtslande seine Tage vollbracht hatte. So schlummert oft der Keim ausgezeichneter Fähigkeit und Thatkraft unter dem Unsterne hemmender Verhältnisse, bis der Sonnenblick des Glückes Blüte und Frucht mit bewundrungswürdiger Schnelle hervorruft. Bennigsens reizbarer Körper erlag fast den außerordentlichen Anstrengungen, nur die Gewalt seines Geistes erhielt ihn aufrecht. Entschluß und That war bei ihm eins; die Regsamkeit des Geistes überwand jede Schwierigkeit. Eines jener schwierigsten Gefechte machte er, aus dem stärksten Fieberanfalle aufspringend, im völligen Krankenanzuge sich aufs Pferd werfend, an der Spitze seiner geliebten Husaren durch einen Fluß schwimmend und den Feind überfallend; — mit dem Siege war er genesen. Sein größtes Talent bestand in der Erkennung des rechten Augenblicks, in der unvorzüglichen Benutzung desselben, wie in dem grenzenlosen Vertrauen, mit welchem die von ihm Befehligten unter seiner Anführung des Sieges gewiß waren.

1796 stand B. an der Spitze der an der preußischen Grenze vertheilten Truppen, als er schleunigst abgerufen wurde, um in Petersburg dem Kriegsrathe beizuwohnen, wo der Plan des Feldzuges gegen Persien festgestellt wurde; dann ward ihm die Führung der zu dieser Unternehmung bestimmten Reiterei mit ausgedehnten Vollmachten anvertraut. Der entscheidende Schlag

der Unternehmung war die Eroberung der Festung Derbend am caspischen Meere. Das Belagerungscorps war auf der einen Seite durch das Meer, auf der andern durch das Gebirge gänzlich von einander getrennt; da der wohlgeordnete Angriff von der Seite, wo Bennigsen befehligte, zunächst die Uebergabe bewirkte, so trug er mit Recht den Ruhm der Eroberung davon. — Dieses Erfolges frohe Botschaft war kaum am russischen Kaiserhofe angelangt, als Katharinens Tod Paul den Ersten zum Throne berief (den 27. November 1796), wie man sagt, ihrer letztwilligen Anordnung entgegen; denn sie war schon eine lange Reihe von Jahren ihrem Sohne abhold und hatte deshalb den geliebten Enkel Alexander zum Nachfolger ausersehen.

Der Friede mit Persien war eine der ersten Handlungen, welche Pauls Regierung bezeichnete. Bennigsen kehrte aus den asiatischen Grenzländern nach Petersburg zurück und lebte mehrere Jahre oft am Hofe, fortgesetzt beschäftigt mit der Uebung und Ausbildung der ihm untergeordneten Heeresabtheilungen, ohne bei den auswärtigen Kriegen gegen Frankreich gebraucht zu werden, vom Kaiser nie vorzüglich begünstigt, doch auch nicht auffallend zurückgesetzt. — 1798 rückte er zum Generallieutenant vor; auch erhielt er bald nachher den Alexander-Newsky-Orden.

Bei der nach ihrer ganzen Verwicklung geschichtlich noch nicht völlig aufgehellten Verschwörung, die 1801 Paul den Ersten vom Throne stieß und ihm das Leben raubte, war Bennigsen einer der Theilnehmer. Die traurige Geistesstimmung des durch verschiedene Einwirkungen auf das Aeußerste überspannten Kaisers berechtigte zur größten Besorgniß, besonders für die Sicherheit seiner Söhne, der Großfürsten Alexander und Constantin, die der in trüben Argwohn Verfallene als seine ärgsten Feinde ansah. Er hatte mehrere geheime Anzeigen erhalten, welches Schicksal ihm bevorstehe; er ließ noch am 23. März, also unmittelbar vor der fürchterlichen Nacht, seine Söhne herbeirufen und sie am Altare vor dem Bilde des gekreuzigten Heilandes schwören, daß sie zu Verkürzung seiner Tage nichts unternehmen wollten; welchen Eid die Großfürsten mit gutem Gewissen leisten konnten. — Dann, sagt man, gab er den geheimen Befehl, die Großfürsten Alexander und Constantin

auf eine Festung zu führen, wo ihnen, wie man glaubte, ein gleiches Schicksal bevorstand, als dem unglücklichen Alexis Petrowitsch; die Vollziehung dieser Gefangennehmung war aufgeschoben bis zur Ankunft des Generals Lindner, welcher zum Festungscommandanten bestimmt war; wenigstens bescheinigten Gerüchte dieser Art den Ausbruch einer weitverzweigten Verschwörung, deren Zweck auf die Entthronung Pauls, als eines seiner Sinne nicht Mächtigen, also der Regierung Unfähigen, ging. Des Kaisers Ermordung war eine Folge des wüthenden Widerstandes, welchen er bei der Verhaftung leistete, und womit er auf die Verschwornen eindrang.

Die Großfürsten hatten sich den blutigen Erfolg des Unternehmens so wenig möglich gedacht, daß sie, davon benachrichtigt, vor Schrecken und Abscheu außer sich geriethen. Alexander verwarf die Krone, welche auf so grausame Weise dem Haupte des Vaters entrissen war; er jammerte als Sohn und gefühlvoller Mann, bis die Anforderungen des hohen, ihm zugefallenen Berufes ihr Recht erhielten, und er sich in die dringende Nothwendigkeit fügte, die Zügel der Regierung zu übernehmen *).

Die Hauptanführer der Verschwörung waren: Graf Pahlen, General von der Cavallerie, Fürst Plato Valerius Suboff, und seine Brüder Valerian und Nicolaus, und Bennigsen; letzterer derjenige, welcher den Muth nicht verlor im entscheidenden Augenblick, als Pahlen eine zweideutige Rolle zu spielen versuchte und Suboff's Bemühungen, die Schloßwache zu gewinnen, mißzuglücken schienen. Man war bereits zu weit gegangen, als daß ein Stillstehen, Einlenken und Vermitteln noch möglich gewesen wäre; Bennigsens Festigkeit und Geistesgegenwart entschied, und Alexander bestieg den glanzvollen Thron des russischen Reichs. Durch eine besondre Verkettung des Zufalls war Bennigsen persönlich nicht gegenwärtig, als die Gebrüder Suboff den Kaiser Paul antraten, niederwarfen und mit der Schärpe erwürgten; daher hatte

*) Unter den über diese wichtige Katastrophe des russischen Reichs ergehenden Schriften verdient besondere Berücksichtigung der „Pauls des Ersten gewaltsamer Tod" überschriebene Aufsatz in den europäischen Annalen. 1807. Siebentes Stück. Seite 3 bis 21. —

er das Glück, in den Augen des neuen Kaisers von der Blutschuld frei zu sein; unter den gefährlichsten Hofcabalen wußte er sich in dessen Gunst zu erhalten. Alexander ernannte ihn noch im ersten Jahre seiner Regierung zum Generalgouverneur von Litthauen und zum Inspecteur aller dortstehenden Truppen, im folgenden zum General en Chef der Cavallerie mit der Anciennität vom Jahre 1799.

Zu berühmt war Bennigsens Name in der Reihe der russischen Feldherrn, als daß der Kaiser ihn nicht hätte aufrufen sollen, als er im Jahre 1805 in Verbindung trat mit Oestreich und England, und russische Heere der Donau zueilten, um an den Kampfe gegen Napoleon Theil zu nehmen. Während diese Hülfscorps von Gallizien aus unter Kutusow und Michelson heranzogen, ward Bennigsen zum Oberfeldherrn der 50,000 Mann starken Nordarmee ernannt. So wenig Zaudern des Heerführers Sache war, so konnte er seine Bestimmung doch nicht früh genug erreichen, um schon mit dem Beginn des Decembers an der Schlacht von Austerlitz Theil zu nehmen; vielleicht ein Glück, denn das Mißlingen des entscheidenden Kampfes hatte seinen Grund nicht in der geringen Streitkraft, sondern in der Anordnung, im Gebrauche derselben. Das Uebergewicht, welches in dieser Hinsicht dem französischen Imperator zu Gebote stand, ward am vollständigsten sichtbar durch die Verhandlungen, welche der blutigen Schlacht folgten. Bennigsens Heer zog sich nach Schlesien und ward den Befehlen des Königs von Preußen untergeordnet; doch wußte Bonaparte bald die Entfernung dieser Krieger vom preußischen Gebiete zu erzwingen (im Februar 1806).

Kaum in die Grenzen des ungeheuern russischen Reichs zurückgekehrt, erhielt Bennigsen, der vom Könige von Preußen die ausgezeichnetsten Beweise der Anerkennung seiner Verdienste und den schwarzen Adlerorden erhalten hatte, den Auftrag, der türkischen Grenze zuzueilen, wo der unvermeidliche Bruch mit der Pforte die Aufstellung russischer Heere veranlaßte. Da indeß im Nachsommer desselben Jahres König Friedrich Wilhelm der Dritte den Kampf gegen Frankreich aufnahm — zu spät, als daß jenes, Preußen übereilende Schicksal noch hätte können beschworen werden, —

ward Bennigsen herbeigerufen, um den Oberbefehl eines zur Rettung Preußens bestimmten Hülfsheeres von 60,000 Mann zu übernehmen. An der Spitze dieser Macht stand der Feldherr mit dem Anfange des Decembers bei Grodno in Litthauen. Die schnelle Vernichtung der preußischen Streitkräfte und Bonaparte's unaufhaltsames Vordringen nach Norden zwangen Bennigsen, seine Kriegsschaaren auf die rechte Seite der Weichsel zu ziehen in enge Cantonnirungen, nahe bei Warschau; er selbst nahm sein Hauptquartier zu Pultusk am Narawflusse, um sich dort, im Falle des Angriffs, eine vortheilhafte Stellung zu sichern. Hier übertrug ihm der König von Preußen bei seiner persönlichen Anwesenheit den Oberbefehl über die Reste der preußischen Armee, welche in den Garnisonen der schlesischen Festungen, Warschau's, Kolberg's, Thorn's und Danzig's, bestanden und durch einige tausend Mann, größtentheils Polen von Geburt, vermehrt wurden, welche l'Estocq herbeiführte. Der französische Kaiser ging über die Weichsel und griff unter Pultusk am 26. December 1806 das Heer Bennigsens an, welches nicht allein mit einem wohlangeführten, sieggewohnten Feinde, sondern auch mit der Eifersucht der ihn unterstützen sollenden Nebenheere (unter Burhöwden) und mit einem nur auf den Rückzug bedachten, wie man erzählt, völlig geistesverwirrten Oberfeldherrn, dem Marschall Kaminsky, zu streiten hatte. Während so alle mögliche Kraftanstrengung erforderlich war, fehlte es an übereinstimmenden Maßregeln; aber aller dieser Hindernisse ward Bennigsen insofern Meister, daß der Kampf dieses Tages den Ruhm der russischen Waffen erhöhte und, daß er, wenn auch ohne entscheidenden Sieg, den Angriff des Feindes mit Nachdruck zurückwarf. Bonaparte sah sich gezwungen, gegen seinen Zweck, dem er so blutige Anstrengungen opferte, wieder zurück zu gehen nach Warschau, wo er zu beiden Seiten der Weichsel sein Heer in die Winterquartiere legte.

Die bisherige Stellung der Befehlshaber der einzelnen russischen Heere konnte, nach den traurigen Erfahrungen des Decembermonats, nicht länger fortdauern. Der Kaiser Alexander entschied, das Verdienst so richtig würdigend: Kaminsky ward vom Kriegsschauplatz entfernt, Burhöwden zu dem Heere gegen die Türken

beordert, und Bennigsen zum Oberheerführer aller gegen die Franzosen aufgestellten Heeresmassen, mit den ausgedehntesten Vollmachten, ernannt. —

So an Kaminsky's Stelle mit dem Oberbefehle der Armee bekleidet, nahm Bennigsen seine Richtung nach Altpreußen und nöthigte die feindlichen Generale Ney und Pontecorvo, welche dort vorzurücken und Königsberg zu besetzen im Begriff waren, sich gleichfalls auf die Weichsel zurück zu ziehen, von wo aus der französische Kaiser in der strengsten Winterkälte mit seiner ganzen Macht aufbrach, um Bennigsen aufzusuchen. In den ersten Tagen des Februars 1807 trafen die einzelnen Armeecorps in verschiedenen kleinen Gefechten zusammen bei Passenheim, Allerstein und Landsberg, indem Bonaparte auf Königsberg operirte, von wo er seine Gegner abzuschneiden beflissen war; doch die letztern bezogen eine Stellung bei Eylau, wo Bennigsen und der mit ihm vereinigte preußische Heerführer l'Estocq die große Schlacht annahmen. So ward unter den thätigsten Anstrengungen von beiden Seiten am 7. und 8. Februar der mörderische Kampf gefochten, dessen strategische Anordnung und einzelne Blutbäder hier nicht dargestellt werden sollen. Ueber den Sieg des gesammten Treffens ist, da sich ihn beide Theile zuschrieben, viel gestritten worden. Allgemein anerkannt ist, daß dem als Feldherrn so entschieden großen französischen Kaiser ein gewiegter Gegner entgegen stand, der beim zweckmäßigen Gebrauche eines tapfern Heeres und einer heldenmüthigen preußischen Hülfsschaar der gegenseitigen Schlauheit und Tapferkeit die Spitze zu bieten wußte. Alle Bemühungen der Kriegskunst, durch welche französischer Seits gewöhnlich große Feldschlachten gewonnen wurden, versuchte Ueberflügelung des Feindes, oder Durchbrechung der Schlachtlinie vermittelst heftiger Waffenangriffe, blieben erfolglos. So scheiterte Bonaparte's Plan zur Vernichtung eines Gegners, welcher seine Haltung behauptete, doch nicht im Stande war, — wie er sich entschuldigt, wegen Ermattung des Heeres und Mangels an Schießbedarf, — zur Erreichung eines entschiedenen Sieges und zur Benutzung desselben großartige Maßregeln zu treffen. Beide Theile feierten Siegesfeste; doch beide hatten nur großen Verlust zu beklagen. Auch die russische Armee gab ihren Plan, sich mit Dan-

zig und Graudenz in Verbindung zu setzen und die französische Armee zum Rückzuge auf Warschau, gegen Ostrolenka hin, zu nöthigen, auf und zog sich selbst zurück, indem sie dem französischen Kaiser vier Monate hindurch Zeit ließ, sein geschwächtes Heer zu verstärken, die Bewaffnung der Polen zu betreiben, die Ankunft deutscher Hülfsvölker abzuwarten, alle zurückstehenden Krieger an sich zu ziehen und mit der Eroberung Danzigs nicht allein einen neuen Stützpunct, sondern auch die bisher dort bei der Belagerung beschäftigte Heeresabtheilung zum freien Gebrauch für den neuen Feldzug zu erhalten. Bennigsen verkannte gewiß nicht die wesentlichen Vortheile, welche er seinem Gegner mit dem Zeitgewinne preisgab, und so konnte er wohl nur halb sich erfreuen der Gnadenbezeugung, welche Alexander mit kaiserlicher Freigebigkeit dem Feldherrn und der Armee für die Thaten bei Eylau zutheilte: Bennigsen erhielt den St. Andreasorden und die Zusicherung eines Jahrgehalts von 12,000 Rubel auf Lebenszeit, nebst einem Handschreiben des Kaisers, worin es unter anderm heißt: „Ihnen, mein Feldherr! war der Ruhm vorbehalten, den bis dahin Unwiderstehlichen zu besiegen. Es ist mir höchst erfreulich, Ihnen dafür meine Dankbarkeit, wie die des gesammten Vaterlandes, bezeugen zu können." — Die ganze russische Armee, welche an dem Kampfe jener blutigen Tage Theil genommen, empfing viermonatlichen Sold zum Geschenke, und sämmtlichen Officieren wurden Ehrenzeichen verliehen.

Unter solchen Vergünstigungen verkannte Bennigsen das Gefahrvolle seiner Lage nicht; während er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, in Hinsicht der Ernährung und Verpflegung des durch so manchen Verlust verminderten Heeres, gingen die Verheißungen baldiger Ankunft bedeutender Verstärkungen langsam und unvollständig in Erfüllung. Bennigsen sah bei der Beschränktheit der ihm zu Gebote gestellten Mittel das unglückliche Ende des Kriegs vorher, sprach sich darüber ohne Rückhalt schriftlich und mündlich aus und bat dringend um seine Entlassung; doch die wiederholten Wünsche des ihm so wohlwollend gesinnten Kaisers hielten ihn. — Er mußte noch vor dem Beginnen des neuen Feldzuges einen wichtigen Entscheidungspunct desselben, Danzig fallen sehen, ohne ihn retten zu kön-

nen. Kleine, mit geringen Hülfsmitteln unternommene Versuche, diese mächtige Festung zu retten, wurden wider seinen Willen erfolglos unternommen. Hülfe konnte nur ein Hauptangriff auf das große Heer Napoleons gewähren, und dazu war Bennigsen nicht stark genug, so wie zu schlecht versehen mit Kriegs- und Mundvorrath. Die langersehnten, oft verheißenen Reserven kamen aus Rußland gar langsam an, in geringer Zahl, während man von feindlicher Seite jeden Tag die Ergreifung der Offensive erwarten mußte. Bennigsen war gezwungen, vertheidigungsweise zu operiren; um aber nicht jeden Vortheil dahin zu geben, faßte er den muthigen Entschluß, sein Glück zu versuchen, indem er gegen die weit ausgebreitete feindliche Armee den Nutzen einer concentrirten Stellung geltend zu machen suchte und den Angriff eines vorgeschobenen Corps anordnete. Doch der gewiegte Gegner ward hierdurch veranlaßt, seine Kriegermassen zusammenzuziehen, und Bennigsen genöthigt, die leicht verschanzte Stellung bei Heilsberg zu nehmen. Hier gelangte er, selbst an der Wassersucht so hinfällig, daß er oft ohnmächtig vom Pferde sank, an, überzeugt von der Erfolglosigkeit der ergriffenen Offensive, denn er konnte, bei der verhältnißmäßigen Schwäche seines Heeres, mühsam erkämpfte Partialvortheile nicht benutzen; Napoleon blieb ihm mit überlegener Kraft gegenüber und erzwang den Rückmarsch der Russen nach dem Pregel mit Zurücklassung eines beträchtlichen Theiles ihrer Vorräthe, indem er durch abgesandte große Corps jene in die Besorgniß, umgangen zu werden, versetzte. Bennigsen gedachte den Pregel bei Wehlau zu passiren; um diesen Marsch und Uebergang zu decken, beabsichtigte er, die Stellung an der Alle bei Friedland gegen die von Napoleon dorthin vorgeschobenen Schaaren zu behaupten, welcher Vorsatz ihn bei wiederholtem Angriff verleitete, nach und nach den größten Theil seiner Armee in das Gefecht zu ziehen. Die beharrliche Ausdauer der Russen und der Mißgriff ihres Feldherrn wirkten gemeinschaftlich vortheilhaft für die Franzosen, als Napoleon gegen Abend mit der Hauptmacht heranzog und das feindliche Heer in nachtheiliger Stellung fand, wo dasselbe die Alle im Rücken hatte und die Verbindung der Schlachtlinie durch Bäche getrennt war. Bennigsen suchte dem Stoße auszuweichen, indem er,

sobald er die Annäherung der feindlichen Hauptmacht erfuhr, das Gefecht abbrach und den Rückzug über die Brücken der Alle befahl; doch war es zu spät, diese Maßregel ohne großen Verlust auszuführen: der Feind drängte mit voller Gewalt nach, der Rückzug geschah mit bedeutenden Aufopferungen durch die brennende Stadt, über brennende Brücken und durch den Fluß selbst. Am jenseitigen Ufer bald durch die nicht zur Schlacht gekommenen Truppen aufgenommen, verfolgte Bennigsen seinen Marsch und ging bei Wehlau auf das rechte Ufer des Pregels, indem die Franzosen weniger darauf bedacht waren, das sich zurückziehende Heer anzugreifen, als vielmehr mit ihnen zugleich den Fluß zu überschreiten; aus welcher Maßregel die Preisgebung Königsbergs von selbst erfolgte, und wodurch der Sieg bei Friedland entschiedene Bedeutsamkeit erhielt. Bennigsen sann ohne Verzug darauf, durch einen großen Schlag die erlittene Niederlage gut zu machen: er gab den Befehl zur Vereinigung aller russischen und preußischen Streitkräfte, um in einer Hauptschlacht sich mit Napoleon zu messen; doch waren ihm im gehaltenen Kriegsrathe alle russische Generale, selbst der Großfürst Constantin, das Gefahrvolle solches Wagnisses nicht übersehend, entgegen, und bewirkten dahin Abänderung des Planes, daß der Feldherr, ohne vom Feinde gedrängt zu werden, bei Tilsit über die Memel ging, um dort die Ankunft der Reserven abzuwarten. Hierzu war ihm der von Napoleon gern angenommene Waffenstillstand erwünscht; aber völlig seinen Rathschlägen entgegen war die Wendung, welche die während desselben angeknüpften Friedensunterhandlungen nahmen. Hier mußte der französische Kaiser um so größeres Uebergewicht erlangen, da er bei den diplomatischen Zusammenkünften dem russischen Kurakin und Labanoff-Rostowsky einen Talleyrand und Berthier entgegenstellte. So kam der unglückliche Friede von Tilsit zu Stande, indeß Bennigsen sehnsuchtsvoll dem Augenblicke entgegen sah, wo er den Kampf wieder aufnehmen konnte, und sich zur Ausführung des Planes anschickte, bei Narew die Offensive zu ergreifen, während an der Memel nur vertheidigungsweise operirt werden sollte. — Tief niedergeschlagen über einen solchen Frieden zu solchem Zeitpuncte, verließ Bennigsen die Armee und ging auf seine Landgüter bei Wilna,

wo schnell überhand nehmende Blasenwassersucht ihn den Pforten des Todes nahe brachte. Doch gelang es der ärztlichen Kunst, ihn völlig zu heilen, und der in der Zurückgezogenheit sich so glücklich fühlende Held verlebte heitere Tage dem gesellschaftlichen Vergnügen und den Wissenschaften.

Hier war es, um mit einem Zuge die joviale Seelenheiterkeit Bennigsens anzudeuten, wo er von den französischen und westphälischen Behörden mehrere Male Aufforderungen erhielt, als geborner Hannoveraner aus fremdem Kriegsdienst in die Heimath zurückzukehren, widrigenfalls sein Familiengut in Beschlag genommen und eingezogen werden würde. — Bennigsen antwortete: für jetzt erlaube es der Dienst seines Kaisers nicht, daß er der Weisung Folge leisten könne; sobald es aber irgend anginge, würde er sich einfinden und funfzig tausend Mann Kosaken mitbringen.

Mit der Veränderung der politischen Verhältnisse des petersburger Cabinets zum französischen Kaiser wurde Bennigsen aus seinem Asyle abgerufen. Kaiser Alexander empfing zu Wilna den Feldherrn mit ausgezeichnetem Wohlwollen und nahm seine Thätigkeit und Einsicht von neuem in Anspruch, indem er ihn in seiner nächsten Umgebung beschäftigt zu sehen wünschte. Doch diese Bestimmung erhielt bald eine Abänderung, indem Bennigsen der Aufforderung Folge leistete, mit dem General Kutusow, der schon am Ende des Augustes dem überall zurückgedrängten Feldherrn Barclay de Tolly folgte und zu Zarewo Solomiczi den Oberbefehl des Heeres übernahm, den Feldzug zu machen. Die Veranlassung hierzu lag wahrscheinlich in dem früher dem Kaiser überreichten Operationsplane, nach welchem Bennigsen zu einem raschen Vorschreiten und muthvollen Angriff rieth; man mochte sich dieser Rathschläge in jenem Zeitpuncte um so lebhafter erinnern, da der fortwährende Rückzug der russischen Heere und das Preisgeben so ansehnlicher Provinzen bekanntlich nicht in dem ursprünglichen Plane Barclay's lag. Unmittelbar nach dem Wechsel der Feldherrn bereitete sich das russische Heer zur Annahme einer Feldschlacht und wählte dazu die günstige Stellung beim Dorfe Borodino, unfern von Mosaisk und dem Moskwaflusse, an der großen Heerstraße, etwa zwölf Meilen von Moskau

gelegen. In dem schrecklichen Kampfe am siebenten September, beispiellos in den Jahrbüchern der Geschichte durch die ausdauernde Kraftanstrengung und Erbitterung, mit denen von beiden Theilen gefochten ward, beispiellos durch ungeheure Blutströme, welche das Schlachtfeld tränkten, befehligte Bennigsen des russischen Heeres Mitteltreffen, indeß Barclay den rechten, Bagration den linken Flügel führten. — Wenn auch nach unparteiischer Beurtheilung der beiderseitigen Schlachtberichte angenommen werden muß, daß, als eintretende Nacht und allgemeine Entkräftung Stillstand gebot, von keinem Theile ein entschiedener Sieg erkämpft war, so muß doch angenommen werden, daß russischer Seits der größte Verlust war, indem bekanntlich dieses Heer weiter zurückwich, Moskau preisgab und sich bei Kaluga und Aula lagerte; eine Maßregel, der Bennigsen in dem zuvorgehaltenen Kriegsrathe eifrig widersprach, indem er für die Vertheidigung der alten Hauptstadt des nordischen Kaiserreiches stimmte. Ward auch hier unter den Mauern Moskau's sein Rath verworfen, so befolgte man doch denselben späterhin nach zweitägigem Rückzuge, indem er den Oberfeldherrn bestimmte, die Stadt zu umgehen und sich der Communicationslinie des Feindes zu nähern; eine Maßregel, die für die französische Armee die nachtheiligsten Folgen hatte. Auch bewies Kaiser Alexander öffentlich, wie sehr er Bennigsens neue Verdienste erkannte, indem er ihm unmittelbar nach der Schlacht an der Moskwa den St. Wladimirorden erster Classe verlieh.

Während Kutusow nach der Räumung von Moskau seinen gewiegten Gegner über die wahre Richtung seines Marsches in Ungewißheit ließ, und dann Bonaparte's gedrängte Lage durch vorgespiegelte Willfährigkeit zur Abschließung eines Waffenstillstandes schwieriger machte, entschloß sich der französische Kaiser, die Aufmerksamkeit des bei Krasnoi Prokrow stehenden russischen Haupttheeres, durch Versendung einer größtentheils aus Reiterei bestehenden Heeresabtheilung unter Murat, zu beschäftigen, um indeß den nothwendig gewordenen Rückzug besser ausführen zu können. Diese Anordnung ward Veranlassung zu dem raschen Ueberfalle und glänzenden Siege, welchen Bennigsen am 18. October bei Woronowa über Murat erfocht, wie denn auch zu den un-

mittelbaren Folgen der den Franzosen beigebrachten Niederlage die schnelle Räumung Moskau's gehört. Ueber jenen für den Ruhm der russischen Waffen und ihres Anführers so denkwürdigen Tag redet Kaiser Alexander in einem Briefe an Bennigsen mit folgenden Worten: „Am $\frac{5}{15}$. October haben Sie Ihre ausgezeichneten militairischen Talente aufs neue bewährt, indem Sie durch Ihre wohlberechneten Dispositionen und weisen Maßregeln das gegen 50,000 Mann starke französische Corps unter dem Befehle des Königs von Neapel mit unsern braven Truppen völlig geschlagen und zur Flucht gezwungen haben. 3000 Todte, 1700 Gefangene, mit einer Ehrenstandarte des ersten Cürassier-Regiments, 38 Kanonen, 40 gefüllte Pulverwagen, das ganze Lager nebst der Equipage des Königs von Neapel sind die Trophäen dieses Tages. Ihrer bei dieser Gelegenheit erhaltenen Contusion ungeachtet, verließen Sie das Schlachtfeld nicht nur nicht, sondern blieben auch bei der Verfolgung stets auf dem Platze. In Hinsicht dieses Ihre ausgezeichneten militairischen Talente aufs neue verherrlichenden Sieges verleihen Wir Ihnen hiermit die Insignien des heiligen Andreasordens in Brillanten, um Ihnen öffentlich vor der Welt Unser Wohlwollen an den Tag zu legen, und fügen diesem ein Geschenk von 100,000 Rubeln bei." —

Bei der Verfolgung der Rußland räumenden französischen Armee zeigte sich zwischen Kutusow's und Bennigsens Planen große Verschiedenheit. Nach des letzteren Rathe sollten die Franzosen ganz von der Hauptstraße abgedrückt, und der Uebergang über die Beresina unmöglich gemacht werden; Kutusow dagegen, nach abgelebter Greise Art gern zögernd, war zufrieden, den Feind aus Rußland fliehen zu sehen, zufrieden mit dem leichtverdienten Lorbeer und mit dem wohlfeil erlangten Ruhme, der Befreier Rußlands genannt zu werden. Die hieraus entstandene Spannung war so groß, daß Bennigsen es für gerathen hielt, die Armee zu verlassen; auch trat er, um zum Kaiser zu gehen, schnell die Reise nach Petersburg an; doch sein Monarch, auf dem Wege nach Wilna begriffen, begegnete ihm in Groß-Rußland, im Städtchen Porchow, und gab ihm die erbetene Erlaubniß, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit sich auf seine litthauischen Güter begeben zu dürfen.

Hier verweilte Bennigsen, bis ihm der Kaiser, unmittelbar nach Kutusow's Tode, (er erfolgte zu Bunzlau den 28. April 1813) den Oberbefehl der Reservearmee übertrug, welche unter dem Namen des polnischen Heeres im Julius 1813 aufbrach und die Einschließung Modlin's, Zamosc's, Czenstochau's und der noch im Besitze der Franzosen in Schlesien sich befindlichen Festungen unternahm. Während der Schlachten an der Katzbach und bei Großbeeren wurde es Bennigsen möglich, mit 65,000 Mann der Armee von Polen über die schlesische Grenze vorzurücken, um von der Oder her die Verbindung zwischen der schlesischen und der Nordarmee strategisch zu sichern. Dann, im Anfange des Octobers, ging er von Zittau nach Böhmen, um beim Vordringen der verbündeten Armee die bis dahin von Schwarzenberg inne gehabte Stellung bei Töplitz gemeinschaftlich mit Colloredo einzunehmen, von dort aus das Erzgebürge zu forciren, den Marschall St. Cyr nach mehrern kleinen Gefechten in Dresden einzuschließen, und, während er dessen Beobachtung dem General Tolstoy überließ, verstärkt durch ein östreichisches Corps unter Bubna, der leipziger Völkerschlacht zuzueilen. Er konnte, der Eilmärsche ohngeachtet, hier erst den 17. die ihm bestimmte Stellung auf dem rechten Flügel einnehmen. Schon am folgenden Tage kämpfte er siegreich bei Zweinaundorf, erstürmte dort die feindliche Stellung, warf Macdonald nach verzweifeltem Widerstande nach Stötteritz zurück und ward auf dem Schlachtfelde Abends von seinem Kaiser unter den rührendsten Anerkennungen seiner Thaten in den Grafenstand erhoben. Beim Sturme auf Leipzig drang Bennigsen in die grimmaische Vorstadt, dann in die Stadt selbst und vollzog den Auftrag der Verbündeten, den König von Sachsen von der Entscheidung der mehrtägigen Kämpfe zu benachrichtigen und unter Obhut zu nehmen.

Es würde dem Zwecke dieser Mittheilung zuwider sein, hier die Geschichte jener thatenreichen Zeit in ihren Verzweigungen zu verfolgen, um so vollständig zu zeigen, welchen Theil Bennigsens Thätigkeit an den verschiedenen Kriegsoperationen nahm. Hier ist nur noch zu berichten, daß ihm unmittelbar nach der leipziger Schlacht der minder glanzvolle, aber für das Wohl vieler deutscher Länder bedeutende Beruf anheim fiel, die ganze Elblinie von Dresden bis Hamburg zu beobachten, die Vereinigung der auf derselben mit großen Kriegsvorräthen in den Festungen lie-

genden französischen Truppen zu verhindern, deren Streifzüge und Brandschatzungen in den umliegenden Gegenden zu hintertreiben und zur Eroberung jener Plätze vorzuschreiten. Da indeß die Entscheidung der großen politischen Katastrophe nicht in diesen Gegenden, sondern westlich, schon auf französischem Boden, zu erwarten war, da vorherzusehen war, daß mit jener die Festungen ohne diesseitige Kraftanstrengung von selbst aufgegeben werden müßten, da außerdem die Bennigsen zugetheilten Truppen größtentheils aus Reiterschaaren bestanden und kein Belagerungsgeschütz mit sich führten, so mußte sich der Feldherr begnügen, den Feind in den drei Hauptpuncten, Dresden, Magdeburg und Hamburg möglichst eng einzuschließen. Zur Erlangung dieses Zweckes hatte er mehrere Gefechte, besonders in der Gegend von Hamburg gegen Davoust. Eine Unternehmung, die er hier am 23. Februar gegen die Verschanzungen auf der Elbinsel, der Wilhelmsburg, anordnete, um so die Verbindung des Feindes mit Haarburg zu zerstören, welche der zugefrorne Fluß begünstigte, mißglückte ohne bedeutenden Verlust, und wäre auch im Falle des Gelingens ohne Erfolg gewesen, da die Wilhelmsburg gegen die sie bestreichenden feindlichen Werke ohnehin nicht zu halten war; zu der Vernichtung der Brücke hingegen, wenn darauf der Plan des Unternehmens ging, waren die getroffenen Vorkehrungen viel zu geringfügig. — Die Siege der Verbündeten in Frankreich befreiten die Elbfestungen bald darauf von den Franzosen, die mit der Thronerlangung der Bourbons in die Heimath zurückberufen wurden. Unmittelbar nach der Uebergabe Hamburgs erhielt Bennigsen von seinem Monarchen die Insignien des St. Georgenordens erster Classe, welche, außer ihm, gegenwärtig nur dem Könige von Schweden und dem Herzog Wellington verliehen sind. Mit dem eingetretenen Frieden erhielt Bennigsen den Oberbefehl der Südarmee, welche Kaiser Alexander in Bessarabien an der Grenze des Türkenreiches aufstellte, wo sich der greise Feldherr mit gewohnter Rüstigkeit die Truppenübungen und die Bildung des Heeres angelegen sein ließ. Doch körperliche Schwäche nöthigte ihn 1818, seinen ihm immer mit besondrer Huld zugethanen Regenten um die Erlaubniß zu bitten, daß er sich auf sein Familiengut im Hannöverschen in den Ruhestand begeben dürfe. Mit der Zusicherung seines ganzen Gehaltes als commandirenden Generals, mit ausdrücklicher Erwähnung des Wunsches, daß man fortwäh-

rend hoffe, von Bennigsens Rathschlägen in vorkommenden Fällen Gebrauch zu machen, ward dieses nach einem so thatenreichen Leben billige Gesuch gewährt. Die nächste, dringendste Veranlassung zu diesem Rücktritte lag in einem Sturze, welchen Bennigsen 1816 auf einer Inspectionsreise in Bessarabien erlitt, dessen unglückliche Folgen ihn des Gesichtes bald völlig beraubten.

So lebt Bennigsen gegenwärtig auf seinem Landgute Banteln oder in Hannover erblindet und erträgt, wie er sagt, „solch kleines Unglück" mit philosophischem Gleichmuthe und Heiterkeit. Es ist gar erfreulich, dem edlen Greise, welcher in dem Gewirre des Staats- und Hoflebens wie des Krieges ein Menschenalter verlebte und so manchen Ruhm ärntete, sich zu nahen und zu sehen, wie er, unter der Pflege einer liebenden Gattin (er verheirathete sich zum vierten Male zu Grodno mit der Tochter des Präsidenten von Andrczikewicz), dem gesellschaftlichen Leben so manchen Genuß abzugewinnen weiß. Diese Muße erheitert er sich durch Beschäftigungen mit den Wissenschaften; ihnen wurde er nie entfremdet, und so bewähren sie sich auch gegenwärtig als jedem Lebensalter reiche Früchte darbringend.

Bennigsens Ruhm als militairischer Schriftsteller steht fest mit seinem in mehrern Ausgaben zu Wilna 1794 und und zu Leipzig 1805 erschienenen gehaltreichen Werke: „Gedanken über einige dem Officiere der leichten Cavallerie nothwendige Kenntnisse des Kriegsdienstes und der Pferde," welches vom Anfange an sehr günstig aufgenommen ist, in Rußland wie in Deutschland großen Nutzen stiftete und in der Literatur ein bleibendes Andenken verdient. Gegenwärtig beschäftigt sich der verdienstvolle Greis mit der Ausarbeitung der Denkwürdigkeiten seines Lebens, welche, wie verlautet, erst nach seinem Tode im Drucke erscheinen, über die mehr als funfzigjährige Periode seiner öffentlichen Wirksamkeit Licht verbreiten und viele wichtige historische Aufschlüsse enthalten werden. Wie entschieden sich auch das Verlangen nach diesen Mittheilungen regt, so ist deren öffentliche Bekanntmachung, wie gesagt, doch unter eine Bedingung gestellt, welche Bennigsens Freunde wünschen macht, daß nicht sie, sondern die Nachkommen die Erben der dort niedergelegten Schätze werden mögen. —

# Johann Friedrich Meyer,

königlich großbritannischer und kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Oberlandesökonomiecommissair, Mitglied der königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle.

Digitized by Google

# Johann Friedrich Meyer *).

Virtute ambire hóminis est, non autem fautoribus;
Nam sat fautorum habet, qui bene operatur.

Plautus.

Johann Friedrich Meyer ward zu Lindhorst, im hannöverschen Amte Haarburg, am 11. April 1741 geboren, wo sein Vater Pachtmüller war. Beide Aeltern standen in der ganzen Umgegend als verständige und höchst rechtliche Menschen in Achtung und Ansehn. Schon in früher Jugend bemerkten sie an dem Knaben Spuren der glücklichsten Geistesanlagen. Zwar konnten die Aeltern, nicht begütert, zu deren Ausbildung wenig beitragen; aber sie führten ihrer Kinder Herz und Sinn zur Genügsamkeit und Rechtlichkeit; Tugenden, die den verewigten Meyer durch sein ganzes Leben begleiteten. Den ersten Unterricht empfing er in der benachbarten Schule des Kirchdorfs Hittfeld, in welcher unter der Aufsicht und Leitung des Predigers Hemme ein geschickter Cantor lehrte. Bald wußte der Knabe durch Fleiß, Fähigkeiten und durch sein freundliches, gutmüthiges, rein sittliches Betragen die Zufriedenheit und den Beifall des Schulvorstehers und Lehrers zu gewinnen. Er blieb in dieser Dorfschulanstalt bis zu seiner Confirmation. Als

*) Nach den Mittheilungen des Herrn Canzlei-Directors und Ritters Dr. Hagemann bearbeitet.

er sie darauf verließ, ward er von dem genannten Prediger dem General-Superintendenten Wahrendorf zu Haarburg als ein junger Mensch empfohlen, der zu den besten Erwartungen berechtige. Auf diese Empfehlung nahm Wahrendorf ihn zu sich und gebrauchte ihn Anfangs zum Abschreiben, bald aber auch zur Anfertigung schriftlicher Aufsätze und Ausarbeitungen. Allein diese Beschäftigungen genügten dem regen Geiste des Jünglings nicht; er bemühte sich daher, durch unermüdeten Fleiß seine Kenntnisse zu vermehren und zu erweitern. Ein Freund — sein Name ist leider nicht bestimmt bekannt, aber wahrscheinlich war es der geschickte Lieutenant Nemero — beobachtete die Talente des jungen Meyer, gab ihm Unterricht in der Mathematik, der lateinischen und deutschen Sprache, und verschaffte ihm solchen in der Musik bei dem geschickten Organisten Mackenthun zu Haarburg. Dieser unterrichtete ihn mit besonderer Zuneigung unentgeldlich, und in kurzer Zeit brachte es Meyer zu einer nicht geringen Fertigkeit im Clavierspiel. Mangel an Zeit, Gelegenheit und Vermögen verhinderten ihn in der Folge, seine musikalischen Talente völlig auszubilden, ohne daß er sie jedoch ganz vernachlässigte. Noch in spätern Jahren verschaffte er durch sein Flöten-, Harfen- und Clavierspiel, verbunden mit einer angenehmen Stimme, sich selbst, seiner Familie und seinen vertrautern Freunden manchen schönen Genuß.

In Haarburg, wo er den ersten Grund seiner spätern Geistesbildung legte, verblieb er zwei Jahre und kehrte dann zu seinen Aeltern zurück. Der Gutsherr von Lindenhorst, der Landrath Freiherr Schenk von Winterstedt, die vorzüglichen Anlagen des jungen Mannes erkennend, schickte ihn auf eine der höhern Schulanstalten nach Lüneburg, mit der Zusage, auch auf der Universität Göttingen für seinen Unterhalt demnächst zu sorgen. In Lüneburg genoß er zwei volle Jahre trefflichen Unterricht und erwarb sich daselbst in Sprachen, besonders aber in der Mathematik, durch ausgezeichneten Fleiß recht gute Kenntnisse. Ehe er indeß noch zur Universität völlig reif war, hatten sich die Umstände geändert, indem die früher gemachten Verheißungen nicht in Erfüllung gingen. Aus Mangel an Unterstützung konnte er Göttingen nicht besuchen und

mußte selbst die Schule zu Lüneburg verlassen. Er nahm eine ihm angetragene Registerführerstelle bei dem Amtmann Griesebach zu Lüchow an, dessen Vertrauen, Achtung und Liebe er sich sehr bald durch Treue und besondere Geschicklichkeit im Rechnungswesen in hohem Grade erwarb. Als derselbe späterhin an das königliche Amt Hoya versetzt ward, folgte ihm Meyer, mehr wie Freund, denn als abhängiger Schreiber. Hier sowohl, als vorhin schon zu Lüchow, kam er in freundschaftliche und belehrende Bekanntschaften mit gebildeten Männern, die ihn in seinem rastlosen Streben nach wissenschaftlichen Kenntnissen eifrig unterstützten. In jedem geschäftsfreien Momente las und studirte er vorzüglich mathematische und bauwissenschaftliche Werke. Je weiter er in diesen Theilen der Wissenschaften fortschritt, desto eifriger suchte er sich untergeordneten Beschäftigungen zu entziehen, um sich der Welt nützlicher zu machen. Dies schöne Ziel stand stets lebendig und in voller Reinheit vor seiner Seele und gab ihm Muth, Kraft und Ausdauer, unendliche Schwierigkeiten zu besiegen und vor Mühseligkeiten nicht zu erschrecken. Seine Studien umfaßten zwar fast alle Theile der Mathematik; aber vorzüglich waren sie auf die euklidische Geometrie, die civil- und landwirthschaftliche Baukunst gerichtet.

Schon in Hoya beschäftigte er sich mit der praktischen Ausführung und Bearbeitung derselben: er führte daselbst kleine Bauten auf, übernahm Vermessungen, verfertigte Risse, Plane und Zeichnungen u. s. w., wodurch er zuerst dem Kammercollegio zu Hannover als brauchbarer und fähiger junger Mann vortheilhaft bekannt ward. Der Tod des Amtmann Griesebach setzte ihn außer Stelle und Brot. Ein Registerschreiberdienst konnte Meyers bereits erworbenen Kenntnissen nicht mehr genügen. In der dortigen Gegend sollten um diese Zeit viele von der Kammer angeordnete Vermessungen ausgeführt werden; er erhielt den Auftrag dazu. Seine Arbeiten, besonders bei der für das Herzogthum Lauenburg im Jahre 1773 angeordneten Verkoppelungscommission, erwarben den vollen Beifall des Kammercollegiums; so ward ihm nun ein Geschäft nach dem andern, sowohl in Vermessungen als Bauwerken, aufgetragen. Jene gaben ihm die erste Veranlassung zu

Versuchen, einzelne Gemeinheiten (Allmanden) aufzuheben und zu theilen. Er verfuhr dabei mit der größten Genauigkeit, nach Recht und Billigkeit. Da diese partiellen Theilungen zur vollkommensten Zufriedenheit der Interessenten ausfielen, die ihm aufgetragenen Bauten aber trefflich befunden wurden, ernannte ihn die Kammer im Jahre 1779 zum Kammerconducteur, und einige Jahre später, im Jahre 1783 oder 1784, zum Kammerökonomiecommissair. Nun ward Meyers ganze Thätigkeit in Anspruch genommen, die ihm aufgetragenen Arbeiten bezogen sich vorzüglich auf Gemeinheitstheilungen, Abstellung der Herrendienste, Untersuchungen der Amtspachtungen und deren Regulirung, Niederlegung von Vorwerken, Pachterneuerungen, neue Amtshaushaltungsregulirungen, mit und ohne Frohndienstabstellung, Benutzung und Abwässerungen der Moorgegenden, Anlegung neuer Wiesen u. s. f.; alles Gegenstände, die für den Nationalwohlstand von größter Wichtigkeit sind.

Schon hatte der günstige Erfolg der verschiedenen Gemeinheitstheilungen, die in den hannöverschen Landen längst gewöhnlich gewesen sind, die größte Aufmerksamkeit erweckt und beim Könige Georg dem Dritten — dem wahren Vater des Vaterlandes und eifrigsten Beförderer aller gemeinnützlichen landwirthschaftlichen Verbesserungsanstalten — den Plan zu einer vollständigen Gemeinheitstheilungsordnung, zunächst für das Fürstenthum Lüneburg, erzeugt, bei dessen Ausführung die von Meyer in seinem Werke über Gemeinheitstheilungen aufgestellten Principien vorzüglich benutzt wurden. Ueberhaupt hatte Meyer, vermöge seiner wissenschaftlichen und technischen Kenntnisse in diesem Fache, nach der Vorrede des Hofrath Jacobi zur Gemeinheitstheilungsordnung, an deren Abfassung den bedeutendsten Antheil. Am 25. Juni 1802 ward sie publicirt, eine besondere Oberbehörde für diesen Zweig der Nationalökonomie, unter dem Namen Landesökonomiecollegium, constituirt, und demselben zur Leitung der technischen Arbeiten ein Oberlandesökonomiecommissair zugeordnet. Zu dieser wichtigen Stelle, welcher die nächste Aufsicht zur Vorbereitung und Ausführung der Theilungen durch die angestellten Oekono-

miecommissarien anvertraut blieb, gehörte ein Mann, der in Theilungssachen schon geübt und erprobt, der Feldmeßkunst vollkommen mächtig und in allen ökonomischen Angelegenheiten zu Hause war. Alle diese Eigenschaften fanden sich in Meyers Person auf ausgezeichnete Weise vereiniget; er ward daher am 23. December 1802 einstimmig vom Landesökonomiecollegio zum Oberlandesökonomiecommissair gewählt und landesherrlich bestätigt. Das Collegium erhielt seinen Sitz zu Zelle. Meyer mußte daher seinen Geburtsort Lindhorst, woselbst er seit 1784 auf dem gepachteten von Schenkschen Hofe gewohnt hatte, 1803 mit Zelle vertauschen, denn die Einrede der häuslichen Bequemlichkeit und des persönlichen Vortheils durfte nicht, wie anderwärts geschieht, über den Sitz neuerrichteter Behörden entscheiden, nachdem vom Könige selbst hierüber einmal die Bestimmung erfolgt war. Auch war Meyer nicht der Mann, welcher bei der Uebernahme eines Amtes hinsichtlich des Wohnorts sich Gegenvorstellungen erlaubte. —

Was Meyer in seinem neuen, wichtigen und großen Wirkungskreise bis an sein Ende zum Besten der allgemeinen Landesökonomie ausgerichtet, gearbeitet und gewirkt hat, davon zeugen nicht allein, wiewohl gewöhnlich, die in der Registratur des Oekonomiecollegiums aufbewahrten Acten, sondern die That. Der Erfolg seiner Thätigkeit im öffentlichen Dienste und zum Vortheil vieler Gutsbesitzer, Gemeinden und Privatpersonen soll im Einzelnen hier nicht aufgezeichnet werden; eines aber mag doch besonders ausgezeichnet werden. Bei seinem Geburtsorte und spätern Wohnorte Lindhorst befand sich ein großer Moor- und Bruchdistrict, wobei, außer der Landesherrschaft und dem von Schenkschen Gute, sieben verschiedene Dorfschaften interessirt waren. Viele hatten von diesem bedeutenden Terrain keinen, Andere nur einen unbedeutenden Nutzen, Manche sogar Nachtheil. Meyer faßte die Idee, diesen großen Bruch zum Vortheil Aller zu theilen. Im Anfange des Unternehmens und im Fortgange des Geschäfts fand er bei den Interessenten — wie es leider oft der Fall ist — Eigensinn und Widerspruch; aber er besiegte beide durch Beharrlichkeit und brachte die Theilung glücklich zu Stande, ohne welche die Interessenten ihre jetzigen Aecker,

Wiesen und Torfantheile — aus einem Morgen Land können beinahe für 1000 Thaler Torf gestochen werden — nicht besitzen, diese reiche Quelle ihres gegenwärtigen Wohlstandes entbehren würden. Jetzt verehren sie dankbar des Mannes Asche und betrachten sein vollführtes Theilungswerk als das schönste Denkmal, welches er sich in seiner Heimath stiften konnte.

Ungeachtet der wirklichen Ueberladung mit weitläuftigen und wichtigen Geschäften, die dem verewigten Meyer im öffentlichen Dienst oblagen, ließ er nie in der Genauigkeit der Bearbeitung derselben und im Eifer nach, während er seine Kenntnisse in allen Zweigen der Landwirthschafts-, und besonders der ökonomischen Rechnungskunde, immer auszubilden und zu vervollkommnen suchte. Er las fortwährend, selbst noch in spätern Jahren, mit jugendlicher Wärme und Regsamkeit die neuern in sein Fach eingreifenden Schriften; er war empfänglich für alles Neue, welches sich als gut und nützlich bewährte, und konnte sich mit einer bei alternden Geschäftsmännern seltenen Leichtigkeit und frei von den Fesseln der Eitelkeit, verbesserten Formen und Ansichten anschließen. Beispiele davon liefern seine eigenen schriftstellerischen Arbeiten und Werke.

Zu den Gegenständen, welche er mit einer ganz besondern Vorliebe behandelte, gehörten fortwährend die Verkoppelungen; Anlegung neuer Wiesen; Gemeinheitstheilungen; Abstellung der Herrendienste und Veranschlagung der Domainen und Landgüter überhaupt.

Im Jahre 1784 begann er seine schriftstellerische Laufbahn mit einer Abhandlung: Von der Gemeinheitsaufhebung und Verkoppelung in den kurbraunschweig-lüneburgischen Ländern, (Göttingen, bei Vandenhöck. 8.) welche er dem Kammercollegium widmete. Da er sich überzeugte, daß die Verkoppelung *) nur

*) Verkoppeln heißt, die Gemeinheit der Felder und Weiden dergestalt aufheben, daß die zerstreuet und unbefriedigt liegenden Ländereien für jeden Theilnehmer in gewisse befriedigte Räume, die man Koppeln nennt — zusammen gezogen werden. Durch deren Größe, Anzahl, Bestellung oder Nutzung und Umlauf wird das wichtige Verhältniß zwischen Ackerbau und Viehzucht richtig abgemessen und zur immerwährenden Richtschnur festgesetzt.

dann mit vollem Nutzen angewendet werden könne, wenn eine allgemeine Theilung der Gemeinheiten vorangegangen sei, so entstand in ihm der Gedanke, ein eignes Werk über die Gemeinheitstheilungen zu schreiben. Von dieser Idee ward er um so lebendiger ergriffen, als seine geometrischen Beschäftigungen und geglückten, im Anfange meistens nur partiellen Gemeinheitsaufhebungen ihm die vollkommenste Ueberzeugung verschafft hatten, daß durch sie der Wohlstand der Gutsbesitzer, der Landbauer und der Unterthanen überhaupt, bedeutend befördert wurden. Er studirte alle diesen wichtigen Culturgegenstand betreffende Werke, Preisschriften, Aufsätze und landesherrliche Verordnungen, besonders die preußischen, welche diese Materie zuerst mit in Anregung brachten — mit rastlosem Eifer, verglich damit seine eigenen sechs und zwanzigjährigen Erfahrungen und Beobachtungen und suchte bei diesem wichtigen Gegenstande, der so viel Rücksichten und Umsichten erfordert, auf feste, reine, billige und gerechte Principien und Theilungsgrundsätze zu kommen. Im Jahre 1801 erschien der erste und zweite Theil seines Werks, Zelle bei Schulze in 4. unter folgendem Titel: Ueber die Gemeinheitstheilung, und zwar von den Grundsätzen, wonach zu theilen, und von der Verfahrungsart des Verfassers bei den von ihm besorgten Theilungen, zu deren Entwickelung mehrere Entwürfe aus verhandelten Acten mitgetheilt werden. Der dritte Theil kam eben daselbst im Jahre 1805 auch unter dem besondern Titel heraus: Grundsätze und Anleitung zum Bonitiren, wie auch zu andern bei der Gemeinheitstheilung und den Veranschlagungsgeschäften vorkommenden Arbeiten. Dies Werk, welches von allen Sachkundigen überaus vortheilhaft beurtheilt ist und classisch genannt wird, hat Meyer's Ruf und Ansehen in diesem Fache für immer gegründet.

Bei der Anlegung neuer Wiesen, die einen wichtigen Theil der Landwirthschaft ausmachen, suchte Meyer vorzüglich Quellen und Gewässer zu benutzen. Sein Grundsatz war: Wasser macht Gras! — Die königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle hat über die Anlage der Bewässerungswiesen eine Preisaufgabe

aufgestellt. Meyer bearbeitete dieselbe und erhielt von der Societät den Preis. Die Abhandlung ward zuerst in den Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft abgedruckt, erschien aber nachmals besonders unter folgendem Titel: „Ueber die Anlagen der Schwemmwiesen im Lüneburgischen und der Wiesenbewässerung überhaupt. Eine von der königlichen Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle gekrönte Preisschrift von Johann Friedrich Meyer; herausgegeben von Albrecht Thär, mit 5 Kupfertafeln, Zelle, in Commission bei Schulze 1800. 8." Der Verfasser gibt in dieser Schrift eine höchst belehrende Anweisung, wie das Wasser kleiner Bäche und Gewässer, durch anzubringende Stauschleusen in Zuleitungscanäle getrieben, sich über die Wiesen ergießen muß — Wiesenbewässerungsanstalten, — und wie die, auf diese Weise unter die Gewalt des Wassers gebrachten Haideräume, insofern sie hügelig und uneben sind, durch die richtig geleitete Kraft des Wassers eben geflößt werden können — Schwemmwiesen. In der Vorrede bemerkt Herr Thär die Ortschaften im Fürstenthume Lüneburg, wo sich dergleichen Wiesenwässerungsanstalten und Schwemmwiesen besonders auszeichnen und es verdienen, von jedem Freunde der Landwirthschaft in Augenschein genommen zu werden.

Im Jahre 1801 (Hannov. Magazin, Jahr 1801. St. 19. S. 288 ff.) stellte die königliche Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle eine neue Preisaufgabe auf: „Welches sind, nach geschehener Gemeinheitstheilung im Fürstenthum Lüneburg, die zweckmäßigsten Mittel und Methoden, um nach Verschiedenheit des Grundes und Bodens, der Lage und Verhältnisse der Landleute, die Urbarmachung und den Anbau des ausgetheilten Landes auf eine nachhaltende Weise zu betreiben?" In der Sitzung der Societät vom 17. Januar 1803 erhielt Meyer's darüber verfaßte Abhandlung die Hälfte des ausgesetzten Preises. Der in mehreren Zeitschriften geäußerte Wunsch, die bisherigen Erfahrungen über die Abstellung der Herrendienste öffentlich bekannt zu machen, veranlaßte Meyer zur Herausgabe einer besondern Abhandlung: Ueber die Herrendienste und deren Aufhebung, Zelle bei Schulze 1803. 8. Im Hannöverschen war auf Befehl des Königs

Georg des Dritten — dieses gütigen Vaters seiner Unterthanen — den auf seinen Domainengütern dienenden Zehntpflichtigen die Befreiung vom Naturaldienst unter solchen Bedingungen angeboten, welche deutlich zeigten, daß die Abstellung desselben nur auf ihre künftige Wohlfahrt berechnet sei, nicht auf augenblicklichen Geldgewinn oder schlechte Uebervortheilung der Gedrückten. Meyer ward vorzüglich bei diesem Dienstabstellungsgeschäfte gebraucht, und konnte sich daher bei Gelegenheit späterer ökonomischer Aufträge von dem glücklichen Erfolge verschiedener, seit zwanzig und mehreren Jahren geschehenen Naturaldienstaufhebungen am besten überzeugen. In der angeführten Schrift theilt er Auszüge aus genehmigten und ausgeführten Dienstabstellungen mit und beweist aus dreißigjährigen Erfahrungen, daß die Naturaldienstaufhebung sowohl für den Dienstherrn als den Dienstmann stets von dem günstigsten Erfolge begleitet gewesen sei.

Alle solche weise Maßregeln einer guten Staatsverwaltung erhalten ihren Werth nicht allein durch das Wort des Gesetzes, sondern durch zweckmäßige Wahl der damit Beauftragten; werden hierzu nicht tüchtige, vorurtheilsfreie, thätige Männer, sondern halbkluge Projectmacher, verdorbene Oekonomen und schwerfällige Actenfabricanten in schlechtorganisirten Collegien gewählt, so geht aller Segen verloren, und die gesammte Domainenverwaltung geräth in großen Verfall.

Einen wesentlichen Theil der öffentlichen Dienstgeschäfte Meyer's — vor seiner Ernennung zum Oberlandesökonomiecommissair — machten die Pachtuntersuchungen aus, welche ihm bei Domainenpachtungen, deren Erneuerungen oder den neuen Haushaltsregulirungen aufgetragen wurden. Es lag ihm warm am Herzen, das Interesse aller dabei concurrirenden Theile auf das genaueste zu beobachten, die Sache nach allen Seiten zu erforschen, darüber sorgfältig nachzudenken und die Meinungen Anderer zu lesen und zu hören. Ihm lag alles nicht daran, daß er der gewöhnlichen schlechten Plusmacherei fröhnte, wie er sich denn auch nicht zu Gefährdung seiner Pflicht von den Pächtern gewinnen ließ, sondern auf Ausmittelung, Feststellung und Beachtung aller concurrirenden Rechte war sein Streben gerichtet. Auf Veranlassung seines vertrauten Freundes,

des damaligen zellischen Leibarztes, jetzigen königlich preußischen geheimen Oberregierungsraths und Ritters Thär, auf Mögelin, ward Meyer bewogen, über die Grundsätze bei Veranschlagung der Landgüter ein eignes Werk zu schreiben, welches er in der hahnschen Buchhandlung unter folgendem Titel herausgab: Grundsätze zur Verfertigung richtiger Pachtanschläge, über alle Zweige der Landwirthschaft für Domainenkammern, Gutsbesitzer und Pachtbeamten, nebst dazu dienlichen Mustern. Mit einer Vorrede von Albrecht Thär, auf Mögelin, königl. preuß. Staatsrathe u. s. w. Hannover 1809. 4.

Dieses Werk, seine letzte schriftstellerische Arbeit, ist, wie Thär bemerkt, nicht blos hinsichtlich der allgemeinen Abschätzung des Werthes der Landgüter, sondern vorzüglich wegen der Genauigkeit schätzbar, womit alle Zweige des Landhaushalts veranschlagt und behandelt werden. Dadurch wird es, selbst für den denkenden Landwirth, höchst belehrend, und insonderheit ist das, was der Verfasser über die Benutzung des Viehes aller Arten sagt und lehrt, vollständiger und gründlicher, als was man darüber in allen andern landwirthschaftlichen Schriften bisher gesagt findet.

Durch diese mit Gründlichkeit und Gediegenheit abgefaßten Werke hat sich der verstorbene Meyer eine vorzügliche Stelle unter den landwirthschaftlichen Schriftstellern Deutschlands erworben; sein Name wird unter ihnen stets ehrenvoll genannt werden! Was in spätern landwirthschaftlichen Werken über Gemeinheitsaufhebungen, Verkoppelungen, Wiesenbewässerungen, Pachtanschläge, Viehnutzungen u. s. w. vorkommt, ist häufig aus Meyers Schriften entlehnt.

Die Dienstbeschäftigungen brachten übrigens unsern Meyer sehr häufig mit den geringeren Classen der Landbewohner in nähere Berührung. Seine Redlichkeit und Treuherzigkeit hatten einen solchen Glauben an ihn bei diesen in Dingen, die ihr Interesse betreffen, von dem gewöhnlichen Schlage der Regierungscommissarien argwöhnisch gemachten Menschen bewirkt, daß, wenn sie wußten, Meyer hat es gesagt oder vorgeschlagen oder angeordnet, sie sich gegen alle Uebervortheilung sicher gestellt hielten. Das besondere Talent, sich ganz in die Sphäre der geringern Leute zu versetzen, ihre gewöhnlich

breit und weitläufig vorgebrachten Gründe, Zweifel und Bedenken mit Ruhe und Geduld anzuhören, sie durch einzelne Gegensätze und Beispiele, die dem Landmann verständlich waren, zu widerlegen u. s. w., verschaffte ihm das seltene Zutrauen derselben und die Bereitwilligkeit, seinen Vorschlägen und Einrichtungen Gehör zu geben und ihnen zu folgen. Meyer war ganz dazu geschaffen, und er hatte es völlig in seiner Gewalt, die verwickeltsten Geschäfte abzukürzen und ohne großen Kostenaufwand zu endigen. Sein Auge war durch langwierige Erfahrung so geübt, daß er die Morgenzahl einer großen Fläche, wenn er sie ganz genau betrachtet hatte, so zutreffend zu bestimmen vermochte, daß sie nach geschehener Vermessung selten bedeutend differirte.

In seinem 44sten Lebensjahre — 1785 — verheirathete sich Meyer mit einer Tochter des Amtmanns Brauns zu Wilhelmsburg, mit welcher er neun Kinder zeugte. Viere derselben starben in früher Jugend, und fünf derselben sind noch am Leben. Der älteste seiner Söhne hatte Medicin studirt und lebte kurze Zeit als Arzt in Hamburg; er ergriff aber im Jahr 1813 mit seinen jungen Landsleuten zur Befreiung des Vaterlandes die Waffen und ist jetzt Rittmeister in dem hannöverschen Husarenregimente Kronprinz. Der zweite und jüngste Sohn wird für den Handelsstand auf dem großen Comptoir seines Schwagers Godeffroy gebildet. Die älteste Tochter unsers Meyers war zuerst mit dem verstorbenen zellischen Hof- und Canzleirath von Wietzendorf verheirathet, ist gegenwärtig die glückliche Gattin Caesar Godeffroy's zu Hamburg und die Mutter von vier blühenden Kindern. Die zweite Tochter ist die Gattin des Hauptmanns Kettler zu Verden, und die jüngste noch unverheirathet.

Meyer's häusliches Leben war, wie sein innerer Sinn, still und anspruchlos; seine Tage vergingen ihm abwechselnd zwischen Freude und Leid. In widrigen Schicksalen wußte er sich durch Religion zu trösten und zu heben. Wochen lang konnte er sitzen und arbeiten, ohne sich, außer der Tischzeit, einen Augenblick abzumüßigen. Gewöhnlich ging er erst Nachts um Ein Uhr zu Bette und war schon früh wieder auf. Wollte er sich eine Erholung gönnen, so setzte er sich mit seiner

ältesten Tochter ans Clavier, oder er nahm seine Harfe oder Flöte zur Hand. Zu seinen, wie er oft sagte, stillen Vergnügungen zählte er die Berechnung recht schwerer arithmetischer Aufgaben. — Heilig steht das Bild und das Andenken an den theuren und geliebten Gatten und Vater in dem Herzen seiner hinterbliebenen Gattin und Kinder!

Meyer war ein ansehnlicher, wohlgebildeter Mann, der einer dauerhaften Gesundheit sich erfreute. Sein Geist war von Natur mit seltenen Gaben ausgestattet, und sie standen im glücklichsten Einklange. Aller Eitelkeit war er entschieden abgeneigt, weil er von seinem vielseitigen Wirken selbst sehr bescheiden dachte; sein natürlicher Frohsinn, sein gefälliges Wesen, seine Discretion, Zuverlässigkeit und Gründlichkeit zogen Jedermann zu ihm hin. Freimüthigkeit, Biederkeit des Herzens, ein gefühlvoller Sinn, ohne Falsch und Arg, und der regste Diensteifer sowohl in öffentlichen als Privatverhältnissen erwarben ihm echte, vertraute Freunde — unter welchen hier Thär zu Mögelin, Westfeld zu Weende, Meyer zu Coldingen und Ziegler zu Zelle vorzugsweise genannt sein mögen. — Alle Vortheile und Auszeichnungen, die er im Laufe seines Lebens genossen hat, sind lediglich das Werk eigenes Verdienstes. In seinem Geschäfts- und Privatleben war er ein höchst einfacher Mann. Alles trug bei ihm den Charakter der Unbefangenheit, Gediegenheit, Offenherzigkeit und des Biedersinnes an sich; eine der schönsten menschlichen Tugenden, die strengste Ehrlichkeit, war ihm eigenthümlich. Diese Rechtlichkeit in allen seinen Geschäften und Handlungen war ihm so heilig, daß keine Hindeutungen auf Gunstbezeigung, noch viel weniger aber Geschenke ihn je davon abzulocken vermochten. Er liebte und übte aber diese Tugenden nicht des äußern Ruhms, sondern ihrer selbst und seines Gewissens wegen; ja er vermied auch den erlaubtesten Vortheil, sobald nur ein Schatten von Eigennutz oder Unrechtlichkeit darauf fallen konnte. Er starb daher auch ohne irdischen Reichthum und hinterließ den Seinigen nur das segensvolle Andenken eines thatenreichen Lebens. — Jahre langes Sitzen am Schreibtische, bei einem sehr starken Körper; ein Uebermaß von Geschäften

der mannichfaltigsten und verwickeltsten Art, dabei innerer Gram über die damals erzwungene fremde Herrschaft, wodurch so vieles Gute verloren ging, oder nicht gedeihen konnte, verbunden mit einigen Erkältungen, warfen ihn im Frühling 1810 auf's Krankenlager. Mit der Geduld und Ergebung eines frommen und tugendhaften Mannes ertrug er Schmerzen, Leiden und Beschwerden unter der liebenden Pflege seiner Gattin und Kinder, in deren Armen er, immer noch zu früh für seine Familie, Bekannten, Freunde und das Vaterland, am 3. Mai 1810 zu Zelle sanft verschied.

* * *

Das Grab deckt nun den edeln, vortrefflichen Mann, dessen Wissenschaften, Geschäftskunde und unübertroffene Arbeitsamkeit dem Lande so nützlich waren und preiswürdigen Einfluß auf den Wohlstand der Landbewohner hatten und fortwährend haben werden; der stets so handelte, wie er sprach, und nie anders sprach, als er dachte; der sich bloß durch eigene Talente und unermüdeten Fleiß empor arbeitete; der sich nie leidenschaftlich, heftig und stürmisch in Geschäften, sondern ruhig, kalt und besonnen dabei bezeigte; der niemals aus Eigensinn und vorgefaßten Meinungen mit seinen Vorgesetzten, Amtsgenossen und Untergebenen sich entzweite, die letztern vielmehr mit liebevoller Sanftmuth und schonender Nachsicht behandelte und zurechtwies; der nie seine Freunde aus Leidenschaftlichkeit verkannte; der keines Menschen Feind war, und auch keinen wahren Feind hatte; und der, wenn den Dahingeschiedenen, wie wir mit Zuversicht hoffen, eine Rückerinnerung auf das Erdenleben vergönnt ist, auch die Glückseligkeit des Jenseits durch das viele Gute und Nützliche jetzt vermehrt empfinden wird, was er hienieden that, schaffte und wirkte.

Freilich verweilt die Erinnerung oft nur kurze Zeit bei dem Grabhügel der um Fürsten und Vaterland verdienstvollsten Männer, und sie sinkt leider nicht selten mit ihnen und der letzten Hand voll Erde, die auf ihr Grab geworfen wird, in die finstere Tiefe der Gruft hinab. Selbst das wahrste Lebensgemälde derselben vermag kaum ihr Andenken in der Mitte ihrer Zeitge-

nossen zu erhalten; aber wohlthuend ist doch stets der Anblick eines solchen Bildes menschlicher Thätigkeit, Wirksamkeit und eines solchen Charakters. An so seltenen Männern muß man sich erheben und, wenn sie der Erde entrückt sind, ihr Andenken heilig halten, in der Fortbildung ihrer das Wohl der menschlichen Gesellschaft bezweckenden Plane! —

# Abbé Morellet.

Digitized by Google

# Abbé Morellet.

Wenn die Eigenthümlichkeiten eines Volkes und eines Zeitalters sich in der Verkettung des gesellschaftlichen Lebens mehrere Generationen hindurch in einem bestimmten Stande entwickeln, so erhalten sie dadurch mit dem festen Charakter größere geschichtliche Bedeutung. Betrachten wir aus diesem Gesichtspuncte die Nationalität der Franzosen, so möchte wohl kein Charakterbild nachzuweisen sein, welches sich vollständiger ausbildete und genauer abgeschlossen ist, als das des französischen Abbé's. Mit Ludwig dem Vierzehnten und dem luxuriösen goldenen Zeitalter der französischen Literatur begann dieser Stand, welcher auf die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens in Frankreich, besonders der zur Norm dienenden Hauptstadt, den entscheidensten Einfluß erhielt, seine Rolle zu spielen, aber auch zu vielen Rügen Veranlassung zu geben. So sagt etwas gallsüchtig Mercier in seinem Gemälde von Paris: „Paris ist angefüllt von Abbés, tonsurirten Geistlichen, welche weder der Kirche, noch dem Staate dienen, in wohlberechnetem Müßiggange leben und sich in nutzlosen, albernen Beschäftigungen umhertreiben. — Unter dem Abbétitel sieht man Halbhusaren in der modernsten Kleidung und weibischem Ansehen auftreten; bald erscheinen sie als Standpfeiler der Schauspiel- und Kaffeehäuser, bald als feile Tagesschriftsteller und Urheber satyrischer Flugblätter. Fragt man, inwiefern sie der Kirche angehören, da man nur die, welche dem Altare dienen, Geistliche nennen sollte, so erfährt man, daß sie

sich diesen Namen deshalb nicht ganz mit Unrecht zueignen, weil sie zu Zeiten wirklich die Kleidung eines Geistlichen anziehen." —

Mit der großen Umwälzung des bisherigen Zustandes der Dinge durch die Revolution verschwand auch der Abbé aus der pariser Welt, aus den Vorzimmern und von der Tafel der Großen, Reichen und Mächtigen, aus dem Gefolge schöner und geistvoller Damen und aus den Verzeichnissen der literarischen Tagesneuigkeiten; entweder war er genöthigt, als Anhängsel der Hierarchie sich in die Dunkelheit zurückzuziehen, oder er erlag den Verfolgungen, welche ihn als den Clienten des Hofes und der Aristokratie trafen, oder er hatte in der Auswanderung sein Heil gesucht, oder der bisherigen Stellung entsagt und sich der Revolution angeschlossen. Mit der Heimkehr der Bourbons auf den Königsthron Frankreichs lebte auch der Abbé wieder auf, zwar wie so Manches in veralteter Gestalt, ohne erfreulichen Nachwuchs, woran es der katholischen Geistlichkeit überall gebrechen soll.

So treffen wir gegenwärtig bei unsern Wanderungen durch Paris unsern Mann zwar selten, doch dafür, daß er aus dem Grabe auferstanden ist, rüstig genug in den Vorzimmern der königlichen Prinzen, im Gefolge der ehemaligen Emigranten und unter den Arkaden des Palais Royal, im Caffé Valois, wo er, umgeben von Ludwigsrittern und altem Adel, bei einer demi-tasse den Preis der Herzogin von Angoulème verkündigt und den Reminiscenzen aus Napoleons Zeit wie der linken Seite der Deputirtenkammer einen kräftigen, altclassischen Fluch zusendet; geschieht es auch nur, um den möglichen Verdacht des Liberalismus, der gegenüber im Caffé de Foi die Stimme führt, zu beseitigen; andere derselben Classe wollen gern die geistvolle Gesellschaft wieder beleben, welche vor funfzig Jahren die der Philosophen genannt wurde und der jetzigen Generation bald zu freisinnig, bald zu engherzig, und auf keiner Stelle von rechter Bedeutung zu sein scheint. —

Man mag übrigens den Abbé ja nicht geringfügig ansehen, oder gehaltlos erachten. Man trifft unter dieser Gestalt heut zu Tage manchen würdevollen Greis, welcher mit vielen Geistes- und Herzensvorzügen das Verdienst verbindet, ausführliche Auskunft über Alles

geben zu können, was seit funfzig und sechzig Jahren in der pariser Welt an die Tagesordnung kam; er ist ein schätzbares Archiv seiner Zeit, so weit er sie versteht, und für dieselbe eine lebendige Sammlung der Memoires, um welche mit Recht die französische Literatur beneidet wird.

Wie dürfte in der Gallerie der Zeitgenossen dieses Bildniß fehlen? — Der vor kurzem als zwei und neunzigjähriger Greis zu Paris verstorbene Senior der französischen Abbé's, Morellet, eine Zierde seines Standes, hat uns zur nachfolgenden Darstellung gesessen; ja er hat Zeichnung und Farbengebung des Gemäldes gewissermaßen selbst angeordnet, indem seine nachgelassenen Denkwürdigkeiten, welche Lémontey zu Paris 1821 in zwei Bänden herausgab, hier überall zum Grunde gelegt sind. —

---

Andreas Morellet erblickte das Lebenslicht den 7. März 1727 zu Lyon; unter vierzehn Geschwistern der Aelteste. Sein Vater, ein Papierhändler, war bei beschränktem Geschäfte und Vermögen nicht im Stande, seinen Kindern eine mit Kostenaufwand verbundene Erziehung zu geben. Er schickte daher seinen Sohn in die Jesuiterschule, wo er, im dürftigen Aeußeren, von seinen ersten Lehrern vernachlässigt, in der Classe fortwährend der Letzte blieb und alle Sonnabende regelmäßig den Uebrigen zum Beispiel und zur Warnung ausgepeitscht wurde.

So ging ihm unter harter Behandlung ein Theil der schönen, für Lehre so empfänglichen Knabenzeit verloren. Erst in der vierten Classe verbesserte sich sein Schicksal, indem er hier einen jungen, sanften Jesuiten, Fabri, zum Lehrer bekam, der sich des Unterdrückten, Vernachlässigten liebend annahm, durch welche veränderte Behandlung das Selbstgefühl und die Thätigkeit des Schülers mit einem Mal geweckt wurden. Er zeichnete sich bald lobenswerth unter den achtzig bis hundert Mitschülern dieser Lehrabtheilung aus, behauptete unter denselben eine der ersten Stellen und erhielt am Ende des Jahres zwei Preise. Doch wurden diese guten Fortschritte wieder unterbrochen, als andere Lehrer

den Knaben seiner Dürftigkeit halber von neuem zurück setzten.

Mit erreichtem vierzehnten Jahre erhielt Morellet durch Fürsprache eines Onkels, den man in der Familie den Doctor nannte, weil er die Zeitungen las, eine Stelle im Seminar der Dreiunddreißiger zu Paris; doch trat er in dieses neue Verhältniß wider Willen; der Plan, Jesuit zu werden, war schon in seinem Herzen reif; aber der strenge Vater und die Autorität des Onkels entschieden dagegen. Er ward nach Paris gesandt. Auf der Reise dorthin büßte er seine Unbekanntschaft mit der Welt, indem bei der Wasserfahrt auf der Loire und dem Canale von Briare die Schiffer seinen Eßkober und seine Sparbüchse leerten.

Am Jahresschlusse 1741 gelangte er zu Paris an und trat in das Seminar, wo er unter strenger Zucht und gutem Unterricht tüchtige Fortschritte in der Philosophie und Theologie machte, nach fünfjährigem Cursus die Prüfung wohl bestand und zum Baccalaureus der Theologie ernannt wurde. So große Freude dieser glückliche Erfolg auch der Familie daheim machte, so war doch mit diesem Zeitpuncte jede fernere Aussicht zu einer Geldunterstützung vom Hause geschlossen. Der hieraus entstandenen Verlegenheit kam ein wohlgesinnter Vetter durch ein Darlehn von tausend Franken zu Hülfe, die Morellet anwandte, seine Vorbereitungsstudien fortzusetzen, um durch Fähigkeit, verbunden mit sittlichem Wohlverhalten, die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche nach dem Weltlaufe die Armuth dem Vorwärtsstreben des Jünglings entgegenstellt. Nach erfolgter neuer Prüfung trat er in das Institut der Sorbonne, einer preiswürdigen Anstalt zur Ausbildung angehender Theologen und Seelsorger, welche späterhin in der Revolutionszeit ungerechter Weise in die Kategorie der Klosterstiftungen gezogen und zerstört wurde, obgleich dort von keinem klösterlichen Gelübde die Rede war, und der Kirchendienst sich allein auf Abhaltung der Messe und Vesper, des Sonntags und der Feste beschränkte, indeß alle übrige Zeit den wissenschaftlichen Beschäftigungen gewidmet war *).

*) Diese Gesellschaft der Sorbonne darf nicht verwechselt werden mit der theologischen Facultät der pariser

Der Eintritt in das Haus der Sorbonne verschaffte M. den Vortheil, in nähere Verbindung zu kommen mit jungen Geistlichen, welche nach der damaligen Lage der Dinge die nächste Aussicht hatten, in die ersten Stellen der französischen Geistlichkeit einzurücken. Unter diesen verdient vor allen der geistvolle Turgot genannt zu werden, der mit ihm zugleich 1748 eintrat. Dieser Jüngling, dessen Name in der Geschichte Frankreichs unsterblich ist, zog schon früh die Aufmerksamkeit Aller auf sich durch Scharfsinn und Gründlichkeit, verbunden mit einer kindlichen Einfachheit. Seine Bescheidenheit und Sittlichkeit war wahrhaft jungfräulich; man durfte in seiner Gegenwart sich nicht die entfernteste Zweideutigkeit erlauben, ohne ihn erröthen zu machen und zu verwirren. Doch verhinderte ihn diese Zurückhaltung nicht, seiner Unbefangenheit, seinem Frohsinn freien Lauf zu lassen und mit voller Heiterkeit in Scherz und Muthwillen zu lachen. Seine Kinderjahre hatte er in beständiger Widerspenstigkeit, nicht gegen seinen Vater, denn dieser war ein sinniger Mann, — sondern gegen seine Mutter verlebt; diese hielt ihn für unfähig, weil er keinen anständigen Bückling wollte machen lernen, sich immer zurückgezogen hielt und wortarm war. Bei seinen Studien ließ er sich die mathematischen Wissenschaften viele Mühe kosten; aber er konnte es darin nie zu etwas Tüchtigem bringen, weil er kein Talent dazu hatte. Er war ununterbrochen geschäftig, aber dennoch unbehülflich und langsam, wenn es an die Arbeit ging; letzteres, weil er jedem Unternehmen die größtmögliche Vollkommenheit zu geben sich befliß; unbehülflich, weil er sich keine Hülfe zu verschaffen wußte, weil ihm nur

---

Universität, deren Mitglieder sich Doctoren der Sorbonne nannten, ohne mit jenem Institute in anderweitiger Verbindung zu stehen. Letztere Anstalt war ein theologisches Seminarium von ohngefähr hundert Geistlichen, die theils schon als Bischöfe, Generalvicarien, Stiftsherrn und Pfarrer in Paris und den Hauptstädten Frankreichs in Aemtern lebten, theils in dem Sorbonnegebäude als Professoren wohnten und sich damit beschäftigten, junge Theologen und Baccalaureen bei ihren Studien zu leiten. Der Stifter dieser Anstalt war Robert Sorbon, der Beichtvater Ludwigs des Heiligen; der Cardinal Richelieu verbesserte ihre Einrichtung und stattete sie von neuem aus. —

das zu Sinne war, was er selbst gethan hatte. Setzte er sich an den Schreibtisch, so wurden ihm kleinliche Vorbereitungen, das Federnschneiden u. s. f. zeitraubend; nun dachte er zwar während dieser Kleinigkeiten, aber er sann immer nach, ohne daß die Arbeit äußerlich fortschritt. So verlor er viele Zeit, welches späterhin, als Turgot Minister war, oft bemerklich geworden ist und seinen Rücktritt hauptsächlich veranlaßte.

Ein anderer Schulgefährte Morellet's in der Sorbonne, der nachher eine so glänzende Laufbahn betrat und so unglücklich endete, war der Abbé Lomènie von Brienne, später Bischof von Condom, dann Erzbischof von Toulouse, dann von Sens, dann Minister Ludwigs XVI., Cardinal, dann constitutioneller Bischof — und zuletzt nahm er sich im Gefängnisse selbst das Leben (1794), um dem Schicksale zu entgehen, durch Henkershand auf dem Blutgerüste zu sterben. — Schon von seinen Vorfahren her, die seit Heinrich III. hohe Staatsposten bekleideten, war Loménie auf eine glänzende Laufbahn hingewiesen, schon als Schüler rechnete er darauf, Minister zu werden. Mit großer Lernbegierde und Empfänglichkeit, aber geringer Urtheilskraft studirte er Theologie, um Bischof, und die Denkwürdigkeiten des Cardinal Retz, um ein Staatsmann zu werden. Er war angenehm im Umgange, nie schmäh- oder eifersüchtig; obgleich nicht reich, doch freigebig. Er richtete seine Blicke immer auf kirchliche Pfründen und auf ein Bisthum, um, wie er sagte, seine Schulden zu bezahlen bei seiner Vermählung mit einer reich ausgestatteten Kirche; unermüdet strebte er darnach, sich ruhmvoll auszuzeichnen. Nach seinem Austritte aus der Sorbonne ward er beim erzbischöflichen Stuhle von Rouen Großvicarius, wo er, jedoch ohne sich zu nennen, 1754 eine kleine Schrift drucken ließ, unter dem Titel: le Conciliateur, in welcher er gründlich, klar und ansprechend die Grundsätze der Toleranz auf eine Weise entwickelte, wie man nicht vermuthen sollte, daß ein die Bischofswürde zum Ziele habender katholischer Geistlicher hervor zu treten sich berufen fände.

Morellet gefiel sich in der Sorbonne und erwarb die Freundschaft seiner Kameraden. Zu den Studienübungen gehörten besonders Disputationen, welche, mit jugendlichem Feuer geführt, nicht selten aus dem Gebiete

der Wissenschaften in Persönlichkeiten übergingen und Feindschaften erzeugten. Hiervon blieb er fern, obgleich er sich oft im Wortstreite so übernahm, daß er Blut auswarf; er war nicht geneigt, Anderer Aeußerungen übel zu deuten, sondern er setzte bei Allen die wohlwollende Gesinnung voraus, nach welcher er selbst auf die fortschreitende Verbreitung des Lichtes der Vernunft, der Tugend und der Glückseligkeit hienieden hoffte.

Er verlebte fünf Jahre in der Sorbonne, ununterbrochen den Studien und Disputationen sich widmend, immer geldarm, immer heiter; er verließ sein Zimmer nur, um in den Hörsaal oder zur Speiseversammlung zu gehen; er kannte Niemanden, als seine Kameraden. Er las mit größter Begierde die Schriften Locke's, Bayle's, Le Clerc's, Voltaire's, Buffon's, Massillon's, Clarke's, Leibnitzens, Spinoza's und Anderer. Im Jahre 1752 beschloß er diese Laufbahn, nach einer Prüfung, in welcher er ausgezeichnete Fähigkeiten an den Tag legte. Um in der Sorbonne zu bleiben, hätte er den Doctorhut erlangen müssen; hierzu aber konnte er den Kostenbetrag von sieben bis achthundert Franken nicht herbeischaffen. Zwar hätte er auch eine der Lehrstellen der Philosophie an den Collegien du Plessis, Mazarin u. s. f., welche die Sorbonne vergab, in Anspruch nehmen können; aber eine solche war in dem Augenblicke nicht erledigt, und zur Uebernahme einer Pfarrerstelle konnte er sich nicht entschließen, ob er gleich keine Aussicht hatte, sich als Privatgelehrter zu erhalten. Nach manchen mißglückten Planen, ein gutes Unterkommen zu finden, ward er Führer des zehnjährigen Sohnes des königlich polnischen Kanzlers von Lothringen, de la Galaizière, den Morellet während seiner Studien begleiten und zu einem Lichte der Kirche bilden sollte. Mit diesem Auftrage verließ er die Sorbonne und bezog mit seinem Zögling, bei einem Jahrgehalte von tausend Livres und freier Beköstigung, das Collegium du Plessis, in welchem er den nachherigen Bischof von Noyon, Broglio, den nachherigen Cardinal und Erzbischof von Strasburg, Prinzen Ludwig Rohan, und dessen Bruder Ferdinand, nachherigen Erzbischof von Bordeaux und Cambray, den Abbé Cicé, der auch Erzbischof von Bor-

beaux und Siegelbewahrer wurde, und den spätern Erzbischof von Lyon, Marboeuf, als Zöglinge vorfand.

Der ihm anvertraute junge de la Galaizière hatte, ohne ausgezeichnete Geistesfähigkeiten, einen geraden, guten Verstand, war redlich, sanft, und von einer Charaktergüte, die er ununterbrochen behauptet hat. Morellet ließ es sich angelegen sein, auf diesem guten Grunde ohne hemmende Störungen fortzubauen; bald hatten sich beide an einander gewöhnt und gewannen eine gegenseitige Zuneigung für das ganze Leben; wogegen M. es den vorgenannten Zöglingen aus großen Familien, die alle hohen Aemtern entgegen gingen, später gedenkt, daß sie der früheren Bekanntschaft nicht thätig eingedenk waren (sans avoir reçu de lui aucune marque d'un intérêt véritable — sans fruit pour sa fortune).

In der glücklichen Lage, in welcher M. sich gegenwärtig befand, wurde seine Neigung zum Fortstudiren, besonders auf dem Wege historischer und philosophischer Forschungen, seine Ansichten über religiöse Gegenstände, über Kirchenthum und Staat zu läutern, sehr befeuert durch den ferneren Umgang mit Turgot, Brienne und Bon. Er knüpfte auch Bekanntschaft mit dem Abbé de Prades, welcher bald nachher aus Frankreich fliehen mußte, weil er Lehrsätze gegen die Authenticität der mosaischen Schriften, gegen die biblische Zeitrechnung und gegen die Autorität der Bibel aufgestellt hatte *). — Für Morellet ward dieser Umgang sehr wichtig, weil er ihn in Verbindung brachte mit Diderot und d'Alem-

*) Johann Martin de Prades, nachdem er durch jene Thesen und durch den Artikel certitude in der Encyclopädie viel Lärm gemacht hatte, floh nach Preußen, wo er auf d'Alembert's Empfehlung Friedrichs II. Vorleser wurde, bald aber — wie man sagt, verleumdet von einigen Generalen — in Ungnade fiel und während des siebenjährigen Krieges auf der Citadelle zu Magdeburg sitzen mußte. Nach seiner Loslassung ging er nach Schlesien, wo ihm der König geistliche Pfründen zu Oppeln und zu Glogau ertheilte. — Er gab einen Auszug aus der Kirchengeschichte Fleury's heraus, welche Friedrich II. mit einer Vorrede begleitete.

Siehe Denina's la Prusse litteraire. Tom. III. P. 167.

bert, den freien Gang seiner wissenschaftlichen Untersuchungen sehr erweiterte und seine Theilnahme an der berühmten Encyclopädie veranlaßte.

Was Diderot betrifft, so entwirft M. von der Persönlichkeit des berühmten Mannes, der auf die Denkart seines Zeitalters so großen Einfluß hatte, ein gar freundliches Bild. Er sagt: „Man wird vielleicht fragen, welche Annehmlichkeit für Diderot die Unterhaltung mit einem jungen Manne, der bisher im Schmutze eines Seminars und im Schulstaube aufgewachsen war, der den Kopf voll theologischen Wustes hatte, haben konnte. — Aber es gab keinen angenehmern, duldsamern Mann, als Diderot; er theilte andern seinen Geist mit. Er nährte die Neigung, Proselyten zu machen, aber nicht für den Atheismus, sondern für Vernunft und Philosophie. Trat ihm auf seinem Wege ein Religionssystem oder die Ansicht von der Gottheit in den Weg, so kannte er nicht Maß, noch Schranke; doch habe ich nie bei ihm die Sucht entdeckt, Meinungen solcher Art zu verbreiten; er vertheidigte sie ohne Leidenschaft, ohne auf anders Denkende mit Feindseligkeit zu blicken." —

Morellet besuchte den atheistischen Philosophen vorzüglich des Sonntags, wo sein Zögling indeß in der Kirche war oder Freistunden hatte. Diderot war bei den Rechtgläubigen so verschrieen, daß das Zusammentreffen in seinem Hause manche Scene der gegenseitigen Ueberraschung darbot, nicht unähnlich der Verlegenheit, wenn Männer von gutem Rufe in einem übelberüchtigten Hause einander begegnen.

Auch die Bekanntschaft mit d'Alembert gehört diesem Zeitpuncte an, obgleich Morellet erst einige Jahre später mit ihm in nähere Verbindung trat. Es schmeichelte dem jüngern Abbé M. allerdings, mit Männern in freundschaftlicher Beziehung zu stehen, deren Name in der Literatur bereits Aufsehen machte; aber er ordnete sich ihnen nicht unter, wie ein fügsamer Lehrling, sondern er stellte sich ihnen entgegen, bestritt ihre Meinungen und vertheidigte seine Ansichten mit aller Regsamkeit eines selbstthätigen Geistes. Wenn Diderot und d'Alembert sich zu der Behauptung hinneigten, daß man nicht tolerant sein könne, ohne der Religion abtrünnig zu werden, so vergegenwärtigte ihnen Mo-

rellet's Beispiel, daß der Geist der Duldung sich mit dem Christenthume recht gut vereinigen lasse, und daß er der des Evangelii sei. — Nach diesem Grundsatze trat M. auch zuerst als Schriftsteller mit einer „kleinen Schrift über einen wichtigen Gegenstand" auf, indem er die Sache der protestantischen Einwohner von Languedoc vertheidigte und die Billigkeit ihrer Forderungen — freie Religionsübung und volle Bürgerrechte — ins Licht setzte. — Doch waren seine Untersuchungen nach Turgot's und Brienne's Beispiele mehr auf den Staat und seine Verwaltung, als auf Religion und Kirchenthum gerichtet, wobei es ihm sehr zu statten kam, daß eine glückliche Muße ihm verstattete, die italienische und englische Sprache zu erlernen. — Die auf Religion und Kirche Bezug habenden Artikel, welche er für die Encyclopädie zu bearbeiten übernahm, behandelte er vorwaltend geschichtlich, ohne in die Entscheidung über Rechtgläubigkeit und Ketzerei einzugehen.

So durch Umgang und Beschäftigung aufgeregt, seiner Geistesbildung Vielseitigkeit zu geben, boten sich ihm zu diesem Zwecke mehrere sehr günstige Umstände dar. Sein Zögling, der junge Abbé de la Galaizière, hatte indeß seinen philosophischen Studiencursus beendet und war zum theologischen vorgerückt. Morellet benutzte den Tod Papst Benedicts XIV. (1758), um seinen Wunsch, Italien und Rom zu sehen, zur Ausführung zu bringen, indem er den Vater seines Pflegebefohlenen für diesen Plan zu gewinnen wußte. Da die Erlaubniß, zum Conclave nach Rom zu gehen, sehr spät erlangt wurde, so beeilten sich die Reisenden, die Hauptstadt der katholischen Christenheit möglichst schnell zu erreichen; sie legten den Weg von Paris nach Rom binnen eilf Tagen zurück, aber kamen für das Conclave dennoch zu spät. Doch das unermeßliche Feld des Sehens- und Wissenswerthen, welches die Stadt der sieben Hügel dem Empfänglichen darbietet, gewährte ihnen reichliche Entschädigung. Sie waren an den Abbé Canillac, Auditor der Rota, empfohlen, in dessen Bibliothek zwischen den Theologen und Canonisten Morellet sein Quartier aufschlug. Unter diesen oft ertraglosen Massen fiel ihm ein merkwürdiges, seltenes Buch in die Hände, das Directorium Inquisitorum des Nicolas Eymeric, Großinquisitors des vierzehnten Jahrhun-

berts, welches 1578 zu Rom in aedibus populi romani, das heißt im Capitolio, gedruckt war *). Nicht zurückgeschreckt durch den starken Folioband, sondern angezogen von der Wichtigkeit dieser Quelle, welche den Inquisitoren der ganzen römischen Kirche zur Richtschnur diente, unterzog sich M. der Arbeit, einen vollständigen Auszug aus demselben zu machen, ihn so zu ordnen, daß er mit der Einleitung des Inquisitionsverfahrens begann und mit der Vollstreckung des Strafurthels schloß, und ganz einfach, ohne Beimischung von Bemerkungen, das ganze Gewebe des schändlichen Instituts übersehen ließ. Diesem Unternehmen fügte er einen zweiten Auszug aus der Geschichte der Inquisition des A. Paramo, eines portugiesischen Inquisitors, bei, worin die Einführung des heiligen Officii in Portugal erzählt wird, wie ein Bösewicht, Namens Saavedra, durch Vorzeigung falscher, selbstgeschmiedeter Bullen der Inquisition in Lissabon Aufnahme bewirkte, wie er eine Menge reicher, angesehener Leute in dieselbe verwickelte und ihr Vermögen erbeutete, endlich aber als Betrüger erkannt, verhaftet und auf die Galeeren geschickt wurde, während man das Werk seiner Schelmstreiche, das heilige Officium, unter dem Schutze der Kirche bestehen ließ.

Erst späterhin, 1762, gab M. diese Sammlung unter dem Titel: Manuel des Inquisiteurs, heraus, und wirkte dadurch nicht allein viel Gutes, sondern erwarb sich auch in nahen und fernen Kreisen persönliche Verehrung. Friedrich II. ließ ihm durch d'Alembert die schmeichelhaftesten Versicherungen machen, und Voltaire schrieb letzterem: „Umarmen Sie, geliebter Bruder! in meinem Namen den würdigen Bruder, welcher das treffliche Werk schrieb. Möchte es ins Portugiesische und Spanische übersetzt werden! Je mehr Anhänglichkeit wir für die Religion unsers Heilandes Jesus Christus haben, um so mehr müssen wir den schrecklichen Mißbrauch verabscheuen, den man fortdauernd

*) Nähere Nachricht von diesem merkwürdigen Buche und seinem Verfasser findet man in der Vorrede zu dem zweiten Bande der Briefe über Inquisitionsgericht und Ketzerverfolgung, Leipzig 1785, welche mein geliebter seliger Vater H. M. A. Cramer herausgab.

D. R.

mit dem göttlichen Gesetze treibt. Es steht sehr zu wünschen, daß Sie und Ihre Brüder monatlich fördernde Werke der Art spenden, welche das Reich Christi verherrlichen und die Mißbräuche zerstören." —

Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte zu Rom, wo er wenig Bekanntschaften machte und sich mäßig gefiel, ging Morellet mit seinem Begleiter, nachdem beide die Krönung Clemens XIII., des hierarchischen Zeloten, gesehen hatten, nach Neapel. Im Ganzen genommen, fand M. in Italien seine Rechnung nicht; ob er gleich von dem Vergnügen redet, welches ihm die dortigen Schätze der Natur und der Kunst gewährten, so erwähnt er doch die Verstimmung, welche ihm, zumal in Rom, eine Menge junger Abbe's verursachten, welche durch Familienverbindungen begünstigt, auf Bisthümer zusteuerten und einen armen, in den Studien der übel berüchtigten Philosophie lebenden Gelehrten links liegen ließen. Seine vierzehntägige Anwesenheit zu Neapel benutzte M., interessante Bekanntschaften zu machen und seine Ansichten über Handel und Staatswirthschaft zu erweitern, welche Gesichtspuncte er auch auf der Rückreise über Florenz, Siena, Pisa, Lucca, Livorno und Venedig verfolgte. In dieser Inselstadt blieb er einen Monat und eilte dann über Padua und Mailand durch die ganze Lombardei dem vaterländischen Boden zu, wo er im März 1759 wieder eintraf. Sein Zögling, der junge Abbé de Galaizière, bezog bald nachher das Haus der Sorbonne, und Morellet wurde seiner bisherigen Instructorverpflichtungen entledigt. Nun konnte er um so sorgenloser und ungestörter seine der Nationalwirthschaft gewidmeten Studien verfolgen, da seines Zöglings Vater ihm auf die Abtei Tholey in Lothringen eine jährliche Rente von hundert Pistolen anwies.

In diesem Zeitpuncte erhielt er Zutritt zu den Zirkeln der berühmten Madame Geoffrin, in welchen sich alles zusammen fand, was Paris damals an geistvollen Männern und Frauen aufzuweisen hatte. Morellet war hier bald einheimisch. Je größer die Masse von Talent und Einsicht war, welche in gegenseitigem Ideentausch hier ihr Licht entwickelte, je freimüthiger die Mitglieder dieser Gesellschaften auch außer denselben ihre Ansichten in Wort und Schrift verfochten, um so mehr

wurde die Aufmerksamkeit auf die Philosophen und Encyclopädisten gerichtet. Nach aufgehobener Tafel gingen oft die Gäste, d'Alembert, Raynal, Helvetius, Galliani, Marmontel, Thomas, Holbach, Morellet u. s. f. — alles Männer, deren Namen in der Geschichte der französischen Literatur mit Auszeichnung genannt werden, in die Tuilerien, um mit andern Freunden zusammenzutreffen, Neuigkeiten zu erfahren, die Regierung durchzuhecheln und nach Herzenslust zu philosophiren. So bildeten sie im Schatten eines Baumes ihren Kreis und überließen sich der lebhaftesten und freiesten Unterhaltung. — Es war die Zeit des siebenjährigen Krieges, die Waffenthaten des Königs von Preußen erweckten große Theilnahme, jeder Verlust, der ihn traf, verbreitete Bestürzung, und laut ward gejubelt, wenn die Oestreicher geschlagen waren. Dort war alles empört über die Verbindung der europäischen Mächte wider den philosophischen König, der, ganz in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen jener Gesellschaften, Freimüthigkeit und Wahrheitssinn begünstigte. Das französische Ministerium, welches dem bewunderten Friedrich den Krieg erklärte, ward so arg oft mitgenommen, daß Madame Geoffrin, ruheliebend und rücksichtsvoll gegen den Hof und gegen die Machthaber, ihren Freunden, um unangenehmen Folgen vorzubauen, mehr Vorsicht empfahl.

Morellet selbst mußte bald die Trefflichkeit dieser wenig beachteten Ermahnung erfahren. Je mehr Stimmen die Philosophen für sich hatten, um so mehr Gegner und Feinde lauerten nur auf Gelegenheit, um sich an ihnen zu rächen; die Veranlassung dazu fand sich von selbst.

Palissot brachte sein Lustspiel, die Philosophen, auf die pariser Bühne und stellte hier Männer, wie Helvetius, Rousseau, Diderot, d'Alembert u. s. f. nicht ohne Witz, aber auf plumpe Weise wie gemeine Bösewichter dar *). In seinen Freunden

*) In den Bemerkungen über Personen und Gegenstände, deren in dem Diderotschen Dialog, Rameau's Neffe, erwähnt wird, gibt Göthe ausführliche Nachricht von Palissot und seinem Lustspiele. Siehe Göthe's Werke. XX. Seite 185 ff.

und persönlich beleidigt durch den den Philosophen angethanen Schimpf, ließ Morellet hierauf eine Vorrede zu jener Komödie erscheinen, welche den Dichter und seine Beschützer bis in die Verhältnisse des Privatlebens verfolgte. Unter diesen war auch die Prinzessin von Robecq, auf welche Bezug genommen, und gesagt war: „Eine vornehme kranke Dame sieht man vor ihrem Tode zu ihrem Troste der ersten Vorstellung jenes Stücks beiwohnen, indem sie ausruft: Jetzt laß, o Herr! deine Dienerin in Frieden fahren, denn meine Augen haben die Rache gesehen." — Die Prinzessin war früher von Diderot heftig angegriffen, hatte ihre Vermittlung aufgeboten, um Palissots Stück auf die Bühne zu bringen, und an des Dichters Seite, ohngeachtet der Schwindsucht, woran sie litt, die erste Vorstellung angesehen. Die sterbende Dame forderte ihren Liebhaber, den Minister Choiseul, zur Bestrafung des muthwilligen Vorredeschreibers auf, und Morellet ward in die Bastille gesetzt. Als der Polizeiagent seine Papiere in Beschlag nahm, fand er die Handschrift zu noch drei andern auf den Gegenstand Bezug habenden Flugschriften, was Voltaire zu der Aeußerung veranlaßte: „Es ist doch Schade, daß ein so guter Waffenbruder im Anfange des Feldzugs zum Gefangenen gemacht wird." — Uebrigens ward der Verhaftete sowohl im Gefängnisse als bei der Vernehmung durch Sartines gut behandelt und konnte sich ungestört den Studien widmen, da ihm Bücher wie Schreibmaterialien nicht vorenthalten wurden. Er fand sogar eine größtentheils Romane enthaltende Bibliothek, zur Unterhaltung der Bastillengefangenen, vor. M. studirte die Werke des Tacitus und des Hume, schrieb Bemerkungen zu den philosophischen Abhandlungen desselben, einen Versuch über Preßfreiheit (heut zu Tage ein verrufener Gegenstand) und machte in ungetrübter Geistesheiterkeit Gedichte. — Er war im Junimonate 1760 gefangen genommen und wurde sechs Monate nachher auf freien Fuß gestellt, mit der Weisung, sich einige Zeit von Paris zu entfernen. Zu dem heitern Muthe, mit welchem M. diese Prüfung ertrug, wirkte die Vorstellung mit, daß Gefangenschaft und Verfolgung für ihn ruhmbringend sei, daß das Märtyrerthum der Philosophie seine Celebrität bedeutend vermehren müsse. Die Großen,

welche an Satyre Gefallen fanden, waren ihm nun gewogener, als je. Er erachtete sehr richtig die sechsmonatliche Verhaftung wie eine sichere Empfehlung, welche unbezweifelt zum Glücke führte. — So wenig vermögen die Gewaltstreiche der Ministerien gegen die ihr eigenes Recht behauptende Stimmung des Zeitgeistes. —

Die Marschallin von Luxembourg gehörte besonders zu den Triebfedern seiner Befreiung; auch Malesherbes, d'Alembert und J. J. Rousseau verwendeten sich bei ihr wiederholt für Morellet. Der genfer Philosoph, immer in Streit mit seinen Bekannten, beschuldigte nachher im zehnten Buche der Confessions den Freigewordenen, daß er seine Fürsprache mit Undank vergolten habe, wogegen sich Morellet in seinen Denkwürdigkeiten vertheidigt und so manche Veranlassung findet, über den argwöhnischen, wetterwendischen Charakter Rousseau's mehrere interessante Bemerkungen mitzutheilen. Jean Jacques gefiel sich in Sonderbarkeiten und täuschte sich und Andere, indem er der Eitelkeit mit der Maske der Armuth fröhnte und ein übermäßiges Gewicht auf die Bedeutsamkeit seiner Persönlichkeit legte, da er sich immer für ein Opfer der Verfolgungen und der Verleumdungen hielt. Bei großer Reizbarkeit der Organisation, wurde indeß endlich bei ihm die Menschenfeindschaft, welche er früher nur vorgab, wirkliche Seelenkrankheit: wie der sich Verstellende, welcher, Krankheit vorgebend, das Bette hütet, nicht selten von dem vorgegebenen Uebel befallen wird. So ging es ihm auch mit der trüben Vorstellung, daß Geistesbildung, Kunst und Wissenschaft zum Verderbniß und Unglück der Menschheit wirkten. Er ward auf diese Behauptung gelenkt durch eine Preisaufgabe der Akademie zu Dijon, welche die Frage aufstellte: Haben die Fortschritte in Kunst und Wissenschaft zum Vortheil oder Nachtheil der Sitten gewirkt? — Er wollte sich um den Preis bewerben und vertraute an Diderot, wie er damit beschäftigt sei, zu beweisen, welche Vortheile das Menschengeschlecht der geistigen Ausbildung verdanke. Diderot unterbrach ihn ganz ernsthaft: „Die Sache darf nicht von der Seite angegriffen werden; da gibt es nur Gemeinplätze, ohne Reiz und Neuheit. Nehmt Ihr aber die entgegengesetzte Behauptung, welch ein Feld! Alle Mängel der menschlichen Gesellschaft,

jedes Uebel, das sie drückt, ist eine Folge der Geistesentartung. Die Anwendung der Kunst und Wissenschaft auf Handel, Schifffahrt, Krieg u. s. f. erscheint als die Ursache des Unglücks der Menschheit. Neues Fortschreiten im Wissen erzeugt neue Veranlassung zum Elende, als die Buchdruckerkunst, die Erfindung des Schießpulvers, der Gebrauch des Kompasses u. s. f. Seht Ihr den überwiegenden Vortheil nicht ein, welchen Euch solche Ansicht des Gegenstandes darbietet?" — Rousseau gab Diderot recht, bearbeitete sein Thema nach diesem neuen Plane und bildete mit großem ihm zu Gebote stehenden Talente sein alle Geistesbildung verdammendes System aus, nach welchem er das Heil der Menschheit in dem Urzustande der Rohheit finden wollte. Selbst der später erschienene Contract social gehört der Ideenfolge an, welche Diderot mehr im Muthwillen, als im Ernste anempfahl, und die Rousseau, um durch etwas Neues zu interessiren, auffaßte. —

Die Erwartung, welche Morellet sich von der Celebrität machte, welche ihm das literarische Märtyrerthum in der Bastille verschaffen würde, ging vollkommen in Erfüllung. Seine berühmten Freunde schlossen sich, da er nach kurzer Entfernung 1761 wieder in Paris erschien, um so enger an ihn; viele ausgezeichnete Männer und geistvolle Damen zogen ihn in ihre vertrauten Kreise; besonders häufig besuchte der Abbé das Haus des Baron von Holbach, von Helvetius, der Frau von Bouffler und der Madame Necker. Vorzüglich gefiel sich M. bei Helvetius und dessen Frau, einem gebornen Fräulein von Ligniville, der Nichte der berühmten Verfasserin der peruvianischen Briefe, der Frau von Graffigny. Mit dieser geistreichen Dame knüpfte Morellet vertraute Bekanntschaft, der er nach eigenem Geständniß dreißig Jahre hindurch die süßesten Stunden verdankt. Täglich besuchte er ihr Haus, welches er als das seinige betrachtete, wo er die Abende verlebte, wie er denn auch in mancher schönen Morgenstunde seine Dame zu Pferde in das boulogner Holz begleitete. Sie war die Wonne der Gesellschaft, in welcher sie mit allem Reiz der Schönheit und der Geistesoriginalität oft die ernsten Verhandlungen der Philosophen unterbrach, indem Helvetius, der Gemahl, zur Erheiterung seiner Gäste nichts beizu-

tragen verstand; er zog gewöhnlich irgend jemanden aus der Gesellschaft in eine Fensterecke und verhandelte mit ihm irgend einen ihn gerade beschäftigenden Gegenstand; denn er arbeitete in der Gesellschaft seine Werke aus. Oft ging er gleich nach aufgehobener Tafel in die Oper, oder anderwärts hin und überließ es seiner Frau, die Ehrenpflichten des Hauses wahrzunehmen, in welchem ein höchst interessanter Zusammenfluß von Gelehrten, Staatsmännern und Fremden war. — Besuchte Madame Helvetius ihre Landgüter, ohne daß Morellet sie begleitete, oder veranlaßten Reisen ihre Entfernung von Paris, so ward zwischen beiden ein lebhafter Briefwechsel unterhalten. So wenig diese gesellschaftlichen Verhältnisse, als die einmal verwirkte Bastillenstrafe, hielten den Abbé ab, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit im Geiste der Freimüthigkeit seine Stimme als Schriftsteller über solche Gegenstände abzugeben, welche in der pariser Welt eben an der Tagesordnung waren. Man hat dieser echtfranzösischen literarischen Geschäftigkeit, die sich häufig in Flugschriften vernehmen läßt, oft den Vorwurf der Oberflächlichkeit, einer nationellen Beschränktheit des Ideenkreises und des Bestrebens, den Gegenständen mehr eine glänzende oder witzige Seite abzugewinnen, als sie zu erforschen und zu ergründen, gemacht, welcher Tadel denn auch auf dem Abbé haften bleibt, aber nicht die geistige Regsamkeit, welche durch geschickte Benutzung des Augenblicks oft bedeutende Wirksamkeit gewinnt, verkennen läßt. Morellet besonders bewies bei seinen Unternehmungen dieser Art eine entschiedene Neigung zum Freisinnigen und zum Allgemeinnützlichen. So schrieb er 1762 für die Aufhebung der Zoll- und Mautherhebungen im Innern des Landes, welche von Colbert bis Calonne alle Minister beschäftigte und endlich erst von der Nationalversammlung ins Werk gerichtet wurde. — Im folgenden Jahre beförderte er die Einführung der Pockenimpfungen durch Bemerkungen, welche er über diesen Gegenstand drucken und welchen er vier Jahre später einen schätzenswerthen Nachtrag folgen ließ. Die der Menschheit so wohlthätige Erfindung der Pockenimpfung, welche damals noch nicht bis zur Vaccinirung vorgeschritten war, kam durch einen Italiener, den Doctor Gatti, einen Schüler des berühmten Cocchi, nach

Frankreich; unkundig der französischen Sprache, theilte jener seine Ansichten, Bemerkungen und den Erfolg der Entdeckung dem Abbé mit und veranlaßte ihn, diese dem Publico darzustellen. — Dann schrieb Morellet über die Freiheit, Gegenstände der Staatsverwaltung schriftlich und in Druckschriften zu verhandeln; ferner vertheidigte er eine von Suard und Arnaud herausgegebene Literaturzeitung (Gazette litteraire), wovon er selbst Mitarbeiter war, gegen eine bei dem Erzbischofe von Paris eingereichte Anklage; — gab einen Brief über die Polizei des Kornhandels, worin er dessen Freiheit das Wort redet, heraus; übersetzte Beccaria's gehaltreiches Werk über Verbrechen und Strafen *) und stellte die Abhandlung des Originals in eine bessere Ordnung; er redete gegen Necker der Aufhebung der indischen Handelsgesellschaft (1769) in einer Denkschrift das Wort und ließ den Prospect eines neuen Wörterbuchs des Handels erscheinen. Diese Schriftstellerbeschäftigung, in welcher er seine Ansichten auch zuweilen gegen Necker's Meinung geltend machte, störte den freundschaftlichen Umgang nicht, in welchem er mit dessen Hause stand. Bei dem um diese Zeit beginnenden Aufsehen, welches Necker machte, erhielt dessen Gattin auch Gelegenheit, mit geistvollen Gelehrten in nähern Umgang zu kommen. Um in den Gelehrtenzirkeln Stimmrecht zu erhalten, mußten die Damen in Paris nicht allein im Besitze einer höhern Bildung sein, sie mußten auch ein Haus machen und bestimmte Gesellschaften geben. So unternahmen es Marmontel, Raynal und Morellet, den Stamm des Gelehrtenkreises der Madame Necker zu bilden, dem Arnaud, Grimm, Frau von Marchais, der Ritter von Chastelleux, Wattelet und Andre beitraten. Da Madame Geoffrin den Montag und Mittwoch, Madame Helvetius den Dienstag, und der Baron von Holbach den Donnerstag und Sonntag in Beschlag genommen hatten, so ward der Madame Necker der

*) Diese Uebersetzung, wovon in sechs Monaten sieben Auflagen erschienen, hat zur Verbreitung des Beccaria'schen unsterblichen Werkes vieles beigetragen und ist M's größtes literarisches Verdienst. —

Freitag zugetheilt, wo sich die Gesellschaft regelmäßig bei ihr versammelte. Die dortige Unterhaltung wird als erwünscht gerühmt, nur bemerkt, daß solche leicht beengt wurde durch die sittliche Strenge, welche Madame Necker in Hinsicht vieler Gegenstände festhielt. Ueber wissenschaftliche Gegenstände sprach sie mit Anmuth und Einsicht. Der Gatte war in der Gesellschaft eine Null; er gab sein Stillschweigen nur auf, um einige feine, aber spöttische Worte über Philosophen und Gelehrte, auf welche seine Frau viel hielt, zum Besten zu geben. Sie dagegen, ohne in Betreff seiner die Achtung im Mindesten zu verletzen, trieb mit seiner Einsylbigkeit und seinem wunderlichen Betragen Kurzweil. —

Morellet verweilte gern bei dem Beifalle, welchen seine schriftstellerischen Unternehmungen fanden, und tröstete sich über manche Zurücksetzung, die er in der Nähe erdulden mußte, mit dem bekannten Erfahrungssatze, daß der Prophet immer am wenigsten in seiner Heimath gilt, wogegen ihm die fortwährende Freundschaft und die brieflichen Lobeserhebungen gar wohl thaten, welche ihm David Hume aus England zusandte. — Seine über die indische Handelsgesellschaft ausgesprochene Meinung ward 1769 durch einen Ministerialbeschluß angenommen und vom Parlamente bestätigt. Für die in dieser Sache aufgewandten Bemühungen erhielt Morellet sogleich keine besondre Belohnung, sondern erst nach fünf Jahren, als sein Freund Turgot ins Ministerium gelangte, verschaffte ihm derselbe für verschiedene Werke und Denkschriften, die er über Verwaltungsgegenstände hatte erscheinen lassen, einen auf die Handelskasse angewiesenen Gnadengehalt von zwei tausend Franken, dessen M. mit der Bemerkung gedenkt: daß auf diese Weise Turgot, indem er eine Schuld des Gouvernements abgetragen, nicht beschuldigt werden könne, die Gnadenbezeugungen des Königs an seine Freunde verschwendet zu haben; denn eine weitere Vergünstigung habe er von T. nie erhalten. —

Mit dem vorerwähnten Plane eines neuen Werkes über den Handel, in alphabetischer Form, wozu er die Materialien herbeizuschaffen keine Anstrengung scheute, bewarb sich Morellet um den Posten eines Secretairs der Handelskammer, als den geeignetsten, um jene erforderlichen Nachrichten vom In- und Auslande einzu-

ziehen; doch, der vorhergegangenen günstigen Zusicherungen ohngeachtet, ward der Posten einem andern Bewerber zu Theil; das Finanzministerium bewilligte aber dem zurückgesetzten Abbé, überzeugt von der Nützlichkeit des Unternehmens, eine jährliche Unterstützung von vier tausend Franken, wofür Morellet sich zwei literarische Gehülfen hielt. Theils die Weitschichtigkeit des Planes, theils Unwillfährigkeit von Seiten derer, deren Mitwirkung durch Beisteuer von Nachrichten nicht entbehrt werden konnte, ließ indeß nach dem Aufwande vieler Arbeit und Mühe das Werk in Stillestand gerathen, ohne daß der Zweck erreicht worden wäre. Mit jenem Jahrgelde war M. ohnehin sowohl zu dem Finanzministerio, als zu der Intendantur des Handels in ein Verhältniß getreten, nach welchem beide über seine Zeit verfügen zu können glaubten; so ward er wechselsweise von Invaux, Choisseul, Trudaine, Sartine, Lenoir und Turgot mit der Ausarbeitung von Flug-, Streit- und Denkschriften, Berichten und Vorträgen beschäftiget; alles jetzt vergessene Arbeiten, die aber zu ihrer Zeit nicht ohne Wirkung blieben.

Im Frühlinge 1772 faßte er den Entschluß, den längst gehegten Plan, England zu sehen, zur Ausführung zu bringen, den Engländern, welche er in Paris kennen gelernt hatte, besonders dem Lord Shelburne, den viele Male verheißenen Besuch zu machen und bei der Gelegenheit für sein großes den Handel betreffendes Werk zu sammeln. Dieses Letztere verschaffte ihm aus der Kasse der Handelskammer ein Reisegeld von funfzig Louisdor, mit welchem er im April jenes Jahres überschiffte, der erhaltenen Einladung gemäß in Lord Shelburne's Hause in London abtrat und während eines sechsmonatlichen Aufenthalts in England durch die zuvorkommende, nie lästig werdende Sorgfalt und Aufmerksamkeit seines Wirthes London's, Windsor's, Oxford's, Plymouth's und anderer Städte Merkwürdigkeiten sah, auch dabei die vorzüglichsten Werkstätten der Industrie in einem bedeutenden Umkreis um die Hauptstadt besuchte und alle Annehmlichkeiten des brittischen Landlebens genoß. Hieran reiheten sich eine Menge der interessantesten Bekanntschaften mit berühmten Männern, die theils erneuert, theils erst gemacht wurden. Zu jenen gehörte Garrik, zu diesen Franklin.

Die Unkunde der englischen Sprache mochte dem redelustigen pariser Abbé zwar manche Schwierigkeit in den Weg legen, aber er wußte sich darüber zu trösten: „Das Englischreden ging mir schwer an; doch sprachen Alle etwas Französisch und bewiesen mir viele Nachsicht. Mich verstand man sehr gut, weil ich eine richtige und bestimmte Aussprache, eine starke Stimme und eine natürlich wahre Declamation hatte, welche zum Verständnisse der Worte und Redensarten viel beitrug; hierdurch verstand mich Garrik, wie er mich oft versicherte, vollkommen." —

Franklin, dessen politische Ansichten in England schon gerechte Besorgniß erregten, war in Europa vorzüglich berühmt wegen der wichtigen Entdeckungen, welche er im Felde der Naturlehre, besonders in Betreff der Elektricität gemacht hatte; auch zeigte er schon damals auf einem Teiche im Parke zu Whycomb die Wirkung des Oels zur Beruhigung der vom Sturm erregten Wellen. Die Neigung zur Verhandlung staatswissenschaftlicher Gegenstände ließ beide Fremdlinge, den Americaner und den Franzosen, an einander näheres Interesse gewinnen, obgleich beide in Betreff der Mittheilung einen größeren Contrast bildeten, als hinsichtlich der Ansichten. Franklin, von wenig Worten und langsam redend, erfüllte La Fontaine's Maxime: „Der Weise sparet Zeit und Worte;" — aber der regsame Abbé steigerte dagegen im Redeflusse seine lebendige Regsamkeit, besonders beim Disputiren, bis zum Ungestüm; alles an ihm war Feuer und Leben, und man beschuldigte ihn nicht mit Unrecht, er sei ein Rechthaber, Sophist und beständig Streitlustiger. Für die Gesellschaften, wo man Morellet's Eigenthümlichkeit näher kannte, erwuchs aus dieser Leidenschaftlichkeit, der ein hoher Grad von Gutmüthigkeit immer beigemischt blieb, viel Unterhaltung; es läßt sich leicht erachten, wie die ernsten Britten an dem leichtbeweglichen Franzosen Gefallen fanden. Wenn Morellet ins Feuer der Rede gebracht war, pflegte sich Garrik in einen Winkel zurückzuziehen und ihn aufmerksam zu betrachten, wie ein Maler die vor seiner Staffelei sitzende Person ins Auge faßt; ihm mochte eine so geläufige Zunge noch nicht vorgekommen sein. —

Der Reisende traf im Spätherbste wieder in der

Heimath ein, wo er bald in der Hauptstadt, bald in der Provinz den gewohnten Lebenspfad verfolgte. Während seiner Abwesenheit hatte ein eifriges Mitglied des literarischen Kreises, worin er lebte, durch ein neues Werk, welches über ganz Europa den Namen des Verfassers ruhmvoll verbreitete, für den Augenblick alle übrigen literarischen Neuigkeiten der pariser Welt in Schatten gestellt; es war Raynal mit seiner Geschichte der beiden Indien. Der Werth dieser Erscheinung fand aber gerade in der Gesellschaft, welche man die der Philosophen nennt, nicht die Anerkennung, die zu vermuthen stand. Morellet scheint das Urtheil zu dem seinigen zu machen, welches ihm Turgot auf diese Veranlassung nach London schrieb:

„Ich bin neugierig, zu erfahren, was die Engländer von der Geschichte der beiden Indien sagen werden. Ich gestehe meine Bewunderung für das Talent des Verfassers und für sein Werk; doch ist mir das Unzusammenhängende seiner Ideen ein wenig anstößig, wie auch die Zusammenstellung sich widersprechender Paradoxen, deren Vertheidigung mit gleicher Wärme, gleicher Beredtsamkeit, gleichem Eifer geführt wird. Er ist bald streng, wie Richardson, bald unsittlich, wie Helvetius, bald Enthusiast für zarte, sanfte Tugenden, bald für Ausschweifungen, bald für wilde Kraftäußerungen; er findet die Sclaverei abscheulich und verlangt doch Sclaven; er spricht gehaltlos ab über die Naturkunde, über Philosophie, und oft über Politik. Das Buch gibt kein Resultat, als daß der Verfasser ein Mann von vielem Geiste und Kenntnissen ist, aber ohne alle feste Grundsätze, hingerissen von dem Enthusiasmus eines jungen Redners. Er scheint es sich zum Berufe gemacht zu haben, nach und nach alle Paradoxen durchzuführen, welche ihm seine Lectüre und seine Träumereien darboten.

Im letzten Lebensjahre Ludwigs XV. (1773) verbreitete sich in Paris die Nachricht, daß das Gouvernement, dem Vorgeben nach zur Begünstigung des Schul- und Erziehungswesens, die Zurückberufung der Jesuiten beabsichtige. Morellet, immer bei der Hand bei solchen Neuigkeiten, machte in einem Liede zur Bewillkommnung der Zurückberufenen das Gerücht lächerlich. Er glaubte auf diesem Wege am zweckmäßigsten entgegen zu wirken, und schickte sein Gedicht durch Frau von

Grammont handschriftlich nach Chantelou, wo Choiseul, der entlassene Minister, einen großen Zusammenfluß wichtiger Personen veranlaßte. Doch das Musenopfer ward unberücksichtigt bei Seite gelegt; aber man vernahm auch nichts Weiteres von der gefürchteten Zurückberufung der frommen Väter in der Schalkskappe. —

Frankreich war damals in der traurigen Lage, daß man die Rettung des Staates, welche man oft von einer Veränderung des Ministerii vergeblich erwartete, nur noch von der Veränderung in der Person des Regenten sich verheißen durfte. Entfernung würdiger, freimüthiger, echt patriotischer Männer vom Staatsruder, drückende Abgaben, Anwachsen der Staatsschuld und Lähmung aller Zweige der öffentlichen Verwaltung waren die Leiden, welche von unparteiischen, ruhigen Beobachtern nach ihrem ganzen Umfange gewürdigt wurden. — So hielt man es für ein Glück, für eine Verheißung besserer Zeiten, als Ludwig XV. in der Nacht des 10. Mais 1774 seine lange, schandvolle Regentenlaufbahn beschloß. Es gehört zu den Sonderbarkeiten der Menge, daß sie bei Regierungsveränderungen immer große Erwartungen hegt. Diese lagen Morellet um so näher, da mit der Thronbesteigung Ludwigs XVI. Maurepas die Leitung des Ministerii bekommen hatte, und durch ihn der philosophische Turgot in jenes berufen war. Ihm stand unser Abbé so nahe, daß er dessen Ruhm als seinen eigenen ansah; er erforschte für ihn, sorgte, arbeitete und berieth ihn, wo er wußte und konnte; er war der Ueberbringer der Gesuche und Rathschläge Anderer, und das noch vor kurzem einsame Studirzimmer des Gelehrten ward mit Staatsmännern und Clienten angefüllt. Doch den Abbé verließ in der glänzenden Stellung seine vorwaltende Neigung zur literarischen Fehde nicht; wie nur ein Schriftsteller mit einer, seiner oder seiner Freunde Ansicht oder Autorität entgegen laufenden Behauptung hervortrat, oder schuldigte man einer schriftstellerischen Unternehmung eine nicht in seinen Plan passende Absicht an, die Morellet selbst geständlich für erlogen hielt, so konnte er doch der Verlockung nicht widerstehen, sondern warf mit einer Flugschrift den Fehdehandschuh aus; so auch gegenwärtig im Glanze der Ministerialfreundschaft, als Linguet und Necker über den Getreide-

handel Untersuchungen herausgaben, aus denen man sich den Widersacher der Oekonomisten und den Nebenbuhler des sich zu deren Grundsätzen bekennenden Ministers heraus merkte.

Dabei sorgte Morellet als guter Wirth für seine Unabhängigkeit und für sein Auskommen. Gegenwärtig kaufte er sich eine geistliche Pfründe zu Colmar, die Priorei des heiligen Valentin von Ruffac genannt, zu deren persönlicher Besitznahme er sich einer Reise dorthin unterzog und bei dieser Gelegenheit über Strasburg nach der Schweitz ging. Hier interessirte es ihn mehr, als alles, nach Ferney zu kommen, wo er, von Voltaire sehr gut aufgenommen, mehrere Tage verweilte. Von diesem Besuche gesteht er, daß jener hochberühmte Mann, ganz im Gegensatze anderer ausgezeichneter Menschen, bei näherer Beobachtung noch weit außerordentlicher und größer erschien, als aus der Ferne. — Morellet hatte ihm früher seine verschiedenen schriftstellerischen Arbeiten zugeschickt; bei einer solchen Veranlassung sprach Voltaire in einem Briefe an Thiriot über ihn den Lobspruch aus: „Ich kenne Niemanden fähiger, als ihn, um zum Besten der Vernunft zu wirken;" der Abbé aber meint, daß er das vorgefundene Wohlwollen zunächst dem ihm eigenen Zuge von Schalkheit verdanke, welche Voltaire bei Andern gern leiden mochte, weil er selbst darin die Meisterschaft hatte; vielleicht mochte der Philosoph von Ferney ihm auch darum seine Achtung zugewendet haben, weil er bei ihm eine tüchtige Vernunft mit kritischem Scharfsinn bemerkte.

Den Herbst 1776 verlebte M. zu Brienne, mit dem Studio und der Uebersetzung (welche nie erschien) des unsterblichen brittischen Werkes über den Nationalreichthum von Smith beschäftigt; dann kehrte er nach Paris zurück, wo er sein Hauswesen vollständiger einrichtete, indem er nun seine jährliche Einnahme auf elf bis zwölf tausend Franken berechnen konnte. Zu diesem Behufe nahm er seine Schwester, eine verwittwete Frau von Montigny, nebst ihrer Tochter zu sich; letztere ward bald nachher Marmontels Gattin *),

*) Siehe die Biographie Marmontels in den Zeitgenossen, N. R. IX. Seite 94, und Seite 101 bis 104.

wonächst der ganze Familienkreis in Paris ein Hauswesen bildete, welches von vielen Seiten als höchst genußreich erscheint, wenn gleich die literarischen Streitigkeiten, worein auch Marmontel mit mehr Leidenschaftlichkeit und Eitelkeit, als einem Weisen geziemt, sich verwickelte, dem Oheime manchen seiner alten Bekannten entfremdete. Morellet pflegte des Sonntags sein angeordnete Frühstücksgesellschaften zu geben, deren beständige Theilnehmer das Suardsche, Saurinsche, Marmontelsche und d'Alembertsche Ehepaar, Madame Pourat und Broutin, der Ritter von Chastellux, Arnaud, la Harpe, Delille u. s. f. waren, wo es an angenehmem Ideentausche nicht fehlte, Verse und Prosa vorgelesen, und auch musikalische Unterhaltungen gegeben wurden, da viele Künstler, als Grétry, Hullmandel, Capperon, Traversa, Caillot, Duport u. a. Zutritt hatten. Doch der Streit unter den Tonkünstlern, die sich mit ihren Freunden damals in zwei Parteien, die Piccinisten und die Gluckisten, theilten, veranlaßte auch in dieser Gesellschaft Trennung, da Marmontel mit Piccini genau verbunden war, und Morellet von dem Neffen und Hausgenossen nicht abfallen durfte. So schieden Arnaud und Suard; Ersteren gab Morellet ohne Bedenken auf; von dem Zweiten aber rühmt er, daß er ein Mann von feinem Betragen, sanftem Charakter und entschiedener Geistesfähigkeit gewesen, an welchem er Tugend, Talent und Freundessinn immer geschätzt.

Diese Unannehmlichkeiten trafen in Einem Zeitpuncte zusammen mit dem Tode der entschiedenen, vielfach bewährten Gönnerin des Abbés, der Madame Geoffrin, deren Andenken er in einer Denkschrift unter dem Titel: „Bildniß der Madame Geoffrin" feierte, indem sie ihm gegenseitig einen thätigen Beweis des Wohlwollens mit einer Leibrente von jährlich 1275 Livres hinterließ.

Das Leben der Hauptstadt ward oft in der besseren Jahreszeit unterbrochen von Landpartien, wo dann Morellet, nächst der wöchentlichen Ausflucht nach Auteuil zur Madame Helvetius, oder in die herrlichen Thäler von Montmorency zu Trudaine, zuweilen auch eine weitere Abschweifung zu dem Schlosse von Brienne in der Champagne machte, dem Familiensitze des Schul-

kameraden unsers Abbés, der, zum Premierminister erhoben und zum Cardinalhut gelangt, unter den Gräueln der Revolution im Gefängnisse schmachvoll endete. Brienne, der in der französischen Geschichte so berühmte Ort, wo Bonaparte auf der Militairakademie seine Schulstudien machte und dann 1814, nach hartem Kampfe, den Unbestand des Glückes erfuhr, war damals, wo Morellet es besuchte, der Sitz des Genusses und der höfischen Ueppigkeit, den er nicht reizend genug beschreiben kann. Ein Prachtgebäude nach dem andern erhob sich, von Paris, vom Hofe, von den umliegenden Adelsitzen strömten Genußlustige herbei; Tonkünstler, Tänzergesellschaften und Dichter wetteiferten, die Freudenstunden zu verherrlichen, Jagd und ländliche Feste wechselten mit Gelagen, Tanz und Schauspiele verkürzten die Abende; — dieses waren die Vorspiele, unter welchen der reiche Adel der trauervollsten Katastrophe entgegenging, indeß das immer wachsende Elend des Volks schon so ernste Vorzeichen des nahen Bruchs offenbarte.

Unter diesem Freudenleben rückte für Morellet der traurige Augenblick heran, wo ein neuer Todesfall ihn in gerechte Trauer versetzte, indem ihm 1781 sein berühmter Jugendfreund Turgot entrissen wurde; mit ihm verlor das achtzehnte Jahrhundert einen der ausgezeichnetsten, einsichtsvollsten, tugendhaftesten Männer, dessen Ruhm durch seine nicht einmal zwei volle Jahre dauernde Ministerverwaltung theilweise verdunkelt ist, ob er gleich in dieser kurzen Zeit auf eine bewundrungswürdige Art die größten staatswirthschaftlichen Probleme löste und weise Grundsätze, die man späterhin leider aufgehört hat zu verstehen und anzuwenden, durch die That verwirklichte. Um hier von vielem nur eines namhaft zu machen, was als Vorwurf unsrer Tage so nahe liegt, so wußte Turgot und traf danach seine Anordnung, daß bei den Zöllen und Verbrauchssteuern niedere Steuersätze der Staatscasse einen weit größern Ertrag liefern, als übertriebene Erhöhung derselben. — Doch Turgot hielt sich nicht als Minister, verfolgt von der Königin, welche von seinen Einschränkungen des Hofhaushaltes nichts wissen wollte; vielleicht auch, weil für seine Stellung in der bewegten Zeit und in der Verwirrung des Regierungswesens nirgend ein fester Anhalt zu finden war. Es ist ohnehin eine oftbe-

währte Erfahrung, daß in Staaten, deren Finanzen zerrüttet sind, geniale, durchgreifende Männer sich nicht in jenem Ministerio halten; wogegen das gewöhnliche Mittelgut mit der Ministerialautorität von einem Jahre zum andern hinschleicht und den entscheidenden Fall verzögert, bis er nach den Regeln des Gleichgewichtes um so unabwendbarer und verheerender erfolgt.

Mit dem Rücktritt seines Freundes Turgot war indeß Morellets Beziehung zu dem Ministerio nicht abgeschnitten, vielmehr dauerte sie fort, nach den ausgebreiteten Bekanntschaften, die er hatte, ja sie erhielt eine höhere Bedeutung, als die Unterhandlungen zu dem für Frankreich so vortheilhaften Frieden von Versailles, durch welchen die nordamericanischen Freistaaten diplomatisch anerkannt wurden, gegen das Ende des Jahres 1782 vorschritten. Bei dem damaligen Premierminister Frankreichs, Vergennes, war M. ganz gut angeschrieben, und mit dem ersten Rathe des auswärtigen Departements Rayneval stand er in näherem Verhältnisse, der zu Paris unterhandelnde Franklin war sein vieljähriger vertrauter Freund, und zum brittischen Premierminister war Lord Shelburne ernannt, eben der Staatsmann, bei welchem M. in London gewohnt, von welchem er so viele Beweise der innigsten Zuneigung erhalten hatte. Letzterer schrieb, als der Friedenstractat im folgenden Jahre unterzeichnet war, an Vergennes: daß, wenn der König von Frankreich und sein Ministerium mit dem Gange der Unterhandlung zufrieden wären, sie ihm, dem Lord, davon einen thätigen Beweis geben würden, indem sie dem Abbé Morellet eine abteiliche Pfründe ertheilten, denn ihm verdanke Shelburne die vorurtheilsfreien an den Tag gelegten Ansichten; deshalb würde er auch die Erfüllung der Bitte als eine ihm persönlich erzeigte Wohlthat aufnehmen. — An Morellet selbst schrieb der Lord: „Ich habe dem Grafen von Vergennes eröffnet, daß, wenn er die im Gange der Verhandlungen von mir bewiesenen Grundsätze billigt und seiner Achtung werth hält, ich Ihnen selbige verdanke; daß die Bekanntschaft mit Ihnen und Ihre Belehrungen meinen Gesichtskreis in Betreff der Freiheit des Handels liberalisirt haben; daß ich daher eifrig wünsche, Ihnen meine Dankbarkeit bethätigen zu können; daß Sie aber unglücklicher Weise ein zu guter

Katholik sind, um eine Stelle anzunehmen, die ich Ihnen in unsrer Kirche anbieten könnte." — Das Dankgefühl des brittischen Staatsmannes war ganz seiner Sinnesart gemäß; die aus demselben hervorgegangene Bitte war von Seiten Morellets nicht durch die entfernteste Andeutung veranlaßt. Ob nun gleich Shelburne schon in den nächsten Monaten sein Ministerium niederlegte, so vergaß doch Vergennes die dringende Fürsprache nicht, sondern veranlaßte den König, dem Abbé ein Gnadengehalt von vier tausend Livres zu verleihen, welches in der That erwünschter war, als eine zu acht oder zehn tausend veranschlagte Abtei, deren Rente mit bedeutenden Abzügen verknüpft war.

Morellet sehnte sich, seinem Wohlthäter persönlich Dank zu sagen, und suchte deshalb den Lord, welcher mit seiner Familie nach Spaa gegangen war, dort auf. Er wohnte bei ihm und begleitete ihn auf einer genußreichen Reise durch die Niederlande, wo sich dann beide Freunde trennten, mit der Verabredung, daß Shelburne im folgenden Jahre seinen ältesten Sohn nach Paris schicken, Morellet ihn dort aufnehmen, auf einer Reise durch Frankreich begleiten und dann nach England zurückführen sollte. Im Verfolg dieses Planes traf der junge Britte auch im Juli 1774 in Paris ein, — ein junger Mann von rohen Sitten (quelquefois sauvage), nicht geneigt, viele Bekanntschaften zu machen. An seiner Seite durchflog der Abbé Frankreich, besuchte Brest, Bordeaux, Marseille, Toulon, die Provence, Lyon und Burgund, und eilte über Paris und Calais nach London, wo er mit dem October eintraf, so daß beide nach dem Willen des jungen Wildfangs binnen zwei Monaten an zwölfhundert Stunden Weges zurückgelegt hatten. — Die Reisen der Jünglinge vornehmer und reicher Aeltern, welchen in der Reihe der Bildungsversuche ein so großes Gewicht beigelegt wird, sind in der Regel nicht ertragreicher, als diese Ausflucht des jungen Britten gewesen sein mag. —

Mit dem Jahresschluß war der Mentor, seines schwierigen Berufes entledigt, wieder in Paris, nachdem er auf Englands gastfreundschaftlichem Boden in dem Hause des Lords drei glückliche Monate verlebt und viele Beweise der zuvorkommendsten Güte geärntet hatte. Aber auch daheim warteten seiner Auszeichnungen der ehren-

vollsten Art. Im Junius 1785 ward er in die Akademie française aufgenommen und ihm so die literarische Pairwürde ertheilt, deren Bedeutsamkeit man nach dem Neide ermessen kann, mit welchem diese Vergünstigung verfolgt wurde. Wenn man häufig die Akademien der Wissenschaften, welche die Götter der Erde neben ihren Hoflagern halten, literarische Invalidenhäuser nennt, so mag sich diesen Spott keine Gesellschaft ruhiger gefallen lassen, als die ehemalige pariser Akademie, welche, um von vielem nur eines zu erwähnen, als anerkannte Autorität in Hinsicht der Richtigkeit der französischen Sprache, auf die Entwicklung derselben einen großen Einfluß übte. — Morellet, dem la Harpe in einem Briefe an den Großfürsten von Rußland (nachherigen Kaiser Paul I.) nachsagt, daß seine Berufung in die Akademie viele Mißbilligung gefunden habe, tröstete sich über solches Scheelsehen mit dem Bewußtsein, daß er, nach Kenntnissen, Fähigkeit und Wirken, nicht unwürdig in die berühmte Gesellschaft getreten sei, und freute sich des Glückwunsches, welchen ihm seine Freunde darbrachten, indem er fortfuhr, in Flugschriften über manche politische Tagesangelegenheiten seine Stimme abzugeben. Die immer regsamer die Aufmerksamkeit der Nation in Anspruch nehmende Staatswirthschaft, die erste Zusammenberufung der Notablen, das Ministerium des Erzbischofs von Sens, Brienne's, mit dem M. in genauem Verhältnisse stand, die Finanznoth und auf deren Abhülfe berechnete Anleiheprojecte waren Gegenstände, die seine ganze Thätigkeit beschäftigten. Ununterbrochen legte er dem Erzbischofe mündlich und schriftlich höchstfreimüthige Kritiken, Rathschläge und Ansichten dar — doch erfolglos — „il se contentait de m'écouter," sagt Morellet, in der Ueberzeugung, den Pflichten des Patriotismus, des Diensteifers und der Anhänglichkeit vollkommen Genüge geleistet zu haben. Beurtheilt man seine Arbeiten nach einem in den Denkwürdigkeiten mitgetheilten Schreiben an den Erzbischof, worin M. die Gesetzesvorschläge, welche selbiger wenige Tage darauf dem Parlamente vorlegte, beurtheilt, so kann man seinen Einsichten die Anerkennung der Verdienstlichkeit nicht versagen. Vor allen Dingen dringt er auf die Nothwendigkeit einer öffentlichen Darlegung der Staatseinnahme und Ausgabe, und warnt vor dem Verschweigen

mancher Schulden, die schon gemacht sind oder gemacht werden sollen; er zeigt das Gefährliche immer neuer Anleiheplane und beweist, daß die einzige Bürgschaft wider Finanzverwicklungen in der Mitwirkung einer wahren Nationalrepräsentation liege, indem er die Beachtung der öffentlichen Meinung dringend anempfiehlt. Es erregt unheimliches Erstaunen, wenn man sieht, wie so einfache, der Sache selbst zugehörige Lehren völlig unbeachtet gelassen wurden, und welch ein schreckliches Verhängniß nur deshalb den ganzen Staat und den edlen König traf.

Eine neue Vergünstigung des Schicksals suchte den Abbé, indem ihm eine Priorei mit 1600 Franken jährlicher Einkünfte, auf welche er schon seit zwanzig Jahren eine Expectanz hatte, zufiel; sie hatte ihren Sitz zu Thimer. Morellet erhielt diese frohe Nachricht, als er eben zu Auteuil bei Madame Helvetius an nichts weniger, als an geistliche Aemter dachte; doch eilte er, von der Pfründe Besitz zu nehmen, und richtete in zwei Monaten seine Dienstwohnung so gut ein, daß er nach Verlauf dieser Zeit während der akademischen Ferien seine Schwester und Nichte nebst noch drei Damen mehrere Monate bei sich bewirthen konnte. Er glaubte sich hier einen Ruhesitz für die letzten Lebensjahre eingerichtet zu haben; doch so unverhofft er zum Besitz dieses schönen Eigenthums gelangte, gleich unerwartet verlor er dasselbe bald darauf.

Das politische Verderben, welches Frankreich ereilte, ward durch den Wechsel der Minister beschleunigt. Brienne mußte Calonne'n Platz machen, Calonne Necker'n; die zweite Versammlung der Notablen ward im November 1788 zusammenberufen, um ihr Gutachten abzugeben: wie bei der bevorstehenden allgemeinen Reichsversammlung die Repräsentantenzahl und das Stimmrecht zwischen den drei Ständen, dem Adel, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft vertheilt werden sollte. Von den sieben Ausschüssen der Notablen stimmte allein der erste, unter dem Vorsitze des jetzigen Ludwig XVIII., für eine doppelte Anzahl der Abgeordneten *);

*) Siehe die Biographie Ludwig des Achtzehnten in den Zeitgenossen. N. R. VIII. Seite 18 und 19.

Morellet vertheidigte diese Ansicht in den zu dieser Zeit herausgegebenen Bemerkungen über die Form der Reichsversammlung des Jahres 1614, durch welche er manche seiner hohen Gönner und Gönnerinnen, die es mit dem Adel und der Geistlichkeit hielten, sich abwendig machte. Man hat später in jenem Schritte des damaligen Grafen von Provence und in der ihn vertheidigenden Schrift Morellet's eine Mitwirkung zur Revolution finden wollen, aber sehr mit Unrecht; denn M. sagt in seinen Denkwürdigkeiten sehr richtig: „In dem Augenblicke, wo man die doppelte Vertretung des Bürgerstandes bewilligte, hatte man nicht mehr die Macht, sie zu verweigern. Diese Maßregel ist nur verderblich geworden durch die nachfolgenden so leicht zu vermeidenden Fehlgriffe des Gouvernements. Man unterließ die Urversammlungen ordentlich einzurichten und das der Nation eingeräumte Recht der Repräsentation auf richtige Staatsgrundsätze zu basiren. — Ueberhaupt war es unsinnig, wo von einer Abstellung der gefahrvollesten Mißbräuche der Staatsverfassung die Rede war, daß 24 Millionen Staatsbürger weniger Vertreter ihrer Rechte haben sollten, als 200,000 Edelleute und Geistliche." —

Bei der allgemeinen Richtung der Aufmerksamkeit auf politische Gegenstände bildeten sich bekanntlich politische Clubs, welche die wahren Feueressen der Revolution wurden; ihnen versuchte Morellet eine Gesellschaft von Mäßiggesinnten entgegen zu setzen, welche die großen Gegenstände des Staatswohles in Ueberlegung und Untersuchung zog, doch ohne dem mächtigen Gegengewichte der aufgeregten Leidenschaften einiger Maßen gewachsen zu seyn; woher es denn auch kam, daß mehrere Theilnehmer dieser Verbindung bald darauf als Mitglieder der Nationalversammlung zu den ausschweifendsten Meinungen übergingen. — Morellet's Bemühungen, für die Reichsversammlung gewählt zu werden, mißglückten, ob er gleich als Liberaldenkender bekannt war; vielleicht nur deshalb, weil er zu den von den Großen Begünstigten gehörte. Doch nur zu bald kam die Zeit, wo alle daraus herstammende Annehmlichkeiten des Lebens ihm geraubt werden sollten. Die Revolutionsjahre wurden für ihn eine Kette des schmerzlichsten Verlustes, sowohl in seinen Privatverhältnissen,

die bei einer jährlichen Einnahme von 30,000 Livres sehr beneidenswerth waren, als in dem Sturze vieler angesehenen Menschen, zu denen er in genauer Beziehung stand. Der erste Hauptschlag, der ihn traf, war der Verlust der Priorei zu Thimer und der damit verbundenen niedlichen Besitzung; letztere wurde im Juni 1790, als geistliches Gut, verkauft, und der Abbé mußte seinen Ruhesitz für immer verlassen. „Unter Klagen und Thränen, erzählt M., schied ich von meinem Hausvogt und seiner Frau, alten, redlichen Leuten, deren beide Söhne meine Gärtner waren, deren Tochter, ein niedliches Mädchen von sechzehn Jahren, das Milchwesen zu besorgen hatte, von einem treuen und verständigen Hofmeister, den ich besser behandelt hatte, als mein Vorgänger; auch der Prediger und der Vicarius, die sehr an mir hingen, theilten meinen Schmerz. Diese Trennung verursachte mir einen so herzzerreißenden Eindruck, daß die Wunde bei der Rückerinnerung an jenen unglücklichen Augenblick immer von neuem blutet." — Von einer andern Seite traf den Abbé ein nicht minder schmerzlicher Schlag. Seine Freundin, Madame Helvetius, die Tochter des alten lothringischen Hauses Ligniville, hatte sich nach dem Tode ihres Gatten (1771) ganz von Paris zurückgezogen und lebte zu Auteuil, wo sie auf ihrem Ruhesitze unserm Abbé eine eigene Wohnung mit einer herrlichen Aussicht einräumte. Hier verlebte M. regelmäßig zwei oder drei Tage jeder Woche in einer kleinen abgeschlossenen Gesellschaft, welche außer der Wirthin aus noch zwei gelehrten Hausgenossen, einem Exbenedictiner, dem Abbé von Laroche, und einem Herrn von Cabanis, bestand. Ohne Irrung oder Streit diente diese Umgebung funfzehn Jahre hindurch der Madame Helvetius, die in den Bezeigungen der Freundschaft keinem von den Dreien einen Vorzug gab, zur Aufheiterung. Die ganze Gesellschaft war übereinstimmend den Grundsätzen einer vernünftigen Freiheit in Beziehung zum Staate und zur Kirche zugethan, haßte den Despotismus und Aberglauben und wünschte die Abstellung vieler Mißbräuche. Als im Sommer 1789 eine so bedeutsame Aufregung der niedrigsten Volksmasse sichtbar, und die Nationalversammlung selbst von derselben abhängig wurde, ward Morellet besorgt und wünschte, daß der Zügellosigkeit Einhalt geschähe; Laroche und Cabanis

dagegen glaubten fest an die Plane, welcher man den König und die Prinzen beschuldigte, daß sie beabsichtigten, Paris mit brennenden Kugeln beschießen zu lassen und die Nationalversammlung aufzulösen, welches zu verhindern, ihnen alle Maßregeln recht waren. Sie zogen Mirabeau, Volney, Sieyes, Bergasse, Chamfort und andre Revolutionsmänner in die Gesellschaft von Auteuil, wo der politische Fanatismus an die Tagesordnung kam. Die Wirthin nahm die vernünftigste Partei und mischte sich nicht in die politischen Verhandlungen, wogegen Morellet sein Mäßigungssystem lebendig verfocht. Diese Streitigkeiten führten zum förmlichen Bruch der Gesellschaft, als 1790 viele Provinzen der Schauplatz der Pöbelgrausamkeiten, der Magazinberaubungen, der Mordbrennereien, der Verwüstungen der Forsten und der Vernichtung aller gesetzlichen Ordnung wurden. Eine Provinz wandte sich in dem Bedrängnisse an M., welcher ihr Wort- und Sachführer wurde mit einer der Nationalversammlung übergebenen Denkschrift der Abgeordneten der Stadt Tulle, über die in Nieder-Limousin vorgefallenen Unruhen; sie war darauf berechnet, nicht jene Unruhen zu bemänteln, sondern die Verbrecher zur Strafe zu ziehen. Nun galt unser Abbé den beiden Hausgenossen von Auteuil für einen Verräther der heiligen Sache der Freiheit, für einen Sachwalter des Adels; er fand bei seiner nächsten Ankunft in der Gesellschaft der Madame Helvetius eine unfreundliche Aufnahme von Laroche und Cabanis und schied für immer von dort, da beide der Dame unentbehrlich waren, und an eine Ausgleichung oder Versöhnung bei den aufgeregten Gemüthern nicht zu denken war. Der Verlassene wandte sich zu einer andern Dame voll Geist und Anmuth, der Madame Broutin, welche in den reizenden Thälern von Montmorency, zu Cernay, einen schönen Landsitz bewohnte, in der Mitte interessanter Männer, als Lacretelle's und Chenier's, welche in der ersten Nationalversammlung zur linken Seite gehörten und constitutionsgemäß das Staatswohl verfochten wissen wollten. Hier fand Morellet freundliche Aufnahme und blieb in gleichem Verhältnisse, wie früher zu Auteuil, bis zu dem unglücklichen August 1792, wo Madame Broutin ihre angenehme Besitzung verlassen und nach der Normandie fliehen

mußte; in ländlicher Zurückgezogenheit von Cernay aus schrieb M. gegen Chamfort, welcher, befangen von der Revolutionsraserei, deren Opfer er wurde, allen Gefühlen des Anstandes und der Dankbarkeit abgestorben war und, selbst deren Mitglied, eine heftige Schmähschrift gegen die Akademie bekannt machte; dann vertheidigte er auch in einer zweiten Flugschrift die kirchlichen Institute und ihre Diener gegen die wüthenden Anfälle der atheistischen Neuerer, und in einem Aufsatze im Journal von Paris, welches Suard damals dirigirte, die Eigenthumsrechte gegen die Verletzungen, welche Brissot, berüchtigten Andenkens, verfocht und übte.

Der Drang der Gefahr für alle bisher vom Glücke Begünstigte wurde in Paris stündlich größer; es galt, entweder gemeinschaftliche Sache zu machen mit dem Mord- und Raubgesindel, welches schrankenlos umherwogte, oder als Aristokrat und Verräther der Freiheit geächtet, den Verfolgungen der Revolutionswuth preisgegeben zu sein. Nur Ein Rettungsmittel blieb in der Flucht aus der Hauptstadt, dem fürchterlichen Vulcan und seiner Nähe. Auch Marmontel war mit den Seinigen, nach dem Rathe seiner Gattin, unter vielen Beschwerlichkeiten nach der Normandie geflüchtet, wo er sich in einem Dorfe eine ländliche Hütte kaufte und dort verborgen lebte. Morellet und Desmeuniers, früher Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, hielten bei ihrer Freundin, Madame Broutin, zu Cernay aus, so lange es nur ohne Tollkühnheit geschehen konnte; aber beide galten für Aristokraten. In der Nacht vom 10. auf den 11. August erschien vor dem Schlosse eine Rotte betrunkener Nationalgarden und suchte Beide auf; doch ließen sie sich für den Augenblick abweisen und auf den folgenden Tag vertrösten. Nun war zur Rettung keine Zeit mehr zu verlieren! Desmeuniers floh in die Normandie, von dort nach America; Morellet versteckte sich, wo man ihn am wenigsten suchte, in Paris selbst, dem Sitze des Schreckens, des Raubes, der Einkerkerungen und des Mordes; nur mit dem Eintritte der Nacht wagte sich der Abbé auf die Straße, um Nachrichten von täglich sich häufenden Gräueln zu hören. Eine Zeit lang waren die Thore von Paris gesperrt; als der Durchgang wieder frei wurde, ging M. mit dem

Marschall von Beauvau und seiner Frau in das Thal von St. Germain und dann, während des schändlichen Processes gegen den König, zurück in die Hauptstadt. Malesherbes und Decéze, die beiden Vertheidiger Ludwigs XVI. waren seine Freunde; oft sah er sich mit ihnen, theilte ihnen seine Rathschläge mit und lebte unter nichtigen Hoffnungen und nahen Bekümmernissen. Der im größten menschlichen Elende verherrlichte König fiel unter dem Henkersbeile; ein Mord, der eine schwere Blutschuld auf die ganze französische Nation lud. In der Nähe und Ferne hatte M. die schmerzlichsten Unglücksfälle zu beklagen; auch der Marschall von Beauvau starb im Mai 1793, des Abbé's bewährter Gönner und geachteter College in der Akademie, deren Sturz auch leicht vorherzusehen war. Wenn man sie nicht längst aufgelöst hatte, so lag diese Duldung mehr darin, daß sie übersehen wurde, als daß die Fortdauer eines solchen Instituts den Machthabern recht gewesen wäre. Zwar hatte sie in ihrer Mitte mehrere Mitglieder, die zu den Revolutionsmännern gezählt wurden, als: La Harpe, Torget, Ducis, Sedaine, Lemierre, Chamfort, Condorcet, Chabanon, Beauzée und Bailly, wogegen man Marmontel, Maury, Gaillard, Beauvau, Barthélemy, Rulhiére, Suard, Lambert, Delille, Vicq-d'Azyr und Morellet für Aristokraten hielt, weil sie sich nicht als eifrige Revolutionaire gezeigt hatten. Der Reibungen der politischen Parteien ohngeachtet wurden noch die Sitzungen der Akademie gehalten; Morellet war gewöhnlich anwesend und fleißig in rein literarischen Arbeiten, für welche freilich wenige seiner Collegen Interesse zeigten. Die Sitzungen arteten immer mehr in politischen Hader aus. Von den Machthabern war die Auflösung aller literarischen Gesellschaften und Institute bereits ausgesprochen, mit diesem Vernichtungsbefehle die Akademie recht eigentlich gemeint, und die Auflösung derselben in der letzten Sitzung im Junimonat 1793 förmlich bekannt gemacht. Eben war Morellet ihr Director; da er den Schlag nicht abwenden konnte, bot er alle seine Kräfte auf, wenigstens einen Theil des akademischen Archivs zu retten, welchen er später in die Bibliothek des Nationalinstituts niederlegte; so ist er neuerlich an seinen rechten Erben gelangt,

indem er die Grundlage des Archivs der neuen Akademie wurde. Für jene Bergung war der rechte Zeitpunct gewählt, denn bald nach dem Vernichtungsbefehle wurde das bisher im Louvre inne gehabte Local versiegelt, und dann eine Untersuchung des noch Vorhandenen von zwei Commissairen vorgenommen, die der Akademie abhold waren und dem herbeigeholten Director derselben viele Verunglimpfungen und Schimpf hören ließen, worauf M. hitzig antwortete, doch bald zur Besinnung kam und den unnützen Wortwechsel aufgab. Die Arbeiten der Akademie zur Verbesserung und Vollendung des berühmten Wörterbuchs der französischen Sprache wurden noch glücklich genug dem Vandalismus jener Vernichtungsscenen entzogen und sind bei der nachher erschienenen neuen Auflage zum Theil benutzt.

Minder glücklich, als in diesen gefahrvollen Unternehmungen, war Morellet in den Bemühungen, von dem Ausschusse des öffentlichen Wohles (comité de salut public) zu Paris ein Attestat seiner Bürgerlauterkeit (civisme) zu erlangen, um auf dessen Grund seine Ansprüche auf die verschiedenen Gehalte, Pensionen und Leibrenten zu verfolgen, die ihm vorenthalten wurden. Diese Angelegenheit führte ihn wiederholt auf das Stadthaus, wo sich in so wunderlichem Wechsel Scenen der Narrheit an empörende Auftritte reihten, daß an keine vernünftige Bearbeitung irgend eines der unzähligen dringenden Geschäfte gedacht werden konnte. Unter dem wüthenden Beifalljauchzen der vollen Gallerie, deren Gesellschaft größtentheils aus Weibern, die strickten, Kleidungsstücke näheten oder Beinkleider stopften, bestand, ward bald ein Bericht bejubelt von Blutbädern, durch welche sogenannte Feinde der Republik unter dem Mordstahle fielen, bald wurden unter Trommelschlag Neugeworbene vorgeführt, die allen Tyrannen den Tod schwuren und dann den Bruderkuß empfingen, bald stimmte man ein patriotisches Festlied an, zu welchem sich der Präsident oder sonst ein Singelustiger gedrungen fühlte, und unter Beifallgeklatsch und Hutschwenken stimmte der brüllende Chor mit ein. Nach mancher vergeblichen Bewerbung um eine Bescheinigung seines Civisme stand M. von dem Gesuche ab, ehe er eine förmliche abschlägliche Bescheidung erhielt; letztere hatte er zu fürchten als ehemaliger Geistlicher und als Mitglied der

Akademie, die als ein aristokratisches Institut in schlechtem Andenken stand; erfolgte sie, so wurde er durch die Verweigerung unmittelbar als verdächtig bezeichnet und mußte nach dem Decrete vom 18. September als solcher verhaftet werden. Der Beweis, welchen er für die Lauterkeit seiner Bürgergesinnung aus seinen Schriften über Freiheit des Handels und der Presse u. s. f. führen wollte, zu welchem Zwecke er von einem Bedienten ganze Säcke voll literarischer Arbeiten herbeibringen ließ, fand keine Berücksichtigung unter Municipalbeamten, die von der Literatur nichts verstanden, ja häufig nicht einmal lesen konnten.

Ihm selbst ein Wunder, seinen um ihn besorgten Freunden zum Erstaunen, ging die Schreckenszeit, welche so manchen Schuldlosen vernichtete, an unserm Abbé vorüber, ohne ihn in ihren Strudel zu ziehen; er lebte in der Vorstadt St. Honoré, deren Sectionsausschuß, weil dort nur arbeitsame Bürger wohnten, verhältnißmäßig die meiste Mäßigung bewies und die wenigsten Gewaltthätigkeiten aufkommen ließ. — M. bewohnte allein ein großes Haus, dessen Miethsherrschaft, Herr und Frau d'Houdetot, abwesend waren; nur früh Morgens verrichtete ein Bedienter die nothwendigen Dienstleistungen; den übrigen Tag lebte er als Einsiedler am Schreibtische, beschäftigt mit den Auftritten der Gegenwart, deren Verirrungen er dort um so härter züchtigte, je weniger er seinen billigen Zorn laut werden lassen durfte. Abends verbarg er sein schriftliches Tagewerk, so gut er konnte; denn in jeder Nacht mußte er fürchten, ins Gefängniß abgeholt zu werden, oder doch einen Besuch von Dieben durch Einbruch zu erhalten. Trüber und trüber mußte hier seine Stimmung werden, da die Nähe des Richtplatzes, wo Tausende geopfert wurden, das Elend der gesetzlosen Willkür täglich mit den schrecklichsten Farben vergegenwärtigte. Mit dem Eintritte der Finsterniß schlich der geängstigte Mann auf die Straße und freute sich, wenn er von solchen Wanderungen glücklich heimkehrte zu seiner unbeachteten Freistatt. Aber die verruchte Kaste der Angeber und Ankläger, welche in zerrütteten Staaten immer Gedeihen und bei verworfenen Menschen Gehör findet, hatte auch hier den unschädlichen Greis (Morellet war damals sieben und sechzig Jahr alt) ausgewittert und ihn geheim

angeklagt als einen Aristokraten und Nationalfeind. Eines Abends fand er in seiner Wohnung eine Vorladung, sich sogleich in Person vor dem Revolutionsausschusse der Section zu stellen. Es war zehn Uhr Abends, als er vor der Behörde erschien, die größtentheils aus Handwerksleuten, die Köpfe bedeckt mit der vielsagenden rothen Jacobinermütze, bestand. Er wurde sogleich ins Verhör genommen, über sein früheres und gegenwärtiges Leben befragt, und über seine Aussage ein Protocoll aufgenommen. Dann mußte der Abbé abtreten und erhielt, nach wenigen Minuten wieder vorgefordert, den günstigen, unbezweifelt durch große Geistesgegenwart bei den Antworten bewirkten Bescheid: „Bürger! der Ausschuß ist mit der von Dir gegebenen Auskunft zufrieden; Du kannst unbesorgt zu Hause gehen." — Es war elf Uhr, dunkle Nacht, heftiger Regen; ein mitleidiges Mitglied des Ausschusses brachte den besorgten Morellet unter einem großen Regenschirm wohlbehalten zu seiner Wohnung und sprach ihm unterwegs im traulichen Gespräche guten Muth ein. — Dieser Vorfall ereignete sich am 18. Julius 1794, also im zweiten Jahre der französischen Republik, welche das Königthum als einen unerträglichen Despotismus vernichtete und allen Franzosen die glücklichste Zukunft, unter Sicherstellung der Freiheit, des Eigenthums und des Lebens, verhieß; — der Freiheit, während 200,000 Franzosen, in mehr als einer Hinsicht unschuldig, im Kerker grenzenlosem Elende preisgegeben waren, während das unbestrittene Eigenthum einer Menge von Familien, Individuen und Corporationen das Opfer der Räuber ward, welche die öffentliche Gewalt an sich zu reißen wußten, und endlich, während täglich frischgetränkte Blutgerüste die versprochene Lebenssicherheit zur fürchterlichsten Lüge machten. — Durch welche Schule von Schandthaten mußte seit Jahrhunderten eine sich gebildet nennende Nation von vier und zwanzig Millionen Menschen geführt sein, um auf diese Weise das Opfer einer zu allen Verbrechen fähigen Rotte von Bösewichtern zu werden! —

Auf einer gewissen Höhe kann sich das Verbrechen nicht lange halten; um jene zu erreichen, ist ein Rausch des Wahnsinnes erforderlich; ihm folgt nothwendig Er-

schlaffung. So fiel die Schreckensregierung in sich selbst zusammen; da das Morden im weiten Kreise des französischen Bodens alltäglich und verächtlich geworden war, kehrten die Rädelsführer, für sich selbst besorgt, die Dolche gegen einander. Robespierre ward gestürzt; die neue Revolutionsepoche, welche dem neunten Thermidor (1794) folgte, zeichnete sich durch einen unentschiedenen Kampf gegen die Beiläufer der Ungeheuer aus. Die dem Gräuelwechsel preisgegebene Gesammtmasse der Bewohner Frankreichs erscheint unter der immer von neuen geschwungenen Geißel mehr verächtlich, als des Mitleids werth. Man fände in der Geschichte jener Tage nur unheimliche Finsterniß, würde das Schreckensgemälde, wenn man ihm näher tritt, nicht erhellt von so manchem Zuge der Aufopferung, des Mitleids, der Menschenliebe und der Gerechtigkeit. Morellet machte es sich zum Berufe, mehrere derselben in seinen Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen, indem er solche Gesinnung durch eigene That offenbart. Mit der vorschreitenden Tyrannei der Tageshelden ward auch nach und nach, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, die Preßfreiheit in immer drückendere Fesseln geschlagen. Als mit Robespierre's Sturze Wort und Rede wieder laut zu werden wagten, scheuete Morellet mit gewohnter Schriftstellerrüstigkeit keine Gefahr und erhob seine Stimme gegen ungerechte Bestimmungen, welche in der Schreckenszeit als Gesetz ausgesprochen waren. Zuerst trat er mit einer Zurückfoderung des Nachlasses der von den Revolutionstribunalen Verurtheilten, zu Gunsten ihrer Kinder und Erben (unter dem Titel: le cri des familles), hervor, woran er in dem harten Winter von 1794 auf 1795, aus Liebe zur Sache, aus Haß gegen die Beraubung der Unschuldigen so fleißig arbeitete, als es die drückende Kälte, das Erstarren der Finger und das Gefrieren der Tinte nur verstatten wollten. Aber er ärntete auch süßen Lohn, indem seine Schrift großes Aufsehen machte, binnen vierzehn Tagen zwei Auflagen derselben, jede zu 1500 Abdrücken, abgesetzt wurden, und so vorbereitet, nach vielem Widerspruche, die Wiedererstattung des den Hülflosen geraubten Eigenthums durch das Gesetz vom 18. Prairial decretirt wurde. Mit gerechter Selbstzufriedenheit kann M. von diesem Werke sagen: „Manchen früheren literarischen Streit führte ich zu Gunsten

des gesunden Menschenverstandes, hier aber führte ich die Vertheidigung der Gerechtigkeit und Humanität." —

Von der Anerkennung des sich hierdurch erworbenen Verdienstes erhielt er manchen rührenden, thätigen Beweis; doch der beabsichtigte Ankauf eines Landsitzes, welchen die wieder zu ihrem Eigenthume Gelangten dem edelmüthigen Vertheidiger ihrer Sache zum Geschenk machen wollten, kam nicht zu Stande.

Mit gleichem Eifer nahm sich der Abbé der Sache der Väter und der übrigen Verwandten an, welche, weil einzelne Familienglieder ausgewandert waren, wenn auch an diesem Schritte anerkannt völlig unschuldig, einen bedeutenden Theil ihres Eigenthums und ihrer Besitzungen der Republik abzutreten gezwungen waren. Morellet zeigte in mehrern Aufsätzen das Ungerechte, Unmoralische und Unpolitische dieser Confiscationen, veranlaßte die Verschiebung der Ausführung jenes Strafgesetzes vom 9. Floreal und bewirkte die nachher folgende Milderung. Er ließ noch mehrere Flugschriften folgen, worin er wichtige politische Gegenstände bearbeitete, muthig ankämpfte gegen den in immer erneuerter Gestalt sein Haupt erhebenden Terrorismus und als Sachwalter der Menschlichkeit Sicherheit des Eigenthums, Freiheit des Wortes und der Presse verfocht.

Unter diesen Beschäftigungen erhielt er im Jahre 1795 von dem Ausschusse des öffentlichen Unterrichtes, dem man wieder einige Aufmerksamkeit widmete, den Antrag zur Uebernahme der Professur der Staatswirthschaft und der Gesetzgebung bei den Centralschulen, mit Erwähnung, daß diese Ernennung allein veranlaßt sei: durch die von ihm bewiesenen Talente und Tugenden, und daß die öffentliche Meinung von ihm diese Wahl entschieden habe. Morellet lehnte aber diese Stelle ab; wie konnte er Lehrer der Gesetzgebung unter der Autorität der bisherigen Gesetzgeber sein? — Er schützte bei der Weigerung sein vorgeschrittenes Alter und den Wunsch, bereits begonnene literarische Arbeiten zu vollenden, vor und verharrte in seiner ungebundenen Lage.

Als nach der Constitution des dritten Jahres der Republik der Convent durch neue Wahlen der Urversammlungen erneuert werden sollte, lag den bisherigen Mitgliedern alles daran, um sich für vergangene Verbrechen Strafloſigkeit zu sichern, daß nur ein Drittel

neuer Abgeordneter in den Convent trat. Wie die Hauptstadt in der ganzen Revolutionsgeschichte über den Gang der Staatsverwaltung und Staatszerrüttung entschied, so kam es auch bei dieser Angelegenheit auf die Maßregeln an, welche die Urversammlungen der Stadt Paris, welche in achtundvierzig Sectionen getheilt war, gegen die noch immer mächtigen Jacobiner und Terroristen nahm. Morellet bot, als Mitglied jener Wahlcollegien, alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte auf, eine radicale Reform in dem Personale des Conventes zu bewirken; aber seine muthvollen Bemühungen scheiterten, wie oft, bei dem Mangel an Einheit der das Bessere Wollenden, durch die Muthlosigkeit und Nachlässigkeit Vieler, wie durch unrichtig berechnete und nur halb ausgeführte Maßregeln; wogegen der noch herrschende Nationalconvent durch Herbeirufung von Abtheilungen des Heeres am entscheidenden Tage, am 13. Vendemiaire, den Sieg mit dem Leben von fast viertausend Bürgern erkaufte. Nur ein Drittel neuer Mitglieder trat in den Nationalconvent, der in den fortfungirenden zwei Dritteln die Bürgschaft für das Fortbestehen des bisherigen Systems erlangte. Unter diesen Umständen lehnte Morellet die auf ihn fallende Wahl als Mitglied des Rathes der Fünfhundert ab, da er leicht erwägen konnte, daß seine Rathschläge doch bei der Abstimmung immer in der Minorität stehen würden. Der Eintritt in den Rath der Alten war ihm als ehelos versagt, und die Betretung der Rednerbühne konnte ihm keinen erwünschten Wirkungskreis verheißen, da er als Aristokrat, als schlechter Patriot berüchtigt war, und einen gerechten Abscheu hatte, mit den den Platz behauptenden zwei Dritteln des bisherigen Nationalconvents, der sich mit so scheußlichen Verbrechen besudelt hatte, in collegialische Gemeinschaft zu treten. Er verfolgte also, im Privatstande bleibend, seinen bisherigen Lebensweg unter sehr beschränkten äußern Verhältnissen. Von seinem frühern, an dreißig tausend Livres jährlicher Renten gebenden Einkommen, hatte er beim Eintritte in das Jahr 1797, als siebzigjähriger Greis, nur noch eine Pension von 2600, welche in das Staatsschuldbuch eingetragen war. An ein gewisses Wohlleben und an einigen gesellschaftlichen Aufwand gewöhnt, war dieses eine magere Einnahme für den Mann, welcher sich noch ohnehin zur

Erhaltung einer sein Hauswesen besorgenden Schwester verpflichtet hatte. Aber er hatte Lebenskraft genug, um den Plan zu mehrjährigen Arbeiten zu entwerfen, vermittelst welcher er sorglos auf seine letzten Tage blicken konnte. Zunächst übernahm er die Uebersetzung brittischer Romane, deren Lectüre damals in Paris an der Tagesordnung war; diese Uebertragungen brachten ihm binnen kurzer Zeit tausend Thaler Honorar. So fuhr er fort und übersetzte von 1797 bis 1800 sechzehn Bände Romane, einen Theil der Geschichte Amerika's von Robertson, Dallawey's Reise nach Constantinopel und den dritten Theil der Reise um die Welt von Vancouver, welche letzte Arbeit ihm Talleyrand zuwandte und ihm ertragreich machte, indem er hundert Freiexemplare erhielt, deren jedes er zu 60 Livres verkaufte. — Bei diesem zeitraubenden Fleiße verlor er das politische Leben nicht aus dem Gesichte, und bestritt z. B. in einer Flugschrift gar freimüthig den Gesetzentwurf des Directoriums über Geißelstellung, welcher eine neue Gewaltthätigkeit der Tyrannei zur Ausführung bringen sollte.

Mit dem Jahre 1800 nahm Lucian Bonaparte als Minister des Innern den Plan zur Wiederherstellung der Akademie française auf, ließ sich deshalb Suard und Morellet vorstellen und foderte sie unter lockenden Versprechungen zur Mitwirkung auf, wo nichts Geringeres verheißen wurde, als Entschädigung für die seit der Aufhebung verlorne Pension, besondere Gehalte für die mit der Ausarbeitung des Wörterbuches der französischen Sprache und der Sprachlehre beauftragten Mitglieder, wie für den beständigen Secretair; ferner versicherte Lucian, daß sein Bruder, der erste Consul, dessen College Lebrun, er selbst und viele andre ausgezeichnete Männer als Mitglieder in die Akademie treten und dadurch Schutz gegen alle Anfechtung verschaffen wollten. Lucian schien sich leidenschaftlich in der Rolle des Wiederherstellers der Akademie zu gefallen, obgleich, bei näherer Betrachtung, die so leicht beachtete Sache mit großen Schwierigkeiten verknüpft war. Unter letzteren stand oben an, daß das Nationalinstitut, dem der erste Consul große Vorliebe zeigte, nach Möglichkeit streben würde, den Wiederherstellungsplan zu hintertreiben, daß solche Erneuerung einer unmittelbar an die Königsdynastie

erinnernden Gesellschaft nur durch das gesetzgebende Corps bewirkt werden konnte, daß der erste Consul, wie sein Bruder, der Minister, sich dadurch viele üble Nachrede zuziehen mußten, und endlich, daß das Unternehmen einen Geldfond verlangte, zu einer Zeit, wo unter den größten Anstrengungen der Krieg in allen Staatscassen die drückendste Noth herbeiführte.

Dennoch mußten die in Paris anwesenden, vorläufig zusammenberufenen Mitglieder der alten Akademie, als der Stamm der neuen, Berichte und Plane über den Gegenstand entwerfen und einreichen; worauf denn endlich nach langem Harren, nach bekannter Ministerialtaktik, eine Bescheidung erfolgte, die erklärte:

„Das Gouvernement wird mit Vergnügen die Bildung einer literarischen Gesellschaft sehen, deren einziger Zweck die Aufrechterhaltung des guten Geschmacks und der Reinheit der Sprache ist. Eine Verbindung der durch Fähigkeit und Patriotismus ausgezeichneten, in Vorschlag gebrachten Männer kann diese Arbeiten sehr nützlich machen. Hiernach haben Sie Sorge zu tragen für den guten Geschmack, den Gebrauch der neu eingeführten Worte zu bestimmen und, zur Erleichterung des Unterrichtes der Jugend, Ausgaben unserer besten classischen Schriftsteller zu besorgen. Diesen ehrenvollen und nützlichen Zweck haben Sie zu erfüllen, weßhalb alle Hindernisse weggeräumt und Ihnen Gehülfen gegeben werden, die frei über ihre Zeit und ihre Thätigkeit verfügen können. Auf ihm lastende so wichtige Verpflichtungen verhindern den ersten Consul, Ihnen auch nur einen Augenblick zu widmen, und ich selbst bin so sehr von Obliegenheiten aller Art umringt, daß ich, ihnen nicht gewachsen zu sein, mit Bedauern erkennen muß."

„Lassen Sie es, Bürger! nun Ihre erste Sorge sein, Ihre Verfassungsurkunde zu entwerfen und sie bekannt zu machen. Die Feinde der Literatur befleißigen sich zu verbreiten: Sie hätten den Titel französischer Akademiker angenommen und wollten die Akademie française wieder herstellen. Sie kennen die Gesetze unsers Landes zu gut, als daß Sie einen von ihnen unterdrückten Titel führen könnten. Die Bekanntwerdung Ihrer Statuten wird alles beseitigen, und Ihre Arbeiten werden dazu dienen, Ihren Verleumdern vollends Stillschweigen aufzulegen."

„Das Ihnen bestimmte Locale steht bereit; mit Vergnügen werde ich hören, daß Sie zusammengetreten sind; deßhalb bitte ich Sie, mich schleunigst von Ihren Fortschritten zu benachrichtigen.“ —

Zwar dienten Morellet und Suard hierauf dem Minister gehörig; sie zeigten klar und wahr, daß die literarische Gesellschaft, welche er errichtet wissen wollte, die wesentlichsten Vortheile der Akademie française, von der bisher die Rede gewesen, unerfüllt lasse. Sie sagen:

„Die Akademie hatte zwei hervorleuchtende Charakterzüge: sie bewahrte und erhielt die Reinheit der Sprache und des guten Geschmacks, und war zugleich die glänzendste literarische Belohnung, die beste Aufmunterung talentvoller Männer, für Geistesbildung großartig zu wirken. Hierdurch zeichnete sich dieselbe vor allen andern literarischen Vereinigungen aus und erreichte die anerkannte große Wirksamkeit; wogegen eine literarische Verbindung, die ein Wörterbuch und eine Sprachlehre entwerfen soll, eine ganz andre Sache ist.“ —

Lucian Bonaparte mochte sich die erhaltene Belehrung wenig zu Herzen gehen lassen; er trat bald darauf aus dem Ministerio des Innern, und die angesponnenen Plane ruhten; doch erachteten Suard und Morellet für nützlich, den angeknüpften Faden nicht ganz fallen zu lassen, und reichten dem Nachfolger Lucians, Chaptal, einen Entwurf zur Errichtung einer literarischen Gesellschaft, Behufs der Anfertigung eines neuen Wörterbuchs der französischen Sprache, einer Sprachlehre, einer Rhetorik und Poetik ein, welcher indeß für den Augenblick unbeachtet bei Seite gelegt wurde.

Endlich 1803 entschloß sich Bonaparte, der mit dem lebenslänglichen Consulate die unmittelbare Aussicht auf den Kaiserthron gewonnen hatte und einen glänzenden Hof um sich versammelt wissen wollte, welcher nicht nach roher Krieger Art aus lauter Militairuniformen bestehen durfte, — das bisherige Nationalinstitut zu reformiren und es zum Mittel zu machen, den literarischen Charakter der Nation innerhalb gewisser Schranken, mit Sprache, Wissenschaften und Künsten so zu beschäftigen, wie es seinen Planen entsprach. Vorsichtig in den Formen, um desto besser über den Geist gebieten zu können, theilte er das Nationalinstitut in vier Abthei-

lungen, welche er aber noch nicht, nach dem ihm gemachten Vorschlage, Akademien, sondern nur Classen nannte, deren erste für die mathematischen und physikalischen Wissenschaften bestimmt war und der ehemaligen Académie des sciences entsprach; die zweite, die erneuerte Académie française, sollte sich mit der französischen Sprache und Literatur, die dritte, die ehemalige Académie des Inscriptions et belles Lettres, mit der Geschichte und der alten Literatur beschäftigen, und die vierte, eine Erneuerung der ehemaligen Académie de Peinture et de Sculpture und der Académie de l'Architecture, umfaßte die Beschäftigung mit den schönen Künsten, mit Ausnahme der redenden. In dem Errichtungsbefehle war mit großer Ausführlichkeit jeder Classe ein weites Feld der Thätigkeit angewiesen, jedoch unter genauer Angabe der Grenzen, die nicht überschritten werden durften, wo dann der Moral und Politik, oder der philosophischen Untersuchungen über Willen des Menschen und seine Verhältnisse zum Staate, wie der Beleuchtung der Regentenrechte und ihrer Bedingungen nirgend gedacht wurde, da die Behandlung solcher Gegenstände allen Despoten widerwärtig ist.

Den Stamm der zweiten Classe des Instituts bildeten neun Mitglieder der alten Académie française: Gaillard, Laharpe, Delille, Ducis, Morellet, Choiseul-Gouffier, Target, Bouffler und Suard, welcher letztere das Secretairamt erhielt. Diesen wurden 31 neue Mitglieder zugegeben, Lucian Bonaparte als Präsident an ihre Spitze gestellt, und ihnen zunächst die Vervollständigung des Wörterbuchs der alten Akademie aufgegeben. Jener Stamm war in der That mit der neuen Ernennung wenig zufrieden gestellt; die neue Schöpfung gefiel ihnen nicht, insoweit sie von der alten, die so ruhm- und glanzvoll war, abwich, und insoweit die neuen Zeiten nicht die alten waren. Doch die hieraus erwachsende Verstimmung verhinderte den den achtziger Jahren nahe stehenden Greis nicht, seine zurückgelegten Arbeiten über die französische Sprache und die gesammelten Materialien zur Ausarbeitung eines vollständigen Wörterbuchs hervorzusuchen, den Plan des Werkes zu entwerfen und der Versammlung vorzulegen. Er fuhr in dieser Thätigkeit fort bis zu den letzten Augenblicken seines Lebens und beschwerte

sich über nichts mehr, als daß seine Collegen ihm nicht im Eifer und Fleiße gleich kamen, und daß unter denselben sich so viele Unfähige befanden.

Morellet berichtet in seinen Denkwürdigkeiten, wie er 1804, zur Madame Bonaparte eingeladen, eine ausführliche Unterhaltung mit dem ersten Consul hatte, welche größtentheils Bezug auf Handelsfreiheit, Abgabensystem und Nationalwirthschaft hatte und mehr Interesse gewährt durch die Person, als durch den Inhalt; die Mittheilung, von der man neuerlich in mehrern deutschen Zeitschriften Uebersetzungen las, bricht ab, ohne einen Ausgang oder Schluß zu geben.

Von der Achtung, in welcher M. bei seinen Mitbürgern stand, findet man einen Beweis, indem viele Stimmen sich 1803 vereinigten, um ihn in den Senat zu berufen; doch er erhielt nicht die Mehrzahl der Stimmen, worüber sich der Zurückgesetzte leicht tröstete, „denn, sagt er, „ich hatte nichts zur Erlangung dieses Glückes gethan, keine Bewerbungsbesuche gemacht, keinem Wählenden eine Zeile geschrieben. — Ich bin entzückt, zu sehen, daß das Vaterland achtzig Männer gefunden hat, die es in den funfzigjährigen Beschäftigungen meines Lebens weiter gebracht haben, als ich. — Den 6. Germinal des Jahres X wurde das Verzeichniß der neuen Mitglieder des gesetzgebenden Corps bekannt gemacht und bestand, wie ich vorher vermuthete, aus größtentheils namenlosen Leuten.“ — Endlich, im Jahre 1808, ward Morellet durch ein Senatusconsult für das Seinedepartement in das gesetzgebende Corps berufen, wo er nach einstimmigem Zeugnisse seiner Collegen sich durch ein edles Betragen auszeichnete. Freithätig und rücksichtslos war und blieb er bis zum letzten Hauche seines Lebens, allen humanen Ansichten treu, ein unbesiegbarer Freund der Wahrheit und Menschlichkeit. Noch am 5. April 1814 wollte er, wie als Jüngling beim Beginn seiner Laufbahn, die Preßfreiheit vertheidigen; doch wurde er zurückgehalten durch des Alters Hinfälligkeit. — Er handelte und wirkte fort bis zur Auflösung des gesetzgebenden Corps, nicht begünstigt von den von ihren Irrfahrten zu dem Throne Frankreichs zurückgekehrten Bourbons, doch auch nicht von ihnen verfolgt; — wie hätten sie dieses gekonnt? —

Morellet blieb in ungestörtem Besitze seiner durch

die Revolution zwar sehr beschränkten Renten und der Mitgliedschaft des Nationalinstituts, aus welchem unter dem Könige wieder eine Académie française hervorging, die von der alten bisher nichts als den erneuerten Namen in der Geschichte niedergelegt hat. — Friedlich und glücklich verlebte er bei ungeschwächter Geistes- und ungewöhnlicher Körperkraft seine letzten Jahre. Er ward wohl von Zeit zu Zeit noch, dem Parteispiele gemäß, angegriffen; er hielt aber nun mit reiferer Ueberlegung Zeit und Gegenrede zu Rathe und antwortete nur noch einmal gemäßigt und würdevoll in einer Vertheidigung seiner selbst und des achtzehnten Jahrhunderts, dem die größere Hälfte seiner Wirksamkeit angehörte, und aus welchem viele ausgezeichnete Männer ihm befreundet waren. In allen Abschnitten seines Lebens zeigte er die entschiedenste Empfänglichkeit für eine gute, geistvolle Unterhaltung in Wort und Schrift; diese machte denn auch die Freude seines hohen Alters, die Würze seiner Mußestunden. In allen seinen Gesellschaften gesucht, beglückt durch Freundschaft und allgemeine Achtung, genoß er in harmloser Heiterkeit die Früchte seines rastlosen Wirkens. Seine dauerhafte Organisation schien den gewöhnlichen Gesetzen des Menschenlebens Trotz zu bieten, als ihn am 3. December 1814 das große Unglück traf, daß beim Ausfahren die Pferde durchgingen, den Wagen gegen einen Eckstein warfen, und mit dem fürchterlichen Falle ihm der Schenkelknochen zerbrach. Doch seine treffliche Gesundheit und die sorgsame Pflege seiner Nichten half auch dieses Leiden überwinden. — Er erlag erst vier Jahre später dem Loose der Menschheit, wo er sanft und schmerzlos am 12. Januar 1819 im zwei und neunzigsten Lebensjahre für ein besseres Erwachen entschlief.

Morellets Bildung und Wirksamkeit gehörte einem Zeitalter, einem Volke und einem gesellschaftlichen Verhältnisse an, in welchem geistige Cultur das eigentliche Wissen und Denken mit dem Genusse des Lebens in die genaueste Verbindung setzte. Hiernach entwickelte sich sein Charakter, der bei großer Lebendigkeit leicht in leidenschaftliche Härte hätte ausarten können. Die Grundzüge seiner Sinnesart waren zuvorkommende, menschenfreundliche Herzensgüte bei festem Sinne, Ernst, verbunden mit Anmuth und Zartgefühl, ein genügsames Herz,

ein bis zur Verfolgungssucht gehender Eifer gegen das als unrecht, unwahr und unlöblich Erkannte, dennoch leicht versöhnlich, höchst empfänglich für die Gaben des Glückes und der Freude, unter denen ihm Freundschaftsbeweise und der Genuß guter Gesellschaft am höchsten standen; dabei ungemeines Talent für die Unterhaltung, fähig, Alles leicht zu fassen, Wortreichthum und Gedankenfülle, die er geordnet und klar darzulegen wußte, Witz und arglose Heiterkeit — herrliche Gaben, die den Greis über die gewöhnlichen Grenzen des menschlichen Lebens geleiteten und das Zurückstoßende der Altersschwächen von ihm entfernten. Selbst die Freuden der Dichtkunst, der fast jeder gebildete Franzose Kränze abzugewinnen weiß, erheiterten seine späten Jahre, wo er bald mit fröhlichen Liedern seinen Geburtstag in der Freunde Mitte beging, bald das Glück des Alters besang, bald das unvertilgbare Recht der Vernunft und in ihm dem geliebten Vaterlande die schönste Zukunft verkündigte.

Veranlaßt durch die Denkwürdigkeiten seines Lebens, welche nach seinem Tode erschienen, urtheilt ein geistvoller deutscher Schriftsteller, indem er des Mannes schwache Seiten auffaßt, über ihn, besonders über seinen literarischen und politischen Charakter, auf folgende Weise:

„Der Abbé Morellet, ein neunzigjähriger Greis, Zuschauer der großen Welterschütterungen, welche so mächtige Veränderungen hervorbrachten, hat in Frankreich einen ausgebreiteten Ruf, als feiner Sprachrichter und geistreicher Schriftsteller; deßhalb traut man auch dem alten Akademiker noch mehr Geist und Talent zu, als seine Denkwürdigkeiten offenbaren. — Er war als Schriftsteller und Mensch ein Mann von Welt und ein rechtschaffner Mann; doch gegenwärtig gebricht es ihm als Schriftsteller an Leichtigkeit und Farbe, als Mann von Welt zuweilen an Feinheit und Annehmlichkeit und an jenem Zartgefühle, welches dem rechtschaffenen Manne den höheren Werth gibt. — Sein Styl in den Denkwürdigkeiten ist einfach, natürlich, derb, geschwätzig, und man trifft selbst auf Nachlässigkeiten, die dem Akademiker nicht zu Gute gehalten werden, gerade deßhalb, weil er in jener Qualität sich über alle die französische Literatur betreffende Gegenstände ein entscheidendes Urtheil

anmaßt. M. ward in der Sorbonne ein geschickter Dialektiker — dann Diderot sein Lehrer, der auf seine Denkart großen Einfluß übte. Als Mitarbeiter an der Encyclopädie trat er mit den ausgezeichnetsten Gelehrten damaliger Zeit in Verbindung. Große Reizbarkeit und Rechthaberei verwickelten ihn in unaufhörliche Streitigkeiten von geringem Ertrage, mit großer Bitterkeit geführt. — Von Flugschrift zu Flugschrift gelangte er so zur Akademie, als die Revolution ausbrach, deren Schuld mit Unrecht den Encyclopädisten und Oekonomisten beigemessen wird. Einige der ersten handelnden Personen des blutigen Drama's schildert er mit vieler Kunst, doch ohne es nach jetzigem Sprachgebrauche weder der rechten noch der linken Seite recht zu machen. — M. hatte hohe Eigenliebe und verstand sich schlecht auf das Verbergen derselben; deßhalb meint er auch, in den literarischen Fehden seine Gegner bald aus dem Sattel gehoben, bald in den Staub getreten, bald zu Paaren getrieben, bald gegeißelt, bald ihnen das Garaus gemacht zu haben. — Zu jacobinisch für diejenigen, die alle philosophischen Ideen verabscheuen, ist er denen nicht philosophisch genug, ja zu schwach und kleinlich, die nicht die Revolution, sondern ihre Auswüchse verdammen." —

Morellet's Andenken feierte in der Akademie sein Nachfolger Lemontey den 17. Junius 1819 mit einer Gedächtnißrede. —

Digitized by Google

# Kleinere biographische Aufsätze.

---

I. Friedrich Wilhelm Graf von Bismark.
II. Ludwig Georg Leopold von Borstell.
III. Jakob Glatz.
IV. Nikolaus Thaddäus von Gönner.
V. Mistreß Elisabeth Inchbald.

Digitized by Google

# Friedrich Wilhelm Graf von Bismark.

Friedrich Wilhelm Graf von Bismark wurde den 28. Juli 1783 in Windheim in Westphalen geboren. Sein Vater — entsprossen aus einem altadelichen kriegerischen Geschlecht, wendischen Ursprungs, welches in grauen Zeiten sich schon durch Kriegsthaten ausgezeichnet und erhoben hatte, und welches eines der Häupter jener Völkerzüge war, die aus dem Osten gegen Böhmen und Deutschland bereits vor dem Zeitalter Kaiser Karls des Großen vordrangen und sich endlich in der Mark festsetzten — diente im siebenjährigen Krieg als Officier unter den Lukneriſchen Husaren. Durch Erzählungen und Schilderungen aus seinem Waffenleben flößte der Vater dem Lieblingssohne heiße Liebe für den Kriegerstand ein.

Kaum zwölf und ein halb Jahr alt, wurde er confirmirt und trat, Ostern 1796, als Cadet bei dem damaligen 14ten leichten Infanterie-Regiment in hannöverische Dienste.

Im Jahre 1803 brach der Krieg zwischen Frankreich und England wieder aus. Napoleon ließ Hannover besetzen; das hannöverische Truppencorps wurde aufgelöst, und Bismark, seit zwei Jahren Officier, trat hierauf in nassauische Dienste. Doch schon im folgenden Jahre verließ er diese schönen Rheingegenden und reiste nach England, wo er in der dort errichteten hannöverischen Legion Anstellung fand. Nachdem er 1805 die Expedition unter Lord Catheart nach Norddeutschland mitgemacht, verließ er in Folge eines unglücklichen

Duells 1807 den brittischen Dienst und trat, zurückgekehrt nach Süddeutschland, in würtembergischen. Hier erreichte er zum erstenmale den längst gehegten Wunsch, in der Reiterei zu dienen; bereits 24 Jahre alt, ward er Oberlieutenant bei den Chevaurlegers: doch wurde er sechs Monate nachher zum Rittmeister befördert.

Im Kriege 1809, wo der Rheinbund mit Frankreich gegen Oesterreich zog, verdiente er seine Sporen und und erwarb sich Ehre und Ruhm. Es war bei Riedau am 1sten Mai, wo er an der Spitze der Vorwachen sich mit seiner Schwadron im kühnen Anrann auf ein Bataillon Jäger warf. Sein Pferd, von drei Kugeln getroffen, stürzte mitten unter die Feinde todt nieder. Schnell sich aufraffend, vertheidigte er sich im sehr ungleichen Kampfe gegen die auf ihn eindringenden Bajonette. Zugleich mit dem Rittmeister sanken der Ober-Lieutenant (von Blücher) schwer verwundet, und der Unter-lieutenant (von Rüdt) todt von ihren Pferden. Die Schwadron, ihrer Officiere beraubt und zugleich von der Heftigkeit des Kugelregens erschüttert, war zurückgewichen.

In diesem Augenblick sprengte ein Unter-Officier (Seifferheld) mit dem Ausruf: unser Rittmeister! kühn zu Hülfe. Dies Beispiel wirkte. Die Schwadron folgte. In einem Augenblick war der Rittmeister frei, und das Bataillon vernichtet.

Diese Begebenheit wurde berichtet, und der Kaiser Napoleon ertheilte ihm im Schlosse zu Enz selbst das Ritterkreuz der Ehren-Legion. Der König von Würtemberg ernannte ihn zum Ritter seines Militair-Verdienst-Ordens.

Dies war sein erstes Gefecht; noch nicht 26 Jahre alt, beurkundet es, daß er zum Anführer der Reiterei geboren sei. Und wenn die Behauptung richtig ist, daß sich in jeder Schrift mehr oder weniger der Charakter des Verfassers ausspricht, so findet man dies besonders in den Vorlesungen über die Taktik der Reiterei, welche neun Jahre später nach dieser Begebenheit erschienen. „Die Charakteristik der Tapferkeit," heißt es gegen das Ende der zehnten Vorlesung, „besteht darin, nie zu überlegen, wenn Ehre und Pflicht auf dem Spiele stehen." Wer erkennt hierin nicht den Wahlspruch des echten Reiter-Officiers, der bei

Riedau mit 100 Pferden kühn ein Bataillon, in Masse gestellt, angreift und vernichtet.

Dieses erste Gefecht wurde deßhalb herausgehoben, weil eine erste That meistens den Schlüssel zu allen übrigen enthält. Im Moment einer raschen Kriegshandlung, im Getümmel einer Gefechtsbewegung unerschütterlich kalt und ruhig einen Entschluß fassen und ihn dann mit Feuer, rasch und blitzesschnell ausführen — charakterisirt den Anführer, den die Natur dazu bestimmt hat. Auch gründete diese That den Ruhm, den er bei jeder folgenden bewährte und neu bekräftigte.

Das verhängnißvolle Jahr 1812 — wo die Springflut von Napoleons Glück sich zur Ebbe wendete — rief auch ihn nach Rußland. In allen Gefechten und Schlachten gegenwärtig, an denen das dritte vom Marschall Ney befehligte Armeecorps Theil nahm, zeichnete er sich mit gewohnter Waffenlust und muthvollem Eifer überall aus. Bei allen kritischen Märschen berief ihn der französische Brigade-General Beurmann an die Spitze der Vorwachen.

Der Ausgang dieses Krieges ist bekannt. Nach Uebersiehung alles des Ungemachs (wobei ein schweres Nervenfieber seine Lage verschlimmerte), welches dieser Zug nach Moskau im Gefolge hatte, kam er jedoch glücklich nach Würtemberg zurück.

Wenig Zeit blieb ihm zur Erholung und Herstellung, denn der Feldzug in Sachsen begann aufs neue. Seinem Waffenberuf nur lebend, dem Ruhme nur nachstrebend und die Hinfälligkeiten des durch harte Prüfung schwer angegriffenen Körpers nicht achtend, zog er, von neuem fieberkrank, dennoch seiner Bestimmung entgegen.

Der König gab ihm das Commando des 1sten Chevauxlegers-Regiments. Noch nicht 30 Jahre alt, gab ihm der Gedanke, an der Spitze eines Regiments seine Bahn zu erweitern, neue Kraft.

Ohngeachtet der angestrengtesten Märsche kam die würtembergische Division zur Schlacht von Lützen zu spät. Bei Bautzen aber litt dieselbe sehr. Einige Tage nach dieser Schlacht, am 25. Mai, wurde Bismark in einem Vorposten-Gefecht in Schlesien schwer oberhalb des Knies durch eine Kugel getroffen. Ruhig stieg er vom Pferde, ließ sich die Kugel ausschneiden und wollte wieder fort-

commandiren. Allein der Schmerz überwältigte ihn; man brachte ihn nach Görlitz.

Die schmerzliche Wunde heilte, und Bismark sah sich bald wieder im Stande, zu seinem Regiment zurückkehren zu können.

In einem Gefecht am 28. August 1813 schlug er mit seinem Regiment auf einem vorgeschobenen Posten, umgeben von mehr denn 3,000 Feinden, länger als zwei Stunden mit denselben sich herum und gewann glorreich die Armee wieder, die diesem schönen Gefecht zusah.

Dieser Feldzug endete mit der Schlacht von Leipzig. Die würtembergischen Truppen waren vernichtet oder aufgelöst.

Bismark wurde mit ungefähr 30 andern würtembergischen Officieren in Leipzig gefangen, erhielt aber bald die Erlaubniß, nach Würtemberg zurückkehren zu dürfen, wo er Anfangs November 1813 ankam.

Der König Friedrich von Würtemberg, der mit großen Aufopferungen und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit jetzt zum zweiten Mal in diesem nämlichen Jahre sein Contingent, zu 1 Procent der Bevölkerung, vollständig an Zahl wie an Ausrüstung, aufgestellt hatte, gab das Commando der Reiter-Division dem Prinzen Adam von Würtemberg, seinem Neveu. Bismark wurde als Chef des Generalstabs dem Prinzen beigegeben.

Gegen Ende Decembers 1813 verließen die Truppen das Vaterland, und am ersten Januar 1814 ging das Armeecorps bei Lörrach über den Rhein.

In diesem Kriege entwickelte sich sein Talent, größere Massen Reiterei mit Geschick zu führen. Alle Mannschaft stand gern unter seinem Befehl, weil er eben so sehr besorgt war, nach den Gefechten den Truppen Ruhe und Bequemlichkeit zu verschaffen, als in und während derselben die glücklichen Momente zu Thathandlungen anzugeben; auch verstand er es, die Regimenter nie nutzlos Verlusten auszusetzen; — alles Eigenschaften, die die Natur nur wenigen Glücklichen verleiht.

Bismark war mit beim Einzug in Paris am 31. März und Zeuge der großen welthistorischen Begebenheit, wo Napoleon den französischen Thron verlor.

Napoleons Wiedererscheinen in Frankreich und Ankunft in Paris im März 1815 rief Europa wieder unter die Waffen.

Bismark ging in derselben Eigenschaft, wie im vorhergehenden Jahre, mit dem Prinzen Adam. Das Armeecorps des Kronprinzen, bestehend aus 21,000 Würtembergern, 8,000 Hessen-Darmstädtern und 16,000 Oestreichern, bezog Cantonirungen längs des Rheins, von Manheim bis Kehl.

Die Schlacht von Waterloo entschied den Krieg.

Am 23. Juni ging der Kronprinz bei Germersheim über den Rhein, drängte den General Rapp bis Straßburg zurück, vor dessen Thoren es am 28. Juni zu einer Schlacht kam, in welcher die Truppen die gewohnte Tapferkeit bewiesen und den alten Ruhm bewährten.

Bismark zeigte hier wieder sein Talent, mit Reiterei entscheidend zu wirken. Die Reiter-Division stand zwischen der hessischen und würtembergischen Infanterie-Division aufmarschirt, um den beträchtlichen Raum zwischen ihnen, der $\frac{3}{4}$ Stunden betrug, auszufüllen. Als beide Divisionen in ihren Angriffen auf die Dörfer Lampertsheim, Mundolsheim rechts — und Suffelweiersheim links mit Erfolg vorrückten, benutzte die Reiterei den Augenblick, die Mitte der französischen Schlachtlinie zu durchbrechen. Dies geschah unter dem Feuer einer Positions-Batterie, welche den Uebergang über die Suffel bestrich; nichts desto weniger defilirte die Reiter-Division mit Vieren im Galopp über die steinerne Brücke, nahm diese Batterie, warf die ganze feindliche Reiterei, die, hier aufgestellt, fünf Regimenter stark war, über den Haufen, und hieb hierauf mit glücklichem Erfolg in mehrere Vierecke Fußvolk ein. Die Schlacht war entschieden und hatte augenblicklich ein Ende. Alles floh unordentlich bis unter die Kanonen der Festung. Dies war das letzte Gefecht. Das Armeecorps marschirte an die Loire, wo es Cantonirungen bezog, in denen es bis zum October verblieb, dann aber ins Vaterland zurückkehrte. Der König gab Bismark noch einen Beweis seines Wohlwollens, indem er ihm den Grafentitel ertheilte.

Am 30. October 1816 starb der König Friedrich von Würtemberg, und sein Sohn, Kronprinz Wilhelm, übernahm die Regierung.

Der neue König, den Ansichten und Bedürfnissen einer durch merkwürdige Erfahrungen gereiften Generation folgend, erachtete eine durchaus veränderte Organi-

sation des Militairs den Fortschritten der Zeit für angemessen. Zu dem Ende wurde eine Commission von Generalen und Obersten ernannt, wozu auch Bismark gehörte. Die Organisation der Reiterei aber wurde ihm besonders übertragen.

In solcher Art und Weise wurde er der Schöpfer eines neuen Systems, welches besonders darin besteht, statt mit Dreien oder Vieren, mit halben Zügen zu wenden.

Es ist bekannt, wie lange schon dieser Gegenstand Stoff zum Nachdenken und Streitigkeiten in Europa geliefert hat. Einige Reitereien, namentlich die Franzosen, wenden sowohl beim Flankenmarsch als beim Kehrt, mit Vieren; andere, z. B. die Oesterreicher, mit Dreien. — In Preußen fanden eine Zeitlang — vor der Schlacht von Jena — beide Methoden statt, indem diejenigen Regimenter, die zur Inspection des General Kalkreuth gehörten, mit Vieren, und diejenigen, welche zur Inspection des General Dolfs gehörten, mit Dreien wendeten. Darin aber kamen Alle überein, daß beide Arten ihre Unbequemlichkeiten hatten und haben. Daher wendeten auch viele Regimenter, so bald sie durch Verluste vor dem Feinde etwas geschwächt, und die Züge unter zwölf Rotten herabgesunken waren, mit Zügen.

Durch alles dieses zum Nachdenken aufgefordert, formirte Bismark die Züge zu sechzehn Rotten und wendete hierauf mit halben Zügen zu acht Rotten. Hierdurch werden alle Nachtheile der zwei andern Methoden vermieden, alle Vortheile derselben aber gewonnen.

Dies ist der erste wesentliche Punct seines neuen Systems. Der zweite ist die Formirung eines fünften Zugs bei jeder Schwadron, als Schützen oder Flankeurs. Es ist nämlich nicht denkbar, ganze Schwadronen als Elite oder Schützen auszubilden. Allein jeder Rittmeister wird den fünften Theil seiner Schwadron als Auswahl für den Dienst der Schützen bilden können. Diese Schützen sollen die gewandtesten, fähigsten und willigsten Leute sein, als Stufe zwischen dem Reiter und dem Unterofficier stehen, und sind zum Ersatz, Aushülfe und Vermehrung der letztern bestimmt. Sie sind die Führer der kleinen Patrouillen und werden zu einzelnen Aufträgen, wozu Intelligenz erfordert wird, verwendet.

Alles dieses ist in den Vorschriften, die er bearbeitet hat, umständlich entwickelt. Diese Arbeiten bestehen 1) in einer Exercir-Vorschrift; 2) einer Vorschrift für den innern Dienst und 3) einer für den Dienst im Felde, welche sämmtlich vom König Gesetzeskraft erhielten.

Besonders gewann die würtembergische Reiterei, die in eine Division von vier Regimentern und zwei Brigaden formirt wurde, durch die Exercir-Vorschrift eine große Beweglichkeit und Manövrir-Fähigkeit. Und wenn auch Anfangs eine große Gegenpartei auftrat, so fand doch bald alles allgemeine Anerkennung, um so mehr, als er mit seinem Regiment den Beweis der Ausführbarkeit und der großen Vortheile dieses Systems praktisch führte. Auch im Auslande wurde dies neue System bemerkt und gebührend gewürdigt.

Er glaubte indessen, seine Ansichten über die Reiterei noch umständlicher entwickeln zu müssen, und schrieb 1818: „Vorlesungen über die Taktik der Reiterei," welche allgemeine Sensation erregten, und durch den dem Verfasser eigenthümlichen Reiz des Vortrags selbst denjenigen Theil des Lesepublicums, welchem dieses Gebiet des Wissens weniger nahe liegt, bestachen und hinrissen. Alle kritischen Blätter berücksichtigten dieses Werk. Es erlebte schon im folgenden Jahr eine neue Auflage; 1821 erschien eine französische Uebersetzung desselben.

Diesem ersten literarischen Versuch folgten 1819: „die Elemente der Bewegungskunst eines Reiter-Regiments," und 1820: „der Felddienst der Reiterei," ein kleines gedrängtes Werkchen, mehr zum Gedächtniß der Urprincipien dieses Zweiges des Dienstes bestimmt, als daß solches alles erschöpfte. Diese kleine Schrift wurde ins Polnische übersetzt und erlebte in Warschau innerhalb vier Wochen zwei Auflagen.

Diesem folgte: eine „Felddienst-Instruction für Schützen und Reiter," wovon innerhalb zwei Jahren vier Auflagen nöthig wurden. In der nämlichen Zeit erschien von ihm: „Der Feldherr nach Vorbildern der Alten," worin der Verfasser den Geist der Kriegführung in Form von Maximen entwickelte. Auch dieses wohlgelungene Werk wurde mit belohnender Theilnahme aufgenommen und von Sachverständigen vortheilhaft beurtheilt. Alle diese Arbeiten gründeten dem nur für den edlen Ruhm Erglühenden und Schaffenden eine bleibende Stelle in der Mi-

litair-Schriftsteller-Welt, worin er neuen Glanz verbreitete.

1822 sammelte er alle seine Ideen, Ansichten und Grundsätze über die Reiterei und gab solche unter dem Titel: „System der Reiterei" heraus. Das Werk wurde den Manen Seidlitz's gewidmet und in Berlin bei Mittler gedruckt. Es zerfällt in drei Elemente: I. Materie oder Stoff der Reiterei, II. Form der Reiterei, III. Wesen der Reiterei. Diese logisch wissenschaftliche Eintheilung war eben so kühn als neu. Beurtheiler haben schon die Vorlesungen classisch genannt, allein mit noch größerem Recht verdient dies „System" diese Bezeichnung.

# Ludwig Georg Leopold von Borstell,

königl. preuß. General-Lieutenant und commandirender General des Ersten Armee-Corps.

Am 30. December 1773 geboren, betrat er 1788 die militairische Laufbahn im Kürassier-Regiment von Ilow; als General-Adjutant seines Vaters (des General-Lieutenants Hans Friedrich von Borstell) fand er in den Feldzügen gegen Frankreich 1792—1794 Gelegenheit, sich für seinen Stand auszubilden. Entschlossenheit und Umsicht erwarben ihm 1793 in den Schlachten von Pirmasens und Kaiserslautern den Verdienst-Orden und das Wohlwollen der regierenden Herzoge von Braunschweig und Weimar; ihre Empfehlungen legten den Grund zu seiner ungewöhnlich schnellen Beförderung.

Er ward 1799 als Staabs-Rittmeister zum Regiment Garde du Corps versetzt. Der König, sein Streben nach höherer Ausbildung beachtend, übertrug ihm 1801 das Commando der Leib-Compagnie, beförderte ihn 1803 zum wirklichen Rittmeister und 1805 außergewöhnlich zum Major. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1806 bei; und wenn gleich die Leistungen des Regiments den ungünstigen Ausgang des Tages von Auerstädt nicht abzuwenden vermochten, so war es doch in dem Drange allgemeiner Verwirrung dem einsichtsvollen Rath des Majors von Borstell vorbehalten, diese erlesene Schaar dem traurigen Schicksal der Mehrzahl des Heeres zu entziehen und, statt der bereits eingeschlagenen Richtung auf Weimar und Erfurt, den Weg über Frankenthal nach Magdeburg als denjenigen zu bezeich-

nen, welchen der König unbezweifelt gewählt habe. Das Regiment erhielt in Frankenthal die Bestimmung, die Kriegscasse nach Magdeburg zu geleiten. Von dort, angewiesen, seinen Marsch nach Stettin und später nach Graudenz fortzusetzen, konnte es nun auch der kleinen Heerschaar beigesellt werden, welche vereint mit der russischen Armee, den Krieg in den Provinzen Alt-Preußens fortführte.

Im Anfange des Jahres 1807, als Königsberg, die damalige Residenz des Monarchen und seiner Familie, unbeschützt dem Andringen zweier Armeecorps blosgestellt war, wurde der Major v. Borstell mit nicht mehr als 800 Pferden demselben entgegen gesandt, und seiner Entschlossenheit und kühnen Gewandtheit gelang es, den Marschall Ney das Dasein eines bedeutenden Truppencorps glauben zu machen *), sein Vordringen zu hemmen und ihn später sogar lebhaft zu verfolgen.

Ein gelungener Ueberfall des französischen Blokade-Corps vor Graudenz, im Rücken der feindlichen Armee, der die schnelle Aufhebung der Berennung dieser Festung zur Folge hatte und dem Feinde viele Gefangene kostete, so wie ein am Tage der Eylauer Schlacht bei pr. Holland gegen eine zehnfach überlegene feindliche Division bestandenes glückliches Gefecht, durch welches die Wegführung des dortigen Kriegs-Magazins nach Königsberg möglich ward, bezeichnen insbesondere die Waffenthaten des von dem Major von Borstell in kühner Unabhängigkeit angeführten kleinen Corps. — Die Ernennung zum Obristlieutenant und Adjutanten des Königs ward ihm dafür zum Lohn.

Bald darauf ward ein preußisches Corps unter Blücher nach Schwedisch-Pommern gesandt, und der Obristlieutenant von Borstell als Befehlshaber der Cavallerie bei demselben angestellt. Verbunden mit englischen und schwedischen Truppen hätte dies Corps im nördlichen Deutschland Entscheidendes zu leisten vermocht, aber der

---

*) Ney, durch den Major von Borstell verleitet, letzteren für den Befehlshaber der Avant-Garde jenes (gar nicht vorhandenen) größeren Corps zu halten, schloß einen Waffenstillstand mit ihm, den dieser aufkündigte, als Bennigsens Flanken-Bewegung Ney's Rückzug nothwendig machte.

Friede zu Tilsit endete auch hier die kaum begonnenen Operationen.

Zum Mitgliede der Commission berufen, welche unter der besonderen Leitung des Königs die Organisation des später so trefflich bewährten preußischen Kernheeres bearbeitete, widmete sich nun der Obristlieutenant von Borstell den ihm insbesondere übertragenen Angelegenheiten der Cavallerie, ward 1808 zum Commandeur eines Uhlanen-Regiments, 1809 zum Obersten ernannt und 1810 zum General-Adjutanten des Königs und zum Commandeur der märkischen Cavallerie-Brigade erhoben. 1811 ward er der pommerschen Truppen-Brigade als Chef vorgesetzt und übernahm bald darauf den interimistischen Oberbefehl über das an der pommerschen Küste zusammengezogene Armee-Corps, zu einer Zeit, wo die tractatenwidrige Besetzung von Schwedisch-Pommern und die Ueberschreitung der preußischen Demarcations-Linie durch den Marschall Davoust auch Preußen und insbesondere die wichtige Festung Kolberg bedrohte. Diese und das damit in Verbindung stehende verschanzte Lager aufs äußerste zu vertheidigen, hatte der Oberst v. Borstell mit unermüdeter Thätigkeit die zweckmäßigsten Anordnungen getroffen, als das Schicksal dem preußischen Staate die Nothwendigkeit auferlegte, dem französischen Heere den Durchzug nach Rußland zu verstatten. Er ward hierauf durch Beförderung zum General-Major ausgezeichnet und zum Gouverneur von Kolberg, so wie zum Befehlshaber des pommerschen Truppen-Corps ernannt, in welcher Eigenschaft er nicht allein unter den schwierigsten Umständen die seiner Obhut anvertraute Provinz beschirmte, sondern auch in derselben zur herannahenden Befreiung des Vaterlandes alles vorbereitete.

Beim Ausbruch des Krieges 1813 war Anfangs dem General-Major v. Borstell ein selbstständiger Wirkungskreis im nördlichen Deutschland angewiesen; eingetretene Umstände aber führten ihm die Bestimmung zu, mit einem Corps von 6000 Mann Magdeburg auf dem rechten Elbufer zu beobachten und einzuschließen. Hier hatte der Vice-König von Italien den Ueberrest der aus Rußland entkommenen Armee gesammelt und drang nun, die noch nicht erfolgte Vereinigung der preußischen und russischen Streitkräfte benutzend, mit einem Corps von 26000 Mann gegen Borstell vor, der jedoch, trotz der

auf ihn andrängenden unverhältnißmäßigen Uebermacht stets fechtend, drei Tage hindurch sich dergestalt langsam zurückzog, daß die herbeieilenden Generale Wittgenstein, York und Bülow den Feind umgehen und ihn in Gemeinschaft mit Borstell mit bedeutendem Verlust zurückwerfen konnten.

Er ward hierauf mit seinem Corps dem Befehl des General-Lieutenants von Bülow überwiesen, mit welchem vereint er Preußens Königstadt bis zum Waffenstillstande beschirmte. Unter mehreren glücklichen Gefechten des Corps in dieser Periode ist insbesondere der von Borstell befehligte Ueberfall von Hoyerswerda am 28. Mai bemerkenswerth: Sichere Nachrichten ließen die Stärke des Feindes auf 7000 Mann annehmen, als der Angriff mit 6000 Mann beschlossen ward; aber unerwartet war der Marschall Oudinot mit seinem 28000 Mann starken Corps am Abend zuvor dort eingetroffen, und schon hatte das Gefecht sich lebhaft verbreitet, als des Feindes Uebermacht sich entwickelte und den Rückzug eben so unvermeidlich als gefahrvoll machte. Gleichwohl wußte der preußische General diesen mit kühn entschlossener Besonnenheit dergestalt zu leiten, daß dem Feinde ein doppelt stärkerer Verlust zugefügt ward, und Oudinot, laut seinem kund gewordenen Bericht, vermeinte, das ganze Bülowsche Armee-Corps vor sich gehabt zu haben.

Während des Waffenstillstandes bedeutend verstärkt, ward das Corps Bülow's der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden einverleibt und erhielt den Namen des dritten Armee-Corps; der General von Borstell aber befehligte während des ganzen Feldzugs 1813—14 entweder die Avantgarde desselben oder ein Seitencorps; das Glück begünstigte auch jetzt jede seiner Unternehmungen. Die Kriegsberichte gestehen ihm einen entscheidenden Antheil an den bei Groß-Beeren und Dennewitz erfochtenen Siegen zu, und an dem denkwürdigen 19. October befehligte er die preußischen Truppen, welche Leipzig von der Grimmaer Seite erstürmten; er nahm dem Feinde im blutigsten Kampfe 12 Generale, 5800 Mann unter den Waffen und 84 Kanonen, mit dem allerdings bedeutenden Verlust eines Drittheils seiner im Gefecht begriffenen Mannschaft, ab.

Noch im Jahre 1813 zum General-Lieutenant be-

fördert, nahm er mit seiner größtentheils aus pommerschen Regimentern bestehenden Heeresabtheilung an dem denkwürdigen Winter-Feldzuge des dritten Armee-Corps Theil, welcher die Eroberung von Holland und Belgien zur Folge hatte. In diesen Kriegsabschnitt fallen die Blokade von Wesel und die blutigen Gefechte bei Neuß, Hochstraaten und Lier, in welchen von der ihm untergeordneten Heeresabtheilung bedeutende Vortheile, namentlich bei Neuß ein Adler und, als Folge des Gefechts von Lier, 18 Kanonen erkämpft wurden.

Der größere Theil des dritten Armee-Corps unter seinem eben so kühnen als genialen Feldherrn, dem Grafen Bülow v. Dennewitz, vereinigte sich mit dem Fürsten Blücher in Soissons und auf dem Schlachtfelde bei Laon. Der General-Lieutenant von Borstell war zur Beobachtung der feindlichen Festungen in Flandern dem Oberbefehl des Großherzogs v. Weimar überwiesen worden. Die ihm untergebene Heeresabtheilung fand auch hier in Gemeinschaft mit der sächsischen Division des General-Lieutenants von Lecocq Gelegenheit, in den Gefechten bei Oudenarde, Courtray und Tournay sich rühmlichst zu bewähren; der General Maison wurde nach Lille zurückgeworfen, und seine Vereinigung mit einem Theil der Besatzung von Antwerpen vereitelt.

Während der Besitznahme von Paris und noch nach derselben stand Borstell vor Soissons und Compiegne. Es war ihm vorbehalten, durch die bewirkte Uebergabe dieser beiden festen Städte den Krieg eben so glücklich in Frankreich zu beschließen, als er von preußischer Seite selbigen durch das Gefecht bei Magdeburg begonnen hatte. Er eroberte das erste und das letzte Geschütz in diesem Kriege, während welchem er niemals ein unglückliches Gefecht bestand. Vorgesetzte und Untergebene blickten mit Vertrauen auf seine Unternehmungen, und es verehrten ihn seine Truppen, für die er väterlich sorgte, so wie die Landbewohner, denen er durch Aufrechthaltung der strengsten Manuszucht den wirksamsten Schutz angedeihen ließ.

Nach dem Abgange des Generals der Infanterie, Grafen Bülow v. Dennewitz, zu einer anderweitigen Bestimmung ward dem General-Lieutenant v. Borstell der Befehl über das am Rhein zurückbleibende Armee-Corps übertragen, aus welchem später bei der neuen Eintei-

lung der Armee für den Feldzug des Jahres 1815 das zweite Armee-Corps formirt und ihm gleichfalls anvertraut wurde.

Hier, auf einem Standpunct, der ihm nach so vielen rühmlichen Beweisen seines Feldherrn-Talents in diesem hochwichtigen Zeitpunct die Aussicht gestattete, an der Spitze eines Corps, welches ihn liebte und verehrte, dem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten, legte ihm das Schicksal die schwere Frage vor: entweder sich der Möglichkeit auszusetzen, diesen glänzenden Aussichten zu entsagen, oder die tief in seinem Innern begründete Idee der Ehre und des Rechts verläugnen zu müssen, welcher er sein ganzes makelloses Leben immerdar gewidmet hatte; und wahrlich, Wenige würden mit so entschiedener Hingebung die letztere gegen die Lockungen der ersteren behauptet haben.

Es ist den Zeitgenossen bekannt und bedarf daher keiner näheren Auseinandersetzung, daß der General v. Borstell es nicht über sich zu gewinnen vermochte, die Fahne des sächsischen Garde-Grenadier-Bataillons, welches, obgleich minder schuldig, in die Empörung des sächsischen Grenadier-Regiments gegen den Feldmarschall Fürsten Blücher v. Wahlstatt verflochten war, nach dem Gebot dieses Heerführers verbrennen zu lassen, indem er, durchdrungen von der hohen Bedeutung dieses geheiligten Symbols der Ehre und Treue des Kriegers, dem sächsischen Panier nicht zufügen lassen wollte, was er unter keinen Umständen an einem preußischen würde haben geschehen lassen.

Als seine dieserhalb gemachten dringenden Vorstellungen nur durch einen wiederholten, noch strengeren Befehl beantwortet wurden, folgte er dennoch jener Stimme seines Gewissens, welche ihn nunmehr die Ausführung bestimmt verweigern ließ; worauf der Feldmarschall seine Entsetzung vom Oberbefehl über das zweite Armee-Corps und seine Entfernung vom Kriegsschauplatze verfügte.

Ein auf Befehl des Königs niedergesetztes Kriegsgericht sprach bald darauf ein Urtheil über den General-Lieutenant von Borstell, aber die Dauer des ihm zuerkannten Festungs-Arrestes ward auf den dringenden eignen Antrag des Fürsten Blücher bedeutend verkürzt.

Nach dem zu frühen Hinscheiden des Generals der Infanterie, Grafen Bülow v. Dennewitz, wählte der König den General-Lieutenant v. Borstell, um den Verewigten in der Eigenschaft als commandirender General in Preußen und Litthauen zu ersetzen, und wies ihm dadurch einen bedeutenden Wirkungskreis für sein rastloses und dankbar anerkanntes Streben zur Erhaltung und Beförderung des Guten an.

v. A.

# Jakob Glatz.

Jakob Glatz, k. k. Consistorial-Rath A. C. in Wien, ist in Poprad, einer der XVI. Zipser Kronstädte, in Ober-Ungarn, am 17. November 1776 von deutschen Aeltern geboren. Die erste Bildung genoß er in seiner Vaterstadt. Auf das sehr frequente protestantische Gymnasium zu Kesmark kam er schon in seinem zwölften Jahre und erfreuete sich dort des Unterrichtes wackrer Schulmänner, unter andern des durch seine vielseitige Bildung und Humanität ausgezeichneten Professors Genersich, durch mehrere pädagogische und historische Schriften der gelehrten Welt bekannt, der gegenwärtig im rüstigen Greisenalter als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an der protestantisch-theologischen hohen Lehranstalt zu Wien steht. — In Miskolz verweilte Glatz ein Jahr lang und machte sich daselbst mit der ungarischen Sprache bekannt. Großen Einfluß auf die frühere Bildung seines Geistes hatte sein mehrjähriger Aufenthalt in Preßburg, wo er unter den vielverdienten und geschickten Professoren Stretsko, Sabel und Fabri die philosophischen und theologischen Studien betrieb, durch fleißige Lectüre seine Kenntnisse zu erweitern suchte, in der Erziehungskunst, für die er von jeher eine große Vorliebe hegte, sich praktisch übte, eine Gesellschaft von Studirenden gründete, die das Studium der deutschen Sprache zum Gegenstande ihrer gemeinschaftlichen Uebungen machten, und in der umliegenden Gegend häufig als Kanzelredner auftrat. Von

früher Jugend an gewöhnt zu dem Leben am Schreibtische, in den Mußestunden gern mit der Dichtkunst sich beschäftigend, arbeitete er in Preßburg — in den Sommermonaten gewöhnlich in dem schönen Palfyschen Garten — viel mit der Feder, entwarf für die Zukunft manchen schönen Plan und gab in seinem Herzen besonders zwei sehnlichen Wünschen Raum, nämlich einst seinem Vaterlande durch Gründung einer Erziehungsanstalt, wie die Salzmannsche in Schnepfenthal, zu nützen, — und als Schriftsteller sich einen Wirkungskreis zu öffnen, um zur Förderung der Sittlichkeit, einer geläuterten Frömmigkeit und hellerer Einsichten unter dem Volke und der Jugend das Seinige beizutragen. Zu dem Ende las er alles, was er von den vorzüglichsten pädagogischen und Volksschriften erhalten konnte, und setzte sich schon als Gymnasiast mit Salzmann in Schnepfenthal in Correspondenz. Mathematik und Philosophie zogen ihn besonders an, und von den bessern Dichtern Deutschlands blieb ihm keiner unbekannt. Als der treffliche Doctor Stretsko im November 1795 starb, ward Glatz von den Professoren des Gymnasiums beauftragt, zu seinem Gedächtnisse öffentlich eine deutsche Trauerrede zu halten, die mit großer Theilnahme angehört und auf Verlangen, nebst einer Elegie auf das Hinscheiden des hochverdienten Schulmannes, so wie etwas später ein Gedicht über Erziehung, dem Drucke übergeben wurde. Hiermit betrat er seine schriftstellerische Laufbahn, auf der er über ein viertel Jahrhundert mit vieler Liebe fortgeschritten ist und nach Kräften zu nützen gesucht hat, immerfort durchdrungen und geleitet von dem Gedanken, daß die Vorsehung ihm in seiner, von dem Publicum sehr wohlwollend beachteten literarischen Wirksamkeit ein bestimmtes Feld angewiesen habe, das er mit Fleiß und Treue bearbeiten müsse. Bei dem lebhaften religiösen Sinn, der sich bei ihm schon frühzeitig entwickelte und während seines Aufenthaltes in Preßburg eine Zeitlang nahe an Schwärmerei grenzte, erkannte er den Predigerstand als denjenigen, im welchem der geschickte, von dem Geiste höherer Sittlichkeit und Religiosität durchdrungne Mann auf seine Mitmenschen am meisten wohlthätig einzuwirken vermöge, und widmete sich daher den theologischen Wissenschaften. Nach beendigten Vorstudien bezog er die Universität Jena zu Anfange des Jah-

res 1795. Diese Hochschule stand gerade damals in ihrem schönsten Flor; ihr Zögling erinnert sich fortwährend dankbar an den großen Gewinn, den seinem wißbegierigen Geiste die Vorlesungen der Professoren Fichte, Griesbach, Paulus, Schütz, Lange, Voigt, Hufeland und Loder brachten. Er lebte und webte mit ganzer Seele in wissenschaftlichen Forschungen und nahm dabei, so wie dies bereits in Preßburg der Fall war, die Nächte zu Hülfe, was jedoch auf seinen Körper einen nachtheiligen Einfluß zu äußern anfing. Für Wieland's teutschen Merkur, Beckers Reichsanzeiger und National-Zeitung, für das Archiv der Zeit, Hennings Genius der Zeit und Musageten wurde nebenbei mancher Beitrag geliefert, und für die Zukunft so mancher literarische Plan, zum Theil in Verbindung mit einem gleichgesinnten Freunde, dem nachmaligen, leider zu früh verstorbenen, Superintendenten Bredetzky in Lemberg, entworfen. Wenig ward davon ausgeführt, aber die lebhafte Beschäftigung beider Freunde mit solchen Entwürfen wirkte doch sehr wohlthätig auf ihren Geist und legte den Grund zu den nachherigen mannichfaltigen schriftstellerischen Bestrebungen und Arbeiten, durch welche sich beide der Welt bekannt gemacht und Theilnahme erworben haben. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Jena bot Salzmann, mit dem er fortwährend in Briefwechsel stand, ihm gegen das Ende des Jahres 1797 eine Erzieherstelle in seinem Institute zu Schnepfenthal an, das er bereits, nebst Andre's Erziehungsanstalt für Töchter in Eisenach, besucht und näher kennen gelernt hatte. Er nahm den Antrag mit dem Vorsatze an, sich in Schnepfenthal nur ein halbes Jahr lang aufzuhalten und sich dann noch auf ein Jahr auf die Göttinger Hochschule zu verfügen, wo Heyne ihm hülfreiche Hand zu reichen versprach. Allein nach Verlauf des halben Jahres drang Salzmann so freundschaftlich und vertrauungsvoll in ihn, noch länger bei ihm zu bleiben, daß er sich seinem Wunsche fügte und seinen Aufenthalt in Schnepfenthal bis zum Jahre 1804 verlängerte. Bei der ausnehmenden Liberalität, mit der Salzmann als Gründer und Director der Anstalt sich gegen seine Mitarbeiter benahm, genoß Glatz bei ihm jene Unabhängigkeit, die er sich immer gewünscht hatte, und wußte sie auch so sehr zu schätzen, daß er eine

Menge, zum Theil sehr vortheilhafte Anstellungs-Anträge abwies und, ungeachtet der wenig bedeutenden Emolumente, die seine jetzige Lage ihm bot, es vorzog, in Schnepfenthal zu bleiben, besonders da Salzmann ihm und seiner Lehrmethode ein ungemeines Vertrauen bewies, und die vorzüglichsten Mitarbeiter an dem Institute, namentlich Hofrath Guts Muths, Alberti, Blasche, Lenz (nachmaliger Director des Gymnasiums zu Weimar), Melsheimer, Weißenborn und Ausfeld, ihm freundschaftlich zugethan, und die meisten derselben seine vertrautesten Freunde waren, in deren Umgange Geist und Herz reiche Nahrung fanden. In dem Familienkreise der zwei ersten ward er als Mitglied derselben angesehen und genoß darin unendlich viele reine Freuden. Seine Reisen durch mehrere Gegenden Deutschlands verschafften ihm die persönliche Bekanntschaft einer Menge der ausgezeichnetesten und berühmtesten Männer, z. B. eines Göthe, Schiller, Herder, Wieland, v. Thümmel (des Verfassers der Reise durchs südliche Frankreich), Niemeyer, Böttiger, Wolf, Schröckh, Krug, Rosenmüller, Campe, Wolke, Overbeck, Heyne, Blumenbach, Stäudlin, Beckmann, Schlözer, Eichhorn, Becker, Löffler, Bechstein, Humboldt, Schlichtegroll, Jakob, Demme, Zerrenner und vieler andern. Ein sehr freundschaftliches Verhältniß bildete sich zwischen ihm und dem jetzigen Professor an der Berliner Universität, Carl Ritter, dem Verfasser mehrerer verdienstvoller geographischer Werke, und mit einer nicht geringen Anzahl berühmter Männer kam er in Briefwechsel. Mit Freude und Dank erinnert er sich denn auch immerfort der glücklichen Jahre, die er im nördlichen Deutschland verlebt, der zahlreichen Beweise von Achtung und Wohlwollen, die er dort von höchst achtungswürdigen Personen erhalten, und der wohlthuenden, Geist und Gemüth erquickenden Genüsse, die ihm sein mehr als achtjähriger Aufenthalt daselbst in vollem Maße gewährt hat. Als Erzieher und Lehrer an dem Salzmannischen Institute, wurde ihm von Seite seiner Zöglinge und Schüler viel Anhänglichkeit und Liebe, von Seite der Aeltern nicht wenig Dank, und von Seite Salzmanns eine so große Zufriedenheit zu Theil, daß derselbe es ihm angelegentlich ans Herz legte, sich in Schnepfenthal häuslich nieder zu lassen und für immer

da zu bleiben; welches denn auch geschehen wäre, wenn nicht Vaterlandsliebe und das Verlangen, seine Aeltern wieder zu sehen, dazwischen getreten wären. Als er zu Ende des Jahres 1803 zu gleicher Zeit einen Ruf als Prediger nach Preußisch-Schlesien und einen zweiten nach Wien als oberster Lehrer der dasigen protestantischen Lehranstalt erhielt, nahm er den letzten an und riß sich zu Anfange des Jahres 1804, nicht ohne Schmerz, von Schnepfenthal und aus seinen dortigen angenehmen Verhältnissen los. In Wien nahm er nach Verlauf eines Jahres die dritte Predigerstelle an der dasigen evangelischen Gemeinde A. C. an, wurde aber schon nach einigen Monaten von derselben zum zweiten Prediger gewählt, und einige Zeit darauf vom dem Kaiser von Oestreich zum geistlichen Rathe bei dem landesfürstlichen Consistorio A. C. ernannt, dem die Oberaufsicht sämmtlicher lutherischen Gemeinden in den k. k. Erbstaaten, Ungarn und Siebenbürgen ausgenommen, zusteht. Glatz erhielt auf diese Weise einen eben so ehrenvollen als ausgedehnten Wirkungskreis; und in demselben des Guten so viel, als nur immer die Umstände gestatteten, zu stiften, war nun das Ziel seiner Bestrebungen. Was seit dieser Zeit für das protestantische Kirchen- und Schulwesen in den österreichischen deutschen Erbstaaten Ersprießliches bewirkt ist, dazu hat er treulich das Seinige beigetragen und dabei keine Mühe und kein Opfer an Zeit und Kraft gescheut. Die Beschwerden, die mit seiner Anstellung als Prediger verbunden, und besonders während der zweimaligen französischen Invasionen (1805 und 1809) groß und zahlreich waren, äußerten auf seinen Gesundheitszustand einen nachtheiligen Einfluß; und da sein Gichtübel ihm die heitre Verwaltung des Amtes zu sehr erschwerte und am Ende seinem Leben Gefahr drohte, beschloß er, sich von den Pastoratsgeschäften ganz loszusagen, die Stelle im Consistorio gleichfalls niederzulegen, sich nach Preßburg in Ruhe zurückzuziehen und dort im Schooße der Natur, der Freundschaft und seiner Familie, in der er immerfort die meisten Freuden gesucht und gefunden hatte, seine übrigen Tage zu verleben. Doch die gewünschte Verabschiedung als Consistorialrath wurde ihm von dem Monarchen versagt, und er blieb daher in jener Eigenschaft in Wien, nicht wenig erfreut und belohnt durch die mündliche Versicherung des Kai-

sers in einer Privat-Audienz: „daß seine Schriften von des Monarchen Kindern fleißig, gern und mit Nutzen gelesen würden; daß er ihn als einen ehrlichen Mann, der immer gute Grundsätze verbreitet hätte, schätze und ungern aus seinen Diensten verlöre; daß er ihm aus der besten Absicht das Gesuch um Quiescirung abgeschlagen habe und wünsche, er möge versuchen, seine Gesundheit herzustellen und dann, wie bisher, rasch und freudig fortzuwirken." Wie Glatz als öffentlicher Religionslehrer zu wirken gewohnt war, beweisen zum Theil seine Kanzelreden, die größtentheils gedruckt worden sind, von denen jedoch sehr viele im Gedränge vielfältiger Arbeiten und Geschäfte abgefaßt werden mußten. Als Consistorialrath ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, das Beste der evangelischen Kirche zu fördern; und wo es eine gute und gerechte Sache galt, trat er immer selbst vor dem Throne mit Offenheit und Freimuth für dieselbe auf. Auch wurde dies vom Kaiser Franz nie ungnädig aufgenommen, und keine seiner Vorstellungen und Bitten in Beziehung auf die Angelegenheiten der evangelischen Kirche blieben von diesem gütigen Fürsten unbeachtet und unerfüllt. Selbst als im Jahre 1819 die Gründung einer höheren theologischen Lehranstalt für die Evangelischen beider Confessionen in dem österreichischen Kaiserthume zu Wien angeordnet wurde, und Glatz als Consistorial-Referent in dieser Angelegenheit sich verpflichtet fühlte, mit Offenheit und Gradheit auf einige nicht unwichtige Aenderungen der diesfallsigen allerhöchsten Bestimmungen anzutragen, dafür aber von übel Unterrichteten der Absicht geziehen wurde, den Intentionen des Monarchen in den Weg treten und sich widersetzlich benehmen zu wollen, ward er doch von dem Kaiser in einer Privat-Audienz sehr huldreich aufgenommen, bei der Auseinandersetzung seiner Ansichten sehr gnädig angehört, und jeder seiner Hauptanträge genehmigt, der Gehalt der Professoren an jener Anstalt bedeutend erhöht, den Consistorien erlaubt, bei der Besetzung der Lehrstellen in Nothfällen auch Ausländer in Vorschlag zu bringen, den armen Studirenden Unterstützung zugesagt, und noch manches andere zum Besten der neuen Anstalt verfügt. Ueberhaupt hatte Glatz oft Gelegenheit, den Kaiser auch in Beziehung auf die Angelegenheiten der deutsch-erbländischen Protestanten von der rühmlichsten Seite näher ken-

nen zu lernen; und was er in dieser Rücksicht in seinen zwei Denkschriften auf die dritte Reformations-Jubel-Feier in den österreichischen Staaten sagt, ist reine Wahrheit und aufrichtiger Erguß seines Herzens. — Als Schriftsteller hatte er das Glück, eine sehr wohlwollende Aufnahme und ein zahlreiches Publicum in allen Ständen und bei allen Religionsparteien zu finden. Zu Schnepfenthal Jahre lang in der Mitte einer wohlgebildeten Jugend von jedem Alter lebend, ihre Lectüre bestimmend und leitend, und von ihr bei der Wahl von Schriften vielfältig zu Rathe gezogen, hatte er Gelegenheit genug, sowohl die vorhandnen Jugendschriften, als auch die Bedürfnisse der jungen Leser, hinsichtlich der Lectüre, kennen zu lernen; und dies war für ihn Veranlassung und Aufforderung, als Jugendschriftsteller aufzutreten, und als solcher besonders auf die Veredlung des jugendlichen Herzens hinzuwirken. Die Grundsätze einer reinen Sitten- und Religionslehre unter dem aufwachsenden Geschlechte zu verbreiten, dasselbe für das Wahre, Edle und Uebersinnliche zu gewinnen und zu begeistern, den Geist zu wecken, zu beleben und aufzuhellen und dabei alles zu beseitigen, was in Hinsicht auf die Verschiedenheit der Glaubensmeinungen oder in Beziehung auf sinnliche Liebe und Schamgefühl jungen Lesern und Leserinnen irgend einen Anstoß geben könnte, außerdem faßlich und lebendig, heiter und anziehend, rein und herzlich zu schreiben, das war das Ziel, das er als Jugendschriftsteller zu erreichen gesucht hat. Seine Schriften sollten von der Art sein, daß man sie, auch ohne vorhergegangene Durchsicht, der Jugend unbedenklich in die Hände geben könne. Der Name ihres Verfassers sollte schon hinreichen, ihre Unanstößigkeit und ihre gute Tendenz zu beglaubigen und zu verbürgen. Keine Periode des jugendlichen Alters blieb von ihm unberücksichtigt. Für jede schrieb er mehreres, und bei jeder dachte er sich tiefer in die Seele und die Fassungskraft der jungen Leser und Leserinnen hinein. Das Kind von zwei, drei Jahren findet, was ihm zusagt, in der erzählenden Mutter, und reifere Jünglinge und Jungfrauen, selbst Männer und Frauen werden seine Familie von Karlsberg, Woldemars Vermächtniß an seinen Sohn, Rosaliens Vermächtniß an ihre Tochter Amanda mit ihren Erinnerungen aus ihrem

Leben, und mehrere andre seiner Jugendschriften nicht ohne Theilnahme und Nutzen lesen. Der von ihm erschienene Cyklus von Frauenzimmer-Schriften, Lina's erstes und zweites Lesebuch, Minona, Iduna, Theone, Ida, Aureliens Stunden der Andacht, und das bereits erwähnte Vermächtniß Rosaliens mit ihren Lebens-Erinnerungen, hat eine besonders günstige Aufnahme gefunden, und fast alle Theile dieses Werks sind, ungeachtet der vielen Nachdrücke, mehrmals neu aufgelegt worden. Seine Stellung als Religionslehrer und geistlicher Rath veranlaßte ihn zur Herausgabe mehrerer moralisch-religiöser und historischer Schriften, die gleichfalls ein zahlreiches Lesepublicum fanden. Mit Vorliebe arbeitete er besonders sein Andachtsbuch für gebildete Familien ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses (Wien, bei Heubner) aus. Es sollte nur auf jene Wahrheiten der Religion Rücksicht nehmen, in welchen die Einsichtsvollen und wahrhaft religiös Gesinnten in allen Kirchen und unter allen Himmelsstrichen übereinstimmen, und von denen sich mit Recht sagen läßt, daß sie zur Erleuchtung des menschlichen Geistes, zur Veredlung des sittlichen Charakters und zur Beruhigung, Aufheiterung und Stärkung des Herzens unentbehrlich, aber auch hinreichend sind. Uebrigens sollte dieses Andachtsbuch, sowohl seinem Inhalte als seiner Darstellung nach, so beschaffen sein, daß es selbst den höher gebildeten und aufgeklärten, religiösgesinnten Leser anspreche, in eine fromme Gemüthsstimmung versetze und wahrhaft erbaue. Welche Aufnahme dieses Werk gefunden, gehet schon aus dem Umstande hervor, daß die erste, beinahe 5000 Exemplare starke Auflage wenige Wochen nach der Erscheinung des Buches ganz vergriffen war, und vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1820 — trotz einem stark verbreiteten Nachdrucke — davon vier Auflagen veranstaltet werden mußten, so daß bis dahin weit über 10,000 Exemplare davon in das Publicum gekommen sind. Eine eben so gute Aufnahme fanden sein Trostbuch für Leidende, seine Beispiele von Leidenden und Unglücklichen (Wien, bei Heubner), sein weiser Christ in bösen Tagen (Wien, bei Anton Doll), seine Nachrichten über die Feier des dritten Jubelfestes der Reformation in den österreichischen Staaten, und das ergänzende Seiten-

stück hiervon, die Sammlung einiger bei dieser Jubelfeier gehaltenen Jubelpredigten (Wien, bei Gerold). Da übrigens seine schriftstellerischen Arbeiten fortwährend zu seinen liebsten Beschäftigungen gehörten und ihm die reinsten Lebensgenüsse gewährten, gesellschaftliche Zerstreuungen wenig Reiz für ihn hatten, und er immer sehr leicht arbeitete, so kann es nicht auffallen, daß binnen 25 Jahren (von 1795 an bis 1821) von ihm eine Reihe von mehr als hundert Bänden im Drucke erschien, und außerdem mehrere der vorzüglichsten deutschen Zeitschriften und kritischen Blätter (die Annalen der österreichischen Literatur und Kunst hat er im Jahre 1811 und 1812 redigirt) nicht wenige Beiträge von ihm enthalten. Die meisten von seinen Schriften sind nachgedruckt und im Original mehrmals aufgelegt; viele von ihnen auch in fremde Sprachen, z. B. in's Französische, Englische, Italienische, Holländische, Ungarische, Slavische und Serbische übersetzt worden. An Belobungen und Ehrenbezeugungen von Seite gekrönter Häupter hat es ihm dabei nicht gefehlt; aber seinen höchsten Lohn war er von jeher gewohnt in dem Bewußtsein zu suchen und zu finden, immer nur das Gute und Rechte gewollt und der Welt nach Kräften genützt zu haben. Es existiren mehrere Bildnisse von ihm. Das getroffenste steht vor seiner Haus-Postille für religiös-gesinnte Familien (Wien, bei Heubner). Vater von fünf Kindern, lebt er im Kreise seiner Familie, engverbunden mit mehrern geist- und herzverwandten Freunden, zufrieden und glücklich, innerlich stillheiter, äußerlich ohne drückende Sorge, und in einer seinem Herzen wohlthuenden, stets nur durch innere Ueberzeugung und Pflichtgefühl geregelten Wirksamkeit, unabhängig von Andrer Gunst und Ungunst. —

(Geschrieben im Mai 1821.)

# Nikolaus Thaddäus von Gönner.

Nikolaus Thaddäus v. Gönner, kön. baierischer Staatsrath, Sohn eines Rechnungs-Revisors und domkapitelischen Kastners zu Bamberg, geboren den 18. Dec. 1764, hatte das Glück, in den schönen Wissenschaften, der Philosophie und Rechtswissenschaft in seiner Vaterstadt von sehr gründlichen Gelehrten so gut unterrichtet zu werden, daß es seinem großen Talente leicht war, immer unter den ersten seiner Mitschüler zu glänzen. Zur Vollendung seiner Studien besuchte er die hohe Schule zu Göttingen und widmete sich der juristischen Praxis am Reichskammer-Gerichte zu Wetzlar. So bald er diese schwerfällige Maschine und die Mittel zur leichtern und schnellern Bewegung derselben kennen gelernt hatte, kehrte er nach Bamberg zurück, wo er im November 1789, gleich nach der öffentlichen Prüfung in allen Theilen der Rechtswissenschaft, zum ordentlichen Professor derselben und zum Beisitzer der Juristen-Facultät, im Juni 1791 auch zum Hof- und Regierungsrathe ernannt wurde. In dieser Eigenschaft hatte er über alle wichtigere Lehen- und peinliche Sachen, über domkapitelische Berufungen, über landgerichtliche und obermarschallamtliche Provocationen, über nachbarliche Differenzien und Staatssachen, über das Jagdwesen, über alle Justizsachen in zweiter Instanz, über Gesetzgebungs-Angelegenheiten und über wichtige polizeiliche Verfügungen des ganzen Fürstenthums zu votiren und zu referiren. Dadurch befestigte er seine theoretischen Kenntnisse nach ihrer allseitigen Anwendbarkeit,

und gewann eine Fertigkeit, die verworrensten Gegenstände lichtvoll darzustellen. Im Jahre 1791 war er schon einer der ausgezeichneten Räthe, welche durch ihre strenge Prüfung aller einzelnen Bestimmungen des für das Fürstenthum Bamberg einzuführenden neuen peinlichen Gesetzbuches dessen Brauchbarkeit auf Jahrzehente sicherten. Als Mitglied der Cultur-Commission verbreitete er durch seine weisen Rathschläge und Anordnungen auch von dieser Seite Segen über sein Vaterland. Ihm wurde die Ehre zu Theil, Mitglied des Prüfungs-Senats aller Candidaten zum Staatsdienste zu sein, und mit seinen übrigen Lehrvorträgen auch jenen über das Staatsrecht nach Dr. Pfisters Tode zu verbinden. Seiner Mitstimmung als Staatsconferenzrath wurde die gesetzliche Zurückweisung der königl. preußischen Eingriffe in die Rechte Bambergs anvertraut; als solcher verweilte er auch geraume Zeit, mit dem domkapitelischen Consulenten Steinlein, zu Nürnberg, und schloß mit dem preußischen Abgeordneten v. Kretzschmann für Bamberg einen sehr vortheilhaften Staatsvertrag ab, welcher, obgleich vom Fürstbischofe mündlich bestätigt, dennoch durch eigennützige Höflinge und Glieder der Ritterschaft vereitelt wurde, weil diese Kaste immer ihre Privat-Vortheile dem allgemeinen Wohle des Vaterlandes vorzuziehen gewohnt war. Zur Entschädigung für diese tiefe Kränkung wurde er im März 1797 zum zweiten Hofkammer-Consulenten befördert, welcher, als Vice-Director derselben, die erste Stimme nach dem Director in allen Finanz-Angelegenheiten ohne Ausnahme führte, über Forsten, Bergwerke Hofbauten, Domainen, Hofintendanzen, Zölle, Aufschläge, Umgelder ꝛc. zu wachen hatte, und Kronfiscal gewesen ist. Für dieses wichtige Amt wurde immer der erste Mann im Staate ausgesucht, weil kein Andrer sich darin hätte behaupten können. Gönner übernahm dasselbe gerade zu einer Zeit, in welcher die Finanzen durch den französischen Einfall vom August 1796, sehr zerrüttet waren. Er brachte das Rechnungswesen durch Einführung der Tabellen und durch Ernennung eines Correvisors in bessere Ordnung, und spornte den Eifer der Verwalter durch sachgemäße ernstliche Rügen der Mängel und Fehler.

Bei so vielfachen Berufsgeschäften blieb ihm noch

Zeit und Kraft übrig, als Schriftsteller zu wirken, theils durch Beiträge zu v. Völderndorfs und Kretschmanns juristischer und staatswissenschaftlicher Literatur, theils durch mehrere Abhandlungen: über die Lehre von der Veränderung der Religionsübung; gegen das Normaljahr vom deutschen gemeinen Proceß; von der Ascendenten-Folge in weiblichen Lehen, aus einem neuen Gesichtspuncte; von den Verhältnissen deutscher Staatsrechtsdienstbarkeiten, und von der juristischen Praxis u. s. f.

So durchwandelte er als Lehrer, Geschäftsmann und Literator in einem Jahrzehente viele Theile der Rechts-Wissenschaft mit dem glücklichsten Erfolge, lernte die gründlichste Doctrin mit wahrer Rechtsweisheit in sich vereinigen, und zeichnete sich zugleich durch die herrschende Liberalität jenes Zeitalters so vortheilhaft aus, daß er von Räthen und Zuhörern in gleich hohem Grade geachtet und geliebt wurde. Desto schmerzlicher war diesen und dem ganzen Fürstenthume Bamberg der im Jahre 1799 erfolgte Ruf Gönners zum Lehramte des Staatsrechts an der Universität Ingolstadt, besonders deswegen, weil sein Verlust an der bamberger Universität, welche er als Mitglied, Decan und Senior der juristischen Facultät, besonders durch Einführung der deutschen Sprache in Lehrvorträgen und öffentlichen Disputationen, und als mehrjähriger Consulent und Fiscal zur schönsten Blüthe zu befördern wußte, als ein Vorbote ihres baldigen Unterganges allgemein schon angesehen wurde.

Kaum war er in Ingolstadt angekommen, so strömten zahlreiche Jünglinge herbei, den seltnen wissenschaftlichen Geist einzuathmen, welcher von seinem beredten Munde strömte. Seine Jovialität, gepaart mit lebendiger und lichtvoller Darstellungsgabe, fesselte dieselben um so mehr an ihn, als er (im April 1800) die Versetzung der Universität nach Landshut bewirkte, die Berufung neuer berühmter Lehrer aller Facultäten möglichst beförderte, und die oberste Leitung derselben als Rector Magnificus und Procanzler mehrere Jahre rühmlichst besorgte. Er verstattete auf die humanste Weise allen braven Studenten den Zutritt in seinem Hause, widmete seine Freistunden belehrenden Ge-

sprächen mit ihnen und zeigte sich bei jeder Gelegenheit als liebender väterlicher Freund der lernbeflissenen Jünglinge. Auch haben seine musterhaften Rechtsfälle und Ausarbeitungen in vier Bänden, und sein vollständiges Handbuch über den gemeinen Proceß, gleichfalls in vier Bänden, viel dazu beigetragen, seinen persönlichen Ruhm und den Ruf des Musensitzes, an welchem er als Lehrer stand, zu verbreiten. Im Jahre 1802 lenkte er die Aufmerksamkeit der Reichstags-Gesandten zu Regensburg auf das wahre staatsrechtliche Interesse, und gewann dadurch den kön. baierischen Finanzen mehrere Millionen, welche bei der Vollziehung des Reichs-Deputations-Recesses in die Hände der adelichen Familien gefallen wären, aus welchen zufällig die letzten geistlichen Fürstenstühle besetzt worden waren. Wegen dieses Beweises von Einsicht, großer Wahrheits- und Vaterlandsliebe wurde er auch 1803 nach München zur Untersuchung und ausführlichen Darstellung der ritterschaftlichen Verhältnisse gerufen. — Sein Lehrbuch des deutschen Staatsrechts im Jahre 1804 hatte durch den darin vorherrschenden philosophischen Geist und durch das gefällige Gewand das pütterische von manchen hohen Schulen verdrängt; weswegen es auch zu Augsburg sogleich nachgedruckt worden war. — Die vom Minister Kretschmann vorgenommene Organisation des Herzogthums Koburg hatte den Widerspruch und die Klage der Agnaten des Herzogs und der Landstände beim Reichs-Hofrathe zur Folge; Gönner wurde mit Erlaubniß des damaligen Kurfürsten von Baiern gebeten, auf den Grund der Acten alle Bedenklichkeiten zwischen den Klägern und dem Beklagten durch eine ausführliche Darstellung aller Verhältnisse des Landes und der Unterthanen von Koburg zu beseitigen. Er begab sich zu diesem Zwecke zweimal nach Koburg, vereitelte den Plan, den Minister zu stürzen und das Land wieder unter kaiserliche Administration zu setzen, und entwickelte die Haus-Verfassung, Staats-Regierung, Finanz-Verwaltung und die ganze Lage des Regenten, der Landstände und Unterthanen so anschaulich, daß dem größten Zweifler kein Stoff zu fernern Bedenklichkeiten übrig blieb. Sein in fünf Bänden erschienener: Bericht an den Kaiser auf die Klage der Landstände wird immer als ein Schatz

von Gelehrsamkeit und als ein vorzügliches Denkmal des menschlichen Scharfsinnes in den öffentlichen Bibliotheken betrachtet werden. — Zur besondern Ehre gereichte es ihm, daß er dem Kronprinzen von Baiern Privatunterricht über deutsches Staatsrecht ertheilen, und während dessen Aufenthalts zu Landshut sein steter Gesellschafter, Führer, vertrauter Rathgeber und Freund sein durfte. — Die Grundsätze des ordentlichen und summarischen Processes von W. A. Fr. Danz waren fast auf allen Universitäten die gewöhnlichen Lehrbücher unsrer Zeit geworden, die Verlagshandlung rechnete es sich daher nach dessen Tode zum großen Glücke, daß Gönner dieselben in verbesserter Form unter seinem Namen erscheinen ließ. — Der Umsturz der deutschen Staatsverfassung und eine vierjährige — endlich tödtliche — Krankheit seiner lieben Gattin, deren vier Kinder der mütterlichen Hülfe damals noch sehr bedurften, verursachten ihm die schmerzlichsten Empfindungen und lähmten seine Geistesthätigkeit so sehr, daß fast jede literarische Arbeit ihn anekelte. — Nach einer so großen Veränderung, bei welcher es den Bemühungen einer halben Lebenszeit galt, und an welche zahllose, unkennbare Verhältnisse sich anknüpften, bedurfte er Zeit, sich zu fassen, um literarische Arbeiten wieder lieb zu gewinnen. Sein Wiedererwachen vom tiefen Schlummer verkündigte er durch die wissenschaftliche Begründung und umständliche Beleuchtung der kön. baierischen Staatsdienstes-Pragmatik, durch welches tief durchdachte Werk er dem Interesse aller Nationen entsprach, den ungetheilten Beifall aller sachkundigen Gelehrten einärntete und von Sr. Majestät dem Könige von Baiern die Ernennung zum Ritter des Civil-Verdienst-Ordens erlangte. — Die durch die Rheinbundsacte veränderte deutsche Staats-Verfassung und Frankreichs Einfluß auf Deutschland machten eine neue Gesetzgebung und die Reform des juristischen Studiums höchst nöthig, weswegen sich Gönner über diese Gegenstände in besondern, von In- und Ausländern höchst zahlreich besuchten Vorlesungen verbreitete. Sein tiefes Eindringen in den Geist der französischen Sprache und Gesetzgebung, vereint mit der genauesten Kenntniß der römisch-deutschen Gesetze, machte es möglich, daß er selbst die dunkelsten Stellen des Code Napo-

léon in das hellste Licht setzen, jeden scheinbaren Mangel ergänzen und alle Widersprüche der Gesetze eben so gut, als die Mißverständnisse seiner Zuhörer, leicht beseitigen konnte. Um seine mündlichen Vorträge noch gemeinnütziger zu machen, eröffnete er ein eignes Archiv für die Gesetzgebung und Reform des juristischen Studiums in vier Bänden, wodurch seine weitere Pflege des juridisch-kritischen Archivs von Tübingen, zu dessen durch die vier letzten Bände gestiegnem Ruhm er als oberster Leiter viel beigetragen hatte, unmöglich wurde. Doch weder als Staatsbeamter, noch als Schriftsteller fehlte es ihm an Widersachern, die mächtig genug waren, ihm auf einige Zeit den Verlust der gesetzlichen Censurfreiheit zuzuziehen. Desto mehr aber wurde sein Archiv für die Gesetzgebung in Frankreich, Oesterreich, Preußen und Sachsen geschätzt, dessen König ihn sogar um die Prüfung und Kritik „des Entwurfs zur neuen Gerichtsordnung für die sächsischen Lande" ersuchen ließ, welchem Wunsche er 1808 auch zu seinem großen Ruhme entsprochen hat. — Seine 1810 zu Nürnberg erschienenen Beiträge zur Jurisprudenz der Deutschen erhöhten das allgemeine Vertrauen des gelehrten Publicums auf die Vielseitigkeit seiner Geistesbildung noch besonders. — Unterdessen hatte man zu München im Stillen sich längstens überzeugt, daß Gönner zwar über Gegenstände der Gesetzgebung in Baiern vor allen andern Rechtsgelehrten abzustimmen habe; daß aber auch seine Person, als öffentlicher Lehrer zu Landshut, durch kein andres Subject zur Zeit ersetzt werden könne; weswegen er nur als Gesetzgebungs-Commissär, unter dem Fortgenusse seines Gehalts an der Universität Landshut, mit deren talentvollsten Lehrern er immer in engster Verbindung blieb, auf unbestimmte Zeit gegen einen Tagsgehalt von 8 fl. in die Hauptstadt gerufen wurde. Nach einem Jahre überzeugte sich der Justizminister von der Nothwendigkeit, dieses Talent für immer an seiner Seite zu behalten. Gönner wurde daher einstweilen mit der statustarischen Besoldung von 2700 fl. zum zweiten Director des königl. Appellations-Gerichts vom Isarkreise zu München am 8. December 1812, unter Beibehaltung seines Tagsgehaltes von 8 fl., für legislative Arbeiten, ernannt,

bis eine seinen Verdiensten angemessene Stelle sich eröffnete. Allgemein besorgte man, er werde das neue Amt — als seinen entschiednen Verdiensten nicht entsprechend — nicht annehmen, und der Minister v. Montgelas suchte ihn auch durch das Versprechen einer Gehalts-Erhöhung an der Universität Landshut dort zu erhalten. Allein Gönner lehnte dieses ehrenvolle Anerbieten, theils wegen des durch den steigenden Einfluß der Jesuiten damals schon abnehmenden Flores der Lehranstalt, theils veranlaßt durch die Ueberzeugung, daß er zu München dem Vaterlande wichtigere Dienste leisten könne, ab. Während seines Dienstes als Gesetzgebungs-Commissair im Jahre 1812, hatte er besondre Veranlassung, das von ihm entworfene Testament der Freifrau v. Dachsberg zu vertreten; er leistete dieses mit so viel Scharfsinn, daß dessen Gültigkeit in höchster Instanz anerkannt werden mußte. Das gelehrte Publicum wurde dadurch auch mit der Schrift „Ueber den Begriff eines Notherben, und die Erlöschung dieser Eigenschaft in besondrer Anwendung auf deutsche Erbverträge überrascht, welche, als das erste legislative Resultat, um so mehr bewundert wurde, je eiliger er es in der Carnavalszeit, ohne sich den öffentlichen Vergnügungen zu entziehen, verfassen mußte, um den wichtigen Proceß sicher zu gewinnen. — Kaum hatte er die praktische Laufbahn am königl. Appellationsgerichte betreten, so wurde er als Ritter in die Adelsclasse, mit dem Rechte der Transmission auf einen Sohn von seinem Könige am 26. Februar 1813 erhoben. — Das vom Präsidenten v. Feuerbach verfaßte Strafgesetzbuch für das Königreich Baiern bedurfte einiger Erläuterung; Gönner verfaßte dieselbe, trug sie einer Staatsraths-Commission vor und ließ sie unter dem Titel: Anmerkungen zum Strafgesetzbuche in drei Bänden, 1814 auf Kosten des Staats erscheinen. — Zu derselben Zeit hatte er ein Gesetzbuch über das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen entworfen, welches dem Justiz-Ministerium zur unparteilichen Prüfung durch eine aus Justizräthen bestehende Commission übergeben, und dem Publicum mit den Motiven in vier Bänden (Erlangen bei Palm 1815—17. 8.) durch den Druck bekannt geworden ist. — Daselbst hat er auch 1815 die erste Abtheilung seiner „Beiträge zur neuen

Gesetzgebung in den Staaten des deutschen Bundes erscheinen lassen. — Zur Belohnung seiner vielfachen Verdienste wurde er am 9. April 1815 des meistens mechanischen Directorial-Geschäftes am königl. Appellations-Gerichte entbunden und zum geheimen Justiz-Referendair befördert; allein zu Folge der allgemeinen Ministerial-Veränderung vom 2. Februar 1817 war er auch in dieser Eigenschaft gestört und in die Ungewißheit gesetzt worden, ob er nicht als zweiter Präsident des königl. Appellations-Gerichts zu Würzburg an der Seite seines Jugendfreundes v. Seuffert leben wolle. Doch die neuen Minister überzeugten sich bald von der großen Brauchbarkeit Gönner's bei der Vollendung der zeitgemäßen Gesetzbücher, an welchen er ununterbrochen arbeitete; er wurde deswegen am 11. April 1817 zum Staatsrathe im außerordentlichen Dienste, und am 12. Februar 1820 zum wirklichen Staatsrathe im ordentlichen Dienste bei der Justiz-Section ernannt. Während dieser drei Jahre hat er, nach dem Muster von Frankreich, Oesterreich und Preußen, besondre Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege in Baiern, in Verbindung mit dem Ministerialrath Schmidtlein in drei Bänden herausgegeben. Da aber nach der Constitution vom 26. Mai 1818 die beiden Kammern zur Abfassung der Gesetze ihre Einwilligung ertheilen müssen, und die Verhandlungen der zweiten Kammer ohnehin auf officiellem Wege zur Kenntniß des Publicums gebracht werden, so scheinen die Jahrbücher deswegen bisher unterbrochen worden zu sein. Gönner war kön. Commissair für alle Gegenstände der Civil- und Proceß-Gesetzgebung auf dem ersten Landtage von 1819, und hat zu dem weitläufig verhandelten Gesetze, einige Verbesserungen der Gerichts-Ordnung betreffend, einen ausführlichen Commentar geliefert, welcher nicht blos in den Händen aller Rechtskundigen Baierns ist, sondern auch vom Auslande sehr vortheilhaft aufgenommen wurde. — Noch wichtiger war der von ihm verfaßte Gesetz-Entwurf über das Hypothekenwesen, welchen er gleichfalls der Stände-Versammlung von 1819 schon vorlegte. Dieser Entwurf gründete sich auf die beiden Principien der Publicität und Specialität, wodurch alle stillschweigende und General-Hypotheken verbannt wurden. Bei dem großen Einflusse, welchen

dieses neue Hypotheken-System auf die bürgerlichen Eigenthums-Verhältnisse in einer Reihe von Jahren äußern muß, bei der unverkennbaren Schwierigkeit, ein Hypothekengesetz ohne eine allgemeine Prioritäts-Ordnung während des Fortbestehens funfzig verschiedenartiger Civilgesetzgebungen des Königreichs Baiern in Vollzug zu setzen, konnte es an Kämpfern gegen diesen neuen Entwurf nicht fehlen. Der bisherige Mißbrauch, daß jeder adeliche Gutsbesitzer in Altbaiern siegelmäßig war und bei geheimen Anlehen auf seine Güter mittelst seiner persönlichen Autorität allein Sicherheit leistete, ohne den Gläubigern die gerichtliche Zuversicht zu lassen, daß außer ihnen niemand Forderungen zu machen habe, hatte den Credit aller Gutsbesitzer so tief herabgedrückt, daß die Landstands-Abgeordneten schon bei der ersten Vorlage dieses Entwurfs einem großen Gewinne der ganzen Nation entgegen sahen. Allein der damalige Redacteur der Landtagszeitung und der gleichzeitige Referent im Gesetzgebungs-Ausschusse des Landtags, Christoph Fr. v. Aretin, war gegentheiliger Ansicht und wurde durch viele andere ständische Arbeiten abgehalten, diesen höchst wichtigen Gegenstand frühzeitig genug zur Berathung zu befördern, wodurch der Nation der gehoffte Gewinn damals noch entging. Darüber erhob sich eine öffentliche Fehde bis zu den derbsten Persönlichkeiten zwischen von Gönner und von Aretin, wodurch beide in den Gegenstand noch tiefer eingeweiht wurden, während sie sich wechselseitig auf ihre Irrthümer aufmerksam machten, und viele adeliche Familien im Stillen sich über das Nichtgelingen des Entwurfs und über ihre ungestörte Fortsetzung geheimer Schulden zu freuen, Veranlassung erhielten. Bei der zweiten Stände-Versammlung im Winter 1821 legte von Gönner, als königl. Commissair, das Hypothekengesetz in Verbindung mit der Prioritäts-Ordnung vervollkommnet zur Berathung vor. Es trat ein ungezwungenes Benehmen zwischen Gönner und Aretin ein, nachdem beide sich wegen der vorausgegangenen Fehde gegenseitig eine versöhnende Erklärung gegeben hatten. Gönner wußte dies große National-Institut in beiden Kammern so gründlich zu vertheidigen, daß es unter sehr wenigen Modificationen, wozu der ständische Referent Aretin durch seine höchst scharfsinnigen Bemerkungen seine Collegen veranlaßte,

allgemein angenommen und gleich nach geendigtem Landtage als Reichsgesetz verkündet wurde. In Erwägung, daß dieses mit der Siegelmäßigkeit der adlichen Gutsbesitzer zu kämpfen hatte, und daß so viele verschiedene Civilgesetzgebungen in Baiern bis jetzt existirten, werden jedem Sachkundigen die Arbeiten eines solchen Hypotheken-Gesetzes und einer neuen allgemeinen Prioritäts-Ordnung, beide mit Vollständigkeit und Einfachheit in die vielen Gesetzgebungen und in alle die mannichfaltig complicirten Institute des Vaterlandes passend und überall erschöpfend hinein zu stellen, weit schwieriger vorkommen, als ein ganz neues Civilgesetzbuch auf reinem Boden nach freier Herrschaft der Ideen auszuarbeiten. — Der in der nämlichen Stände-Versammlung der Deputirten zum Nachdenken übergebene Entwurf des Strafgesetzbuches ist größtentheils das Werk v. Gönner's, indem der Plan und die Anlage des Ganzen, so wie die Bearbeitung des ersten Theiles nur aus seiner Feder floß, während der zweite Theil von einem andern Referenten ausgearbeitet wurde. Dieser Entwurf wird nach seiner ganzen originellen Anlage und nach seiner Haltung, besonders im ersten Theile von Verbrechen und Vergehen, jetzt schon für ein Meisterstück geachtet. Es ist nicht zu zweifeln, das des Verfassers Ruhm bei der im nächsten Winter zu veranstaltenden Berathung der Stände über diesen Gegenstand sehr hoch gesteigert werden wird.

Die frühere Unsicherheit der Geldanlehen auf adeliche Güter hat viele reiche Bewohner Baierns vor zwei Jahren veranlaßt, ihre todt liegenden Capitalien größtentheils für das durch den Bankier Rothschild besorgte Anlehen der k. k. österreichischen Regierung abzugeben. Die außerordentliche Höhe, zu welcher diese Staatspapiere sehr künstlich einige Zeit gesteigert wurden, war zu verführerisch, als daß nicht viele Geschäftsleute, von dem Schwindel ergriffen, sich und ihre Gelddarleiher in das größte Verderben stürzen sollten. Dieser harte Schlag vom verblendeten Glücke gab auch dem v. Gönner, ungeachtet höchst dringender legislativer Arbeiten, Veranlassung, ein ausführliches Rechtsgutachten unter dem Titel: die Stock-Jobbery und der Handel mit Staatspapieren, nach dem jetzigen Zustande politisch und juristisch betrachtet, im Herbste

1820 zu München — angeblich für den verunglückten Bankier Westheimer — erscheinen zu lassen. Er berührte aber mit seinem Plane, die rothschildischen Papiere unter den Gesichtspunct der Lotterieloose zu stellen, zu viele Interessen, als daß nicht mehrere andere Stimmen zu München, Augsburg und Wien sich sogleich hätten vernehmen lassen sollen. Alle Gegner kämpften mit dem Aufwande ihrer ganzen Geisteskraft; und doch wurden v. Gönner's Ansicht von den Gerichten, bei welchen Streitigkeiten über die rothschildischen Lotterieloose anhängig geworden waren, am meisten berücksichtigt; weswegen die Sammlung der Streitschriften über seine Stock-Jobbery jedem Gesetzgeber immer interessant bleiben wird, obgleich das anfangs erregte Aufsehen derselben sich längstens verloren hat.

Wie im baierschen Staate Gönner von seinem Regenten und seinen Mitbürgern geachtet ist, so empfing er auch von fremden Fürsten Beweise der Anerkennung seiner Verdienste. So erhielt er im März 1820 vom Großherzoge v. Hessen-Darmstadt das Commandeur-Kreuz; im Mai d. J. vom Kaiser Alexander den kais. russischen St. Annen-Orden II. Classe; und im Mai 1822 vom Könige von Würtemberg den Orden der Krone desselben. — Es ist zu hoffen, daß er nach vollendeten legislativen Arbeiten bei der Rechtspflege Baierns einen immer größern Wirkungskreis erhalten werde.

So große Verdienste er als Gelehrter um die juristische Literatur, und als Staatsdiener um das Königreich Baiern sich erworben hat, so hoch ist er auch persönlich von denen, welche mit ihm in nähere Berührung zu kommen Gelegenheit hatten, geschätzt, wovon die Liebe und Achtung, von welcher alle seine Jugendfreunde und Collegen zu Bamberg noch jetzt für ihn erfüllt sind, und der laute Dank, welchen alle seine Zuhörer daselbst und zu Landshut unverändert für ihn hegen, sichere Beweise darbieten. Als Mensch betrachtet, hat sich seine reine Gutherzigkeit, seine Parteilosigkeit, sein warmes Gefühl für Wahrheit und Recht, seine hingebende Anhänglichkeit an Freunde, seine Geradheit und Offenheit des Charakters, seine fast ungestörte Jovialität ꝛc. dem Andenken dieser Zöglinge und seiner Freunde zu tief eingeprägt, als daß es je erlöschen könnte. Betrachten wir ihn als Gelehrten, so zeichnet sich G. besonders aus

durch die Universalität seines schnellen Ueberblicks, durch großen, beispiellosen Scharfsinn, durch lebendige, stets rege Phantasie, gepaart mit nüchternem Verstande, durch die Lebhaftigkeit im mündlichen und schriftlichen Vortrage, welche man an Gelehrten — oft von Pedanterei ihrer Einseitigkeit wegen verkrüppelt — nicht gewohnt ist. Mag dieser treffliche Mann zuweilen gerade so verkannt werden, wie man an einem lebenden Maler die Lebhaftigkeit seines Colorits tadelt, welche man am todten Maler mit Lobe erhebt, so wird die Nachwelt desto gerechter in ihrem Urtheile über ihn sein und desto gleichlautender in den Ton seiner Zuhörer einstimmen. Er gehört nicht nur seinen Zeitgenossen, sondern vorzüglich der Nachwelt an, welcher die Frucht seines reichen Tagewerkes als ein reiches Vermächtniß zukommt. Seine Thaten wirken in der Zukunft erfreulich und belebend auch dann noch fort, wenn sie schon längst der Vergangenheit zugehören — sie erwecken durch wahre Genialität in geistverwandten Seelen immer den Forschungsgeist vom neuen auf. Und wie wenig verdankt er den Verhältnissen und Umgebungen, wie so vieles der eigenen Thatkraft! — Frühzeitig zerriß er die Fesseln, welche ihn als Lehrer und Schriftsteller an das Alltägliche — an das geistlose Nachbeten der Meinungen Anderer zu binden drohten; er erhob sich mit Kraft in die höhere Region freier Ideen, durch welche er das verdienstliche Einzelne in sich zum harmonischen Ganzen gestaltete. — Hierdurch ward es ihm möglich, manches nahe Leiden seiner häuslichen Verhältnisse als Weiser zu ertragen. So sahen wir ihn an dem Grabe seiner ersten Gattin und eines hoffnungsvollen Sohnes, so unter andern Unannehmlichkeiten, die auch seine äußerlich so ruhmvolle Laufbahn an die Unvollkommenheit alles Irdischen erinnern. — (Vergl. Gönners Biographie vom Bibl. Jäck. Bamberg 1812—14. 8. in drei verschiedenen Auflagen, außer dem Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs.)

# Mistreß Elisabeth Inchbald.

Zwar pflegt man gegen wandernde Schönen, besonders wenn sie bei ihren abenteuerlichen Irrfahrten nur hin und wieder Halt auf den Bretern machen, oder auch als privatisirende Schriftstellerinnen leben, starke Vorurtheile zu hegen; aber bei dem allen bewährt der alte Spruch „dem reinen Gemüthe ist alles rein" seine vollkommne Gültigkeit. — Mrs. Inchbald, eine wandernde Schöne, dann eine Schauspielerin, zuletzt eine privatisirende Schriftstellerin, und doch im Besitz des unbescholtensten Rufes bis an ihr Ende, gibt einen neuen Beweis.

Sie war zu Staningfield in Suffolk geboren. Simpson, ihr Vater, ein Pächter, hatte eine zahlreiche Familie von Töchtern, die sämmtlich durch ungemeine Schönheit sich auszeichneten. Am wenigsten von allen aber kam Elisabeth (die sich nachmals durch ihre Talente für die Bühne, sowohl als Schauspielerin, wie als Schriftstellerin berühmt gemacht hat) in Gesellschaft, weil sie ein wenig stammelte. Hierdurch geschah es, daß sie die Einsamkeit suchte und in den Studien ihre Ergötzung fand.

Sehr jung verlor sie den redlichen Vater. Ihre Mutter, eine verständige Frau, setzte die Pachtung fort und hatte, da sie von den übrigen Töchtern hinlänglich unterstützt wurde, nichts dawider, daß Elisabeth bei ihren Büchern blieb. Es dauerte nicht lange, so war durch romantische Dichtungen, welche der jungen Schönen die große Welt in so blendenden und bunten Farben zeigten, in ihr ein unbezwingliches Verlangen entzündet,

die Hauptstadt, diesen Schauplatz so mancher interessanten Geschichte, welche sie gelesen hatte, mit eignen Augen zu erblicken und jene ganz andern, ungemeinen Menschen, als in und um Staningfield anzutreffen waren, kennen zu lernen.

Ihre Freunde, welchen sie den Wunsch offenbarte, suchten ihr denselben auszureden und die große Welt in einem weit unvortheilhafteren Lichte darzustellen; aber Elisabeths Entschluß stand so fest, daß sie ihn um jeden Preis ausführen wollte, sei es auch, daß sie ohne Mitwissen und Einwilligung der Ihrigen geradezu davongehen müßte.

Gedacht; gethan. Sie verließ an einem rauhen Februarmorgen 1772 in aller Frühe das stille Haus, mit einem Bündelchen unter dem Arme, worein sie nur einiges des Nöthigsten gepackt hatte, und lief fast eine halbe Meile weit, um nur, ohne wieder ein- und zurückgeholt zu werden, den nächsten Ort zu erreichen, wo die Postkutsche nach London durchging.

Sie kam glücklich nach London und suchte daselbst sogleich eine weitläufige Verwandtin auf, welche, wie sie wußte, auf dem Strande wohnte; aber — welch ein Schreck! — jene hatte schon seit einiger Zeit London verlassen und sich nach Nord-Wales begeben. Dazu ging es stark auf zehn Uhr Abends. Das arme, damals sechzehnjährige Mädchen war außer sich. Die Leute, bei welchen sie jene trübseligen Erkundigungen eingezogen hatte, ließen sich ihren hülfsbedürftigen Zustand innigst zu Herzen gehn und boten ihr mitleidig und gastfreundlich Herberge an. Schon wollte Elisabeth das gütige Anerbieten annehmen, als plötzlich eine Scene aus Richardsons „Clarisse", einem ihrer Lieblingsromane, ihr einfiel, sie nun in der Einladung der guten Leute nichts erblickte, als einen der in London gangbaren Verführungsversuche, und jede freundliche Miene, jedes höfliche Wort ihr als eben so viele Schlingen erschienen, welche ihrer jugendlichen Unerfahrenheit gestellt würden. Kaum war sie also in das Zimmer getreten, als sie auch ihr Reisebündel, das man ihr eben abgenommen hatte, hastig ergriff, ohne ein einzig Wort zu sprechen, aus der Thür rannte und die Hausleute in Zweifel zurückließ, ob die Unbekannte eine Wahnsinnige oder eine Betrügerin sei. Sie lief auf gut Glück, so lange sie Odem schöpfen konnte,

gerade aus, ohne zu wissen, wohin. Bald zwangen Angst und gänzliche Erschöpfung sie zum Stillstehen. Sie ward an einem Hause die Anzeige gewahr, „Zimmer zu vermiethen"; sie klopfte an und ward eingelassen; es war ein Krämerladen. Zu ihrem namenlosen Schreck sah sie aber im selbigen Augenblick sich von hinten am Arm ergriffen. Der Besitzer des ersten Hauses, dem sie durch die plötzliche Flucht sich verdächtig gemacht hatte, war ihr nachgefolgt, um doch zu sehen, was dieses sonderbare Mädchen weiter beginnen würde. Sie wollte in der Angst zum zweiten Mal die Flucht nehmen; aber die Thür war verschlossen, und sie wurde als offenbare Betrügerin festgehalten. Jetzt blieb ihr weiter nichts übrig, als mit einem Strom von Thränen ein aufrichtiges Geständniß ihres Beginnens und ihrer ganzen Lage abzulegen; aber die Leute wollten ihr gar nicht mehr glauben und sie der nächsten Wache überliefern. Alles, was sie durch Bitten und Flehen zuletzt noch erlangen konnte, war, daß man sie aus dem Hause entließ und es ihr frei stellte, ihre nächtliche Wanderung durch die Straßen von London fortzusetzen.

Wohin sollte nun das arme Mädchen sich wenden? — Ueberall begegnete sie muthwilligen Burschen, welche üblen Scherz mit ihr zu treiben Lust hatten. Sie war allein; sie war ohne Schutz; sie schlug diesen, sie schlug jenen Weg ein; ihre Bedrängniß blieb überall dieselbe: aber mit jedem Schritt tiefer in die graunvolle Nacht hinein nahm Ermattung, Angst und Noth schauderhaft zu. Es war zwei Uhr nach Mitternacht, als sie, bis zum Niedersinken erschöpft, auf der Holborn-Brücke anlangte, wo die Postkutsche nach York eben abgehen wollte. Sie sah, daß der Wagen schon überfüllt sei. Darnach nahm sie, um wenigstens für den Augenblick ein Unterkommen zu finden, mit schneller Geistesgegenwart ihre Maßregeln. Sie trat in den Gasthof ein, gab sich für eine Reisende aus, welche den Abgang der Kutsche verfehlt habe, und bat um einstweilige Herberge. So fand sie endlich ein Plätzchen zum Ausruhn nach ihrer langen, angstvollen Pilgerschaft. Da aber schon am folgenden Abend die Kutsche von neuem abgehen sollte — wie man ihr mit etwas argwöhnischen Blicken auf ihren nicht sonderlich empfehlenden Aufzug zu verstehen gab — sah sie die Noth der vergangenen Nacht schon wieder im vollen Anzuge. Um den Argwohn rasch niederzuschlagen, zog

sie ihr Beutelchen, bezahlte das Geld für die Fahrt, welche sie zu machen keinesweges Willens war, im voraus; damit war aber, bis auf einige Groschen, ihre Casse gänzlich gesprengt. Die Wirthin ließ jetzo allen Verdacht fahren und lud sie zum Frühstück; doch Elisabeth, obschon vor Hunger halb ohnmächtig, schlug es aus und gab vor, daß sie eine Verwandtin in der Nähe besuchen müsse. So entging sie der Ausgabe für das Frühstück. Bei ihrer Rückkehr erzählte sie, daß ihre Freundin ihr das Versprechen abgedrungen habe, noch einige Tage in der Stadt zu verweilen. Durch diese Kriegslist behauptete sie sich im Besitz ihres Zimmers. Da sie den Tag über abwesend war, wo sie dann in London sich umsah und von wenig trocknem Brote lebte, so glaubten die Wirthsleute, sie möge wohl bei ihrer Freundin speisen. —

Es hatte indessen bei ihren Irrfahrten durch London unsre schöne Elisabeth zufälliger Weise die Bekanntschaft eines Mitgliedes des Drury Lane-Theaters gemacht. Der junge Mann, dem das schöne Landmädchen in die Augen stach, hatte ihr bald die Verlegenheit, worin sie sich befand, angemerkt und abgefragt, dann die Bühne, als das sicherste Mittel, ihr Glück zu machen, angepriesen und sich gar freundlich erboten, sie dazu vorzubereiten. Aber Elisabeth, der, wenn auch Kenntniß der wirklichen Welt, doch ein feiner Tact des Gefühls keinesweges fehlte, und der stets allerlei Scenen aus den früher gelesenen Romanen vorschwebten, nahm bald wahr, daß der neue Freund von einem ganz andern Feuer erglühe, als dem, sie für die Bühne zu bilden; deshalb brach sie die Verbindung mit ihm schnell ab, ohne den Rath, welchen er ihr gegeben hatte, mit zu verwerfen. Sie beschloß, sich an einen bekannten Ehrenmann, den berühmten King, der Vorsteher des Theaters zu Bristol war, zu wenden und sich um eine Anstellung zu bewerben. Als King das schöne, geistvolle Landmädchen, das voll Angst und nun noch mit bedeutenderm Stottern um eine Anstellung — auf der Bühne ansuchte, vor sich erscheinen sah, wußte er anfangs gar nicht, was er von diesem seltsamen Auftritt denken, und was er antworten sollte. Er interessirte sich recht herzlich für das liebe Kind; aber ihr eine Anstellung zu geben, dazu konnte er sich denn doch nicht entschließen, obgleich er, von ihrer Schönheit, ihren Abenteuern und Bedrängnissen gerührt, nicht geradehin alle

Hoffnung dazu absprach, auch ihr, wo er könnte, seine Hülfe zusicherte.

Es fügte sich, daß während dieser Zeit Elisabeth einen alten Bekannten wieder fand, Herrn Inchbald, den sie öfters zu „Bury St. Edmunds," unfern ihrem Geburtsort, gesehen hatte. An diesen wandte sie sich und bat ihn um seinen Rath. Inchbald, der Elisabeths Familie kannte, obwohl Elisabeth selbst vormals seine Aufmerksamkeit wenig oder gar nicht auf sich gezogen, nahm sich des schönen Mädchens gern und freundlich an und empfahl sie dem Unternehmer eines Theaters in einer Landstadt. Dieser, von den Reizen der Pilgerin bezaubert, streckte beide Hände aus, sie in seine Gesellschaft aufzunehmen. Der Unterricht nahm alsbald seinen Anfang. Elisabeth meinte nun hier endlich einen echten Freund — wie dergleichen Phönixe ihr zuweilen in ihren Romanen begegnet waren — gefunden zu haben; aber es dauerte nicht lange, so wollte er verliebte Scenen in den Dramen mit ihr auf eine Weise einstudiren, wogegen sich ihr reiner Sinn so heftig und entschieden empörte, daß sie auf der Stelle von ihm ging und zu Inchbald, der durch seine sanfte Freundlichkeit ihr ganzes Vertrauen gewonnen hatte, zurückeilte, ihn mit dem Verlauf der schlimmen Sache bekannt machte und mit Thränen ihn beschwor, sie mit seinem Rathe nicht zu verlassen. Inchbald, der im Anfange ihr nicht ganz mochte getraut haben und deßhalb einer nähern Verbindung mit ihr auswich, überzeugte sich jetzo, daß Elisabeths Herz eben so schön sei, wie ihre anmuthreiche Gestalt.

„Mein schönes Kind," sagte er, „ich weiß für Sie keinen sichrern Schutz, als — eine Heirath."

„Aber" — entgegnete Elisabeth schluchzend — „wer wird denn mich armes, unglückliches Mädchen heirathen wollen?" —

„Ich!" antwortete Inchbald mit einer Wärme, welche nur dem ehrlichen Herzen eigenthümlich ist — „ich, liebe Elisabeth! wenn Sie mich haben wollen."

„Ja!" stammelte die überraschte Elisabeth, „und werde Ihnen ewig dankbar sein."

„Und werden mich auch immer lieben?" fuhr Inchbald fort.

Obgleich Elisabeth mit der Antwort ein wenig stockte, fand dennoch Inchbald kein Bedenken, sich dem

reinen, guten Herzen der Schönen anzuvertrauen. Einige Tage nachher wurde die Heirath vollzogen, und Elisabeth war nun mit einem Mal eine Frau und eine Schauspielerin: denn die Bühne zog sie fortwährend mit unwiderstehlicher Gewalt an.

Sie begab sich mit ihrem Gatten nach Edinburg, wo sie — damals 18 Jahr alt — in den ersten Rollen auftrat. Wie Demosthenes bekämpfte und besiegte sie alle Hindernisse, welche ihr anfangs ihre schwere Sprache entgegensetzte. Ihr ausgezeichneter Verstand, ihr Durchdringen der Charaktere, ihre glänzende Schönheit ersetzten reichlich, was etwa noch im Uebrigen fehlen mochte. So ging es vier Jahre ganz nach Wunsche, bis Mistreß Yates, die Günstlingin der Hauptstadt, Edinburg besuchte, als furchtbare Nebenbuhlerin auftrat und unsre Mrs. Inchbald so feindselig behandelte, daß sie mit ihrem Gemahl Edinburg verließ und sich für zwei Jahre nach York — welches ihr schon früherhin einmal aus der Noth geholfen hatte — begab.

Da um diese Zeit die Gesundheitsumstände ihres Gemahls, der seine Wahl nie bereuen durfte, bedenklich wurden, machte sie mit ihm eine Reise nach Südfrankreich. Die milde Luft des dortigen Himmels stellte den geliebten Gatten wieder her. Nach Verlauf eines Jahres kamen sie nach London zurück. Aber hier im Kohlendampf verschlimmerte sich alles bald wieder auf die betrübteste Weise, und es dauerte nicht mehr zwei Jahre, so mußte Elisabeth den redlichen Freund scheiden sehen.

Nach diesem traurigen Ereigniß blieb Mrs. Inchbald noch vier Jahre auf der Bühne von Covent-Garden, besuchte dann Dublin für einige Zeit, kehrte aber zuletzt nach dem Theater von Covent-Garden zurück, wo sie noch einige Jahre hindurch mit großem Beifall auftrat, dann aber — aus noch unbekannten Ursachen — sich plötzlich 1789 zurückzog und zu London in größter Dunkelheit und drückender Armuth lebte.

Als ein Stern für Darstellungen auf der Bühne war sie untergegangen, um als neuer Stern in Darstellungen für die Bühne wieder aus der Dunkelheit aufzustrahlen; doch sollte sie zuvor abermals mit feindseligen Nebeln zu kämpfen haben, zuletzt aber auch hier den Sieg davon tragen.

Nachdem man eine Zeit lang gar nichts von ihr ge-

hört hatte, besuchte sie Herr Harris vom Covent-Garden-Theater; sie las ihm einige Bruchstücke aus ihrem ersten Lustspiel: „Ich will euch was erzählen," vor. Harris schenkte zwar dem Stücke seinen Beifall nicht, sandte es aber doch Hrn. Colman, dem Vorsteher des Haymarket-Theaters, zu. Auch dieser legte es, ohne weiter darauf zu achten, bei Seite.

Mrs. Inchbald ließ sich durch dieses erste Mißglücken keineswegs abschrecken, sondern verfolgte ihre neugewählte Bahn mit ihrer gewohnten Ausdauer. Sie benutzte (1784) die damalige Wuth für Luftbälle und schrieb ihr „Mährchen vom Mogul." Es ward gelesen, gebilligt und angenommen.

Als dieses Stück mit großem Beifall auf der Bühne erschienen war, erinnerte Mrs. Inchbald auch Hrn. Colman wieder an jene erste Handschrift, welche er unbeachtet zur Seite gelegt hatte, und nannte sich ihm als die Verfasserin. Er antwortete: „sogleich will ich zu Hause eilen und es lesen." Er that es, fand auch dieses Stück preiswürdig, und so kam nun auch: „Ich will euch was erzählen," im Jahre 1785 auf die Bühne und machte ein entschiednes Glück.

Jetzt erheiterte sich der trübe Himmel ringsum. Mrs. Inchbald verließ ihre armselige, versteckte Klause und bezog eine Wohnung, wie selbige ihrer neuen Celebrität angemessen war; denn dieses eben war eine der schönen Eigenthümlichkeiten dieser interessanten Frau, daß sie ihre Lebensweise stets den Umständen, in welchen sie sich befand, gemäß einrichtete und so, selbst in der ungünstigsten, gedrücktesten Lage, einen hohen Sinn für moralische Würde und edle Unabhängigkeit bewahrte.

Von jetzt an erschien eins ihrer schönen Lustspiele nach dem andern: denn in Tragödien oder Tragi-Komödien versuchte sie sich gar nicht. Sie war sich der Eigenthümlichkeit ihrer Talente mit Klarheit bewußt und blieb auch hier, wie stets, von dem Fehler oder der Schwachheit frei, aus Eitelkeit oder unüberlegter Weise die Grenzen ihres Gebiets zu überschreiten. Zu ihren Werken im dramatischen Fach kann man auch eine neue Ausgabe des „brittischen Theaters," begleitet von biographischen und kritischen Bemerkungen, zählen. Dieses Werk faßt mehr denn 100 Stücke in sich, welche auf den königlichen Bühnen wirklich gegeben worden sind.

Es kam zwischen 1806—9 in 25 Duodez-Bändchen heraus. Dann ließ sie nach demselben Plan „eine Sammlung von Farcen" und „das moderne Theater" in 10 Bändchen folgen.

Aber nicht nur im dramatischen Fache, sondern auch im romantischen versuchte sie sich während dieser Zeit mit gleichem Glück.

So gleich ihr erster Roman: „Eine einfache Geschichte, 4 Bändchen in Duodez 1791." wurde mit gebührendem Beifall aufgenommen. Edle Einfalt und lebendiger Geist in den Sachen selbst, wie im Styl, mannichfache Charaktere, rege Leidenschaften, spannende Verwickelung und überraschende Entwickelung, treffliche Bemerkungen, gerechte Satyre, reine Sittlichkeit machen diesen Roman zu dem „Meisterstücke" unter allen Werken der Mrs. Inchbald. Auch war dieses Buch ihr Liebling, worüber man sich um so weniger wundern wird, wenn man erfährt, daß sie darin ihre eigne Geschichte zum Grunde gelegt, obwohl sie dieselbe durch zahlreiche Einwebungen zu verschleiern gewußt hat.

Ihr zweiter Roman: „Natur und Kunst; 2 Bändchen in Duodez, 1796" zeichnet sich ebenfalls durch das Anziehende der Geschichte, richtige Zeichnung und meisterhafte Ausführung der Charaktere, durch sehr lebendige, aber doch nicht phantastische Sprache und fleckenlose Moralität, so wie durch die reichlich eingestreueten, aber nicht im mindesten erkünstelten Reflexionen aus, wird aber durch die Mannichfaltigkeit der Charaktere, das anziehende Spiel der Leidenschaften und die größere Spannung und überraschendere Entwickelung, welche jenes erstre Werk zu einer so ergötzlichen Lectüre machen, beträchtlich übertroffen.

Was Mrs. Inchbalds eignen Charakter betrifft, so kann man denselben nie genug loben. Während der ganzen Zeit ihres Lebens auf der Bühne hat sie ihren Ruf durchaus unbefleckt erhalten; und obgleich ihre frühern seltsamen Abenteuer den feinern Zirkeln der großen Welt oft genug zur Unterhaltung haben dienen müssen, so hat sich doch im Lauf ihrer nachmaligen Ereignisse auch nicht das Allermindeste gefunden, worüber selbst der strengste Sittenrichter ein Fältchen vor der Stirn hätte ziehen können. Kein geringer Lobspruch für die schöne Frau eines ältern und schwächlichen Gatten, für

eine nachher in jungen Jahren sehr reizende und ganz unabhängige Wittwe!

Höchstes, innigstes Wohlwollen und hülfreiche, thätige Menschenfreundlichkeit, wo sie irgend jemand in Noth wußte, waren die am meisten hervorstrahlenden Lichtpuncte ihres schönen Gemüthes.

Auch fand sie nachmals und bis an ihr Ende überall die Achtung, der sie in einem so hohen Grade würdig war. Die vornehmsten und preiswürdigsten Frauen Englands lebten mit ihr in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Wir nennen davon nur Mrs. Siddons und Lady Derby.

In ihren letzten Jahren hatte sie sich zu Kensington bei einer rechtlichen Familie in die Kost gegeben, und hier endete sie am 1. August 1821 ihr Leben in frommer Stille.

„Denkwürdigkeiten ihres Lebens" hat zwar sie selbst niedergeschrieben, aber den strengen Befehl ertheilt, daß diese Blätter sogleich nach ihrem Tode sollten vernichtet werden. Man muß wünschen, daß hierin ihrem Willen nicht möge nachgelebt worden sein.

Ihre Asche fand auf dem Kensington-Kirchhof, wie sie es verordnet hatte, ein Ruheplätzchen.

Das baare Vermögen, welches sie hinterließ, belief sich auf 6000 Pfund. Außer einigen Legaten für die Theaterfonds von Covent-Garden und einige Schauspielerinnen, vermachte sie einem gewissen Robert Inchbald, einem natürlichen Sohn ihres verstorbnen Gatten, 20 Pfund jährlicher Einkünfte; 50 Pfund der katholischen Gemeinde zur Unterstützung bejahrter Armen u. s. w. Den Ueberrest, nach Abzug der Legate, vermachte sie ihrem Neffen, Georg Huggins, und ihrer Nichte, Anna Jarrett.

Taylor, der Herausgeber der Zeitung: „die Sonne" ihr vieljähriger Freund, sagt von ihr: „Ihr Geist hatte ein eigenthümliches Gepräge. Ihr Styl hatte gleichfalls viel Charakteristisches, war klar, kräftig, eindringend. — Durch musterhaften Fleiß und stets wache Klugheit hatte sie es dahin gebracht, daß sie in der angenehmsten Unabhängigkeit leben konnte; aber ihr gutes Herz bestimmte sie, sich freiwillig mancher Annehmlichkeiten, deren sie hätte genießen können, zu berauben, um Bekannte und Verwandte, die ihrer Hülfe bedurften,

nach besten Kräften und ohne irgend eine Aufopferung zu scheuen, zu unterstützen. In Gesellschaften war sie ungemein lebhaft, immer heiter, ihre Unterhaltung höchst anziehend durch die Einsichten, welche sie besaß, und durch die Bemerkungen, welche nicht etwa hin und wieder ein gutes Glück ihr zuwarf, sondern welche sie ihrem Scharfsinn zu verdanken hatte. — Ihre Dramen und Novellen zeugen nicht nur von ihrer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, sondern auch von ihrem stets regen, frommen Bestreben, das menschliche Herz zu verbessern. — In ihrer Jugend war sie sehr schön und auch im Alter ging ein angenehmer Nachglanz davon keineswegs verloren. Sparsam war sie blos deßhalb, um, wenn es galt, desto kräftigere Hülfe leisten zu können. Wie wenig der Glanz des Goldes über sie vermochte, leuchtet unter andern auch daraus hervor, daß sie das Anerbieten zweier Buchhändler, die ihr 1000 Pfund blos für den ersten Abschnitt der Denkwürdigkeiten ihres Lebens, nämlich bis zu ihrem ersten Auftreten in London, zahlen wollten, ablehnte, weil sie es für unweise hielt, noch während ihres Lebens dem großen Publicum so zarte Verhältnisse zum Besten zu geben. — Sie hatte das 66ste Jahr erreicht, sah aber weit jünger aus. Der Tod dieser wahrhaft achtungswürdigen Frau war ein großer Verlust für die Gesellschaft, und wurde auch als ein solcher allgemein beklagt."

Mrs. Inchbald im Druck erschienene Werke sind folgende:

Appearance is against Them, a farce. 1786.
I'll tell you what, a comedy. 1786.
The Widow's Vow, a farce. 1786.
The Child of Nature, a play. 1788.
Midnight Hour, a comedy. 1788.
Such Things are, a play. 1788.
The married Man, a comedy. 1789.
Next-door Neighbours, a comedy. 1791.
A simple Story, a novel. 4 Vol. 1791.
Every One has his Fault, a comedy. 1793.
The Wedding-Day, a comedy. 1794.
Nature and Art, a novel. 2 Vol. 1796.
Wives as they were, and Maids as they are. 1797.
Lover's Vows, a play. 1798.

Wise Man of the East. 1799.
To Marry or not to Marry, a comedy. 1805.
A Collection of Plays, with Biographical and Critical Prefaces; 25 Vol. 12. 1806—9.
A collection of Farces and other Afterpieces; 7 Vol. 12. and 18. 1808.
The Modern Theatre; 10 Vol. 12. 1809.

N — r.

Digitized by Google

# Johann Georg Jacobi.

Digitized by Google

# Johann Georg Jacobi.

Geboren zu Düsseldorf den 2. September 1740. Gestorben zu Freiburg im Breisgau den 4. Januar 1814.

Die Familie Jacobi, deren Name durch die Gebrüder Johann Georg und Friedrich Heinrich der deutschen Literatur so ruhmvoll ward, stammt aus dem Hannöverschen, wo mehrere Glieder derselben als evangelische Prediger lebten. Ein Sohn des Pastors zu Wollershausen bei Göttingen, Johann Andreas Jacobi's, Johann Konrad, hatte zu Hannover die Handlung erlernt und war, als ein sittlicher, thätiger und geschickter Jüngling vom Commercienrathe und Banquier Christoph Falmer nach Düsseldorf, zunächst als Handlungsgehülfe genommen worden, aus welchem Verhältnisse er bald in das eines wirklichen Theilnehmers des Hauses und Schwiegersohnes seines bisherigen Principals trat. Diesem von seinen Mitbürgern stets geachteten jacobi'schen Ehepaare ward den 2. September 1740, Johann Georg, geboren, welcher, wie sein jüngerer Bruder, Friedrich Heinrich, unter der liebenden Pflege und Leitung frommer, einsichtsvoller Aeltern im väterlichen Hause, wo ein regsames Geschäftsleben waltete, und auf dem nahegelegenen friedlichen Landsitze Pempelfort, an den reizenden Ufer der Düssel, heranwuchs. Zwar schied aus diesem glücklichen Familienkreise bald die durch Verstand, zarte Empfindung, liebevolles Wesen und ächte Religiosität ausgezeichnete Mutter, deren sehr reizbare Organisation einen frühen Tod herbeiführte; doch die beiden Knaben blieben nur kurze Zeit

von dieser Seite verwaist, indem der Vater ihnen bald in der Tochter des Weinhändlers Lausberg aus Elberfeld eine zweite Mutter zuführte, deren reine Herzensgüte zwischen den vorgefundnen und den später gebornen eignen Kindern keinen Unterschied, und mit der treuesten Sorgfalt das bekannte Vorurtheil gegen Stiefmütter vergessen machte. Dieses bezeugte Johann Georg auf sinnige Weise, als er selbst schon dem höheren Lebensalter zugereift, an ihrem Grabe folgendes Gedicht sang:

„Du, meine zweite Mutter, o du Gute,
Getreue! wenn ich, von der Welt
Verlassen, hier an deinem Hügel ruhte,
Wo milde Lüfte wehn, der Thau so labend fällt,
So würde mir, wie irgend sonst auf Erden,
Vom Kummer leicht die mattgequälte Seele werden;
Es tönte zärtlich und vertraut
Mir aus der Ferne deiner Stimme Laut;
Ich sähe dich mit deinem engelreinen,
Trostvollen Auge nach mir lächeln, mit mir weinen;
Und neu gestärkt ging' ich den dornumwundnen Pfad,
Und blickt' umher nach mir verwandten Seelen;
Denn, wo dein Fuß den Boden einst betrat,
Da kann es nie an Liebe fehlen *)."

Auch der mütterliche Großvater J. G. Jacobi's, Falmer, war zweimal verheirathet; eine in der zweiten Ehe erzeugte Tochter (späterhin die Gattin des Geheimenraths Schlosser in Frankfurt) war die liebste Jugendgespielin und später die vertraute Freundin des Mannes, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind. —

Er war, mehr der zartorganisirten Mutter, als dem kräftigen Vater ähnlich, von der Geburt an von so schwacher und reizbarer Organisation, daß seine Erhaltung die sorgfältigste Pflege erforderte. Dieser ungeachtet entwickelte sich sein Körper nie zu einer gewissen männlichen Stärke, sondern blieb einer Schwäche unterworfen, welche sich in zaghafter Furchtsamkeit und Unbehülflichkeit bei allen Leibesbewegungen kund gab. Mit dieser zarten

*) Siehe Iris, ein Taschenbuch für 1805. Seite 284.

Körperbildung war eine rege Empfänglichkeit für alle geistige Eindrücke verbunden, so daß das Kinderleben, in einem durch sittlichen Werth und gegenseitige Liebe verbundenen Familienkreise, für immer die moralische Reinheit seiner Gesinnung und den Abscheu gegen alles Unlautre entschied.

Jacobi's späterer, vertrauter Freund und Biograph erzählt von ihm: „Unter die frühesten Begebenheiten, deren er sich immer erinnerte, gehört, daß in dem väterlichen Hause ein Kindermädchen katholischer Religion stand, die ihn mit vieler Liebe und Sorgfalt pflegte, auch ihn oft mit Erzählungen unterhielt. Die Mutter derselben war eine arme Wittwe, bei welcher das Kind ganze Tage zubrachte, wenn es im väterlichen Hause etwas unruhig herging. Ihr einsames klösterliches Stübchen ward Abends durch eine düstre Lampe erleuchtet, wo oft bei dem dämmernden Scheine eine Legende nach der andern erzählt ward. Diese Umgebungen und Legenden weckten seinen poetischen Sinn; daher in seinen Schriften so oft Schilderungen der beschränkten Genügsamkeit vorkommen, und sein Mitleid mit dem Loos der Armuth, auf welches er so oft mit Theilnahme zurückkömmt. Den frühesten Unterricht ertheilten ihm sogenannte Informatoren, oder junge Candidaten der Gottesgelahrtheit. Sein erster Lehrer war ein phantastischer Mensch, durch welchen seine ohnehin lebhafte Einbildungskraft, die reiche Quelle so vieler Leiden und Freuden, noch mehr gespannt ward. Das viele Sprechen über theologische Gegenstände und die ehrwürdigen Beispiele, die er an seinem Großvater und Oheime sah, weckten in seinem jugendlich frommen Sinne die Entschließung, Prediger zu werden. Hierzu kam noch ein geheimes Gefallen am Predigen, das ihm immer eigen blieb." —

Sowohl die fromme Sinnesart der Bewohner des väterlichen Hauses, welche sich zu allen drei christlichen Religionsparteien bekannten, als auch besonders der polemische Geist, welcher unter den Bewohnern der Stadt Düsseldorf durch die Umtriebe der bekehrungssüchtigen Jesuiten genähret wurde und sogar Versuche machte, den Vater Jacobi für die römische Kirche zu gewinnen, blieb nicht ohne Einfluß auf den heranwachsenden Jüngling. Wie liebevoll auch der Geist gegenseitiger Duldung auf denselben wirken mochte, er gefiel sich im Bewußtseyn

seiner protestantisch-lutherischen Rechtgläubigkeit so entschieden, daß er einmal den naiven Wunsch äußerte: er möchte, daß sein Bruder der reformirten Kirche zugethan wäre, um die Freude haben zu können, ihn wiederum für das Lutherthum zu gewinnen.

Unter den Anleitungen zur Erlernung fremder Sprachen machte er früh die bedeutendsten Fortschritte in der französischen, welche in den feinern Zirkeln Düsseldorfs oft geredet wurde. Eigner Fleiß, Empfänglichkeit und das Lesen der Classiker jener Nation, besonders Fenelons, Racine's und Boileau's kamen ihm zu Hülfe. Einst ergriff ihn die großartige Hoheit des genannten Tragikers. Von dessen Gebilden mächtig angezogen, faßte er den der Kindesseele so natürlichen Entschluß, etwas Gleiches zu schaffen; so versuchte sich der funfzehnjährige Knabe am Trauerspiele in französischen Versen, dessen Titel: le traitre Protesilas, hieß, auf nicht weniger als zwölf Acte berechnet war und an des Vaters Geburtstage vor der ganzen Familie aufgeführt wurde. Wie früh auch dieser Versuch gewagt wurde, Jacobi griff nicht zum ersten Male in das Saitenspiel der Pindusschwestern; schon hatte er ein deutsches Trauerspiel: „der Selbstmörder Nero" verfertigt und mit manchem Gelegenheitsgedichte und geistlichem Liede Beifall geärntet. Seine Eitelkeit fand reichliche Nahrung in den Lobsprüchen, welche auf der einen Seite einer selbstgefälligen Stimmung über sich Nahrung gaben, auf der andern seinem Fleiße um so mehr zum Sporn dienten, da er, bei spärlicher und langsamer Entwicklung der Körperkraft, zum freien Tummelplatze des Knabenlebens nie Zutritt erhielt. Mehr fühlte er sich hingezogen zu den Kreisen der Mädchen, wo seine erste Liebe gar bald zur zärtlichsten Leidenschaft gedieh. „Der erste Gegenstand einer schwärmerischen Zuneigung war ein hübsches Mädchen aus seiner Gemeinde; er sah sie als Kind in dem großväterlichen Hause, wo sie mit ihm und seinem Bruder in den französischen Unterricht kam; später, wegen der Kälte zwischen den Vätern, im Hause weniger, am öftersten noch bei dem Ausgange aus der Kirche, wo er gewöhnlich an der Thür auf sie wartete, um sie wenigstens gesehen oder ein Wörtchen mit ihr gesprochen zu haben. Allein nie kam es zu einem offenen Bekenntnisse seiner Zärtlichkeit. Indessen blieb sie die Königin seiner

Gedanken; er sah sie immer im Rosenlichte, wie einst Petrarca seine Laura. Sie starb in der Blüthe ihres Alters im achtzehnten Jahre; Jacobi stand im gleichen Alter. Der Schmerz über ihren Verlust war groß und griff höchst empfindlich sein Herz an, aber er wußte ihn zu verbergen. So viel es ihm auch kostete, war er doch Abends in der Kirche, als man sie begrub. Um den Leichenzug nicht zu sehen, versteckte er sich hinter einen vergitterten Kirchenstuhl; als er jedoch einmal aufblickte, da trug man eben den Sarg an ihm vorbei. Tief ward er durch diese Erscheinung erschüttert; er fing an zu beten und zu weinen; der Eindruck blieb unauslöschlich. Die Verklärte ward für lange Zeit die Herrin seiner Seele; treu bewahrte er ihr reines Bild und heiliges Andenken. Sie ward ihm zum Schutzgeiste in den ersten, gewöhnlich so gefährlichen Universitätsjahren; die fromme heilige Liebe ließ keine niedrige neben sich aufkommen *)." —

Gleich unverlöschlich prägten sich dem Jünglinge die Bilder des Schreckens ein, welche der Kriegsschauplatz darbietet. Eben im Begriff, im Jahre 1758 die Universität Göttingen zu beziehen, wo er sich zum Theologen bilden wollte, mußte er noch Zeuge seyn, wie seine Vaterstadt von den hannöverschen Truppen beschossen wurde, und mußte mit seiner Familie flüchten.

Was die Vorbereitungsstudien betrifft, welche J. bisher beschäftigt hatten, so zeigte er bei denselben neben Lernfähigkeit besonders eine glückliche Empfänglichkeit für das Verstehen fremder Sprachen, ohne durch Neigung und zweckmäßigen Unterricht auf den eigentlichen Ernst des Wissens und des Studiums geführt zu seyn. Dieses offenbarte sich besonders in dem Widerwillen gegen die mathematischen Wissenschaften, gegen Erdbeschreibung und selbst gegen die Geschichte, insofern sie der Zahlenbestimmungen nicht entbehren kann. Wie er im äußeren Leben, unter sorgsamer Pflege seiner Umgebung, leicht wider etwas Ekel empfinden, von einem Gegenstande unangenehm berührt, ihm für immer abgeneigt werden konnte, so auch auf der Bahn der Wissenschaften und des Ler-

*) Leben J. G. Jacobi's. Von einem seiner Freunde. Seite 21 und 22.

nens. In diesen Beziehungen schien es ihm, um Selbstverleugnung zu üben und Aufopferungen zu machen, an Kraft zu mangeln. —

Bald zeigte sich dieses, als er seine akademische Laufbahn in den Hörsälen Göttingens begann. Weder den Vorlesungen Weber's über Logik und Methaphysik, noch den exegetischen des berühmten Michaelis konnte er Geschmack abgewinnen; jene, welche nach dem wolfschen Systeme gehalten wurden, sprachen ihn nicht an, wegen der trockenen, mathematischen Methode des Vortrages; diese wurden ihm durch die geforderte Erlernung der hebräischen Sprache unangenehm. So gerieth er mit dem vorgezeichneten Berufe in Zwiespalt, der für ihn um so drückender wurde, da seine redliche Sinnesart ihm eine gewissenhafte Pflichterfüllung auferlegte. Er neigte sich mit beängstigtem Herzen dem Genusse zu, welchen dem zartfühlenden Jünglinge das blühende Feld der schönen Künste darbietet. Seine meiste Zeit verwendete er auf das Italienische, Englische und Spanische. Hier las er zum ersten Male den hochgefeierten Petrarca, ohne aber den reinen Harmonien des Sängers sonderlichen Geschmack abgewinnen zu können, indem die Eintönigkeit seiner Sonette und Canzonen ihm bald mißfiel.

Erst einer höheren Bildungsstufe war es vorbehalten, sich mit Petrarca innig zu befreunden. Aber Jacobi erreichte sie bald. Unterm 23. August 1771 schrieb er an Klamer Schmidt, der ihm seine Phantasien in Petrarca's Manier zueignete; „Ich kenne keinen Dichter, der mit meinem Geiste und mit meinem Herzen so gänzlich übereinstimmt, als der Sänger der schönen Laura. Sein hohes Ideal, seine süße Schwärmerei, die Reinigkeit seiner Empfindungen und Einbildungskraft, die süße Melodie seiner Lieder: alles dieses macht ihn vorzüglich zu meinem Dichter, nämlich zu demjenigen, den ich mehr, als andere neuere, studiret habe und immer studire. Wenn ich irgendwo im Gebiete der Musen eine Stimme habe, so ist es vielleicht unter den petrarkischen Sängern."

Während der Dauer des siebenjährigen Krieges wurde der friedliche Musensitz vom Waffengetümmel gestört; die meisten Studenten flüchteten von Göttingen; auch Jacobi reiste ab und suchte eine Freistatt bei seinem Oheim,

dem Generalsuperintendent J. Fr. Jacobi *) zu Zelle, vielleicht eben so froh, den theologischen Hörsälen, als dem Kriegsgetümmel entronnen zu seyn. — Er blieb den Winter 1760 zu Zelle, lebte in angenehmen Verbindungen, beschäftigt mit einer zwanglosen Geistesbildung. Ostern 1761 knüpfte er seine akademischen Studien wieder an zu Helmstädt, wo er, nicht ohne Bekämpfung manches Widerspruches aus der Heimath, die Facultäten vertauschte und von der Theologie zur Rechtswissenschaft übertrat. Doch auch im Felde der juristischen Studien war er bald unzufrieden; dazu kam eine trübe, kranke Geistesstimmung, welche wirkliche Hypochondrie ward und ihn zu allen Arbeiten unfähig machte. Er verließ, auf den Rath der Seinigen, nach einjährigem Aufenthalte, Helmstädt und ging im Frühlinge 1762 zum Vaterhause zurück, wohin auch sein Bruder Friedrich mit reicher Aernte von Genf's Hochschule heimkehrte. Dieser jüngere Bruder hatte dort auf dem Musensitze an Frankreichs Grenze, unter den Auspicien großer Geister, den Beruf des Kaufmanns mit dem eines Schülers der Weltweisheit vertauscht und ward schnell vertraut mit dem höheren Leben der speculativen Wissenschaften und mit der französischen Literatur. Beide Jünglinge schlossen sich mit der innigsten Zärtlichkeit an einander, in gegenseitiger Mittheilung des Ergebnisses ihrer Studien und in gemeinschaftlichem Streben zur Fortbildung. „Friedrich Jacobi, der die französische Literatur so fleißig durchgearbeitet hatte, machte nun den Bruder Georg mit der französischen Dichterwelt und ihren Feinheiten vertrauter, so daß dieses einen mächtigen Einfluß auf die eigenen deutschen Versuche, mit denen er sich immer beschäftigte, haben mußte. Der Bund zwischen beiden Brüdern ward erneuert, befestigte sich enger durch glückliches Zusammenleben während eines ganzen Sommers und durch gegenseitige Anerkennung schöner geistiger Entwickelungen. Sie faßten eine unaussprechliche Liebe für einander, und Georg hing mit seiner ganzen, gefühlvollen Seele an seinem jüngern Bruder, dessen ernste Weise, das Leben und die Wissenschaften anzusehen, Wahrheit

*) Ueber diesen trefflichen Mann ist nachzulesen der schlichtegrollsche Nekrolog vom Jahre 1791. Erster Band.

und höchste Menschenwürde zu ergründen und zu begründen, ihn mit mehr, als Freundschaft und Bruderliebe, ihn mit einer Art von Verehrung an den gründlichen philosophischen Forscher für sein Leben band *)."

Mit dem Herbste 1762 ging Georg wieder nach Göttingen, vorgeblich, um das Studium der Rechtsgelehrsamkeit fortzusetzen; in der That aber, um seine Abneigung dagegen zur Entscheidung zu bringen, was um so weniger zu verwundern war, da Jacobi für das mühsam fleißige Erlernen und für die praktische Ausübung der Rechtswissenschaft durchaus nicht geschaffen war, auch auf der andern Seite den höheren wissenschaftlichen Standpunct nicht erreicht hatte, um die wichtige Bedeutsamkeit des Rechtes, nach allen seinen Verzweigungen, in der Geschichte des Menschen- und Staatslebens auffassen und würdigen zu können. — So im neuen Zwiespalte mit sich lebend, würde J. vielleicht in unheilbare Melancholie verfallen seyn, hätte er nicht in gesellschaftlichen Verbindungen Geistesaufheiterung gefunden. Mit dem Zutritte, welchen er bei achtungswerthen Familien Göttingens fand, war er auch dem Professor Klotz bekannt geworden und hatte sich ihm durch mehrere gelungene, ausgezeichnetes Talent bekundende Gelegenheitsgedichte, empfohlen. Klotz stand in der Blüthe seines Alters und Ruhmes, hatte noch nicht, verlockt durch Eitelkeit, Muthwillen und Streitsucht, sich berüchtigt gemacht und bemächtigte sich um so leichter der wissenschaftliebenden Jünglinge, da er ihnen gern freundliches Wohlwollen entgegenbrachte, indem er einen Triumph darin suchte, Gelehrte, die sich ihm gleichstellen wollten, mit verächtlichem Hohne abzufertigen, woraus sich zuletzt ein polemischer Schiffbruch ergab. — Er ward von der Bekümmerniß unterrichtet, welche Jacobi über die mißgeglückte zweite Wahl seines künftigen Berufes in sich trug, und bestimmte den Jüngling, durch ein fleißiges Studium der schönen Wissenschaften, mit Einschluß der Philologie, sich auf ein akademisches Lehramt vorzubereiten. Nach manchem Kampfe gab auch der auf ein praktisch thätiges Leben großes Gewicht legende Vater dem neuen Plane seine Zustimmung und die Zusicherung, den Sohn noch

*) J. G. Jacobi's Leben. Seite 29 und 30.

einige Jahre mit einem guten Jahrgehalte zu unterstützen.

Mit der auf diese Weise gewonnenen Freiheit erhielt Jacobi auch Lust und Beharrlichkeit, seine Studien zu ordnen, in dem weiten Gebiete der Dichtkunst die schönsten Meisterwerke zu studiren und für seinen eigenen Dichterberuf sich ein bestimmtes Ziel vorzuzeichnen, auf welchem Wege er 1764 zu Düsseldorf seine ersten „poetischen Versuche" herausgab, die durch Innigkeit der Empfindung und treffliche Behandlung der Sprache den Beifall aller Kenner erwarben. — Im folgenden Jahre, 1765, wurde er zu Wittenberg zum Doctor der Philosophie promovirt, um welche Ernennung Jacobi sich zu bemühen veranlaßt war, da indeß Klotz, von Göttingen nach Halle berufen, beim preußischen Staatsminister von Fürst seinen Einfluß geltend machte, daß auch Jacobi als außerordentlicher Professor auf die Friedrichsuniversität berufen wurde, — zwar ohne Gehalt, aber mit Versprechungen, in einen solchen einzurücken, wenn man sich von seiner Brauchbarkeit überzeugt hätte. — Er ward Klotz's Haus- und Tischgenosse und begann sein akademisches Lehramt mit Vorlesungen über Virgil's Eklogen bei anfänglich sehr gefülltem Hörsaale, welcher Zulauf sich indeß schnell verminderte, da solcher theils seine Veranlassung in gewöhnlicher Neugier hatte, theils die Mittheilungen des Lehrers mehr einen ästhetischen als grammatischen Charakter trugen und für den Standpunct der Zuhörer nicht gehörig berechnet waren. Jacobi, leicht verletzbar, hörte nun auf zu lesen, da er nur noch wenige Studenten um sich versammelt sah; aber er erneuerte im folgenden halben Jahre den Versuch mit mehrerem Glücke; auch las er über neuere ausländische Dichter, besonders über Tasso's befreietes Jerusalem. —

Ueber sein Verhältniß zu Klotz, der bald darauf in den besten Jahren starb und nach seinem Tode so böse Nachrede fand, daß selbst seine Freunde in dieselbe hineingezogen wurden, legt Jacobi öffentlich ein Zeugniß *) ab, aus welchem hier einige Stellen beigebracht werden sollen:

---

*) Ueber das von dem Herrn Professor Hausen entworfene Leben des Hrn. Geheimenrath Klotz (von J. G. Jacobi). Halberstadt 1772.

„Die erste Bekanntschaft," erzählt J., „mit diesem Gelehrten machte ich zu Göttingen im Jahre 1763. Damals waren wir beide noch in dem Alter, in welchem jedes Gefühl jugendlich ist, und es oft nur eines Winkes bedarf, um sich zu einem uns gefälligen Gegenstande hinzuneigen. Wir hatten uns kaum gesehen, so gewann ich die Zuneigung des Herrn Klotz, und mein höchster Wunsch war erfüllt, indem ich in der Literatur einen Lehrer antraf, der sich nicht weigerte, mein Freund zu seyn. Ich vergnügte mich an der Lebendigkeit seines Genies, mir gefiel seine Offenherzigkeit, und ich gab mein völliges Zutrauen einer gewissen Güte der Seele, welche durch seine satyrische Laune überall durchschimmerte. Wirklich war Seelengüte in dem Grunde seines Charakters, so sehr auch die Oberfläche desselben durch äußerliche Dinge zuweilen getrübt wurde. Sein allzufrühzeitiger Ruhm, mit einem zu schnellen Glücke verbunden, hinderten sein biegsames Gemüth, die nöthige Stätigkeit zu bekommen. — Kaum war ich mit K. einige Wochen vertraut gewesen, so fühlte ich neuen Muth, auf dem angefangenen Wege fortzugehen, meinen Lieblingswissenschaften getreu zu bleiben und selbst die Hoffnung äußerlicher Vortheile ihnen aufzuopfern. Dieses Gefühl machte mich glücklich; denn oft geht es dem Verehrer der Musen, wie dem Verliebten. Beide verlangen von der Welt nichts, als eine Hütte, worin man sie mit dem Gegenstande ihrer Wünsche wohnen lasse. Beide segnen den Freund, der ihnen zu ihrer Hütte den sichersten Ort anweist. Mit einer feurigern Liebe zum Schönen erwachte zugleich manche Fähigkeit meines Geistes, die bis dahin im Schlummer lag, und ich mußte die Stimme dessen werth halten, der sie hervorrief." —

„Am Ende meines letzten akademischen Jahres vertheidigte ich, auf Klotz Anrathen und unter seinem Vorsitze, eine Schrift über Tasso. Mein Freund war damals wegen vieler wichtigen Ausgaben in Verlegenheit, aber dennoch wollte er das für seine Bemühungen ihm zukommende Geld nicht annehmen. Er schrieb mir, indem er es zurückschickte: „„Was machen Sie? Ihr Geld will ich nicht, sondern Ihr Andenken und Ihre Freundschaft."" — Eben so uneigennützig hat er sein ganzes Leben hindurch sich gegen mich und gegen seine übrigen Freunde bezeigt. — Klotz heirathete in eine Familie, welche mich so ver-

traulich als ihren Verwandten unter sich aufgenommen, jedes Vergnügen mit mir getheilt, für meine kleinsten Schicksale Sorge getragen und meinen Aufenthalt zu Göttingen durch unzählige Gefälligkeiten verschönert hatte. — Der erste Gedanke bei seinem Rufe nach Halle war, mich zu seinem Gefährten zu bekommen. Es gelang ihm, diesen Gedanken auszuführen: ich erhielt eine dortige Professorstelle; wir sahen uns wieder und liebten uns, wie zuvor. — Das erste Jahr, welches ich mit K. in Halle zubrachte, war ohne Zweifel das glänzendste für seinen Ruhm. Von der Dummheit gefürchtet, von großen Männern geliebt, im freundschaftlichen Briefwechsel mit Abbt, Heyne, Käſtner, Hagedorn, Weisse und den mehrsten unserer besten Köpfe; was brauchte der Verstorbene mehr, um einen jungen Freund auf seine Zärtlichkeit und auf seinen Beifall stolz zu machen? Ich war es, und freuete mich deswegen, als Klotz mich zum Mitarbeiter an seinen monatlichen Schriften ernannte. Ueberhaupt ist es in einem gewissen Alter schmeichelhaft, wenn man den Richterstuhl der Kritik besteigen und über Groß und Klein vor den Ohren des Publicums ein Urtheil sprechen darf. Ich überließ mich dabei dem ehrlichen Bewußtseyn guter Absichten. — Von meiner zartesten Kindheit an hatte ich in der Stille den Wunsch genährt, einige Lieder singen zu können, welche verdienten, daß sie meine Zeitgenossen und vielleicht ihre Söhne mir nachsängen. Als ich nach Halle kam, sah ich immer mehr und mehr eine so süße Hoffnung verschwinden. Klotz munterte mich zu Arbeiten auf, die mir den Weg zu besseren Stellen auf der Universität bahnten, und sprach von meinen Gedichten so kaltsinnig, daß ich forthin auf den Lorbeer der Musen keinen Anspruch machte. Dennoch war mein Geist von den Regeln und noch mehr von den Mustern des Schönen angefüllt, welche ich mit unermüdetem Fleiße studirt hatte. Was war natürlicher, indem ich mich selber nach ihnen zu bilden aufhörte, als daß ich ein Vergnügen darin fand, die Werke anderer, ihnen gemäß, zu beurtheilen und auf diese Weise den Spuren des Schönen nachzugehen? Ich that solches mit desto größerer Begierde, weil meine täglichen Unterredungen mit Herrn Klotz ein helleres Licht über meine Bahn ausbreiteten und mir die hohe Einfalt der Alten in einem nie gesehenen Glanze darstellten: eine Wohl-

that meines Freundes, welche mir unvergeßlich bleiben wird!" —

Jacobi stand auf dem Puncte, den deutschen Musen abhold zu werden, indem er sich, nach Klotz's Verlangen, ganz der ausländischen Literatur und der Kritik widmete, als er mit einem trefflichen Mann in Verbindung kam, der diesen dem Vaterlande drohenden Unstern abwehrte, von jetzt an auf Jacobi's Leben einen mächtigen Einfluß übte und mit Liebestreue die Blüthe seines Dichterruhmes pflegte. Gleim, der rüstige Gleim, dessen Name unter den Dichtern Deutschlands mit ausgezeichneter Verehrung genannt wurde, forschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf jedes in der Literatur aufkeimende Verdienst und kam dem berühmten Klotz mit Freundschaftsbezeugungen entgegen, noch ehe er von dessen Persönlichkeit gewonnen war *). Gleims Liebe für Klotz, welcher Kleist's Andenken in trefflichen lateinischen Oden feierte, erhielt neue Hebel, als beide sich zu Lauchstädt im Nachsommer 1766 kennen lernten. Dort waren auch Wieland und Sophie la Roche, seine Freundin, und Jacobi schloß sich mit der ihm eigenen Innigkeit diesem geistvollen Kreise an. Kaum hatte Gleim den in jungfräulicher Schüchternheit sich nähernden Jacobi und seine Dichterversuche gesehen, als gegenseitige Zuneigung beide unwiderstehlich an einander fesselte; denn Gleim erkannte das für zarte Dichtungen entschiedene Talent Jacobi's und pries es um so höher, da ihm das Verdienst des Dichters über alles ging; und Jacobi fand dagegen zum ersten Male einen Mann von Kraft und Gewicht, welcher seiner nur mühsam unterdrückten Neigung für Poesie liebend das Wort redete. So ward Jacobi, schon auf dem Scheidewege, vom deutschen Musentempel fortgeführt zu werden, von neuem für ihn gewonnen, ein Freundschaftsbund geschlossen, der, ein ganzes Menschenalter dauernd, der Literatur erspieslich wurde und seinen Dichterruhm schnell verbreitete; indeß Klotz, in eine mehr literarische Fehde und Zänkerei verflochten, im Stillen sich über Jaco-

*) Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn G. R. Klotz, herausgegeben von J. J. A. von Hagen, 1773. Erster Theil. Seite 101 ff. —

bi's Unthätigkeit als Mitarbeiter seiner kritischen Institute und über den veränderten Gang seiner Beschäftigungen beklagte *). Jacobi pries es späterhin mit Recht als besonders günstige Fügung des Schicksals, daß er der klotzischen Zucht und Schule durch Gleim's mächtige Anmahnung, sich den Musen zu widmen, entwachsen; denn das geistige Uebergewicht des streitsüchtigen Mannes hatte wirklich schon so großen Einfluß auf den lenksamen Jacobi, daß er mehr Wohlgefallen an den literarischen Raufereien zeigte, als man nach seinem sanften, sittlich friedlichen Charakter erwarten durfte **).

Jacobi, der Greis, erzählt von seinem Jünglingsleben in dieser Periode Folgendes: „O der seligen Tage in Lauchstädt, wo Gleim jeden Morgen mit einem neuen Liede mich weckte, während die Sonne alles um mich her vergoldete, herrlicher als je! Das Zimmer wurde mir zum Tempel; ich fühlte die Nähe des Gottes, war meiner Weihe gewiß. — Wir trennten uns als Brüder, und er wollte das Angefangene vollenden. Mit der ihm eigenen rastlosen Thätigkeit ließ er einen Brief an mich dem anderen nacheilen, damit er mich in fortdauernder Begeisterung hielte, bis ich, aus der Wirklichkeit in ein Feenland weggerückt und darin einheimisch geworden, überall, von Gesängen umtönt, unter den lieblichsten Erscheinungen wandelte. Gleim, welcher in einem sehr melodischen Liede von sich selber sagt:

„„Nicht für alle Doppien der Welt
Gäb' ich meine Leyer!""

hatte Recht, daß ich gegen kein Erdenglück die meinige vertauschen sollte; daß ich es nicht that, gereut mich um so weniger, da ich jetzt in meinem Alter mehr noch, als in meiner Jugend, von dem hohen Berufe eines Dichters überzeugt bin. — Wie reich an Gewinn ist eine einzige Stunde, in welcher er einen herzerhebenden Gedanken oder ein wohlthätiges Gefühl der Freude in einem reizenden Bilde versinnlicht, das viel „Menschenalter hindurch so vielen Tausenden sich mittheilt!"

---

*) Siehe: Ueber das Leben des G. R. Klotz: Seite 43.

**) Siehe: Briefe an den G. R. Klotz. S. 165. ff.

„Um mich noch fester an sich und an die Musen zu binden, wünschte Gleim einen Besuch von mir in Halberstadt. Ich machte mich auf den Weg, langte ziemlich spät in der Nacht in Aschersleben an, und, indeß ich der Thorwache den verlangten Bescheid gab, trat ein Unbekannter an meinen Wagen. „„Ich habe den Auftrag, Sie in Empfang zu nehmen,““ sagte er im Tone eines Polizeidieners, der einen verdächtigen Fremden in Verhaft nimmt. Das aber war er nicht; es war Gleims Bedienter, welcher mich in einen Gasthof brachte, wo ich ein Nachtessen und alles Uebrige zu meiner Aufnahme in Bereitschaft fand. — Früh Morgens erwachte ich unter einer angenehmen Symphonie von blasenden Instrumenten, die sich vor meinem Zimmer hören ließ. — Als ich im ersten Erstaunen mich aufrichtete und umher sah, öffnete sich die Thür, und Gleim stürzte in meine Arme. — Seit jenem Morgen sind nun mehr als dreißig Jahre verflossen; dennoch schlägt bei dessen Erinnerung mein Herz eben so warm, wie damals, und gottlob! daß es noch so schlagen kann.“ —

Wie überglücklich sich Gleim und Jacobi fühlten, sich gefunden zu haben, lassen uns die 1768 erschienenen „Briefe von G. und J., denen sich noch ein besonderer Band Briefe Jacobi's von demselben Jahre anschließt, errathen. Zwar ist früher und später bei diesen öffentlichen Mittheilungen gerügt worden, daß beide Freunde sich in einem gar zu engen Kreise bewegten, ihre Liederchen zu hoch priesen, immer von Amor, Mädchen, Wein und Küssen leierten und mit der Zärtlichkeit überlaut waren, ohne daß man erfährt, was sie eigentlich davon halten; doch mag man den Eifer der beiden Freunde für ihre dichterischen Bestrebungen in seiner Lauterkeit anerkennen und sich der hierher gehörigen Worte Göthe's erinnern. „Jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Jacobi sich öffentlich an einander erfreuten, hatten uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit gegeben, und wir dachten nicht, daß eben so viel Selbstgefälligkeit dazu gehöre, Andern, die sich behaglich fühlen, wehe zu thun, als sich selbst oder seinen Freunden überflüssiges Gute zu erzeigen.“ — Dagegen läßt Wieland, der dem Freundeskreise näher angehörte, seinen Unwillen über Gleim in einem Briefe an Bodmer (vom 1. Mai 1769) laut werden: „Ich kann mich

nicht entbrechen, Jacobitchen *) herzlich lieb zu haben; zehnmal lieber, als den alten tändelnden Gleim Anakreon, der ihn verführt und dennoch nicht hindern kann, daß in Jacobitchens kleinstem Liede mehr Etoffe ist, als in allen Tändeleien des travestirten Anakreon." — Doch sprach solchen Tadel über den einen Freund Wieland nur hinter dem Rücken aus; wo es Mann gegen Mann galt, ergoß er sich in unbedingten Beifallsbezeugungen. So schrieb er an Jacobi: „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie unendlich schätzbar mir alles ist, was von unserm Gleim kommt. Sie und Er sind unter der kleinen Anzahl von Dichtern und Schriftstellern, welche nie genug schreiben können, und an denen ich mich nie satt lesen werde, ob ich sie gleich so oft lese, als ich mir was recht Gutes thun will." — Im September 1769; — an Gleim selbst aber im Herbste desselben Jahres: „Ich bin stolz drauf, daß niemand leben kann, der die Schönheit Ihres Geistes und Herzens und die ganze Liebenswürdigkeit Ihrer Muse vollkommener empfindet, als Ihr Wieland (Brief vom 2. October 1769)." —

Wie Gleim in der Herzlichkeit seiner Freude über Jacobi in dem Briefwechsel nur eine spärliche Genugthuung für die persönliche Trennung fand, so sann er darauf, den vielverheißenden Dichter bei sich zu haben in Halberstadts Mauern; denn er erkannte das Ungewisse der Lage in Halle, wo die außerordentliche Professur wenig Aussicht auf ein sicheres Diensteinkommen verlieh. Zwar hatte Jacobi von Hause jährlich dreihundert Thaler zur

---

*) Diese Briefesstelle findet sich in den „Ausgewählten Briefen von Wieland" Band 2, Seite 313; die beiden folgenden: Seite 325 und 327. — Der Herausgeber der wielandischen Briefe meint, Seite 313, das Diminutiv des jacobischen Namens sey wahrscheinlich ein Spottname im damaligen bodmerschen Kreise zu Zürich; die Veranlassung zur Diminutivbenennung gab Gleim mit seinen im Drucke erschienenen Zuschriften.

„Ob Ihre Psyche mir gefällt,
Mein liebes Jacobitchen?
Wie sehr, wie sehr sie mir gefällt,
Sag' Ihnen dieses Liedchen." —

Siehe: Briefe von Gleim und Jacobi. Seite 130 und Seite 343. —

Unterstützung; doch reichten diese theils für den zu keiner Wirthlichkeit geschaffenen Mann nicht hin, theils äußerte man von Düsseldorf her den Wunsch, daß Jacobi nun endlich selbst an pecuniairen Erwerb denken möchte, da seine später geborenen Geschwister und der väterlichen Handlung verminderter Ertrag diese Zahlungen nicht weiter verstatten wollten. So suchte und fand Gleim Gelegenheit, sich ganz in seiner Individualität, die Göthe so treffend in folgenden Worten darlegt, zu zeigen: „Im Besitze einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle, wohnhaft in einem wohlgelegenen, nicht allzugroßen, durch militairische, bürgerliche, literarische Betriebsamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte einer großen und reichen Stiftung ausgingen, nicht ohne daß ein Theil derselben zum Vortheile des Platzes zurückblieb, fühlte Gleim einen lebhaften productiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht ganz genügte; deswegen er sich einem andern, vielleicht mächtigern Triebe hingab, dem nämlich, Andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flechten sich während seines ganzen langen Lebens unablässig durch einander. Er hätte eben sowohl des Athemholens entbehrt, als des Dichtens und Schenkens, und, indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere und spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gern gelten ließ, weil man ihm für die reichen Wohlthaten nichts zu erwidern vermochte, als Duldung seiner Gedichte *)."

Dem Eifrigsuchenden war die Gelegenheit, seinen Jacobi nach Halberstadt zu ziehen, bald gefunden. An einem der dortigen Collegiatstifte, dem des heiligen Bonifacius und Mauritius, war im Herbste 1767 ein Canonicus gestorben; die Nachfolge in die erledigte Stelle hatte der König einem v. Köhler zugesichert, welcher auf Gleim's Vermittlung die Erlaubniß erhielt, seine Pfründe auf den Prof. Jacobi zu Halle resigniren zu dürfen. Der Capitalwerth des Canonicates war auf vier tausend, das jährliche Einkommen zu vierhundert Thalern

*) Göthe's Werke, Ausgabe vom Jahre 1818, 18. Band. S. 299 und 340.

veranschlagt, durch Gleim's geschickte Unterhandlungen bald zwischen Köhler und Jacobi die Cession im Reinen, und das erforderliche Capital durch Geldsendung von Düsseldorf und Gleim's Zuschuß herbeigeschafft. Letzterer besorgte den ganzen Geschäftsbetrieb und beseitigte alle Schwierigkeiten, so daß er schon im Laufe des Jahres 1768 an Jacobi schreiben konnte *):

„Zu Ihrem Oberprocurator, dergleichen jeder Canonicandus haben muß, habe ich den Herrn Regierungsrath Lichtwehr erwählet: denn dieser ist künftig Ihr Bruder am Moritzstifte. Ein Aesopus und ein Gresset an einem deutschen Stifte! — Welch einen Flor der schönen Wissenschaften in unserer Teutonia beweist das! Wie berühmt soll einst unser Halberstadt seyn! Ein großer Schritt zu einer im Kopfe habenden Vorbereitungsakademie geschah durch die Eroberung meines Jacobi. Könnten wir nur erst gemeinschaftlich an dem Uebrigen arbeiten! Für unsern Klotz habe ich eine fette Dechanei bestimmt. Das Kloster Huisburg (damals eine reiche Benedictiner-Abtei nahe bei Halberstadt), liegt mir sehr am Herzen. Wären die Mönche nur Jesuiten! Rechtlicher Beweis, daß die Jesuiten zu vertreiben und ihre Güter halberstädtischen Musensöhnen zu übergeben wären, sollte bald geführt werden. — Um eine Stelle für unsern Meusel bin ich besorgt; sie soll und muß sich finden. Mein Plan erstreckt sich noch weiter, er geht auf Uz, Götz, Riedel und Herder; er geht auf eine ganze deutsche Akademie der Wissenschaften! — Schon halb Halberstadt weiß, daß mein Jacobi bald unser Mitbürger seyn wird. Wohin ich gestern und ehegestern den Fuß setzte, dahin verfolgten mich Freunde und Glückwünsche. Wie so freudig wird man in unsern Mauern ihn aufnehmen, wie wird man ihn lieben!" —

Nach einem dreijährigen Aufenthalte zu Halle verließ Jacobi seine außerordentliche Professur und nahm 1769 mit dem neuen Wohnorte Besitz von seiner geistlichen Pfründe, welche ihm so wenig Störung verursachte, daß er nun ganz den Musen und der Freundschaft leben konnte. Beiden ganz sich widmend, fühlte er

*) Siehe: Körte's Leben Gleim's. Halberstadt 1811, S. 155 ff. —

sich um so glücklicher, da seine Geisteswerke ausgebreiteten Beifall erhielten. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß der schnell verbreitete Ruhm des zärtlichen Dichters von Allen anerkannt wurde, die, mit Sinn für deutsche Literatur, empfänglich waren für so zarte Liebesspiele. Im Zusammenleben mit Gleim, der kräftigeres Geistes, durch manche gesellschaftliche Mißgriffe seines Lieblinges leicht hätte verletzt werden können, erhielt sich das gegenseitige Verhältniß ungetrübt durch die gemeinschaftliche Liebe zur Dichtkunst. Wenn Jacobi wie ein Schmetterling, um die Schönen Halberstadts flatternd, im gesellschaftlichen Leben manchen Spott auf sich zog, so blieb er dem älteren Freunde doch immer gleich werth durch die unbedingte Abhängigkeit, in welcher er zu ihm stand, durch die reine Unschuld seines Lebens, nach der von ihm zu sagen, daß er der keuscheste unter den Dichtern, wie Gleim der nüchternste unter den Lobsängern des Weines war, durch den Ruhm, der seine Dichterverdienste verherrlichte. Dazu kam noch, daß Jacobi, während er in Halberstadt wohnte, gewöhnlich nur wenige Wintermonate zur Erfüllung seiner stiftischen Verbindlichkeiten dort zubrachte, den größeren Theil des Jahres aber entweder bei seinen Verwandten zu Celle und Hannover, oder in der Heimath zu Düsseldorf und dessen Umgebung verlebte. So blieben sich die Freunde immer neu, und die mögliche Erkaltung gegenseitiger Anhänglichkeit ward durch Trennung und Wiedersehn unmöglich gemacht.

Was Jacobi's oft erwähnten Dichterruhm anbelangt, der in dieser Zeit hoch stieg, wenn gleich das beständige Getändel mit Amor und den Grazien und die Huldigung der Schönen, zu süßlicher Liebelei ausgeartet, als beschränkte Manier gerügt wurde, so vereinigte er entschiedene Verdienste in sich, durch Zartheit der Empfindung und durch eine, für diese Zeit, einzige Gewandtheit in der Behandlung der sich drückenden Fesseln entwindenden Sprache, wobei denn Fleiß und Strenge in der Ausführung der Gedichte selbst um so ruhmwerther erschienen, als dadurch die Leichtigkeit und Anmuth der Mittheilungen nicht gestört wurden; alles Verdienste, die Gleim's richtigem Gefühle nicht verborgen blieben, die er würdigte, ohne von künstlerischer Eifersucht getroffen zu werden. Man schlage die zum Theil nur auf einzel-

nen Bogen gedruckten Mittheilungen Jacobi's aus dieser Zeit, die er bald unter dem Titel „Sämmtliche Werke" (Halberstadt 1770 bis 1774, drei Bändchen) sammelte, nach, man wird die Bestätigung dieses Lobspruches auf jeder Seite finden. — So singt der Graziendichter (1769):

„Erhaben ist der innre Friede
Des Weisen, göttlich seine Ruh';
Groß ist der Mann, o Philaide!
Doch glücklicher vielleicht bist Du.

Mit lang umsonst gesuchten Schlüssen
Wälzt er die Sorge weg von sich;
Sie fortzuscherzen, fortzuküssen,
Dies lehrten Huldgöttinnen Dich.

So hängt, wo sich das Thal geschmücket,
Ein fürchterlicher Fels herab:
Der Hirte sieht ihn nicht und pflücket
An seinem Fuße Blümchen ab.

O laß beim Klange süßer Lieder
Uns lächelnd durch das Leben gehn,
Und, sinkt die lange Nacht hernieder,
Mit diesem Lächeln stille stehn!" —

In heiterer Musenlust und Gesangesfreude lebten die brüderlichen Dichter, umgeben von Michaelis, Sangerhausen, Benzler, Jährs, Gleim dem Jüngern, und Klamer Schmidt, der nach seiner sanften Sinnesart und seinem Dichtertalente besonders unserm Jacobi bald eng vertraut wurde und mit ihm für das ganze Leben den innigsten Freundschaftsbund schloß. — In dieser Zeit wurde Jacobi von Gleim ausersehen, seine Gedichte zu sammeln und in zwölf Bänden herauszugeben. Schon waren hierüber gedruckte Nachrichten ausgesandt, als die Unternehmung, die so eifrig begonnen war, liegen blieb; wie es auch späterhin geschah, als der Plan wieder von Gleim aufgenommen und Tiedge mit der Ausführung desselben beauftragt wurde. Es lag in Gleim's Eigenthümlichkeit, daß bei seinem Leben und unter seiner Mitwirkung keine Herausgabe seiner Werke zu Stande kommen konnte. Be-

kanntlich erwarb sich sein Großneffe Wilhelm Körte erst nach seinem Tode dieses Verdienst um die deutsche Literatur.

Wie Jacobi die schönsten Blumen der leichten französischen Poesie mit geschickter Hand auf deutschen Boden verpflanzte und in seinen Dichterkranz einflocht, so erfreueten sich die transrhenanischen Nachbarn unseres Sängers mit einer Vorliebe, wie sie wenig Deutschen zu Theil ward. Schon 1771 erschien zu Paris eine Aehrenlese aus Jacobi's Werken glücklich übersetzt, mit einer Vorrede, worin treffend bemerkt wird: „Einsichtsvolle Kunstrichter in Deutschland bewundern mit Recht Jacobi's lebhafte, fruchtbare und heitere Einbildungskraft, besonders aber jene Zartheit und Tiefe des Gefühles, welches ihn mit allen Wesen, die ihn umgeben, in die innigste Verbindung setzt. — In der Verkettung seiner Ideen herrscht die höchste Ordnung und Bestimmtheit: seine Schreibart ist deutlich und leicht, und kaum kann etwas mit der Harmonie seiner Verse verglichen werden. — Er hat mehrere Stücke voll edles Scherzes geliefert; denn auch mitten unter dem Lachen verliert er nie jene rührende Sittlichkeit. Verweilt er bei ernsthaften Gegenständen, so verbreitet er dennoch Heiterkeit, und die Thräne, welche er zuweilen hervorruft, ist immer von süßem Nachgefühle begleitet." —

Die Abneigung, welche ihn in den ersten Universitätsjahren vom Studium der Theologie zum juristischen Fache leitete, erstreckte sich nicht auf die von Jugend auf vorgefaßte Liebe zum Predigen; vielmehr erwachte letztere wiederholt, und Jacobi bestieg von Halberstadt aus in Quedlinburg, von Düsseldorf aus in der umliegenden Gegend wiederholt die Kanzel; so gab ihm Boysen (Oberhofprediger zu Quedlinburg) in einem Briefe an Gleim unter'm 6. März 1771 auch für diese Bestrebungen ein rühmliches Zeugniß: „Ihr mit empfehlenden Kanzelgaben ausgerüsteter Jacobi, schreibt er, hat hier bei seinen vornehmen und gelehrten Zuhörern das Lob eines schöndenkenden Redners, und bei der Menge, die sich um den Lehrstuhl drängte, das noch größere Lob eines evangelischen Predigers erhalten *)." — Die milde

*) Siehe: Briefe von Hrn. Boysen an Hrn. Gleim (1772) Seite 254.

Reinheit seiner Moral sprach er auf der Kanzel, in seinem Leben, Gedichten und Briefen mit gleicher Innigkeit aus. So sagt er an Gleim (Brief vom 1. Octbr. 1771): „Wir wollen alle gute Thaten, die wir wissen, uns erzählen und der menschlichen Natur, welche an sich selbst so verdorben nicht ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie sollen mich hören, mich, der ich bis an's Ende meines Lebens ein Vertheidiger der Familie Adam's bleiben werde; weil ich so manchem guten Geschöpfe manchen Druck der Hand, manches Lächeln, manche Thräne, mit tausend seligen Augenblicken, schuldig bin." —

Bei einem Besuche in der Heimath, wo Jacobi an des Bruders Seite, im eigentlichen Sinne, in den Schätzen der Literatur schwelgte, entspann sich die höhere Bedeutung, welche J. und seine Freunde auf die Lorenzodosen legten, und welche, als ein Beweis der sinnigen Lebensweisheit, die sich die Befreundeten zum Ziele stellten, ausführliche Erwähnung verdient.

Die beiden Brüder lasen im vertrauten Kreise Yorick's Reisen und verweilten bei dem rührend schönen Auftritte, welcher in Calais zwischen Sterne und einem alten Franciskaner stattfand. Dieser Greis, so wird dort in kindlich einfacher Erzählung berichtet, bat den Reisenden beschieden um eine Gabe für sein Kloster, ward aber mit einer unzeitigen Strafpredigt gegen Mönchthum und Klosterunfug abgewiesen; er entfernte sich duldsam und schweigend. Bald bereute Yorick diese Härte und bot, als er den Mönch wieder traf, demselben seine reiche Schildpattdose als eine Versöhnungsgabe; wogegen er dessen einfache, werthlose Horndose zum Erwiderungsgeschenke annahm. Von nun an führte der Britte dieses Dosengeschenk wie ein Heiligthum mit sich, als eine Erinnerung zur Sanftmuth, Mildthätigkeit und zum Besserwerden. — Auf seiner Rückreise durch Calais fand Yorick den alten Mönch nicht wieder; er suchte sein Grab, bereite dasselbe von den darauf hervorgesproßten Nesseln, zog seine Dose hervor und weihte dem zum Friedenslande Hinübergegangenen eine Thräne des liebevollen Andenkens. — „Wir sahen uns an," schrieb Jacobi an Gleim; „ein Jeder freuete sich, in den Augen des Andern Thränen zu finden; wir feierten den Tod des ehrwürdigen Greises Lorenzo

und des gutherzigen Engländers. Unser Herz sagte uns: Yorick hätte, wenn wir ihm bekannt gewesen, uns geliebt, und der Franciskaner, glaubten wir, verdiene mehr, als alle Heiligen der Legende, canonisirt zu werden. Sanftmuth, Zufriedenheit mit der Welt, unüberwindliche Geduld, Verzeihung für die Fehler der Menschen, — diese ersten Tugenden lehrte er seine Schüler: wie viel besser sind sie, als der fromme Stolz der mehrsten gestifteten Orden! Wie süß war uns das Andenken an den erhabenen Mönch und an den, der so willig von ihm lernte! Viel zu süß, um nicht durch etwas Sinnliches unterhalten zu werden. Wir alle kauften uns eine Schnupftabackdose von Horn, worauf wir mit goldenen Buchstaben die Schrift setzen ließen, welche auf der Ihrigen steht (Yorick's Namen). Wir alle thaten das Gelübde des heiligen Lorenzo wegen, jedem Franciskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unserer Gesellschaft sich Einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zuviel Gefühl, um dieser Erinnerung auch in der größten Heftigkeit zu widerstehen. — Wäre Einer so unglücklich, daß dieses nicht gleich den verlangten Eindruck auf ihn macht, so muß er zur Strafe die hörnerne Dose mit einer andern verwechseln, bis er sie durch eine besonders gutherzige oder sanftmüthige That sich wieder erwirbt. Unsere Damen, die keinen Tabak brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttische eine solche Dose stehen haben; denn ihnen gehören in einem höheren Grade die sanften Empfindungen, die wir aus ihren Blicken aus ihren Tönen, aus ihren Urtheilen schöpfen sollen.— Nicht genug war es uns, diese Verabredung in einem kleinen Zirkel genommen zu haben; wir wünschten auch, daß auswärtige Freunde sich uns darin gleichstellten. An einige schickten wir das Geschenk, das Sie, lieber Gleim, bekommen, als ein uns heiliges Ordenszeichen; andern soll dieser gedruckte Brief unsere Gedanken mittheilen. Viele Leser werden gar nichts dabei fühlen; andere nicht Muth genug haben, sich in eine Verpflichtung zum Kampfe über sich selbst einzulassen; andere wohl gar klein genug seyn, sich an den Wohlstand zu kehren, der ihnen durch eine Dose von Horn beleidigt scheint. Die ersten bedauern wir, von den zweiten hoffen wir einige

Besserung, und die dritten leben nicht für uns." — Dann versichert Jacobi weiter: wenn er in Zukunft an fremden Orten Unbekannte träfe, die ihm die Dose von Horn mit der Inschrift darböten, er sie als vertraute Brüder umarmen würde, wie es Sitte sey unter den Freimaurern bei gegebenem Ordenszeichen. Die verschiedenen Religionsparteien würden sich nicht mehr entzweien, weil sie im Lorenzo einen gemeinschaftlichen Heiligen hätten, — und der Ordensbruder lernte bei seiner Wallfahrt zu der im Haine gelegenen Kapelle alle Menschen lieben, wegen der Gottheit, die aus Liebe für alle Menschen den Hain erschuf.

Der edle, menschenfreundliche Sinn, welcher dem Plane des Dichters zum Grunde lag, sprach für den Augenblick manchen Gleichempfindenden an; er ging aber durch fremdartige Beimischungen, die bei der weiteren Verbreitung nicht gehindert werden konnten, bald verloren. Nicht allein daß, wie die Aufnahme in den Freimaurerorden, die Führung der Lorenzodosen häufig Unwürdigen zu Theile wurde, und so auch diese Dosen die Bezeichnung traf, welche der alte Dichter Zachariä ihnen im Allgemeinen gibt, wenn er sie „das Hausgeräth bei Weisen und bei Thoren" nennt; die Lorenzodosen wurden bald ein Gegenstand kaufmännischer Speculation. Da die Drechsler sie nicht zahlreich und schnell genug von Horn verfertigen konnten, ließ ein Graf von Solms sie, mit Jacobi's Namen bezeichnet, fabrikmäßig von Blech fabriciren und versandte sie in alle Welt. Die zahllosen Inhaber der Lorenzodosen wurden den ursprünglichen Verbündeten bald auf alle Weise so lästig, daß letztere ihr Verbindungszeichen bei Seite setzen mußten. Doch die angeregte Mode ging ihren Kreislauf und veranlaßte den Geheimenrath Johann Christian Hofmann zu Coburg (gestorben den 16. Februar 1792), unter dem 10. August 1769 den Orden der Sanftmuth und Versöhnung zu stiften, in dessen Stiftungsurkunde, außer der Verpflichtung zu jenen Tugenden der Lorenzodosen, der Gaben an die Franciskaner und der für dieselben jedesmal am Laurentiustage zu sammelnden Collecte besonders gedacht wird. — Ja nach mancherlei Modificationen soll sich die Dosenverbrüderung in Dänemark, Schweden und Liefland, selbst in Italien und Sicilien verbreitet und mit theosophischen Schwärmereien

verschwistert haben, woran Jacobi und seine Freunde völlig unschuldig waren. — Gegenwärtig, wo von Ordensverbindungen und Umtrieben so viel geredet wird, führt jener unbedeutende, erfolglose Vorfall zu manchen gewichtvollen Betrachtungen über Anfang, Wesen, Fortgang und Endschaft der Ordensverbindungen, welche gewöhnlich erst ihre Bedeutsamkeit durch der Capitolwächter Geschrei erhalten.

Uebrigens war es Jacobi's Glück, daß sein Beginnen nicht in neuere Zeit fiel; zwanzig Jahr später hätte er leicht die Anschuldigung des Kryptokatholicismus und der Theilnahme an dem Illuminatenunfug auf sich ziehen, funfzig Jahre später der demagogischen Umtriebe schuldig erachtet werden können. — So hat jede Zeit ihre Richtwege und ihre Verirrungen. Noch im Jahre 1792 fand sich J. veranlaßt, durch seinen Freund, Herrn von Zink, von aller Theilnahme an den Lorenzodosenvereinen sich öffentlich loszusagen. —

Unter diesen von vielen Seiten aufregenden Beschäftigungen trafen unsern harmlosen Dichter doch manche Unannehmlichkeiten sowohl auf der Schriftstellerbahn, als im bürgerlichen Leben. Hinsichtlich des letztern war besonders der Geldhaushalt nie seine Sache und verwickelte ihn, wenn nicht in Unannehmlichkeiten, doch in manche Abhängigkeit. Obgleich der Ertrag seiner Stiftsstelle die bisher aus der Heimath bezogene Unterstützung überstieg, und sein Unterhalt in Halberstadt ihm nicht so viel kosten mußte, als der hallische, so fehlte es ihm doch immer an Gelde, welches, wenn er es hatte, unbekümmert um den folgenden Tag, jeder Laune geopfert wurde. Dazu die fast jährlichen Reisen nach Zelle, Hannover, Göttingen und Düsseldorf. — Gleim mußte in der Verlegenheit immer mit seiner Börse aushelfen, und er that es mit der uneigennützigsten Willfährigkeit; aber er kannte den Werth einer guten Wirthschaft zu welterfahren, um nicht die Unannehmlichkeiten vorherzusehen, in welche sich Jacobi für die Zukunft verwickeln konnte. So sorgte er mit Rath und That für seinen Freund, der mit vieler Wahrheit von sich erzählt: „So lange ich mich kenne, bin ich wegen meiner Schicksale sehr unbesorgt gewesen. Der Himmel wußte dieses wohl, deswegen gab er mir Freunde, die jede Sorge über sich nahmen, von einem Orte zum andern mich riefen und

mich endlich, ich weiß selbst nicht wie, zum Geistlichen des heiligen Bonifacius machten" (Jacobi's Sommerreise, Seite 4). Dem liebelustigen Jacobi, der für eine glückliche, anmuthige Häuslichkeit so vielen Sinn hatte, kamen oft Heirathspläne vor, zu deren Ausführung gewöhnlich nichts mangelte, als daß der in der Liebesnoth um Hülfe angerufene Gleim nicht durch seine Verwendung zur Stiftspfründe eine anderweitige Stelle von fünfhundert Thalern Einkünfte zu verschaffen wußte. Besonders ward Zedlitz, der preußische Staatsminister der geistlichen und Universitätsangelegenheiten, wiederholt angegangen, er solle Jacobi mit fünfhundert Thalern Gehalt als Professor der Philologie nach Halle berufen; doch der sonst für Gleim so freundschaftlich gesinnte Staatsmann wollte auf den Plan nicht eingehen, weil er dem Empfohlenen keine gründliche Kenntniß zutraute. Auch die Bewerbung um die Nachfolge in Zachariä's Stelle am Collegio Carolino zu Braunschweig (1776) mißglückte, und weder das schöne Fräulein Maximiliane, welches Jacobi in der Heimath bei der Laroche kennen gelernt hatte, noch die schöne Zellenserin wurden von ihm heimgeführt, weil er kein genügendes, standesmäßiges, sicheres Einkommen nachweisen konnte. — Freude und Trauer, Sorge und Hoffnung, wie sie wechselten, vertraute er mit traulicher Offenheit seinem Gleim. So schreibt er ihm aus Hannover im April 1778: „Vorigen Sonnabend bin ich hier angekommen. Wie verschieden war meine Reise von der ehemaligen, wo ich zu meinem Mädchen eilte! Diesesmal hatten die Bäume Knospen, wie sonst, und die Lerchen sangen eben so; aber das Singen über dem ersten Grün war nicht, wie sonst, fröhliche Botschaft der Liebe. Und hier, wo dreimal im Frühlinge mich die Nachbarschaft des Mädchens beseligte, hier kommt nicht mehr über die Haide das Wehen der Liebe zu mir." — Doch scheint diese schwermüthige Stimmung nicht zu tief in Jacobi's Seele eingegriffen zu haben, denn weiterhin scherzt er in demselben Briefe gar heiter, erzählt, wie seines Bruders Secretair ihn mit zweien Neffen besucht habe und dann nach Wansbeck gewallfahrtet sey, „um mit Claudius die Sterne zu betrachten und von ihm das Vaterunser beten zu lernen," und spottet über den Kurfürsten von der Pfalz, „welcher ein Stückchen Goldwolle

trägt (das goldene Vließ), zum Zeichen, daß er sich vom Kaiser habe scheeren lassen." —

Schon einige Jahre früher hatte Jacobi den Plan zu einer Quartalschrift für Frauenzimmer, unter dem Titel „Iris" entworfen und begann seit 1774, unterstützt von seinen Freunden, besonders von W. Heinse, dieselbe herauszugeben. Indem er letztern mit sich nach Düsseldorf nahm, wo der Druck der Iris stattfand, verwundete er den für den Ruhm seines zu Halberstadt sorgsamen Gleim, welcher bei der Abreise gerade in Magdeburg war und anfänglich die Trennung von seinen Lieblingen sehr tief empfand. „Mein Gedanke war," so schreibt er an Jacobi, „Jacobi, Heinse, Schmidt sollten die Iris schreiben — jeder sollte tausend Thaler jährlich an Einkünften davon haben, sie sollten brüderlich sich theilen und, von hier aus bis Griechenland, Weisheit und Tugend verbreiten. — Ich, der Vater, hätte keinen Antheil an den Einkünften haben, mir aber von den großen Geistern, die in solche Gesellschaft sich vereinigt hätten, ausbitten wollen, daß sie in meinem kleinen Sans-Souci, in meiner kleinen Grabvertiefung, zuweilen verlustiren möchten!" —

Körte, der Biograph Gleim's, hat vollkommen recht, wenn er berichtet, daß der preußische Patriot sich sehr unglücklich fühlte, als Jacobi von dannen gezogen war und den feurigen Heinse mit sich genommen hatte. — Jene Quartalschrift, welche bis 1776 in acht Bänden erschien, hatte die gepriesensten Männer der deutschen Literatur, einen Heinse, Gleim, Göthe, Kl. Schmidt, Lenz, Schlosser u. s. f. zu Mitarbeitern und erfreute sich großen Beifalls und Absatzes, indem sie Jacobi's Schriftstellerruhm immer mehr verbreitete. Jenes Institut hatte auf die Bildung der Deutschen in ästhetischer Hinsicht einen bedeutenden Einfluß. Manche mit der Redaction verflochtene Unannehmlichkeiten, denen Jacobi nicht entging, mochten, wie Unzufriedenheit mit dem späteren Verleger (Spener in Berlin), dazu beitragen, daß er seine Zeitschrift mit dem achten Bande schloß und dagegen seit 1777 ein fleißiger Mitarbeiter des von Wieland begonnenen Mercurs wurde, wodurch er mit demselben in einen ununterbrochenen Briefwechsel kam, von welchem die bei Geßner in Zürich

erschienene Briefsammlung Wieland's manche Zeugnisse enthält.

„In geistreichen Beschäftigungen und seines Lebens froh, machte Jacobi," so erzählt sein früherer Biograph, „fast jährlich seine Lustreise theils nach Düsseldorf zu seinen Verwandten, theils nach Berlin, Gotha, Braunschweig, Frankfurt, (Zelle, Hannover, Göttingen) u. s. w., wo er überall liebevoll aufgenommen ward und mit den berühmtesten Männern seiner Zeit in persönliche Bekanntschaft und herzliche Verbindungen kam. So wandelte er im Genusse der edelsten Freundschaft durch ein freies Leben, gehüllt in seine Ideenwelt, immer thätig in seinem Geiste, belehrend und vergnügend durch die Gesänge, die ihm seine Muse eingab, und die ihm das Wohlwollen seiner Zeitgenossen erwarb." —

Mit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verringerte sich die Zeit, in welcher Jacobi zu Halberstadt anwesend war, immer mehr, indem er von den statutenmäßigen Chorgängen durch königliche Rescripte mehrere Male Befreiung erhielt; denn manche Unfälle fesselten ihn in seinem Familienkreise. Er selbst litt an langwierigen Augenübeln, indeß der Tod seiner geliebten Schwester Betty, seines Neffen Franz, und anderes Mißgeschick die Heiterkeit seiner Seele trübten. Auch seine pecuniairen Verhältnisse, denen er, nur durch die Nothwendigkeit gezwungen, einige Aufmerksamkeit widmete, geriethen in immer größern Verfall. So schreibt er im März 1782 an Gleim: „Sie erinnern sich, was ich vor einigen Jahren von dem Zustande meiner Finanzen Ihnen vertraute. Damals wurde ich aus meinem Labyrinthe nicht herausgerissen; so mußte ich nothwendig tiefer hineingerathen. Jetzt, wenn ich ein ehrlicher Mann seyn will, bleibt mir nichts übrig, als bis dahin, daß ich irgendwo eine Stelle bekomme, die mir Zulage zu meinen Stiftseinkünften verschafft, bei den Meinigen zu wohnen. — Schade, daß ich die Kunst, Geld zu machen, von allen Künsten am wenigsten verstehe." — Diese Unannehmlichkeiten des Lebens läuterten seinen Geist und gaben ihm mehr Gediegenheit; ob er gleich klagte: „Wäre nur nicht seit ein paar Wochen mein Kopf so angegriffen! da muß ich die schöne Nachtigallenzeit vorbeigehen lassen." — Uebrigens suchte er die äußeren Unannehmlichkeiten durch ernste Studien zu beschwichtigen.

Die Bibel, die Kirchenväter und Plato studirte er fleißig. — Bewerbungen um eine sicheren Gehalt verleihende Stelle wurden nach allen Seiten hin mit regem Eifer betrieben. Endlich ward auch dieses oft vergeblich erstrebte Ziel errungen, indem Jacobi, durch van Swietens Vermittlung, von Wien aus, zum Professor der Philologie und Beredtsamkeit nach Freiburg im Breisgau, mit tausend Gulden Jahrgehalt berufen wurde (im Sommer 1784). — Jetzt wollte Gleim, um dem preußischen Staate seinen Jacobi zu erhalten, nochmals an Zedlitz gehn, um eine Berufung nach Halle zu bewirken; aber Jacobi lehnte es ab, weil er für die östreichische Anstellung einmal sein Wort gegeben. Er sann vielmehr, durch die Umstände gedrängt, darauf, sofort seine halberstädter Stiftsstelle zu verkaufen, denn: „Lange schon," schreibt er an Gleim, „entsagten meine älteren Geschwister und ich, zum Vortheile der jüngern, allem Anspruch auf unser durch viele Unglücksfälle geschmälertes väterliches Vermögen; so ist diese Präbende mein einziges Capital, — mein ganzes Erbtheil."

Ist es erlaubt, ja löblich, über den Gang der Schicksale des sich unseren Beobachtungen darbietenden Mannes zu reflectiren, so scheint in der Hand der Vorsehung das ihn treffende Mißgeschick und die Nothwendigkeit, dem prosaischen wirklichen Leben seine Aufmerksamkeit zu widmen, ein weises Bildungsmittel gewesen zu seyn, um unsern Jacobi aus phantastischen Verlockungen in eine höhere Sphäre zu berufen, wo er mit gewissenhafter Benutzung seiner Talente zur Verherrlichung der moralischen Weltordnung wirkte. — Sein Geist erhielt unter manchen Leiden eine höhere Weihe, indeß unter Glücksbegünstigungen derselbe vielleicht ein Opfer der Selbstgefälligkeit und des Phantasiespieles geworden wäre.

Der gewünschte Präbendenverkauf ward glücklich ins Werk gerichtet, und J. zog im December 1784 gen Freiburg seinem neuen Berufe zu, indeß Gleim klagte, daß er den liebsten Freund, und der preußische Staat eine Zierde der Literatur verloren habe. —

Ungerechnet, daß unser Dichter mit dieser Professur einer immer näher sich aufdringenden Sorge für seinen Unterhalt enthoben war, so bot sein neuer Wohnort und sein dasiges Dienstverhältniß auch viele Annehmlichkeiten dar. Jacobi fand eine liebevolle Aufnahme in

der Stadt, und unter seinen Collegen viel geistige Regsamkeit, veranlaßt durch den literarischen Verkehr mit dem nahegelegenen Frankreich und der Schweiz, eine herrliche romantische Gegend; die Stadt selbst ward ihm reizend, besonders durch die vielen Canäle mit klarem Bergwasser, welche die Straßen lebendig und lustig machen, und durch den Dom mit seinem hohen Thurme *); die nahe Umgegend, ihm werth durch die biedere, frohe Sinnesart des dort wohnenden Menschenschlages, und durch das nachbarliche Emmendingen, wo sein naher Verwandter, Johann Georg Schlosser, als markgräflich badenscher Regierungsrath und Oberamtmann, wohnte und von dort aus unzertrennliche Verbindung mit den lieben Angehörigen zu Düsseldorf und Frankfurt unterhielt.

Was sein Amt anbetraf und das Verhältniß zu den vorgesetzten Behörden der Universität, so entsprach das Eine wie das Andere seinen Wünschen, wozu der als Staatsmann und Gelehrter gleich schätzbare Curator der Universität van Swieten das Seine beitrug. Der öfter erwähnte Biograph Jacobi's erzählt demnach: „In einem kurzen Zeitraume erwarb sich J. auf der hohen Schule durch seine Lehre in den schönen Wissenschaften und durch das neu belebte Studium der alten Classiker bleibende Verdienste. Außer den theoretischen Vorträgen hatte er ein besonderes praktisches Collegium, in welchem die Talente vieler fähigen Jünglinge aus allen Facultäten in Hinsicht auf Reinheit der Sprache und Richtigkeit des Gefühles für das Schöne und Wahre entfaltet und ausgebildet wurden. — Da zeigte sich bald ein löblicher Wetteifer des Geistes unter den Studirenden, der reichhaltige Früchte zum schönsten Gedeihen entwickelte. — Es war unverkennbar, daß J. auf die Gesammtheit der akademischen Zuhörer nicht allein wissen-

*) Diesen im zwölften Jahrhundert erbauten Münster hält Moller für das einzige Denkmal gothischer Baukunst in Deutschland, welches vollständig ausgebauet und gut erhalten ist. Dominik Quaglio stellte ihn, nebst seinem hohen Thurme, auf einem trefflichen Gemälde dar, welches die diesjährige Kunstausstellung zu Dresden schmückte (Vergl. H. Schreiber's Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freiburg. Freiburg 1820).

schaftlich vortheilhaft, sondern auch zur Verschönerung ihrer Lebensweise und ihrer Sitten mit Glück gewirkt habe. Da, wo er das menschliche Herz ansprach mit seiner milden, wohlwollenden Beredtsamkeit, da sprach sich jene horazische mitis sapientia Laeli aus, und nie schied er von seinem Lehrstuhle, ohne den vortheilhaftesten Eindruck auf die Gemüther gemacht zu haben. — Seine Vorträge wurden nicht allein von Studirenden, sondern auch von Zuhörern aller Stände, ohne Unterschied des Ranges, ja auch von Frauenzimmern besucht. Besonders geschah dieses in den ersten Jahren seines Lehramtes. So geräumig auch der akademische Hörsaal war, so genügte er doch kaum für die Menge, die sich herzudrängte. Die zahlreichen jungen Theologen, aus denen damals das vom Kaiser Joseph zur Veredlung des geistlichen Standes gestiftete Generalseminar bestand, rückten, so sehr sie auch mit andern Arbeiten beschäftigt waren, meistens in Vollzahl aus, um seinen ästhetischen Vorlesungen beizuwohnen, und um sich jene gefällige Darstellung zu erwerben, die sie für das Gedeihen ihrer Berufsvorträge in der Ausbildung mit Recht für nöthig erachteten." —

Unter diesen Annehmlichkeiten, unter diesem Segen seiner neuen Lage darf nicht verschwiegen werden, daß Jacobi bei seiner Ankunft zu Freiburg manche Schwierigkeiten zu bekämpfen hatte, um jener froh zu werden. Schon als Ausländer fand er bei Vielen ein ungünstiges Vorurtheil vor, noch mehr als redlicher Bekenner einer Kirche, welche bei der Mehrzahl der Einwohner als Ketzerei verschrieen war. Doch die Treue für seinen neuen Beruf, die Innigkeit, mit welcher er sich seinen neuen Mitbürgern anschloß, und seine Abneigung gegen Parteisucht oder Polemik beschwichtigten bald jene Vorurtheile. Jacobi hing dabei fest an dem Glauben seiner Väter; dennoch gewann er bald die vorurtheilsfreie Anerkennung seiner Verdienste, indem er solche redlich gegen Alle übte. In den vertrautesten schriftlichen und mündlichen Mittheilungen haben die Seinigen nahe und ferne keine Spur von Störungen gefunden, welche ihm aus dem Religionsverhältnisse erwachsen wären; vielmehr rühmt er öfter die vorgefundene ächt christliche Sinnesart, welche ihm verstattete, für wahre Geistes- und Herzensbildung zu wirken. Das gute Verhältniß mit seinen Collegen

sprach sich auch darin aus, daß sie, wo freie Wahl ihnen zustand, ihm vertrauensvoll alle akademische Würden übertrugen. So sah man ihn als Rector der Universität nicht allein an der Spitze derselben, sondern auch in der Versammlung der breisgauischen Landstände unter den Prälaten, als Abgeordneten einer katholischen Lehranstalt, seine Stimme zum Besten des Landes führen. Obschon Jacobi kein praktischer Geschäftsmann war, ja meistens unbekümmert um die Angelegenheiten des täglichen Lebens, mit seinen Ideen in einer poetischen Welt lebte, so leitete ihn doch der rechtliche Sinn seines Gemüthes und die Klarheit seiner sittlichen Anschauungen zu einem dem vorgelegten Falle immer angemeßnen Urtheile, welches so schön, wie er es vermochte, ausgesprochen, nicht anders als gefallen und eindringen konnte. Wenn ihm auch vorläufige, mühevolle Informationen nöthig waren, so wußte er sich doch durch die Schwierigkeiten fleißig durchzuarbeiten, alles richtig aufzufassen und mit Besonnenheit zu entscheiden. Ein Beweis, daß die Natur ihn mit ihren Gaben vielseitig ausgestattet hatte. —

Wenden wir von diesen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens Jacobi's in dieser neuen Epoche unsre Blicke auf seine Schriftstellerbahn, so ruhete er auf letztrer, indem die Neuheit seines Berufes seine Geistesthätigkeit in anderweitigen Anspruch nahm; wenn er aber mit den Gaben seiner Muse hervortrat, oder, wie späterhin, fleißiger zu deren Dienste zurückkehrte (in der als Taschenbuch fortgesetzten Iris und als Herausgeber seiner sämmtlichen Werke), so treffen wir den Dichter auf einer höhern Stufe der geistigen Bildung, von dem Getändel mit den Liebesgöttern zu dem Altare der Weisheit gewendet, wo er mit dem ihm eignen Reize der Farbengebung Gott, die Tugend, reinen Lebensgenuß, Mildthätigkeit, Freundschaft und den Seelenfrieden feiert, und bei vorschreitenden Jahren beweist, daß sein Dichtertalent durch immer thätige Geistesbildung verherrlicht wurde.

Je länger Jacobi dort auf der Hochschule des Breisgau's verweilte, um so mehr lebte er sich in seine Verhältnisse hinein, säete und ärntete Liebe und wurde um so mehr einheimisch, da nach und nach seine Schüler in das Männerleben eintraten und seine vertrauten Freunde wurden. So übte die Trennung von den Vertrauten seines Herzens zu Halberstadt ihr Recht, indem die brief-

lichen Mittheilungen seltner wurden; doch die Gesinnung blieb dieselbe.

Die Bedingung, deren nicht erreichte Erfüllung bisher dem Wunsch Jacobi's zu einer Verheirathung sich entgegenstellte — der Besitz eines sichres Auskommen verleihenden Amtes, war mit der freiburger Professur erreicht; aber wenn gleich gegenwärtig noch dieselben Beweggründe, wie früher, dazu obwalteten, so verlebte der nun ernster und bedachtsamer gestimmte Dichter doch noch acht Jahre und trat dem zwei und funfzigsten Lebensjahre entgegen, ehe der von ihm so oft besungne Liebesgott in Hymens Gestalt ihm erschien. Nach dem Rathe seiner Freunde hatte er die Leitung seines Hauswesens einem Frauenzimmer anvertraut; dennoch empfand er an der Schwelle des Alters mehr, als je, daß es nicht gut, allein zu seyn. So entschied er sich zur Verheirathung mit einem biedern Schweitzermädchen, welches schon mehrere Jahre seinem Hauswesen vorstand, eine Wahl, über welche wir nicht das in solchen Augenblicken leicht getäuschte Urtheil des Liebenden, sondern das Zeugniß beibringen wollen, welches aus dem schlosserschen Hause zu Emmendingen an die jacobische Familie gesandt wurde: „Maria", so heißt es hier, „hat schon mehrere Jahre die Wirthschaft unsers Professors verwaltet. Sie ist jetzt sieben und zwanzig Jahre alt und hat eine sehr gute Bildung. Ihr heller Geist, ihr reiner Sinn, ihre schöne, reiche Phantasie ließen unsern Dichter bald eine angenehme Gesellschafterin in ihr finden. Ihr sittsames Betragen, ihr guter Anstand machten, daß alle Freunde des Professors sie gern bei ihm fanden und sie gern in allen Gesellschaften sahen, die er besuchte. Je glücklicher sie sich in dieser Lage befand, je mehr ihre Fähigkeiten sich entwickelten, desto ämsiger ward sie, alle ihre Pflichten auf das heiligste zu erfüllen. Sie entzog sich keiner Arbeit und suchte durch kluge Einrichtung und Sparsamkeit seine Finanzen möglichst zu verbessern. Schon lange hatte sie keinen Jahrgehalt mehr genommen, und wollte durchaus nur das, was sie bedurfte, von ihm erbitten. Dies geschah aber so selten und sie behalf sich so genau, daß er gleichsam mit Gewalt ihr dabei zuvorkommen mußte. So ward dies Band zwischen beiden immer enger. Jacobi's Rechtschaffenheit und Dankgefühl sprach zu laut, als daß er den Einwendungen, die gegen den

Vorschlag der Verheirathung etwa gemacht werden konnten, hätte Gehör geben sollen. Schon oft hatten sich Schlossers von Marien, dieser wahren Wundererscheinung aus dem Hirtenstande, unterhalten und bei so manchem Zuge ihres durchaus edlen Charakters verweilt. Wir alle billigten also nicht nur des Professors Entschluß, sie zu seiner Gattin zu wählen, sondern wir würden das Gegentheil haben tadeln müssen." —

Die Verbindung mit seiner Maria, die er unter dem Namen Naide in manchem zärtlichen Liede besang, wurde für ihn eine reiche Quelle der schönsten Lebensfreuden und bewährte sein Bekenntniß:

— „Glücklich, wenn der Morgen uns lacht,
Und glücklich, in sternenleerer Nacht,
Auf ödem Weg, in lockenden Gründen,
Wenn Jugend unsern Muth erhöht,
Von allen Hügeln Begeistrung weht,
Und wenn dem Greise die Kräfte schwinden,
Im Dorfe glücklich und in der Stadt,
Wer ein geliebtes Weibchen hat!" —

— wie auch Pfeffel, der liebenswürdige Dichter, mit welchem Jacobi, seit er ihm näher wohnte, in genauer, freundschaftlicher Beziehung lebte, in einem herzlichen Gedichte vorher verkündigte *). —

Das folgende Jahr (1793) führte den glücklichen Gatten auf den Gipfel des häuslichen Glücks, als ihn seine Maria zum Vater eines Sohnes machte. Zu selig fühlte sich Jacobi in diesem neuen Verhältnisse, als daß er, wie bei der Verheirathung geschehen, noch länger gegen seinen fernen, immer gleiche Zuneigung bewahrenden Freund Gleim hätte schweigen können. So sandte er unter dem 20. December die Botschaft nach Halberstadt: „Um nach so langem Stillschweigen alles in Ordnung herzusetzen, müßte ich statt eines Briefes einen ganzen Roman schreiben. Nichts bleibt mir übrig, als daß ich es mache, wie der Heldendichter: in medias res auditorem rapit — und ohne Weitres meinen lieben,

*) Siehe: „das Hirtenmädchen, dem Verf. von Phädon und Naide gewidmet," im Taschenbuche Iris, Seite 246.

alten getreuen Gleim zu Gevattern bitte, zum Pathen meines eignen, in der Sonntagsnacht mir gebornen Kindes. Ihre Mitpathen sind mein Bruder in Düsseldorf und die G. R. Schlosser. — Wie ich zu dem Kindlein oder vielmehr zu dem lieben, herzvollen Weibe gekommen bin, das es mir gebracht hat, ersehen Sie aus den Beilagen (deren wesentlicher Inhalt schon in dem Vorhergehenden mitgetheilt wurde). Zur Erklärung muß ich noch beifügen, daß meine Maria von St. Peter auf dem Schwarzwalde gebürtig ist, ihre Kinderjahre in einer Bauerhütte zugebracht und die Ziegen gehütet, nachher sich in die Stadt zu einer edlen Herrschaft begeben hat, um die Kinder zu warten, alsdann meine Haushälterin und endlich meine Gattin geworden ist. Seit dem vorigen Herbste kennen meine Geschwister dies gute Weib persönlich; denn Maria begleitete mich nach Carlsruhe, wo auch die Düsseldorfer hinkamen, und nun hangen sie an ihr, wie an ihrer leiblichen Schwester. — Ach! daß Sie, mein Theuerster, nicht die Gefährtin Ihres Jacobi sehen, nicht sein Kind auf Ihre Arme nehmen und es segnen können! — Lassen Sie Beide Ihrer Liebe, jener treuen Liebe, wodurch Sie die Hälfte meines Lebens mir verschönerten, empfohlen seyn." —

Bei Gleim bedurfte es nur eines herzlichen Wortes, um Versöhnung für das bisherige Stillschweigen zu finden. Dankerfüllt nahm er die Pathenstelle an und sandte reiche Geschenke, einen schönen Silberpokal und andre Gaben für die Gattin seines Jacobi und für den kleinen Pathen gen Freiburg.

Wenn auch die sichre häusliche Pflege und die Sorgsamkeit seiner Gattin unsern Jacobi manchen störenden Berührungen enthob, die ihn so leicht verletzten, so konnten sie ihn doch nicht vor allen Unannehmlichkeiten bewahren. Zu große Reizbarkeit veranlaßte körperliche Beschwerden und Krankheiten; dabei die fortwährenden kriegerischen Unruhen, welche die Umgegend Freiburgs mit Waffengeräusch erfüllten und die Stadt selbst mehreremal der Plünderug aussetzten. Bei allen diesen Vorfällen zeigte Jacobi mehr Fassung und persönlichen Muth, als seine gewöhnliche Weise erwarten ließ, so daß er mit voller Wahrheit von sich erzählt: „Mit Hülfe der Muse erschuf ich mir eine Welt, so reich an Genuß, daß ich dasjenige, was sonst am ängst-

lichsten gesucht, am schwersten gefunden wird, nicht bedarf, es nicht einmal zu gebrauchen weiß. In dieser meiner Welt kann es mir nicht einfallen, nach so manchen großen Dingen zu streben, weil sie mir klein erscheinen; da hingegen mancher kleine Gegenstand, den die Mehrsten kaum eines flüchtigen Blickes würdigen, sich in meinen Augen veredelt und mich fest hält. Und wie oft haben Dichterphantasie und die zu ihr sich gesellende sorgenfreie Laune mir die rauhesten Pfade geebnet, über schreckende Scenen ein milderes Licht verbreitet und mich, der ich nicht unter die Helden zu rechnen bin, unerschrocken durch Gefahren geleitet, in welchen den Stärkern der Muth sank. Als ich meine Mitbürger, wegen Annäherung des Feindes, in tiefer Bestürzung sah, holte ich, um von banger Erwartung mich los zu machen, und an die Stelle böser Vorbedeutungen etwas Besseres zu setzen, in meine Blumengläser frische Rosen, schmückte mein Zimmer damit und vollendete, weil ich später hätte gestört werden können, ein angefangenes Gedicht *)." —

Ein Freund Jacobi's erzählt in einer hieher gehörigen Stelle: „Da J. der französischen Sprache von Kindheit an in einem hohen Grade mächtig war, so ward er öfter von seinen Mitbürgern als Unterhändler an die französischen Befehlshaber abgeordnet, die nach feindlicher Einnahme des Landes die öffentlichen Geschäfte in den Händen hatten. Diesen lästigen, mit vielen Unannehmlichkeiten verbundnen Aufträgen entzog er sich als guter Staatsbürger nie, und wirkte sowohl mündlich als durch schriftliche Aufsätze zum Vortheile von Stadt, Land und der hohen Schule; gewiß kein kleines Opfer von Seiten des stillen, ruhigen Mannes, der sich in gewöhnlichen Zeiten so wenig um das Geschäftsleben bekümmerte, und nun auf einmal aus der häuslichen Einsamkeit zur Theilnahme an öffentlichen Sorgen hervortreten mußte. Menschenliebe bewog den geachteten Dichter, daß er mehrern französischen Ausgewanderten, welche die Umstände in bittre Verlegenheit versetzt hatten, so gern freundliche Dienste leistete. So kam der berühmte Portalis mit seinem Sohne nach Freiburg.

*) Iris, vom Jahre 1804. Seite 56 und 57.

Er war durch das Decret vom 18. Fructidor 1797 aus Frankreich verbannt und wendete sich mit Vertrauen an Jacobi; dieser, alle Verhältnisse wohl erwägend, rieth ihm, aus dem Bereich des Krieges nach Norden zu gehen, gab ihm Briefe nach Holstein an seinen damals zu Eutin lebenden Bruder Friedrich Jacobi und an die beiden Grafen von Stolberg, wo er dann, unter dem angenommnen Namen d'Allymon ruhig lebte, bis man in der Erinnerung an seine großen Verdienste und Unschuld ihn zurückberief. — So manchem redlichen und hülfsbedürftigen Manne half J. in dieser Zeit durch Rath und That, und ward sein Retter. — An den Schrecken und Unfällen des Krieges, der den Breisgau überzog, mußte er so gut, wie jeder Bewohner des Landes, seinen Antheil tragen. Der erste feindliche Einmarsch geschah im Julius 1796 unter Anführung des französischen Generals Ferino, der früher in österreichischen Kriegsdiensten stand und in Freiburg in Garnison gelegen hatte. Er kannte die ganze Stadt, fast alle Familien persönlich und hielt gute Mannszucht. — Allein 1800 folgte ein neuer Ueberfall; da der Feind vor der Stadt Freiburg von den österreichischen Truppen und dem Landsturme Widerstand fand, so drangen die Feinde fechtend in die Stadt, und in einigen Straßen ward geplündert, welches Schicksal auch des Dichters friedliche Wohnung bedrohte. Um persönlichen Beleidigungen und einer gänzlichen Verheerung seines Hauswesens zuvorzukommen, faßte er mit Entschlossenheit den Muth, hinunter zu gehn und die bestürmte Hausthür zu öffnen. Die rasenden Soldaten stürzten hinein; Jacobi redete sie in ihrer Sprache dreist an. Sie nahmen ihm unter dem Vorwande, sie hätten ihn im Landsturme fechtend gesehen, seine silbernen Schnallen, die goldne Tabaksdose und Uhr, welche der Unvorsichtige bei Seite zu bringen vergessen hatte. Sie stürzten die Treppe hinauf; oben stand Jacobi's Gattin, den fünfjährigen Knaben auf dem Arme. In der Voraussetzung, daß man, wie sie oft gehört hatte, auch die Wildesten dieser Nation durch bewiesene Artigkeit, Zutrauen und Freigebigkeit entwaffnen könne, reichte sie dem Anführer ein Beutelchen mit Silbermünze und den Schlüssel zu den Hauskästen. Letzterer ward zurückgegeben; erstres eingesteckt. Nachdem die Unholde in das Zimmer eingedrungen, forderten sie

neun Louisdor, und Jacobi sah sich genöthigt, indeß die Gattin durch Bitten die Nachdringenden zurückhielt, aus einem obern Zimmer, wo er seine kürzlich empfangne vierteljährige Besoldung versteckt hatte, die verlangte Summe zu holen. Während so die um den Gatten besorgte Frau den Plünderern die Thür vertrat, fiel einem derselben der Verband von seinem verwundeten Arme; sie hob denselben auf und legte ihn wieder um die Wunde, mit dem Ausrufe: „Pauvre François!“ Diese Gutmüthigkeit rührte die rauhen Krieger; drei derselben zogen mit dem erbeuteten Gelde ab, der vierte blieb als Sauvegarde, und ward bei Speise und Trank, allen Hader vergessend, bald gesellig und gesprächig. Bald entschuldigte sich der wilde Mensch auf ächtfranzösische Weise, daß er nicht zierlich gekleidet und seine Haare in Unordnung gerathen wären. Da machte Jacobi von seinem eignen Haarzopfe das Band los und reichte es ihm. Jener nahm es dankbar an und steckte es bei. — Bald war mit Beendigung des Kampfes in der Stadt die Ordnung hergestellt, und des Dichters häuslicher Friede wieder geschützt. Den erlittnen Verlust suchten ihm die lieben Geschwister und der immer zu Geschenken bereite Gleim bald zu ersetzen.“ —

Doch die Kriegsunruhen brachten für Jacobi einen Verlust mit sich, der nie ersetzt werden konnte: Schlosser fand sich veranlaßt, mit seiner Familie seinen reizenden Landsitz zu verlassen und nach Düsseldorf zu ziehen. Dort zu Emmendingen, im traulichen Kreise geliebter Verwandten, pflegte der Dichter die jährlichen Herbstferien zu verleben und sich zusammen zu finden mit mehrern geistesverwandten Freunden, unter welchen der gleichfalls dort wohnende von Zink, ein unter den deutschen Dichtern nicht unbekannter Name, und der ehrwürdige, schon seit dem einundzwanzigsten Jahre des Augenlichts beraubte Pfeffel besonders genannt werden müssen. Nicht selten diente es hier zu Jacobi's Geisteserheiterung, daß er, dem Beschäftigung mit religiösen Gegenständen ununterbrochenes Bedürfniß war, die Kanzel bestieg und zur Verkündigung der reinsten christlichen Moral predigte, wozu er von den kirchlichen Landesbehörden die Erlaubniß erhalten. — Jacobi und Pfeffel theilten sich die neuesten Gaben mit, welche in vertrauten Stunden ihnen der Musen Gunst verlieh, und lebten im gegenseitigen Ge-

nuß der herzlichsten Freundschaft. Was beider eigenthümliche Lebensweise anbetraf, so waltete in ihren Neigungen eine recht sonderbare Verschiedenheit ob, indem Pfeffel, der Blinde, Bewegung, Spatziergänge in's Freie, und Wallfahrten zu schönen Aussichtspuncten unendlich liebte und sich gern zu dem Gipfel der Berge führen, dort unter Hinleitung seines Armes erzählen ließ, welche Gegenstände sich dem Beschauer nach verschiednen Seiten hin darböten. Der Reiz des Imfreienseyns wurde von Pfeffel, ohngeachtet des Verlustes der Sehkraft, so rein empfunden, daß er es auf offenem Felde sogleich bemerkte und erinnerte, wenn er sich einer ganz oder theilweise geschlossenen Umgebung näherte. — Dagegen liebte Jacobi, der Haine und Flur so reizend in seinen Gedichten malte, das Zimmer, ging nicht gern aus, am wenigsten konnte er sich zu Spatziergängen auf's freie Feld und in die offene Natur entschließen. So oft er auf einen Standpunct mit weiter Aussicht kam, ergriff ihn beklemmende Aengstlichkeit und Schwindel. Nur dann konnte er einer Aussicht im Freien froh werden, wenn Baumwald oder Berg dieselbe auf einer Seite beschränkten, wodurch er gleichsam einen Sicherheits- und Anlehnungspunct gewann. So blieben die Spatziergänge, die er Gesundheits halber und um frische Luft zu schöpfen, auf Bitten der Seinen machte, am liebsten im Bereiche von Gärten, zwischen Rebengeländer und breitgezognen Bäumen, oder in eng geschlossenen Thälern, wo den Empfindlichen der Luftstrich nicht traf. —

Kaum war das wiederholte Ungemach des Krieges vorüber, als 1806 mit dem Frieden auch ein Regentenwechsel über den Breisgau kam, indem derselbe dem zum Großherzoge erhobnen edlen Markgrafen von Baaden, Karl Friedrich, zu Theile wurde. Nicht ohne Besorgniß für die Zukunft mußten die bisher glücklichen Unterthanen Oestreichs dem neuen Regimente sich unterwerfen, welches indeß in der Persönlichkeit des neuen Gebieters, der unter den europäischen Regenten durch Weisheit und Geisteshoheit einen so ruhmvollen Platz behauptete, Bürgschaft erhielt. Diese bewährte sich auch an Jacobi, indem er bald nach erfolgter Huldigung von dem Großherzoge zum Hofrath ernannt wurde, wie es in dem Patente ausdrücklich heißt: „als ein Merkmal der vorzüglichen Achtung für einen Mann, der unter den

berühmtesten Schriftstellern unsrer Literatur eine der ehrenvollesten Stellen behauptet, und durch seine Verdienste als öffentlicher Lehrer auf den Dank und die Erkenntlichkeit des Staates den gerechtesten Anspruch hat." —

Jacobi war für diese Auszeichnung und für die verbindliche Weise, wie sie ihm zu Theile wurde, nicht unempfänglich, und manche Glücksvergünstigung, wie die Freuden des heitern Stillebens als Vater und Gatte, thaten ihm um so mehr wohl, da, wie es das Loos des Greisenalters mit sich bringt, so mancher Todesfall ihm die vertrautesten Freunde entführte. So starb der sokratische Weise, Schlosser, bald nach seiner Entfernung von Emmendingen, zu Frankfurt 1799; so 1802 der Edle von Zink, und den 18. Februar 1803 verschied der älteste seiner Freunde, der in Liebestreue von keinem übertroffen wurde, Gleim, der durch fast vierzigjährige Sorgfalt für seinen Jacobi sich das schöne Recht erworben hatte, von ihm Vater genannt zu werden. Alle glückliche Stunden des früheren Zusammenlebens, alle Gaben treuer Liebe erneuerten sich in Jacobi's Seele bei der Nachricht von diesem Todesfalle, und er gehörte Gleimen, dem Verstorbenen, inniger und vertrauter an, als je. Der letzte Brief, welchen Jacobi an Gleim sandte, war vom 1. November 1800 aus Frankfurt an Main. „Seit dem 20. August," schreibt er, „bin ich hier, bei der vortrefflichen Schlosserin die Ferien zuzubringen und von manchen durch Krieg und Unpäßlichkeit mir verursachten Leiden und Unruhen mich zu erholen." — Dann schließt er: „Mehr kann ich in meiner gegenwärtigen Stimmung, wo Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges sich vereinigt, um mein Herz in Bewegung zu setzen, nicht schreiben. Leben Sie wohl, Sie Liebster, Bester! Möge der Himmel alle die Freuden um Sie versammeln, die Sie Andern machten und besonders mir, der ich Sie mit der brüderlichsten Empfindung umarme." — Dann sagt er in einem Briefe an Klamer Schmidt, welchem er für empfangene Beiträge zur Iris gar innig dankt und um neue bittet: „O des seligen Andenkens an die Zeit der ersten Erscheinung der Iris, an unser damaliges Beisammenseyn, an die Wettstreite, wo Jeder sich freute, von dem Andern übertroffen zu werden, an die schönen Zirkel, in denen wir von blühenden Mädchen unsere Lieder singen hörten und

uns vom neuen begeisterten; an die Tage und trauten Abende bei Vater Gleim! — Ach, mein Theuerster! für mich ist das alles noch mehr verloren, als für Sie; denn nicht einmal einen Zeugen davon habe ich mehr in der Nähe, mit dem ich das Vergangene zurückrufen könnte. Von den Freunden meiner besseren Jahre blieb mir kein einziger, und der Trost, mit den Abwesenden mich zu besprechen, sogar dieser wird mir selten zu Theil. — Ich fühle mein Alter, jedes Geschäft geht mir langsam von Statten, nach der kleinsten Arbeit muß ich ausruhen, und so behalte ich zu den freundschaftlichen Briefen wenig Stunden übrig. Dennoch ist ein Zeichen der Liebe, das aus der Ferne kommt, für mich das Einzige hier, was, außer dem Familienleben, mich zu erheitern vermag. — Möge Gleim wissen, mit welchem Herzen ich an ihn gedenke! — Immer hoffe ich, daß ihn die alles vermögende Zeit eben so an sein hartes Loos (das der Blindheit) gewöhnt, wie den frohen, launigen Pfeffel, der vor einigen Wochen mich besuchte und mich Sehenden zum Lebensgenusse aufmunterte!" —

Demselben Vertrauten seines Herzens schrieb er unter dem 12. März 1803: „Unser Gleim, unser ewig geliebter Gleim ist auch heim gegangen! Erschreckt hat mich diese Nachricht nicht, weil ich längst darauf vorbereitet war, so wie ich auf mein eigenes Heimgehen vorbereitet bin. Seit meinem Eintritt in das sechzigste Jahr reicht meine Aussicht, wann der Frühling kommt, nicht weiter, als bis zum nächsten Frühlinge, und unser Gleim war zwei und zwanzig Jahre älter als ich. Daß ich deswegen nicht weniger um ihn getrauert, darf ich Ihnen nicht sagen, da Sie wissen, was ich ihm, was er mir war und uns allen. Doppelt schmerzhaft wurde mir die Nachricht dadurch, daß ich sie von einem Unbekannten, ohne die mindeste Theilnahme, ohne ein Wort der Liebe, als Zeitungsartikel erhielt. Wie viel tröstlicher für mich, hätte ein Verwandter oder Vertrauter meines Freundes mir seinen Abschied angekündigt! Daß ich, wie ein Fremder, nicht die leiseste Klage der Seinigen um ihn höre, muß mir nothwendig wehe thun. Versagen Sie, mein Bester! mir den Trost nicht, um welchen ich Sie auf das dringendste bitte! Nur einige Worte, wie er zuletzt sein Alter und seine Blindheit ertragen; ob er, wenigstens zuweilen noch, eben so munter lebte, als er

dichtete; mit welchen Gesinnungen er sein Stündlein erwartet hat, und wie er von Ihnen geschieden ist! — Und dann sollten Sie dem Verewigten, dem Sie so manches schöne Lied sangen, jetzt ein Schlaflied anstimmen. — Nicht weniger liegt mir daran, daß wir nach dem Abschiede unseres Gleims, so lange wir leben, mit und für einander leben!" —

Da erhielt J. von Klamer Schmidt die nähere Nachricht von den letzten Stunden des gesangreichen preußischen Grenadiers und seine letzten Liebesgrüße; und Jacobi feierte sein Andenken nicht allein mit der zartesten Innigkeit des Herzens, er legte auch, als öffentliches Zeugniß, auf seinem Grabe ein rührendes Denkmal nieder, welches in der Iris für 1804 unter der Aufschrift „Gleim" Seite 49 abgedruckt ist. —

Als auch Pfeffel, der geliebte Greis, zur Gruft getragen wurde (1809), ward in Jacobi's Seele die Sehnsucht nach den Vorangegangenen noch gesteigert: „Die Ungemächlichkeiten des steigenden Alters und die Erinnerung an abgeschiedene Freunde", so sagte er öfter, „erzeugen wenigstens den Vortheil, daß man sich nach und nach vom irdischen Leben ohne große Rücksehnung loswindet. Man findet sich isolirt, denn um uns her sproßt ein neues Geschlecht, dem wir eigentlich nicht mehr angehören." —

Diese Gesinnung bewirkte indeß keine feindselige Unzufriedenheit mit der Gegenwart; mit wahrhaft jugendlicher Empfänglichkeit verweilte er bei jedem frohen Ereignisse, welches die ihm Befreundeten traf, mit wahrer Heiterkeit feierte er jährlich den Georgentag, das Familienfest des Hauses, wo alle Bekannte darauf sannen, dem lieben Dichter Beweise der innigsten Anhänglichkeit zu geben. Wie er sonst in den Ferien gern eine Ausflucht nach Emmendingen zu Schlossers machte, so reiste er nun jährlich, gewöhnlich in den ersten Tagen des Octobers, nach Heitersheim, einige Stunden westlich von Freiburg, dem Sitze des Johannitermeisterthums in Deutschland, wo ein edler Freund der Musen und der Weisheit den greisen Dichter mit liebevollem Herzen erwartete und für seine Erheiterung mit gastfreundlicher Aufmerksamkeit sorgte, in dessen Gärten Jacobi seinem Lieblingsplätzchen den Namen des Poetenwinkels verlieh. Doch über acht Tage verweilte J. nie auf diesem Land-

sitze. Nach Verlauf dieses Zeitraumes kam ein Geist der Unruhe über ihn und trieb ihn zu den stillen Penaten seines eigenen Hauswesens. — Mit den Umwälzungen der stürmischen Zeit ging auch dieses angenehme Verhältniß verloren. Wandelte ihn, während die gewöhnliche Lebensordnung ihn an das Haus und Zimmer fesselte, die Lust an, berichtet der oft erwähnte Augenzeuge, jene, um sich zu zerstreuen, einmal zu verlassen, dann ging er in der Gesellschaft seines Sohnes, eines gar holden, hoffnungsvollen Knaben, wie er sich ausdrückte, auf Entdeckungsreisen durch die Stadt. Was er erblickte, zog ihn kindlich an; ein neues Schild an einem Hause, ein angeklebtes Gemälde, eine Inschrift konnten ihn festhalten bis alles genau besichtiget war. Oft hatte der Sohn Mühe, ihn von solchen Gegenständen weiter zu bringen. Alles Ungewöhnliche sprach die Phantasie des gutmüthigen Dichters an und gab ihm Stoff zu fragen. Zuweilen ging er bei bekannten Bürgern in Kaufläden, ward sehr gesprächig und that Aeußerungen, die deutlich verriethen, daß das Reich des Dichters nicht von dieser Welt sey. Aber anspruchslose Würde und bescheidener Anstand brachten überall freundliche Gespräche zuwege, wenn gleich öfter das Sonderbare seiner Fragen auffiel. Begegneten ihm ausländische Bilderhändler, welchen geringen Kunstwerth auch ihr Kram haben mochte, so mußte er doch alles durchsehn, und besonders vergnügte es ihn, wenn er mit jenen die italienische Sprache reden konnte. Auch den Obstverkäuferinnen war er eine gewisse Kunde; denn es erheiterte ihn, mit vollen Taschen heimkehren und der Gattin und den Gespielen des Sohnes etwas mitbringen zu können. —

Doch als ob der fromme Jacobi für das höhere Leben in jenen Geisterregionen erst noch durch den tiefsten Seelenschmerz hätte geläutert werden müssen, traf ihn der herbste Verlust, da sein einziger Sohn, ein hoffnungsvoller siebzehnjähriger Jüngling, in Folge einer Erhitzung, 1811 einem Leben entrissen ward, welchem er die reinste Seele und vielseitigste Bildung entgegen trug, für welches ihn der zärtliche Vater mit der unermüdlichsten Sorgfalt in Tugend, Kunst und Wissenschaft erzogen hatte. Dieser Schmerz überzog Jacobi's Daseyn wie eine undurchdringliche Trauerwolke und gewann erst nach Jahresfrist das Wort der Klage, welches sich so

rührend in einem Aufsatze der Iris vom Jahre 1813, Seite 226, ausspricht und die Aufschrift führt: „Hier, unter den Schlafenden Gottes, ruht mein Sohn, mein einziger."

„Warum soll ich läugnen," sagt hier der jammernde Vater, „daß, wenn in den glücklichen Tagen, da mein Einziger noch an meiner Seite saß, ich, wie einst Lykon, der Vater des Autolykus, wäre gefragt worden: worauf ich am mehresten stolz wäre, ich, wie jener, geantwortet hätte: auf meinen Sohn. Auch bin ich gewiß, dieser hätte dann, gleich dem Autolykus, sich erröthend vor mir geneigt und den Anwesenden und mir selbst das Geständniß abgelockt: ich sey der reichste unter den Sterblichen *). — Da nur zu Viele mit mir einen ähnlichen Verlust bejammern, so muß ich für diejenigen, denen die alles besänftigende Zeit bis jetzt kein tröstliches Wort in die Seele flüsterte, das Bekenntniß hinzuthun, daß ich immer noch reicher, als tausend Andere, bin, weil die Glückseligkeit, einen Sohn, wie der meinige war, auch nur gehabt zu haben, mit den bittersten Thränen nicht zu theuer erkauft wird. — Die ersten dieser Thränen verdankte ich keinem tröstenden Zuspruche, der für tief Leidende fast immer nur leerer Schall ist; sondern der innigen Liebe meiner Freunde, welche mich schweigend in ihre Arme schlossen, mit zarter Schonung meine Wunde bluten ließen und so lange mir sorgsam nachgingen, bis ich zu mir selbst sagen mußte: Ist gleich die Erde für dich eine Wüste geworden, so gibt es doch noch Herzen auf ihr, die dich suchen, und denen du nicht entfliehen darfst. — Bald schaue ich auf das unter dem Zeitendrange seufzende Vaterland; nähere mich dem Hügel, der meinen Verewigten deckt, und sage: Wohl Dir, daß sie Dich so tief hinabsenkten! Schlummere fort in kühler Erde in der unverletzlichen Freistatt, die vor jeder Knechtschaft Dich sichert, weil sie allein dem Machtspruche der Gewaltigen kein Gehör gibt! Friede mit Dir! Auf diesem Boden, den die Sonne bestrahlt, hättest Du ihn nicht gefunden, hättest oft, ein Fremdling unter deinen Genossen, einsam wandeln müssen, ohne Dich anzuschmiegen an eine für Recht und Freiheit glühende Brust, wie die Deinige!"

*) M. s. Xenophons Gastmahl.

Mit diesem Tode war auch die zarte Blüthe des in dem Sohne wieder auflebenden Greisenlebens gebrochen, die untergehende Sonne hatte ihre letzten Scheidestrahlen dem entlaubten Haine zugeworfen. Zwar bewährte sich der Musen Huld noch in vertrauten Stunden; aber dem irdischen Leben gehörte Jacobi nur noch wenig an. Schon früher hatte er, nach seiner Freunde Bitten, wie ein guter Hausvater, über seine irdische Habe bestimmt, für seine geistige Verlassenschaft durch die Herausgabe seiner Werke gesorgt und den Rath befolgt, welchen ihm der ältere Stolberg schon 1805 so traulich zurief: „Um Gotteswillen, daß nur keine fremde Hand an Ihre Gedichte rühre! Dieser zarte Blüthenstaub duldet keine Antastung. Nur Sie selbst, und doch, o! mit welcher keuschen Vorsicht! Vor allem möchte ich Ihrer in Wahrheit viel zu weit gehenden Bescheidenheit zurufen: ne cui, quam tibi, credas!“ — Wie er mit dieser unserm Zeitalter und der Dichtkunst unserer Nation zum unsterblichen Ruhme gereichenden Zusammenstellung seiner Werke seine Dichterlaufbahn als geschlossen betrachtete, so schloß er nun auch (1812), der Hinfälligkeit des Alters weichend, seine akademischen Vorlesungen mit einer Anrede an seine bisherigen Zuhörer, die sich, mit wankender Hand geschrieben, unter seinen nachgelassenen Papieren findet. Wie er, nach der Reinheit seiner Gesinnung und seines Strebens, mit Zufriedenheit auf sein ganzes Leben blicken konnte, so schied er auch von dem eine ganze Reihe von Jahren innegehabten Lehrstuhle mit dem Bewußtseyn, redlich seine Pflicht gethan und des Guten vieles gewirkt zu haben.

Die mit der Befreiung von Amtsarbeiten ihm werdende Muße benutzte er im Sommer desselben Jahres zum Besuche seines geliebten Bruders, der, als Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München wohnend, Freiburg jetzt um mehrere Tagereisen näher war. Dieses Wiedersehn, obgleich es mit vielen wehmüthigen Empfindungen verknüpft war, erheiterte seinen Geist und gab ihm Stärke, die schwüle Zeit zu ertragen, welche auf Deutschland drückte. Mit gespannter Erwartung sah er 1813 der großen Krisis der Geschichte entgegen und freute sich als Patriot über die Befreiung Deutschlands von fremder Knechtschaft, in der zuversichtlichen Erwartung, daß die dem Vaterlande verheißene Freiheit, in

sittlicher, politischer und kirchlicher Hinsicht, endlich bei uns eine sichere Freistatt finden möchte. Diese Empfindungen sprach er aus in dem Schwanengesange, mit welchem er einige Monate nach der leipziger Völkerschlacht die verbündeten Sieger, welche in Freiburg ihr Hauptquartier aufschlugen, und mit ihnen das neue Jahr (1814) begrüßte.

In voller Geistesheiterkeit singt er:

„Ihr Deutschen auf! Der Deutsche darf,
Wenn er die letzten Legionen niederwarf,
Laut seines Hermanns Ruhm verkünden
Und heil'ges Eichenlaub um seine Schläfe winden. —
— — Doch was wagt mein Saitenspiel,
Das oft schon meiner Hand entfiel,
Wenn zitternd sie zu Liedern es bespannte,
Und sich im Greise noch der Patriot ermannte?
Wer diesen Tag begrüßet mit Gesang,
Der muß zum Feldgeschrei, zum Waffenklang
Voll Jugendkraft die Leier schlagen,
Wie der Cherusker Bardenchor sie schlug
Und Todesfurcht mit ihr dem Feind' entgegen trug.
Dem alten Sänger sey's genug,
Wollt unter Euren Siegeschören
Ihr noch die leis're Stimme hören,
Die Euch zur schüchternen, gedämpften Harfe singt
Und meinen letzten Segen bringt." —

Es war der letzte Segen. Ein Augenzeuge, der an dem Lager des Greises stand, berichtet: „Das Lied ward am Vorabend des 1. Jenners in die Druckerei geschickt. Jacobi äußerte: „„Ich werde das neue Jahr, dem ich entgegensang, nicht mehr sehen."" — Seine Gattin erinnerte ihn, es sey ja nicht mehr so fern. — „„Ich hoffe, erwiderte er, man soll es an meinem Liede nicht merken, daß ich so alt bin."" — — Er sah noch das neue Jahr, welches so vieles verhieß und unter großen Thaten den Keim zu so vielen Täuschungen legte. — Unter Anwandlungen von völliger Entkräftung und Schwindel fand er noch Augenblicke, wo er sich freundlich in vollem Bewußtseyn mit den Seinigen unterhielt. Mit dem 4. Januar schwand sichtbar das letzte Flämmchen der Lebenskraft. — Seine Freunde rückten ihm zum bequemeren Lager sein Kopfkissen höher; da belebten sich noch

einmal seine Blicke, er warf sie auf die geliebte Gattin, auf die umstehenden Vertrauten, und dann schloß er beim völligen Bewußtseyn die Augen zum langen Schlafe, ohne ein Zeichen von Schmerz oder Angst. — Er starb den Tod des Gerechten!" —

Rosen, Myrten und Lorbeerkränze schmückten die entseelte Hülle. Jacobi's Sarg ward der mütterlichen Erde vertraut unter zahllosen Beweisen der Anerkennung seines Verdienstes, durch welche sich die Ueberlebenden ehrten. Wie Frauenlob *), geleiteten ihn, unter dem Gesange seiner Lieder, edle Frauen und Töchter zum Grabe; ihnen schlossen sich alle akademische Bürger, Professoren wie Studirende, und zahllose Verehrer des Dahingeschiedenen aus allen Ständen an. — Ein einfaches Kreuz bezeichnet, dem Willen des Vollendeten zu Folge, seine Ruhestätte. —

Jacobi war von der Natur mit einem schwachen, überreizbaren Körper begabt, mit einem Geiste voll Empfänglichkeit für alle Eindrücke. Unter diesen Einwirkungen würde er vielleicht herabgesunken seyn zu dem Gemeingute der gewöhnlichen Menschen, hätte nicht das ernstliche Streben nach wahrer Geistesbildung ihn gehoben und sein schönes Talent für Kunst und Wissenschaft zur Reife gebracht. So aber sieht ehrfurchtsvoll die Nachwelt auf ihn, als einen tugendlichen Mann, der als Gatte, als Vater, als Lehrer und als Freund seine Pflichten treu zu erfüllen strebte und dem deutschen Vaterlande zeigte, welchen hohen Beruf der Dichter, als Lehrer der Freude und des Sittlichschönen, hat. Wie verschiedenartig auch die Ansichten der Mitlebenden über eine literarische Erscheinung urtheilen, deren bedeutende Wirksamkeit für die deutsche Literatur nicht in Zweifel gezogen werden kann, so wird doch, als sinnig zarten Dichters, Jacobi's Name unsterblich seyn, wie alles wahrhaft Schöne und Edle. —

---

*) Körte sagt von ihm: „Als das tugendliche Leben Meister Heinrich's (von Meißen) im Jahre 1317 erloschen war, legten edle Mainzer Frauen den theuren Leichnam in reines weisses Leinen und trugen dankbar ihn selbst zur Ruhestätte. — Auf seinem Grabsteine war seine ganze Figur zu sehen — unten aber in halb erhobener Arbeit dargestellt, wie die schönen Frauen ihn zu Grabe tragen." —

# Der Armenier Artemi.

## Von Bosse.

---

Digitized by Google

# Der Armenier Artemi,

## nach dessen Selbstbeschreibung.

Eine asiatische Lebensbeschreibung, die Selbstschilderung eines Armeniers, eine Erzählung abwechselnder, alle Stände, häusliche und bürgerliche Lagen berührender Abenteuer würde immer anziehend seyn. Sie erregt durch die Zeitumstände noch mehr Aufmerksamkeit. Sie kommt aus einem Grenzlande der Türkei, spiegelt ihre sittlichen Zustände ab und gibt ihnen ihr wahres Licht, statt jenes Helldunkels von Wahrheit und Dichtung, worin sie der englische Roman Anastasius zeigt, oder worin sie noch trüglicher jetzt durch die Freunde und Feinde der Griechen gestellt werden. Der Verf. scheint vollen Glauben zu verdienen, weil er seine eigene Schlechtigkeit nicht verheimlicht, und weil er da richtig ist, wo man ihn prüfen kann. Er wird oft langweilig, wenn er von sich selbst, dem Hungerleiden, dem Einerlei der Mißhandlungen, von seinen albernen Streichen aus Furchtsamkeit, Aberglauben und Eitelkeit spricht; er findet sich leicht in etwas, bringt aber nichts Rechtes zu Stande. Nur in Einem ist er ausgezeichnet, in der Lust und Liebe zum Lernen, wozu die Mutter ihn angespornt. Ohne diese Liebe und seine Gutmüthigkeit würde er ein roher Naturmensch seyn, der sich nicht zu erheben, aber unsagliches Unglück zu erdulden vermag. Er hat übrigens viel vom jüdischen Wesen, wie das überhaupt bei

den Armeniern der Fall seyn soll. Bei seinem guten Gedächtniß läßt sich wohl glauben, daß er das behalten hat, was er sah und hörte, besonders da seine Mutter und sein Lehrer ihm geräthen, sich alle Vorfälle einzuprägen. So erscheint er als treuer Berichterstatter in seinen Denkwürdigkeiten, welche nicht gleichzeitig mit den Begebenheiten, sondern später niedergeschrieben sind; denn sie tragen offenbar die Zeichen seiner nachherigen wissenschaftlichen Bildung, so wie die Spuren froher Erinnerung überstandener Leiden.

Diese armenische Erzählung, welche in der englischen Uebersetzung hier vorliegt *), erzählt blos einfach, schlecht und recht, doch mit Vorliebe für das Abenteuerliche und Wunderbare. Hier soll nun hauptsächlich das ausgehoben werden, was den Volkszustand, das Leben und Weben in Armenien **) betrifft, ohne das Gefühl der Leser zu beleidigen, und ohne ihnen das scheusliche Gewühl der von Seuchen entstellten, sich zerfolternden und mit Sclaventücke um alles Seelenvolle betrügenden Einwohner eines Landes in der Nähe zu zeigen, wo die Natur schön, reich und großartig ist, und die Kinder dem Urbilde der Menschheit so lange gleichen, bis sie von der wilden Sucht gemeiner Leidenschaften entstellt werden.

---

*) Memoirs of the life of Artemi, of Wagarschapat, near mount Ararat in Armenia from the original armenian written by himself. London, Paris und Strasburg bei Treuttel und Würz, 1822 8. 374 S.

**) Armenien, eine der höchsten Bergebenen, um den neun Monate mit Schnee bedeckten Ararat, und halb so groß als Deutschland, dacht sich im Osten und Westen sanft, im Norden und besonders im Süden scharf ab. Es theilte sich bis 1813 zwischen Persern und Türken; seitdem gehört der Nordtheil und das Hauptthor von dieser natürlichen Feste den Russen, welche mit den Türken erst noch eine Berichtigung ihrer asiatischen Grenze vornehmen wollen. Die Einwohner sind ein Gemenge vieler Völker, doch ist ein alter Hauptstamm unter ihnen. Die Landessprache ist rauh, wie bei Bergvölkern gewöhnlich, und scheint nach Eigenthümlichkeit des Landes sich gebildet zu haben; sie ist kein Gemisch anderer Sprachen und seit dem vierten oder fünften Jahrhundert nicht wesentlich verändert; damals scheint sie Begriffsbestimmtheit und Wendungen von dem Griechischen entlehnt zu haben, und dieses Altarmenische ist noch jetzt Schrift- und Kirchensprache.

Das Land bietet sich zur Wohnstätte eines glücklichen Volkes an; doch das Volk ist unaufhörlich im Selbstmorde begriffen. So geht es, wenn das Recht und die Menschenwürde keine Heiligung hat. Der erste Schritt zur Entheiligung und zur Gemeinheit ist: dem Gedanken seine Freiheit, der Wissenschaftlichkeit ihre Ehre zu nehmen. Etwas Kunst kann man wohl übrig behalten, wenn auch der Sinn für das Gute und Edle und für Vervollkommnung gänzlich untergeht, ja man hat sie zu dieser Zerstörung nöthig, und sie fehlt in Armenien nicht. Die Klöster haben sie in Verwahrung und ziehen sich die Werkleute zu. Sie öffnen sich auch nur den reicheren Leuten zur Einkleidung, den ärmeren bleiben sie verschlossen. Schulen und Volksunterricht sind gefährliche Dinge, weil sie die Gewalt der Geistlichen und ihrer abergläubischen Gaukelspiele beschränken würden. Dennoch sind die Mönche verachtet. Sie wetteifern mit den persischen Beamten in der Bedrückung und Mißhandlung der Hintersassen. Wäre der Geist der europäischen Klöster des Mittelalters in den armenischen Klöstern, so würden sie wohl für das Land Schonung, wenn nicht seine Unabhängigkeit von den Persern erhalten können. So sind sie der Plünderung und Verwüstung der Perser preisgegeben, die sich kein Gelüst versagen und sich entweder in Vergnügungen oder in Fehden umhertummeln, und im raschen Wechsel bald Bettler und Räuber, bald Würdenträger und Landesgebieter sind. In ihren Fehden, vor ihren Gewaltstreichen hat der feige armenische Haufen keinen andern Schutz, als unzugängliche Bergschluchten. Dort sich zu verschanzen und zu vertheidigen, dort arm, aber frei zu leben, dazu fehlt ihm der männliche Sinn. Er schachert und stiehlt, und wird dann geplündert und gemordet. Er hat nur eine Hoffnung: er blickt nach Rußland, als nach dem gelobten Lande; er hofft auf die Russen und fällt ihnen zu, wann und wo sie sich zeigen. So macht Rußland immerfort in den persischen und türkischen Landen Eroberungen, noch ehe es die Hand darnach ausstreckt; und wenn Persien eben jetzt etwas von kriegerischer Ordnung zeigt, so darf das über die Entwürdigung des Volks, über das wilde, blinde Umhertreiben in der Gemeinheit, über das Einerlei leidenschaftlich roher Gewaltthaten, über die trostlose Sperre wider Seelenerhebung und Veredelung nicht täuschen. Es

scheint indeß auch dort das Ende dieses Unwesens nicht mehr fern zu seyn. Die reichen und unterrichteten Armenier in der Fremde: zu Moskau, Lemberg, Venedig, Marseille, London, werden sich ihrer Landsleute nicht mehr schämen, sondern mit ihnen zusammenhalten, da diese nun zum Theil russische Unterthanen geworden sind. Die russische Hoheit über Elisabethpol gewährt ihnen ähnliche Vortheile, als den Griechen die englische Hoheit über die jonischen Inseln: festes Eigenthum, gesichertes Bildungswesen, leichte Zuflucht; ihre Kirche hat sich unter dem Patriarchen Simeon schon erheben wollen, und jetzt die größte Ermunterung vor Augen, für Unterricht und Wissenschaft zu sorgen; Paris zählt schon zu seinen namhaften Gelehrten einen Armenier, den Professor Cirbied *), aus dessen Schriften Vaterlandsliebe leuchtet; und ohne Zweifel werden junge Armenier sich auswärts für den Wissenschaftsdienst in ihrem Lande bilden; zu allem diesen kommt nun noch das immer hoffnungsvoller aufsteigende Vorbild der Griechen. —

Artemi, geb. am 20. April 1774 am Fuß des Ararat zu Wagarschapat, einer Ortschaft des armenischen Klosters Etschmiazyn **), verlor seinen Vater, einen Steinschleifer, wenige Monate nachher und ward von seiner Mutter zum Kirchendienst erzogen. Als der zwölfjährige Knabe das erste Mal in der Kirche den Psalm vorlas, ward er durch Ohrfeigen von dem Geistlichen zum Schweigen gebracht, um die Aeltesten darüber zu beruhigen, daß ein Bettelkind, nicht ihre Kinder, lesen könnten. Er hatte es von dem Buchbinder des Klosters gelernt. Nun hielt ihn die Frohnpeitsche vom Lernen ab, und seine Mutter ward halb todt geschlagen, als sie mit dem Voigt darüber in Wortwechsel und Thätlichkeit gerieth. Er ließ indessen doch nicht vom Lernen ab, wußte den Kirchendienst großentheils auswendig und

*) Chahan de Cirbied Armeniste et F. Martin recherches curieuses sur l'histoire ancienne do l'Asie. Paris 1816. Von ihm ist als Uebersetzung aus dem Persischen 1817 Mir Davaud Zadour's état actuel de la Perse erschienen.

**) Drei Meilen von Erivan, Sitz des Patriarchen von Armenien (Katholikos), mit einer Schule für die Gelehrten (Vertabets), mit einer Druckerei, und mit dem ausschließlichen Verkauf des Salböls. Es ist zugleich Festung.

ward von dem Prieſter als Gehülfe gebraucht. Das brachte kleine Gaben: Brot, Käſe, und auch etwas Geld ein, wovon er ſeine Mutter ernährte, aber vieles auch dem Zehntvoigt geben mußte.

Als einſt ein fremder Kaufmann in dem Dorfe ſtarb, und die Kloſterherren ſeines Nachlaſſes wegen kamen, ſah Artemi ſeine Zeit ab, las und ſang vor ihnen und ward ins Kloſter mitgenommen. Hier hatte er zuerſt einen Vorgeſetzten, der ihn nur unterrichtete: gut, und recht gepfeffert zu kochen, und dann einen andern, der ihn zwei Tage ohne die mindeſte Speiſe einſperrte, wenn er im Herſagen des auswendig Gelernten ein einziges Wort verfehlte. Sein Bedientendienſt war Hauptſache, der Unterricht Nebenwerk und beſchränkte ſich allein auf die Aufgaben zum Auswendiglernen. Er hilft ſich ſelbſt weiter, ſo gut es gehen will, und ſetzt bald nachher die Prieſter auf ſeinen Wanderungen durch Fragen über die heilige Schrift in Verlegenheit, indem ſie von ihrer Auslegung nichts verſtehn. Schon wird man auf ſeine Fortſchritte im Kloſter aufmerkſam. Da ſingt er am Sonnabend vor der Kreuzeserhöhung den gewöhnlichen und nicht den beſondern Kirchenfluch ab, und wird bei dem Ausgang aus der Kirche ſo gewaltſam von ſeinem Herrn, dem Pfefferliebhaber, zu Boden geſtoßen, daß er im Blute ſchwimmt und drei Tage blind liegt. Nach einem langen Lager muß er zur Heilung eines zerſchmetterten Fingers nach einem entfernten Wundarzt reiſen. Bei ſeiner Ankunft iſt der Finger geheilt, aber ſchief; der Wundarzt bricht ihn wieder ab und heilt ihn noch ſchiefer. Nun ſoll er nach dem Kloſter zurückkommen; als er nicht will, wird er mit Gewalt zurückgebracht, erſt in Gutem, dann unter Schlägen unter die Fußſohlen gefragt: ob er bleiben wolle, und auf ſeine Weigerung ſchimpflich fortgejagt. Er kehrt zu ſeiner Mutter zurück, wird zwei Jahr zu täglichem Herrndienſt gebraucht und dann vom Kloſter als Buchbinderlehrling angenommen *). Er ſtiehlt die Kirchenordnung des Patriarchen Simeon für einen flüchtigen Prieſter, welcher der Prieſter mit der Lanze bei dem Landvolk heißt, ſeine

*) Wenn er mit ſeinem Meiſter im Kloſter war, ſo aßen ſie, wie alle übrige Werkleute, mit den Kloſterherren zuſammen, gewöhnlich ihrer 300.

arme Gemeinde mit Räubereien ernährt und seine Verbrechen mit der größten Gemüthsbewegung beichtet. Der Diebstahl ward nicht bemerkt, hatte den Werth von 6 Rubel und brachte ein Pferd und drei Schafe ein. Bald darauf mußte er auf den Ararat zur Schanzarbeit, wodurch der Chan die Gemeinde für das Erschlagen eines Persers von einem Mönch büßen ließ. Die Leute versammleten sich auf dem unwirthbaren Gebirge bei einer verfallenen Kirche von griechischer Bauart, mit altarmenischen, griechischen und lateinischen Inschriften (die ersteren können jetzt nicht mehr entziffert werden), fanden aber dort keinen Werkmeister, und viele kamen nachher unter der schweren Arbeit, durch die Nahrung von wilden Wurzeln, durch Schlangen- und Scorpionbiß um. Er selbst ward von den persischen Aufsehern fürchterlich gemißhandelt, weil er dem Werkmeister einen Lobgesang hersagte, worin den Christen das Paradies verheißen wird, kam aber nach mancherlei Gefährden glücklich im väterlichen Hause zur Hochzeit seines Bruders an. Die junge Frau sprach nach armenischer Sitte mit niemandem, als ihrem Mann, und aß mit ihm allein. Er fand das unnatürlich, und es ward abgestellt, doch nicht ohne Spott der Nachbarn.

In Begleitung eines Kranken kommt er über den Fluß Araks, durch das letzte Dorf auf der großen Bergebene Archalsch, an der Südseite des Ararat, nach Gara-Bulach, wo die Jasiten im Winter wohnen, nachdem sie des Sommers in den benachbarten Gebirgen geraubt haben. Sie verstehen Türkisch, haben aber ihre eigene Sprache und weder den muhamedanischen, noch den christlichen Glauben. Es ist eine Art Erbpriesterthum bei ihnen, wovon sich die Kunde nicht durch Schrift, sondern vom Vater auf den geeignetsten Sohn mittheilt. Sie lästern den Teufel nicht, weil er einst der Nächste nach Gott gewesen und leicht wieder zu Gnaden kommen könnte. — Von ihnen gelangt man durch eine Steppe nach Bajasit, welches im Kessel liegt und bergan gebaut ist. Das Haus des Pascha besteht aus weißen und schwarzen Marmorblöcken, durch Blei und eiserne Klammern verbunden. Der Wüthrich hatte eben einen der reichsten Einwohner hängen lassen, weil der Unglückliche für eine Kappe mehr bezahlt hatte, als der Sohn des Pascha geben wollte. Artemi sah auch den Ort,

wo die schöne Manuschak gesteinigt war. Der Pascha von Chnuß hatte sie dem Sohne des dortigen armenischen Priesters, ihrem Gatten, entrissen, und sie sich von ihm nach Magarschapat geflüchtet, wo Artemi sie gekannt: dort war sie von Wüstlingen überfallen und gewaltsam gemißbraucht, sodann nach Bajasit gekommen, hier von dem Sohne des Pascha begehrt, gemißhandelt, und von den Muhamedanern, als eine Abtrünnige ihres Glaubens, gesteinigt, von den Armeniern aber, als eine Heilige, in der Kirche von Zyranawor begraben, welches jene gestattet, weil sie Nachts an dem Ort ihrer Steinigung wohlriechende Flammen leuchten gesehen und von diesen Geld und gute Worte dafür erhalten. Als er die Nachricht zu seinen Landsleuten brachte, sagten, die sich an ihr vergangen hatten, kalt: Gottlob, daß es so gekommen!

Die Reise hatte ihm einen Rubel eingetragen, und weil er nun ziemlich herangewachsen und zum Gelderwerb fähig war, so ward er gleich den Verheiratheten mit 4 Rubel Kopfgeld besteuert.

Am Himmelfahrtstage versammeln sich die Einwohner der Landschaft Eriran auf einer Anhöhe, welche mit dem Ararat in Verbindung steht. Der Gipfel ist ein unzugängliches steiles Klippengewirr, das Lager von Rehen und von Gemsen, deren Gehörn anderthalb Arschinen lang ist. Darunter wuchert die Fruchtbarkeit in ihrer üppigsten Fülle; Wohlgerüche, Aussichten entzücken. Der Hügel spaltet sich zum Bette eines Bachs und hat eine Schlucht, wohin man nur auf Leitern gelangt, und worin am Himmelfahrtstage Gottesdienst gehalten wird. An der Seite dieser Höhle steht Wasser, welches nie versiegt, aber in eine tiefer liegende Höhle durchseigert. Hier sah er, daß die Tropfen auf jeden Mann und jede Mutter herabfielen, daß sie aber sich verliefen, wenn sich Frauensleute darunter stellten, welche noch kein Kind gehabt hatten. „Unweit Egward sah er die Grabstätte Dgus, das heißt, von Riesen. Der Knochen eines Unterarmes hatte die Länge von 1½ Arschinen *), und der Beinknochen reichte ihm bis an die Weste.

---

*) Eine Arschine ist 315⅓ pariser Linien, etwa 2½ Ellen.

Nachdem er Winzer und Packknecht geweſen, ward er Bedienter des Erzbiſchofs Sagak zu Ripſima, eines achtzigjährigen Greiſes, deſſen nähere Bekanntſchaft unſere Leſer machen müſſen, weil er der ausgezeichnetſte Armenier zu ſeyn ſcheint. Er war der älteſte Erzbiſchof bei des Patriarchen Simeon Tode, und bei deſſen Nachfolger wegen Vorſtellungen aus frommem und ſtrengem Sinn nicht in Gunſt; ſo ging er nach Jeruſalem, vertrat ihn aber nachmals im Kloſter St. Thaddäus. Hier milderte er die Laſten der Hinterſaſſen, hielt die Geiſtlichen von ihrer Bedrückung ab, wachte über Zucht und Ordnung und trieb die Anhänger des Papſtes aus dem Sprengel, worin ſie Verwirrung ſtifteten. Chriſten und Muſelmänner liebten ihn; dagegen ward die Umgebung des Paſcha zu Bajaſit wider ihn eingenommen, und er ging nochmals nach Jeruſalem. Während ſeiner Abweſenheit mißrieth der Oelbau; man ſchrieb es dem göttlichen Zorn über die Beleidigung des Erzbiſchofs zu und vermochte den Patriarchen, ihn um ſeine Rückkehr oder wenigſtens um ſeinen Segen zu erſuchen. Nach der Ertheilung ſeines Segens hatte man Ueberfluß an Oel und wünſchte noch eifriger die Rückkehr des Erzbiſchofs. Der Patriarch gab ihm zuletzt auf, entweder zurückzukommen, oder ſich der erzbiſchöflichen Verrichtung und geiſtlicher Kleidung zu enthalten. Während der Patriarch zu Konſtantinopel dieſes Verfahren des armeniſchen Kirchenoberhaupts mißbilligte, ſuchten die Jeſuiten davon Vortheil zu ziehen. Sie verſprachen ihm 10 Ducaten tägliche Tafelgelder und alle Lebensannehmlichkeiten, oder, mit ihren Worten, ſie wollten ihn nach Rom in Baumwolle ſenden, wenn er den Papſt als ſein Oberhaupt anerkennen würde. Der Erzbiſchof antwortete mit Entrüſtung, daß er von ſeinem von Gott eingeſetzten Obern nie abfallen, nie ungehorſam ſeyn und nun auf der Stelle nach Etſchmiazyn zurückkehren würde. Zugleich ſchlug er den Jeſuiten mit ſeinem Pantoffel auf den Mund, zur beſſern Erinnerung, wie er ſagte. Bei ſeiner Zuſammenkunft mit dem Patriarchen warf er ſich vor ihm nieder und küßte ſeine Füße, zog ſich dann ins Kloſter Ripſima zurück, wo er bis an ſeinen Tod blieb und ſich mit ſeinem Gott, der heiligen Schrift und Liebeswerken beſchäftigte. Artemi erwarb ſein Vertrauen, widerſtand indeß der Verſuchung nicht, ihm einen koſtbaren Ring zu ſtehlen, den er noch

kaum vor der Entdeckung an seinen Ort wieder bringen konnte. Er reiste nach seinem Tode zu den Trümmern der alten armenischen Hauptstadt Karpi, deren Umgegend menschenleer, aber noch voll Fruchtbäume ist, zu der Kirche Arsakan, welche aus einem Felsen gehauen, und dgl. m. Hierauf trat er als Hausverwalter in die Dienste des Bischofs von Georgiewsk und begab sich mit ihm nach Etschmiazyn, als der Chan von Eriran befahl, in die Festungen wegen eines drohenden Einfalls vor dem Schach zu fliehen. Dorthin kam eine Karavane von Handelsleuten aus Tiflis, mit der er, zwanzig Jahr alt, fortging. Sie zogen an der Nordseite vom Ararat weg ins schöne weite Thal von Amaran, sahen dort schon Räuber in der Ferne und geriethen dann zwischen die Lagerstätte der Einwohner von Garadag, welche nach der Türkei flüchten wollten, und zwischen eine Bande Georgianer, welche jene zu plündern trachtete. Er ahnte ihre Absicht, vermochte einen jungen Menschen, die Garadager zu warnen, die hierauf nach Eriran flüchteten. Es kostete dem wackern Jüngling das Leben. Er sah ihn hinrichten und hatte in der Steppe noch einen grausenvolleren Anblick. Da lagen die Leichname der Flüchtlinge, die schaarenweis aus Karabag, Eriran und Nachitschewan in Georgien Schutz gesucht hatten. Dort hatte man sie durch Wucher (drei Pfund Brot für ein Schaaf) und Plünderung in die Sclaverei treiben wollen, aber sie größtentheils in den Tod getrieben. Zwei Tagereisen hindurch war unausstehlicher Leichengeruch. Endlich erschien Tiflis als freundliches Bild von Ueberfluß und Lebensgenuß; aber es war ein Traumbild. Besoffene Reisige hielten ihn für einen persischen Kundschafter und ließen sich ihre Beute nur mühsam entziehen. Die kriegerischen Blendwerke, die Prahlereien täuschten ihn nicht, er fürchtete die siegreiche Ankunft der Perser und machte sich mit einem Waarenzuge nach dem Kaukasus fort. Zu Lilo schoß man auf sie, weil man sie für Räuber hielt; von dort bis Signach liegt nur ein einziges Dorf, und auch das war damals der Räuber wegen verlassen, die kurz vorher den Klostervorsteher von Signach getödtet hatten. Er blieb hier bei einem Arzt, der zugleich die Speisen für den Erbfürsten bereiten ließ, welcher sich dort aufhielt und höchst gefräßig, aber auch wohlbeleibter war, als irgend jemand, den Artemi sah.

Dieser fragte ihn nach seinem Glauben und empfing tüchtige Schläge für die weitere Frage: welcher Unterschied zwischen ihren Hoheiten und dem persischen Schach sey, da sie sich, trotz ihres griechischen Glaubens, den Schutz eben so gut, als dieser, bezahlen ließen. Noch war er nicht hergestellt, als man einen großen Sieg über die Perser feierte, aber nur zubald durch Schaaren Flüchtender und Verwundeter von der Einnahme von Tiflis belehrt ward, und nun den Erbfürsten von der Abreise zurückhielt, damit er, mit den Uebrigen mit dem Tod vorlieb nehme, wie er mit ihren Ochsen und Schaafen vorlieb genommen habe. Er bestach die Wache und entfloh im einfachen Kaftan. Artemi ging durch das verwüstete Land nach Tiflis zurück, welches zerstört und mit Todten bedeckt war. Es brannte noch, er konnte es in der Hitze und dem Gestank nicht aushalten. Er kommt halbverhungert in dem Dörfchen Ananur an, wo die Leute ihn zum Priester haben wollen, und er den Zar Heraklios in dem bettelhaftesten Zustande sieht. Doch statt Priester wird er der Genosse von Dieben, welche die Trümmern von Tiflis durchwühlen.

Er soll das selbst erzählen. „Ich war sehr sicher vor Dieben, weil meine Beschützer selbst dieses Handwerk trieben. Ich sah mich unter den Plündereien auf den Straßen nach Büchern um und gab der alten Frau den Fund in Verwahrung. Ich sammlete in den Mühlen des Dorfes Wera Mehlstaub und in den Ställen Gerste, woraus die Alte für mich Brot buck. Bei der Karavane, mit der ich nach Tiflis kam, war ein siebzigjähriger Kaufmann gewesen. Er hatte seine junge Frau dort nach einem Monat verlassen und war in die Fremde gegangen, lange Zeit in Aegypten gewesen und begütert geworden. Endlich, nach einer Abwesenheit von 40 Jahren, kehrte er nach Tiflis zurück, suchte seine Frau auf und fand sie, wie sich selbst, guten Theils noch ältlicher, als alt. Sie trieb ihn schimpflich fort, sobald er eintrat, ohne Rücksicht auf sein Vermögen und seine überalte Liebe. Er war ausgeplündert, schwer verwundet und in die Mühle geworfen, wo ich ihn fand; das war das Ende seiner halbhundertjährigen fortgesetzten Anstrengungen. Er lebte noch, erkannte mich und bat mich um etwas Essen. Ich konnte ihm nichts geben, und er muß noch den Tag gestorben seyn. Ich will hierbei bemerken, daß in Georgien

und der Umgegend (Armenien ganz besonders) viele sich verheirathen und nach wenigen Wochen in die weite Welt gehen, um ihr Glück zu suchen, während sie, ohne Gewissensbisse, die armen Weiber ihr bekümmertes Leben allein hinbringen lassen. Am vierten Tage meines Aufenthalts unter den Dieben sandte mich meine Beschützerin zum Wasserholen. Bei meiner Rückkehr vom Fluß sah ich einen Haufen nach dem Tapitagthor laufen, und ich vermuthete, daß es Leute wären, die jetzt ihren Verkehr mit dem Hausdurchsuchen in der Stadt hatten. Man sagte mir, daß der Schach zurückkommen solle. Das ist, sagte ich zu mir selbst, ein bloßes Gerede von denen, welche noch mehr zu gewinnen wünschen und die Häuser der unglücklichen Einwohner ganz ausplündern wollen. Ich ging ruhig nach Haus, fand aber dort keine Seele; mir blieb keine Zuflucht, als Ananur. In dem Hause fand ich einen Sack und füllte ihn mit Birnen, die ich meinen Wirthsleuten schenken wollte. In der nächsten Nacht schlief ich im Kloster Zcheta. Es kam vieles Volk durch. Ich legte meinen Sack unter den Kopf; aber als ich am andern Morgen erwachte, konnte ich zu meinem großen Leidwesen weder Sack noch Birnen finden. — Bei meiner Ankunft zu Ananur kam mir der Kaufmann und seine Frau entgegen, die (ihn nach Tiflis geschickt hatten) mich mit Ungeduld erwarteten. Ich berichtete ihnen alles, was ich von ihrem Hause gesehen und erfahren hatte, und daß die Leute von Gasach mir das Pferd abgenommen. Aber der unverständige Geselle schalt und ohrfeigte mich, weil ich nicht wenigstens den Sattel zurückgebracht hatte, der sein Pud wog, und als wenn ich mich mehreren hundert Leuten hätte widersetzen können. Meine Wirthsleute und andere sprachen darüber mit mir und fragten, warum ich mir solche schlechte Behandlung von dem Manne bieten ließe. Sie riethen mir, ihn mit gleicher Münze zu bezahlen; aber ich dachte mit seiner Hülfe nach Rußland zu kommen. — Ich erwiderte daher mit verstellter Sanftmuth, daß, nach der Vorschrift des Heilands, unsre Pflicht sey, alle Drangsale mit Geduld zu ertragen. Ich fand diesmal nur wenige Leute zu Ananur, denn die meisten waren nach Kachetia gegangen, wo sie leichter Unterhalt zu finden hofften. Am zweiten oder dritten Tage nach meiner Ankunft kam die Zarin Darischan, die Frau von Heraklios,

durch Ananur. Der Pöbel hielt sie an, warf ihr einstimmig vor, schuld an dem Elend zu seyn, gab ihr die schimpflichsten Beinamen und setzte sogar ihr Leben in Gefahr. Vier Tage später streuten die Räuber von Tiflis wieder das Gerücht von der Rückkehr des Schachs aus. In der allgemeinen Verwirrung beschlossen sechs angesehene Familien, und darunter meine Wirthsleute, eine Tagereise weiter nach den Einwohnern von Teulet, in das Dorf Tschocha zu ziehen. Dort nahmen wir Herberge in einem der drei Häuser, welches dem Aeltermann Scharo gehörte. Die Teuletier sind georgische Unterthanen, und zwar christlichen Glaubens, aber ein völlig wilder Stamm. Die Ortschaften bestehen dort höchstens aus fünf Häusern, auch finden sich ganz einzelne Häuser. Sie haben weder Fenster noch Rauchfang; das Licht kommt nur durch die Thür, und daher ist es inwendig so dunkel, daß man immer einen Tannensplitter, oder ein Stück Birkenborke brennen hat. Die Häuser haben zwei Dächer, das untere ist so fest, daß dort Roßmühlen vorgerichtet werden, das obere Dach schützt vor dem Wetter. Das Brot wird aus Gersten- und Bohnenmehl in irdenen Gefäßen mit sehr breitem Rande gebacken. Man setzt ihrer zwei auf einander, legt den Teig ein, wenn sie heiß sind, und streuet dann heißes Salz recht dick auf. Dieses Brot heißt Kezi. Fleisch wird nicht eher gegessen, als bis es aufschwillt, oder, richtiger, zu faulen anfängt. In den Häusern ist es nicht sehr reinlich, weil man das Vieh bei sich hat und es blos an die Wand bindet. Bei dem allgemeinen Unglück litt ich oft Mangel; um ihn zu erleichtern, bot ich mich zum Dienst von Haus zu Haus an, und bekam ich an einem Ort nicht zu essen, so fand ich es an einem andern, aber selten bekam ich doch den Magen voll. In dem Dorfe Tschocha war eine kleine Kirche, aber kein Priester. Es fand sich nichts darin, als ein Altarlaken von grobem Leinen. Umher stehen wilde Birnbäume, deren Früchte niemand pflücken darf, weil sie der Kirche gehören und heilig gehalten werden. Man sagte mir, wenn ich mich daran vergriffe, so könne es mir selbst das Leben kosten. Doch dem Verbot zum Trotz, war ich in den ersten Tagen so von Hunger gequält, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, des Nachts ein paar Birnen zu pflücken. Aber sie waren nicht allein gefroren, sondern auch so

unreif, daß sie die Zähne angriffen, und ich nachher nicht einmal Brot essen konnte; dazu lief ich Gefahr, als ein Dieb der heiligen Früchte bestraft zu werden. Ich heilte meine Zähne durch das Kauen des einzigen kleinen Wachslichts, das in der Kirche war. In der Folge las ich alle Tage einem Einwohner von Tiflis, der sich aus dem türkischen Gebiet hierher begeben, den Abendsegen und die Gebote vor. Der alte Mann und seine Frau wurden mir sehr gut, gaben mir genügende Beweise von ihrem Wohlwollen, und nunmehr litt ich keinen Mangel weiter. Meine Wirthsleute thaten auch ferner, was sie konnten, und nur von meinem Kaufmann hatte ich die strengsten Büßungen zu dulden. Dieser böse Mann war auch hier der Anlaß zu einem sehr spaßhaften, aber für mich sehr peinvollen Abenteuer. Er sandte mich einst nach einem andern Dorfe hinter dem nächsten Hügel von Tschocha, um dort Spreu für seine Pferde zu kaufen, und sagte mir, ich sollte rufen: Bse aragak gasas gide li: Ist Spreu verkäuflich hier? Ich wiederholte mir diese georgischen Worte auf dem Wege, um sie nicht zu vergessen; aber als ich im Dorfe ankam, bedachte, zu welchem Hause ich zuerst gehen sollte, und das größte wählte, hatte ich alles vergessen, außer bse. Ich trat in das Haus und konnte vor Rauch und Dunkelheit kaum soviel sehen, um durch das Vieh zum Feuer zu kommen. Dort erblickte ich eine Frau beim Brotbacken und rief wiederholt bse. Sie starrte mich an, kreuzigte sich, rief Jesus Christ und lief davon. — In wenigen Augenblicken füllte sich das Haus mit Volk. Die Leute hatten Prügel in der einen, Brennhölzer in der andern Hand, kreuzigten sich, riefen Jesus Christ, ließen mir keine Zeit zu bedenken, was das alles bedeute, sondern fielen plötzlich über mich her, zogen mir die Haare aus, verbrannten die Hälfte meines schäbigen Kaftan, zerrten mich hin und her und hielten mich immer nieder. Ich bin ein Christ, schrie ich im Türkischen, Persischen und Armenischen, aber es half nichts. Sie zerrten mich aus dem Hause, und, während einer einen Strick drehte, hielten mich wenigstens zehn andere fest. Der Strick ward mir um den Hals geschlungen, mehrere hielten ihn an beiden Enden, und so ward ich zu dem Dorfe geführt, wo wir lebten, vor den Aeltermann Scharo. — Er eilte uns entgegen und bewegte die Halbwilden nicht ohne

große Mühe, mich in Freiheit zu setzen. Die Ursach dieser Behandlung erfuhr ich nachmals; sie war, daß die Frau, mit der ich zuerst zusammen kam, und alle übrige noch nie jemanden mit einem Eriranschen Ueberrock gesehen hatten; die Frau hielt mich in der Angst über meine plötzliche Erscheinung für den Hausgeist und bestärkte die übrigen in diesem Glauben. Sie zogen mir die Haare aus, in der Meinung, daß der Hausgeist so behandelt werden muß, wenn er nicht wieder verschwinden soll, und daß er demjenigen unsichtbar dient, der ihm ein Haar auszieht, und so lange es im Hause verbleibt. Wie dem sey, es dauerte 14 Tage, bis daß ich mich von den Folgen dieses Gebrauchs erholen konnte, und meine Wirthsleute hatten genug zu thun, mich zu pflegen und meine Brandstellen mit Oel und Gänseschmalz zu heilen."

Hierauf geht er mit Handelsleuten nach Mosdok. Sie kommen zuerst nach Stopan-Zmind, wo blos Osetier und Tscherkassier wohnen, und dann nach Wladikawkask, wo sie Geleit dingen, und von wo sie doch heimlich in der Nacht und mit größter Stille nach Achelgabach ziehen, um von dem räuberischen Bergvolk nicht bemerkt und geplündert zu werden. Sie kommen glücklich durch; er wäre aber den Räubern in die Hände, oder den Raubthieren in die Klauen gefallen, wenn sich die heidnischen Osetier seiner nicht erbarmt und ihn fortgeschafft hätten, als er, von dem Bergsteigen ohnmächtig, mit erfrorenen Füßen liegen blieb. Aber selbst noch im Angesicht von Mosdok und von dem ersehnten russischen Boden hat er das Mißgeschick, daß er dem Geleit als Geißel für acht Kopeken zurückgelassen wird, welche an den Verdingsgeldern fehlen, und die, statt in zwei Stunden, nicht in zwei Tagen geschickt werden. Glücklicherweise sieht er einen Russen, läßt ihm seine Noth verdollmetschen, und nun ist die Sache schnell in Ordnung.

Zu Mosdok leistet er mancherlei Handdienste, hat aber kein Fortkommen und wandert nach Kissalar, wo seiner der armenische Priester Luka sich annimmt. Doch ist auch hier seines Bleibens nicht, und er geht mit dem Major S** zu dem Heer, welches unter Subow nach Persien zieht. Sein Heer verspricht ihm goldene Berge und läßt ihn auf anderer Leute Unkosten leben, von eigener Haut zehren. Derbent geht durch Verrath der reichen armenischen Einwohner über; der dortige Chan findet

im Lager die höflichste Aufnahme und kommt unter die Aufsicht des Majors S**. Der Heereszug bewegt sich zwischen dem kaspischen Meer und dem Kaukasus nach Schamach. Bei Muschkur wachsen Giftpflanzen, deren Genuß augenblicklichen Tod zur Folge hat, wovon man Beispiele sah. Von Gurt-Bulach nach dem Thal von Perseida führt nur ein steiler Felsweg; dicht am Fuß des Kaukasus liegt Alt Schamach, welches wegen des räuberischen Bergvolks verlassen worden; die Einwohner von Neu Schamach flüchten bei Einfällen in die Bergschlucht Fudaga, wohin nur ein Fußsteig führt. Der Chan von Schamach kam ins Lager und betheuerte seine Anhänglichkeit an die Russen; er war häufig mit einem jungen ausgewanderten Perser, Chan Nuralji, beisammen, welchen Graf Súbow als seinen Sohn hielt. Der Chan von Derbent hatte schon bewiesen, daß der Ruf der persischen Dankbarkeit nicht von dem Betragen gegen ihre Feinde gilt. Er benutzte die Freiheit, die man ihm ließ, und seine Geschicklichkeit im Reiten, die man bewunderte, um eine steile Anhöhe hinauf zu sprengen und vor aller Augen davon zu reiten. Der junge Nuralji ließ sich mit dem Chan von Schamach in eine Verschwörung wider das Leben seines Wohlthäters ein, und nur der Zufall vereitelte die Ausführung. Er verlor, wie man sagt, im Reiten seine Mütze, worin der russische Officier, ein Dolmetscher, einen Brief mit dem Geheimniß fand. Von Schamach ging das Heer südlich über den Fluß Kur, an dessen Ufer Granatäpfel wachsen und große Rudel von Rohen äsen, in die größte Steppe Persiens, Mugan. Sie war damals im September ein blühender Rasen und eine sehr gesunde Weide durch die salzhaltigen Pflanzen, welche der mit Salpeter geschwängerte Boden erzeugte. Während des Sommers ist die Steppe das Gebiet von zahllosen Schlangen und anderem giftigen Ungeziefer, deren Gezisch weit umher gehört werden kann, und die mit einer drückenden Stickluft den Aufenthalt für Menschen und Vieh dort unmöglich machen. Die Soldaten bauten sich Erdhütten und gruben dabei Schlangen aus, die zwölf Werschok im Umfang hatten. Die Kosaken fischten im Kur und fingen auch den Rothfisch (Gaselbalyk) in großer Menge, dessen Fett durch ganz Persien wie Brennöl gebraucht wird. Viele vornehme Perser boten nun ihre Dienste an, andere ver-

kauften ihre Besitzungen und zogen nach Damaskus; denn der Glaube war allgemein, daß nach dem Fall von Derbent die Russen in Persien eindringen könnten, von welcher Seite sie wollten, wenn sie nur für den Nachschub von Lebensmitteln sorgten. Für diesmal befreiete die Perser der Tod der Kaiserin Katharine von der Furcht. Die vornehmen Perser verließen alsbald unter mancherlei Vorwand das Lager. Artemi scheint zu den Kundschaftern gehört zu haben, welche russischer Seits über das Land verbreitet wurden. Sein Herr sandte ihn zum Sultan von Salian, um das versprochene Geschenk eines Knaben und Mädchens aus den gefangenen Georgiern abzuholen und zu hören, was die Perser von dem russischen Heere sagten und dächten. Salian liegt am kaspischen Meer. Die Kühe gleichen dort den niederländischen und haben auf dem Wiederhorst einen Höcker eine halbe Arschine hoch. Sie werden wohl nach Astrachan gebracht, ihr Höcker wird aber dann kleiner und verschwindet schon bei dem nächsten Geschlecht. Die Einwohner essen kein Brot, sondern hauptsächlich Gemüse, oder Korn (Mais wahrscheinlich) und drohen ihren Kindern mit dem Brotessen. Sie können übrigens die Fische mit der Hand fangen, so fischreich ist der Kur. Es kamen ganze auswandernde Gemeinden aus der Landschaft Gilan und zogen den Russen nach, mit denen sie es gehalten. Das Heer ging nach Baku, wohin Artemi mit Gepäck voraus mußte. Auf dem Wege hatten fromme Muselmänner Karavanseraien festungsähnlich bauen und mit allem Nothwendigen für Reisende versorgen lassen. Der Weg ist entsetzlich und bei Schneewetter leicht zu verfehlen. Artemi sah die Leichname von mehreren Leuten, die im Schnee versunken waren. Zwanzig Werste von Baku, der Insel Awscharan gegenüber, sah er den Erdbrand, wohin selbst aus Indien gewallfahrtet wird. Auf dem Wege dahin war keine Pfütze, worauf nicht Naphta stand, die Hauptwaare von Baku. Der Ort selbst ist mit einem Steinwall umgeben und hat den Umfang von 100 Ellen ohngefähr. In dem Walle, dem Werke von alten Feuerverehrern, sind Gemächer, worin die Bewohner der benachbarten Dörfer sich im Winter aufhalten. Die Gemächer haben in der Mitte eine Grube, mit einem runden irdenen Gefäß ohne Boden (Tonir), um Brot zu backen und Speisen zu kochen. Wenn man Feuer haben will, so

schaufelt man die oberste Erde etwas ab, hält ein Licht an, und hat dann gleich eine Flamme. Wenn der Tonir erhitzt ist, so stecken sie den Teig in kleinen Brötchen dicht umher und setzen den Topf darauf. Haben sie gebacken und gekocht, so löschen sie das Feuer durch einen Aufwurf gewöhnlicher nasser Erde aus. Die Stelle, welche immerfort brennt, ist nicht größer als 7 Arschinen; ihr Boden thonig und weiß. Das Feuer flammt gewöhnlich auf, wie vom Winde angeblasen, und zeigt sich nur auf dem Boden, den es nicht im mindesten verändert. Aus seinen kleinen Rissen dringt unaufhörlich entzündbarer Dampf. Macht man in einem Gemach Feuer und setzt seine Thür zu, so öffnet sie sich mit einem Knall, wie von Schießpulver. In der Mitte des Walls ist eine Vertiefung von sieben Arschinen, worin ein kleines Wasser steht, das, oben mit rauhen Steinen eingefaßt, in die Länge einer Arschine ausläuft. Diese Mündung wird mit einem Laken bedeckt, und darauf ein Stein ohngefähr ein Pud schwer gelegt, darunter aber eine Fackel ins Wasser gesteckt. Sogleich hört man den Quell grummeln, und nach zwei Minuten wird der Stein über das Gemäuer geworfen. Es waren eben Indier dort, welche Schläuche (Tusluk) mit den Dämpfen füllten, die aus den Erdrissen aufsteigen, um zu Hause die Tusluk anzustechen, ein Licht vorzuhalten, und das dann vor der Oeffnung spielende Flämmchen von dem ausströmenden Gas dem Volke zu zeigen, das dabei seine feierlichste Andacht hat. Der Dampf von Naphta und Schwefel ist so drückend, daß die Gesellschaft ihn nicht drei Stunden aushalten konnte, und die Einwohner versicherten, daß der stärkste Fremde ihn ohne Lebensgefahr nicht zwei Tage ertragen könne.

Zu Baku verließ Artemi seinen Herrn und trat in den Dienst des Zahlmeisters von den Truppen unter Graf Apraxin, eines Ehrenmannes. Er kam mit ihm zu Schiffe nach Sedlist und dann nach Astrachan, wo ihn der Glockenschlag der Kirchenuhr in Erstaunen setzte. Er kauft sich hier ein russisches Abc-Buch und lernt von seinen Mitbedienten lesen, die er dafür mit Branntwein bezahlt. Er nimmt es sehr übel, daß sein Hauswirth fragen kann, ob er ein Christ sey, hält ihm einen Vortrag über die Geschichte der armenischen Kirche und über den Vorzug, das Kreuz in sich, statt äußerlich das Zeichen des Glau-

bens zu tragen; doch kauft er sich gleich darauf ein goldenes Kreuz, das ihm nur zu bald wieder gestohlen wird. Der armenische Vorstand will ihm keinen Paß geben, mit so kräftigen Soldatenflüchen sein Herr auch denselben fordert, und so beredt er selbst vorstellt, daß seine dortigen Landsleute doch auch nichts mehr als entlaufene persische Unterthanen gewesen, und so hoch sie nun die Köpfe trügen, großentheils in einem noch schlechteren Zustande, als er, nach Rußland gekommen wären. Er reist mit seinem Herrn zu dessen Regiment nach Kislar, während es nach Torshek gegangen ist. Bei Alexandrow fürchten sie eben so ausgeplündert zu werden, wie andere Reisende vor ihnen. Auf dem Wege von Stawropol nach Tscherkask stehlen ihm die Gypsies (Zigeuner?) ein Pferd, welches er aber in der künstlichsten Entstellung erkennt, als sie seinem Herrn ihre Pferde vorführen müssen. Mit seinem Fahren und Reiten geht es schlecht, und so kommt doch zuweilen der Kantschu über ihn. Beinahe wäre es ihm eben so gegangen, als sein Herr dazukam, wie eben die Einwohner einer Ortschaft bei Tula vor ihm auf dem Gesicht lagen, weil er ihnen (Raskolniks, Sectirern) gesagt hatte, daß er ein Armenier sey. Moskau setzte ihn in Erstaunen, aber Petersburg bezauberte ihn beim ersten Anblick. Seine dortigen Glaubensgenossen meinten, er werde sich leicht in der Hauptstadt forthelfen können. Er verläßt seinen Herrn, der ihn gern behalten hätte, und hat besonders in den ersten Jahren Mißgeschick, doch mehr zum Lachen nun als zum Weinen, wie er sagt, kömmt allmälig vorwärts und erwirbt Vermögen. Mehr sagt er von Petersburg nicht. Sein Uebersetzer fügt hinzu, seine morgenländische Lebhaftigkeit behielte gewöhnlich die Oberhand über die Furchtsamkeit, welche Folge seiner Unterdrückung in der Jugend sey, und seine Zudringlichkeit aus Neugierde ziehe ihm manche Unannehmlichkeit zu. Seine Landsleute zu Petersburg haben ihn zu Handelsgeschäften gebraucht und mehrere Jahre zu Paris gehalten, wo er mit St. Martin bekannt geworden, der seiner in den Mémoires historiques et géographiques erwähne, als Gehülfen des Herrn von Klaproth bei dem Uebersetzen eines persischen Werks. Jetzt sey er auf einer Wanderung nach Jerusalem über Konstantinopel und werde seine weitern Abenteuer drucken lassen.

Diese Wanderung nach Jerusalem könnte wohl andere, als kaufmännische Zwecke haben. Welche Handelsverbindungen ließen sich dort für petersburger Handelshäuser, mit welchen A. in Verbindung steht, anknüpfen, die sich der Mühe verlohnten, und die nicht über Smyrna vermittelt und geleitet werden müßten? Will und soll er aber mit seinen Landsleuten in der Türkei und in Persien Bekanntschaft unterhalten, ihre Lage, ihre Wünsche, ihre Hoffnungen kennen lernen, sie unter einander näher bringen, ihnen Trost, Rath und Anleitung geben, so kann er keinen bessern Weg als über Konstantinopel und Jerusalem nach und durch Armenien nehmen. Zu solchen Zwecken taugt wohl Niemand besser als er, mit seinem Glaubenseifer und seiner Dienstfertigkeit, mit seinem scharfen Beobachtungssinn und seiner Geschicklichkeit, mit den Landsleuten jedes Standes und Gewerbes umzugehen, mit seiner Wissenschaftlichkeit und Geschäftskunde.

---

Hier bricht Artemi den Bericht seiner bisherigen Schicksale ab, indem er, auf den Erfolg seiner nächsten Unternehmungen die Erwartung spannt. Der Herausgeber der Z. G. hielt sich verpflichtet zur Mittheilung dieses Lebensfragmentes, damit sich der aufmerksame Beobachter der Zeit, wenn er dem abenteuerlichen Armenier wieder begegnet und vielleicht in interessanten Verhältnissen erblickt, oder wenn er auf andere Weise an das rege Leben der im Morgenlande überall zerstreuten Armenier erinnert wird, die hier gegebenen Andeutungen sich vergegenwärtigen möge. —

---

Digitized by Google

# Die beiden spanischen Generale,

# Xavier

und

# Francisco Espoz y Mina.

# Die beiden spanischen Generale, Xavier und Francisco Espoz y Mina.

Die beiden Mina, Oheim und Neffe, stammen aus Navarra. Der jüngere, Xavier, geb. 1789, tritt zuerst in die Geschichte. Er ist auf den väterlichen Gütern unweit Monreal rüstig und tüchtig herangewachsen, auf der Jagd in den Klüften und Schluchten der Pyrenäen, mit Entbehrung und Beschwerden, mit dem freien Sinn der Gebirgsleute und mit den französischen Nachbarn bekannt geworden, deren Hauptweg hier durch das Gebirge, über St. Jean Pie de Port und Moncesvalles nach Pampelena führt. In der letzten Stadt, wie zu Saragossa, hat er seine wissenschaftliche Bildung erhalten. Der kühne, schwärmerische Jüngling vertauschte 1808 die Feder mit dem Gewehr. Zum Soldaten war er gemacht, sein Wuchs gedrungen, ebenmäßig, nicht über Mittelgröße, die Haltung ruhig, festgeschlossen, die Bewegung voll Schwungkraft, die Stirn nachdenkend ernst, das Haar und Auge dunkel, das Gesicht offen und in allen Zügen Entschlossenheit stark ausgedrückt, doch zugleich ein freundliches Gemüth. Er focht als Freiwilliger die Tage von Alcornes, Maria und Belchite durch und unternahm es, über Napoleon's Rüstungen aus Frankreich auf geheimen Bergpfaden von guten Bekannten Kundschaft zu bringen und nach der Niederlage bei Belchite durch das französische Heer wiederum in die Heimath zu gehen, um die Gebirgsleute zu bewaffnen

und mit ihnen den kleinen Krieg zu führen. Vergeblich stellte ihm der General vor, daß er abgeschnitten seyn und im Glücksfall zwar einen großen Dienst leisten, im Unglücksfall aber hingerichtet werden würde. So lange noch die Fußtrittbreite meines Pferdes offen bleibt, bin ich nicht abgeschnitten, antwortete er und ging mit 12 Mann von Tortosa heim. Sogleich hatte er Gelegenheit, ein Dutzend Franzosen ohne vielen Widerstand aufzuheben, dem Landvolk das Glück des Muths zu zeigen und ihm dadurch Muth zu geben. Bald konnte er einen gefangenen Oberstlieutenant, Kriegsvorräthe und Geld abliefern. Die Franzosen rächten sich durch die Abführung von mehr als dreißig seiner Anverwandten nach Frankreich und stellten Streifereien wider ihn an; aber gewöhnlich wurden sie selbst statt seiner gefangen, und wenn sie zu stark waren, so entließ er seine Schaar bis auf einen kleinen Stamm, womit er in unzugängliche Bergschluchten flüchtete. War die Gefahr vorüber, so brach er, wie der Sturmwind, aus seinem Schlupfwinkel hervor und fuhr mit seiner schnell durch Zeichen vereinten Schaar über das ganze Land bis vor die Thore von Pampeluna, wohin sich in der Entfernung von ein paar Stunden der dichte Wald zieht. Nach seiner Weise bildeten sich nun überall die Guerillas, er ward zum Oberbefehlshaber von Navarra ernannt und im Winter 1810 bis 1811 beauftragt, eine französische Stückgießerei bei Pampeluna zu zerstören. Bei diesem Unternehmen gerieth er in feindliche Verstecke und, nach dem hartnäckigsten Widerstande, schwer verwundet, in Gefangenschaft.

Der Geist war nicht mit ihm gefangen, den er auf seinen heimathlichen Bergen entzündet hatte. Dort lagerten die Guerillas, wie unerreichbare Wetterwolken, und senkten sich plötzlich in die Ebenen zum Verderben der Feinde. Seine Getreuen, die Wehrmänner von Navarra, wählten zu ihrem Anführer und seinem Rächer den Oheim Francisco Espoz y Mina. Dieser, im kräftigsten Mannsalter, ausgezeichnet durch Geist, Wissenschaftlichkeit und Erfahrung, stand fest zwischen den Felsen, den Naturzwingern des Landes, während neue Fluthen der Feinde durch die Thalgründe über die Ebene hinbraußen; selbst Wellington's Unfälle schwächten weder seinen Muth noch seine Thätigkeit, er führte den Krieg auf seine Hand und eigenen Rath fort, hatte Einverständnisse in Frankreich, un-

terstützte die Kriegsunternehmungen in Biscaya und Catalonien und half endlich die Franzosen aus Spanien über ihre Grenze zurücktreiben, an der Spitze des bewaffneten Landvolks. So traf ihn der königliche Hof und entsetzte ihn der Befehlshaberstelle. Doch früher, als dieser Erlaß, kam sein Neffe von Madrid zu ihm, schilderte den dortigen Zustand schlimmer, als unter seinen Mitgefangenen zu Vincennes, wo er doch wenigstens die Gefängnißordnung als Recht, und die Freiheit zu lesen und zu sprechen gehabt hätte. Beide hielten den Zustand in Spanien für unerträglich und beschlossen, die Cortes und die Verfassung herzustellen. Sie hatten keine Zeit, lange Plane zu machen, und wollten sogleich, um alles zu gewinnen, alles wagen. Xavier y Mina ging nach Pampeluna, und Espoz y Mina versammlete seine Truppen, um sich mit ihnen zur bestimmten Stunde vor den Thoren zu zeigen. Xavier besprach sich mit ein paar Vertrauten, gab auserwählten Officieren ein Abendessen, zu dessen Schluß erhob er sich, rief sie mit Feuerworten auf, nicht länger den Gewaltmißbrauch des Hofes zu dulden, sondern die Freiheit zu retten, welche sie vertheidigt hätten. Sie standen auf, zogen die Schwerter und schwuren. Hierauf begaben sie sich auf die bestimmte Schanze, entfernten die Wache und setzten nach außen Leitern an. Espoz ward erwartet, immer ängstlicher, je näher der Tagesanbruch kam. Er hatte früh genug die Truppen in Bewegung gesetzt, aber ihnen nichts gesagt und nichts gereicht, da man doch bei solchen Gelegenheiten starke Getränke nicht zu sparen pflegt. Er war überdem nicht beliebt. Der nächtliche Aufbruch, das Geheimnißvolle, das Kriegerische mitten im Frieden ward ihnen verdächtig; sie murrten, machten Halt, lösten sich auf; und als Espoz, bisher vorausreitend, zurückkam, war es zu spät, Ordnung herzustellen. Kaum ließ den Wartenden zu Pampeluna sich noch Nachricht geben, um sich aus der Festung zu retten. Auf dem Lande war Xavier sicher, Niemand verrieth ihn, obgleich das spanische Sprichwort sagt: des Königs Name (Befehl) ist eine feste Burg, und obgleich er so lange verweilte, bis alle geborgen waren, die hätten gefährdet werden können. Er ging mit 30 Officieren in vollem Anzuge nach Frankreich, wo er verhaftet, doch freigemacht und nach England eingeschifft wurde. Hier bekam er einen Jahrgehalt, von

2000 Pf. St. sagt man, und machte die Bekanntschaft des amerikanischen Generals Scott. Englische Freiheitsfreunde gaben ihm Geld zu einer kleinen Rüstung für ein Unternehmen auf Mexiko.

Dieses Land, die schönste und reichste Vergebene der Welt, so wüst und ungesund auch seine Küste ist, lag seit Ferdinands Thronentsagung in Verwirrung und Kriegsunruhe. Der Vicekönig Iturrigaray hatte eine Junta errichten wollen, als Ferdinand von Bayonne und der indische Rath von Madrid übereinstimmende Befehle zur Anerkennung des Königs Joseph sandten, als die Spanier in Mexiko sich unterwarfen, die Eingebornen aber dem Beispiel der Spanier in Europa folgen wollten. Der Vicekönig ward von seinen Landsleuten ermordet; die spanische Junta suchte in Mexiko zu verhindern, was sie selbst that; die Spanier machten hier noch die Herren, als wenn jeden Augenblick die Macht ihres Reichs zum Schutz bereit sey; die Kreolen fühlten sich stärker und mächtiger, als ihre spanischen Beamten; die Indianer hofften lebhafter als je auf Befreiung von den Eroberern, welche sie Gachupin (Diebe) nennen. Das Andenken ihrer Freiheit bewahrt sich unter ihnen, auf alte volksthümliche Gebräuche wird noch gehalten, und noch nie hat ein Abkömmling der Kaziken sich mit einer Europäerin vermählt. Die Spanier wollten das Volk in Unwissenheit erhalten, und Humboldt's schöne Schilderung des dortigen Unterrichtswesens darf nicht täuschen. Nur in der Stadt Mexiko sind Schulen, die den Namen verdienen. Das Volk weiß auch recht gut, daß die Schätze des Landes und seines Handels die Beute einiger Kaufleute zu Cadix sind, und daß ihnen der kurzsichtigste Eigennutz der Spanier zu deren eigenem Schaden, den Reichthum des Landes abzuernten, den Tabak außerhalb dem Kreise Orizaba zu bauen, Oelbäume, Weinberge, Seidenbau, Branntweinbrennereien zu haben, verbietet. Indeß hat man doch die natürliche Fruchtbarkeit dem Boden nicht verbieten, dem Aufwuchse einer arbeitsfleißigen Bevölkerung und dem Durchbruche des gesunden Verstandes nicht wehren können. Ehrgeiz und Mißvergnügen einiger Spanier, Eifersucht der Kreolen, Haß der verachteten Indianer, Geschäftslüsternheit der jungen Geistlichen und Rechtsgelehrten mischten sich gährend und erhitzend durch einander und tobten in Auf-

ruhr aus. Der erste Stoß kam von Dolores, als der Pfarrer Hidalgo wegen geheimer Verbrüderung verhaftet werden sollte, aber die Indianer aufbot, den 10. Sept. 1810, den Hauptmann Allonde an sich zog und mit einem schnell zusammengeflossenen ungeheuern Volkshaufen die Hauptstadt selbst in Gefahr setzte. Seine Niederlage und die spanische Grausamkeit nach ihr schreckten von neuen Versuchen nicht ab: ein anderer Priester, Morelos, hatte bald eine wirkliche Heeresmacht, errichtete eine gesetzgebende Versammlung und bot dem Vicekönig einen Waffenstillstand fast auf dieselben Bedingungen an, worauf Morillo mit dem Freistaat Kolumbia 1821 abgeschlossen hat. Nach seiner Hinrichtung, den 22. Dec. 1815, ward die gesetzgebende Versammlung aufgelöst und ein jeder Anführer focht auf eigene Hand fort in seinem Bereich.

Mina landete am 24. Nov. 1816 bei der Insel San Luis in der Mündung des Flusses Trinidad; nachdem er zu Baltimore Schiffe und Kriegsbedürfnisse gekauft, noch mehr Hinderung von dem dortigen englischen Consul, als durch die Klagen des spanischen Gesandten Onis bei dem Präsidenten erfahren, zu Port au Prince von Petion bereitwillige Hülfe zur Ausbesserung der vom Sturm beschädigten Schiffe erhalten und auf der Fahrt nach San Luis einen Theil seiner Mannschaft am gelben Fieber verloren hatte. San Luis war der Waffenplatz der südamerikanischen Schiffe, welche unter Aury im mexikanischen Meerbusen kreuzten. Er ordnete und übte hier seine Mannschafft und bildete aus den nordamerikanischen Officieren, welche noch nicht spanisch sprachen, eine Ehrenwache des mexikanischen Congresses, oder eigentlich eine Sicherheitswache wider die eigenen Leute. Er ließ zugleich den mexikanischen General Victoria in der Landschaft Vera-Crux aufsuchen, welcher aber nicht zu finden war. Dagegen erhielt er einen Vorschlag von Neu Orleans, nach Pensacola zu gehn, verwarf ihn aber, als blos kaufmännisch berechnet, und schiffte mit 300 Mann nach der Mündung des Flusses Santander, da die Mißhelligkeiten mit Aury's Leuten zu San Luis ihn nicht länger hier bleiben ließen.

Den nächsten Ort Soto la Marina hatten die Spanier besetzt, räumten ihn aber ohne Widerstand, und zwei Officiere gingen von ihnen über. Es ward hier eine

Druckerei eingerichtet, und eine Bekanntmachung verbreitet. Das Landvolk hielt zwar Mina zu schwach, um etwas Großes auszuführen, doch nahmen etwa 200 kräftige Burschen Dienste. Soto la Marina ward befestigt, um mit 100 Mann gegen Arredondo vertheidigt zu werden, während Mina ins Innere zog, und bevor die günstigste Kriegszeit, die fünfmonatliche Regenzeit, im Mai angebrochen wäre, welcher dann eine siebenmonatliche trockne Hitze folgt. Eine Fregatte und zwei Schooner kamen von Vera-Cruz mit dem gemessenen Befehle, die Schiffe und die gelandeten Vorräthe zu zerstören; sie begnügten sich aber auf ein leeres Schiff zu feuern, und wagten sich nicht einmal an die geborgenen Vorräthe, aus Furcht vor den Verschlägen, die Zelten glichen. Doch die Zeitung von Mexiko verfehlte nicht, die völlige Niederlage Mina's zu verkündigen, und zu Vera-Cruz ward ein feierliches „Herr Gott dich loben wir" gesungen. Mina rückte mit 300 Mann in nächtlichen Eilmärschen aus, als Arredondo mit 2000 Mann auf die kleine Feste vordrang, und der Oberst Perry mit 50 Nordamerikanern die Rückkehr zu Lande nach Nordamerika versuchte, weil er an Mina's Unternehmen verzweifelte. Leider kam er fast schon im Angesicht von Matagorda mit allen seinen Leuten um. Mina gelangte ohne besondere Vorfälle nach Horcasitas am Altamira, doch nicht ohne außerordentliche Beschwerden, und gewöhnlich fehlte es am Brot, weil die Maiskuchen *) zuviel Zeit zum Backen erfordern. Hier hob er 700 Pferde auf, welche zwar bald darauf in einem Hohlwege zu Grunde gingen, aber doch dem feindlichen Dienste entzogen waren. Vor El Valle de Maiz traf die Schaar zu ihrer Freude 200 Reiter, verjagte sie durch 14 Plänkerer, verfolgte sie durch die Stadt, eroberte ein Feldstück und verlor keinen Mann. Ihr Vertrauen war durch den Muth ihres Führers erhöht, ihre Hoffnung durch den Anblick der wohlhabenden Stadt, der angebauten, volkreichen Landschaft belebt, und das Wetter ward milder, je höher sie zur Tierra Fria (dem kalten Lande) heranstiegen. Die Ein-

*) Der Mais wird eine Nacht zuvor eingeweicht, und der Maiskuchen, das gewöhnliche Brot, wafferähnlich gebacken und warm gegessen.

wohner hatten die Flucht genommen, aber ihre Habe zurückgelassen; es ward nicht geplündert. Die Truppen wünschen gegen ein europäisches Bataillon geführt zu werden, welches von Altamira wider sie aufbricht; der Kriegsrath zieht aber vor, die befreundeten Schaaren aufzusuchen. Es kommt indeß doch bei dem Klosteramt Peotillos zum Gefecht mit 1700 Mann, und ein kühner Angriff mit dem Bayonette von 170 Mann entscheidet den Sieg für die kleine Schaar, die durch Nachtmärsche und Hunger abgemattet ist. In den Amtsgebäuden war von allen Vorräthen nur noch das Federvieh vorhanden. Man hatte 56 Mann todt oder verwundet und ließ 4 schwer verwundete mit einem Schreiben zurück, daß sie so behandelt werden möchten, wie man die feindlichen Verwundeten behandele. Dieses geschah, der Zug geht über Hideonda, wo der Priester ein Doppelspiel treibt, und über das Gut Espiritu Santo, welches, wie alle Güter in der Nähe der unruhigen Gegenden, befestigt ist, nach der Bergstadt Real de Pinos, welche gestürmt und geplündert wird. Ein Soldat vergreift sich an Kirchenschmuck und büßt es mit dem Tode, damit das Volk sich überzeuge, daß ihnen die Kirchen heiliger seyen, als den spanischen Truppen. Zerstörte Häuser und Menschenknochen am Wege bezeichneten nun, daß man auf dem Boden des innern Krieges angelangt sey. Drei Tage zog man auf wüsten Räumen fort, dann stieß man auf eine Wache. Sie feuerte und war mit Mühe zu verständigen, daß Freunde kämen, weil noch Niemand von Mina etwas gehört hatte. Der Anführer dieser merikanischen Kosaken, Oberstlieutenant Naba, trug eine braune, abgeschabte, runde Jacke mit vielen angelaufenen silbernen Litzen, und eine rothe Weste. Sein offen fliegender Hemdkragen war abenteuerlich geschnitten und gestickt, ein schwarzseidenes Halstuch hing verloren um den Nacken, die kurzen schmutzigen Beinkleider, von olivengrünem Sammet und mit Litzentrodeln, schlotterten; er hatte ein Paar gegärbte Hirschhäute mit Strumpfbändern um die Beine befestigt und trug Bauernschuhe mit fürchterlichen eisernen Sporen, wenigstens ein Pfund schwer, mit Silber ausgelegt, und mit vierzollbreiten Rädern. Sein inländischer Hut hatte einen achtzölligen Rand mit einem breiten Silberbande, woran vorn das Bild der heiligen Jungfrau von Guadelupe in Rahmen und Glas gefaßt

war. Er ritt ein schmuckes Pferd, und seine Waffen bestanden in ein paar Pistolen, einem Tolodo-Schwert und einer langen Lanze. Seine Leute waren ziemlich in gleichem Geschmack, größtentheils mit spanischer Beute bekleidet und bewaffnet, von rüstigem Ansehen, voll Muth, an Beschwerden und Entbehrungen gewöhnt. In reicheren Gegenden sind die mexikanischen Truppen zwar kostbarer, aber doch immer gleich abenteuerlich gekleidet.

Die Schaar rückte 269 Mann stark in die Burg Sombrero ein, deren Besatzung aus 80 Mann mit einigen Reitern unter Moreno bestand, und der es an haltbaren Werken und auch an Wasser fehlte. Die Mexikaner hatten außerdem noch die beiden Festen Remedios und Xaurilla inne und streiften zwischen Sierra Gorda und dem stillen Meer in Schaaren von höchstens 1000 Mann umher, die sich vor den anrückenden Spaniern in Bergschluchten flüchteten. Ihre namhaften Führer, Teran, Victoria, Osourno, waren unterlegen, gemeine Leute, die Machthaber geworden; dazu gehörte namentlich der Pfarrer Torres, den sie zum Oberbefehlshaber gemacht hatten. Ein Wüthrich wider alles, was Spanier und spanischer Abkunft war, und bei dem Adel, Geist und Gefühl als schwere Inzichten galten. Er hatte einen Congreß aus Leuten seines Gelichters und zum Werkzeug seiner Gewaltstreiche gebildet; kaum waren noch ein paar gebildete, rechtliche Männer so unerschrocken, unter ihm auszuhalten. Mit diesem Menschen sollte nun Mina zu thun haben, und er verzagte nicht; er kannte die Wünsche der spanischen Amerikaner und ihren unternehmenden Sinn, die Mißstimmung der spanischen Truppen, und rechnete auf die Achtung, worin er bei Beiden stand. Die Freude seiner Leute über ihre glückliche Ankunft zu Sombrero dauerte nur wenige Tage; sie mußten gegen den geschickten Obersten Castanon aufbrechen, im Ganzen 400 Mann, inbegriffen 100 armselig gekleidete und bewaffnete Landleute. Sie siegten bei San Juan de Los Llanos, tödteten 339, worunter Castanon, und machten 220 Gefangene, während sie selbst nur 17 Todte und Verwundete hatten. Die Feinde hatten größtentheils Geschütz von englischer Arbeit, schossen aber zum Theil mit Thalern aus Mangel an Kugeln. Der Ruhm ging nun vor Mina her, aber Torres unterstützte ihn desto weniger. Die Folge des Sieges war die Besitznahme

des Schlosses Jaral, von welchem der Eigenthümer, die von ihm unterhaltene Besetzung und die geschlagenen Truppen von Castanon kaum noch flüchten konnten. Hier waren 140,000 Thlr. vergraben (das Vergraben ist seit den Unruhen sehr üblich), man fand sie, nahm außerdem nur die Tuchvorräthe und was man nöthig hatte, das Uebrige blieb unversehrt. Hierauf kehrte Mina nach Sombrero zurück, vermehrte seinen Heerhaufen durch Gefangene und Angeworbene, ließ das Zeug zu ihrer Bekleidung und andere Bedürfnisse in den königlichen Städten aufkaufen, worin man den Verkehr mit den unruhigen Gegenden dulden muß, weil man sonst Mangel an Lebensmitteln haben würde; und die Burg ihrerseits ward ein gutversorgter Markt. Inzwischen erfuhr Mina aus der Zeitung von Mexiko, daß Soto la Marina sich ergeben habe, und durch seinen geheimen Briefwechsel, daß der General Linan mit 5000 Mann gegen ihn sich in Bewegung setze. Er hätte diesen Truppen, der letzten Hoffnung der Spanier in der schon sehr bewegten Hauptstadt, entgegen gehen können, ehe sie sich gesammlet hatten, beschloß aber die versprochene Hülfe von Torres zu Sombrero abzuwarten. Indeß will er zuvor das nahe Villa de Leon überfallen, als er Kundschaft von dem Auszuge des größten Theils der Besatzung erhält, wird aber mit dem Verlust von 100 Mann von der benachrichtigten und vermehrten Besatzung zurückgeschlagen. Am 30. Juli 1817 erschien der Feind vor der Burg mit 3541 Mann, dagegen hatte Torres 60 Mann zu Hülfe gesandt, und die Lebensmittel reichten nur auf 10 Tage hin. Stürme, Mangel an Wasser und Brot werden ausgestanden, doch bleibt endlich nichts, als der Versuch des Durchschlagens übrig, welcher 50 Mann rettet. Die Belagerer ermorden die Gefangenen und ziehen dann vor die zweite Bergfeste los Remedios. Hier bleiben Mina's Officiere bei Torres, während er den Befehl über die Landtruppen und den Auftrag zum Entsatz der Festung erhält. Leute hatte er genug, sein Haufen war zu Zeiten 1500 Mann stark, aber Zucht und Ordnung fehlten, und ließen sich ohne sachkundige Officiere auch gar nicht einführen. Wie die besten Leute aussahen, wissen unsere Leser aus der Bekanntschaft mit dem Oberstlieutenant Naba. Sie bestanden aus Kreolen, die ihren Gewerben nachgingen und keinen Sold erhiel-

ten, sondern für sich und ihre übernommenen Dienstpferde zu sorgen hatten, bis sie zu einem Zuge einberufen wurden, wozu sie selbst die Frauen mitzubringen pflegten, und wovon sie sogleich wieder nach Hause geschickt wurden, oder nach eigenem Belieben gingen. Jeder wollte befehlen, Niemand gehorchen, und es gab Obersten, die mit 6 oder 8 Hauptleuten 50 Mann befehligten. Wer über Truppen gebot, gebot zugleich über das Land in ihrem Wohnkreise, und zur Sicherung dieser Herrschaft vor spanischen Truppen und Festen schleifte man die Städte, deren man sich bemächtigte, bis auf die Kirchen und die Hütten der Indianer, damit sich die spanischen Truppen dort nicht wieder festsetzen könnten. Die Kreolen hatten doch noch allenfalls das Ansehen von Kosaken, die Indianer waren aber halbnackt und großentheils nur mit dem Lazo bewafnet. Der Lazo ist ein Strick von 10 bis 15 Ellen Länge und einem Zoll Dicke, der acht bis zehn Ellen weit so geworfen wird, daß er sich fest um den geworfenen Gegenstand schlingt. Es werden damit besonders die wilden Ochsen gefangen; sind sie entweder an den Hörnern, oder Füßen von dem Lazo umschlungen, so springen die darauf abgerichteten Pferde zurück, und die Ochsen fallen unvermeidlich zu Boden. Die Indianer machten den Lazo zur Waffe, da sie mit keiner andern besser umzugehen wußten, und in der Bedrückung und bei dem unglaublich geringen Arbeitslohn, zu arm sind, um sich Feuergewehre anzuschaffen, welche seit den Unruhen die Kreolen haben dürfen und auch zu führen verstehen. Mina sah wohl, daß er mit dem Schwarm von Kreolen und Indianern gegen europäische Truppen nichts ausrichten könne, hoffte aber aus ihnen einen Stamm geübter und zuverlässiger Mannschaft herauszuziehen, diesen durch spanische Ueberläufer zu verstärken, und sich durch Einverständnisse und Ueberrumpelung eine große Stadt und ihre Hülfsmittel zu öffnen. Bis dahin wollte er den Schwarm gebrauchen, den Belagerern von los Remedios die Wege zu verlegen und die Zufuhr abzuschneiden. Es glückte ihm, das Gut Biscocho zu nehmen und sich in das Städtchen San Luis de la Paz hineinzugraben, da er seine Leute zum Sturm nicht hinanbringen konnte, obgleich ein Hauptmann die Stadt schon erstiegen hatte. Hierauf ging er nach Valle de Santiago, durchstreifte Bajio und schnitt den Belagerern

die Zufuhr so sehr ab, daß Orrantia mit 700 Mann von den Belagerern wider ihn gesandt ward. Er sollte, nach Torres Meinung, die Belagerer angreifen, und auf seine Vorstellung wider dieses verderbliche Unternehmen, befahl Torres den Befehlshabern, ihn nur mit dem Ausschuß ihrer Leute zu unterstützen. Mina glaubte dennoch, mit Orrantia es im freien Felde aufnehmen zu können. Er griff ihn bei la Cara an und hatte Vortheil, bis etwa dreißig feindliche Reiter zwischen die Weiber fielen, deren Flucht und Geschrei Schrecken über die Nachhut verbreitete; die ganze Schaar gerieth in Verwirrung, und Mina mußte sich mit dem Vordertreffen durchschlagen. Er entließ den Schwarm und ging nach dem Sitz der Verwaltung, nach der kleinen umwallten Insel Xauxilla am See Zakapo, wo er freundlich aufgenommen ward und den Plan vorlegte, Guanaxuato, die zweite Stadt nach Mexiko, anzugreifen. Man hielt dieses Unternehmen mit solchen Truppen, als er damals hatte, nicht ausführbar und rieth ihm, erst gute Mannschaft zu bilden, wozu zwischen Xauxilla und dem stillen Meer es Mittel geben werde, weil das Land fruchtbar und die Leute freisinnig seyen. Er entgegnete, daß los Remedios entsetzt werden müßte, und daß man ihm nur 50 Soldaten geben sollte. Nachdem er sie bekommen, zog er durch Puruandiro, eine verwüstete Stadt, und Valle de Santiago nach la Cara, wo er über 1100 Mann versammlete und sofort durch Schleichwege nach Mina de la Luz in den Gebirgen vor Guanaxuato zog. Hier verstärkte er sich bis 1400 Mann und kam von dort unbemerkt Abends 11 Uhr in den Vorstädten an, wo er lange halten mußte, weil die Truppen oft nur Mann vor Mann von den Bergen steigen konnten, die Guanaxuato umgeben. Doch ging es so still zu, daß die Feinde seine Anwesenheit erst durch den Angriff auf die äußere Wache erfuhren. Aber seine Truppen waren wieder nicht zum Sturm zu bringen, nicht zu halten, und zündeten auf der wilden Flucht überdem die Hüttenwerke von Valenciana an. Er schickte den Schwarm nach Hause, wies die Hauptleute in der Nachbarschaft an, keine Zufuhr nach der Stadt zu lassen, und hoffte sich ihrer bei anderer Gelegenheit zu bemächtigen. Auf dem Wege nach dem Weiler el Venadito, bei dem die wüsten Güter seines Freundes Herrera lagen, sah er einen Prie-

ſier, unterhielt ſich mit ihm freundlich und ward von ihm an Orrantia verrathen. Er kam auf dem Gute mit 50 Fußgängern und 30 Reitern an, ließ die Pferde graſen und ſchlief, wider ſeine Gewohnheit, nicht bei den Leuten, ſondern im Hauſe. Plötzlich hört er in der Nacht Lärm, ſieht ſeine Truppen fliehen, eilt ohne Säbel zu ihnen, will ſie ſammlen, iſt aber bald verlaſſen und wird von einem Dragoner gefangen. Orrantia empfängt ihn mit Schimpfworten und Schlägen, man legt ihm Eiſen an und ſchleppt ihn nach Linan's Lager vor los Remedios. Er ſoll die Schreiben entziffern, die ſich bei ihm abſchriftlich finden, weil er die Urſchriften vernichtet hat, um ſeine Freunde nicht zu verrathen, und er verweigert fortdauernd jede Erklärung über ſeine Verbindungen. Man kann ſeine Feſtigkeit nicht erſchüttern, ihren Eindruck auf die anweſenden ſpaniſchen Officiere nicht verkennen, und man wagt nicht, ihn nach Meriko zu führen, läßt aber in allen Kirchen den feierlichen Lobgeſang über ſeine Gefangenſchaft halten und befiehlt ſeine ungeſäumte Hinrichtung. Er iſt am 11. Nov. 1817 im Lager vor los Remedios erſchoſſen.

Bald nachher gingen los Remedios und Xaurilla über, und der größere Theil ſeiner Waffengefährten fielen in ihnen, nur ein Paar retteten ſich und fochten fort. Das Land ward nie ruhig und konnte ohne Wunderwerk von den Spaniern nicht in Ruhe gebracht werden, wie ſie dort ſind: zerſtörungsluſtig, feig und grauſam. Es würde dagegen zu keinem Aufſtand haben kommen können, wenn ſie Sinn für Volksglück und Menſchenwürde gehabt, die europäiſchen Künſte dort verbreitet und gerecht verwaltet hätten *).

---

*) Der jetzige Hauptſchriftſteller über die dortigen Unruhen, der amerikaniſche Kaufmann Robinſon, behauptet, daß ein einziges Handelshaus zu London den Mexikanern mehr geholfen habe, als die Nordamerikaner zuſammengenommen. Es ſcheint aber ſeine eigene Erzählung dawider zu ſtreiten. War nicht er ſelbſt und ſeine Landsleute mit den Mexikanern in Handelsverkehr? gingen ſeine Landsleute nicht ſchaarenweis dort auf Kriegsabenteuer aus? flohen nicht die Mißvergnügten aus Meriko nach Nordamerika? wurden hier nicht die Unternehmungen auf Meriko vorbereitet, die Rüſtungen betrieben? Aber uneigennützige Unterſtützung, großmüthige Gaben, dieſe kamen freilich nur allein aus Europa, wo glücklicher-

Während Xavier Mina das Opfer seines Freisinnes und Thatendurstes in Meriko ward, lebte sein Oheim Espoz zu Paris in der Verbannung von einem kleinen Jahrgehalt des franz. Staates; der spanische Hof ließ alle seine Schritte und Tritte beobachten, und er hatte seinerseits Acht auf alle Vorgänge in Spanien, auch treue Kunde davon. Als nun das Ereigniß von Cadix, die Herstellung der Cortes zu Paris bekannt ward, wollten Manche mit Mina sprechen, und die Bedienten entschuldigten ihn mit Krankheit. Doch siehe, da war er bereits in Navarra, hatte Frankreich durchflogen, Bayonne umgangen, die alten bekannten Wege und Stege wiedergefunden und seine Waffengefährten zu tausend Mann um sich versammlet. Er gebot im Lande. Expleta, der Oberbefehlshaber von Navarra, hielt nur Pampeluna, Arezaga in Guipiscoa nur Sebastian in Gehorsam. Seinem Aufruf an Volk und Soldaten vom 2. März 1820 folgte er selbst nach Pampeluna, begehrte mit seiner Heerschaar Einlaß und die Einführung der Verfassung. Expleta vermochte solcher Bitte nicht zu widerstehen und die Freude den bewaffneten Schaaren nicht zu versagen, welche zu Tausenden auf allen Wegen zu dieser Verfassungsfeier heranzogen. Er, die sämmtlichen Behörden, die hohen Stände waren gebührend dabei gegen-

---

weise noch nicht alle menschliche Betriebsamkeit, Mühe und Dienstleistung in eine kaufmännische Kettenrechnung gebracht ist und in ihrem Gewinnsatz aufgeht. Robinson macht in jener Behauptung seinem Vaterlande eigentlich einen Vorwurf; durch sein Buch macht er ihm aber Ehre; und wenn es mit den dortigen Schriftstellern so fort geht, wie es mit Robinson und Everett u. a. anfängt, so mögen sich die europäischen wohl vorsehen, daß sie den Vortritt behalten. In England z. B. wäre es ihre eigene Schuld, wenn sie zurückkämen, anderswo können sie sich allerdings entschuldigen, daß sie die Feder niederlegen, um nicht verdächtig oder verächtlich zu werden. Robinson's Schrift heißt: Memoirs of the Mexicain revolution; including a narrative of the expedition of General Xavier Mina. To which are annexed some observations on the practicability of opening a commerce between the pacific and the atlantic oceans, through the mexicain Isthmus in the province of Oaxaca and at the lake of Nigaragua etc. by William Davis Robinson. London 1821, printed for Lackington.

wärtig, und es waren auch die noch Tags zuvor so genannten Staatsverbrecher, darunter Ehrenmänner, wie Quintana, gegenwärtig, als das spanische Grundgesetz verkündigt ward. Sodann ging es rasch an seine Vollziehung. Expleta blieb dem Namen nach im Oberbefehl, doch bald genug erhielt Mina auch die königliche Ernennung. Es war gleich nach seiner Ankunft eine Junta zusammengetreten, aber ihr ward eine andere, nach den Gerichtskreisen erwählte, entgegengesetzt, und beide bestritten einander. Die Truppen waren sich eine Zeitlang selbst überlassen, aber die Bürger wollten ihr Hab und Gut nicht ihm selbst überlassen und bewaffneten sich zu Pampeluna unter Anführung des Sohnes Expleta. Mina führte den Oberbefehl über Stadt und Land als über ein Feldlager: die Besatzung sollte aus Leuten bestehen, die unter ihm gedient hatten, dem Verein der Verfassungsfreunde ließ er statt schöner Reden Donnerworte und das Säbelgeklirr seiner Officiere hören, mußte sich aber vor Dolchen und Pistolen zurückziehen, Soldaten und, was noch weher thut, Geld ließ er liefern, ohne die Herren von der Junta davon etwas wissen zu lassen. Den zu Madrid anerkannten Verwaltungsvorstand ließ er gar nicht zu, sondern schlug einen andern vor. Ueber ihn selbst aber ging Klage und Bitte um Abberufung nach Madrid von dem Stadtrath zu Pampeluna, und von vielen namhaften Männern der Landschaft, mit Wissen und Willen der Junta. Diesem Klagen und Bitten stand zu Madrid die Thatsache entgegen, daß es in Navarra, obgleich einem Grenzlande, ruhig und sicher war, welches Mina doch wohl schwerlich erreicht hätte, wenn er sich in Zänkereien mit der Junta eingelassen hätte, ob und wo und wie er die nöthigen Kosten und Leute für den öffentlichen Dienst hernehmen sollte, wenn er hätte die Soldaten wirthschaften, und die Vereine der Verfassungsfreunde verwalten lassen. Es wäre unvorsichtig gewesen, ihn zu beleidigen, da er auf seinen Gütern mit seinem Anhange in Navarra und mit seinen Verbindungen in Frankreich sehr gefährlich hätte werden können. An seine Beleidigung dachten aber die damaligen Machthaber nicht; und wenn es am Hofe übel genommen wurde, daß nach einem gestillten Lärm zu Pampeluna über die grüne Hutschleife dieses Zeichen des Wunsches nach einem Freistaat, von ihm selbst öffentlich getragen

sey, so fand man auf der andern Seite nur die Absicht darin, aus dem Abzeichen nichts zu machen; so wie Mazarin auch einmal sein Hutband in Gestalt einer Schleuder bei der Versöhnung mit den frondeurs stecken ließ. Ueberdem konnte Niemand an der Spitze von Navarra vermeiden, mächtige Gegner wider sich zu haben: die reichbegüterte Geistlichkeit verlor dort zuviel durch die neue Ordnung; die mächtigen Familien auf dem Lande und zu Pampelona büßten zu viel ein, um sich geduldig zu fügen. Doch verlor Mina in der That den Oberbefehl über sein Geburtsland; aber diesen erhielt kein Gegner der neuen Ordnung, sondern einer ihrer Urheber, Lopez Bannos, der in Kriegs- und Verwaltungssachen eben so erfahren als thatkräftig war. Mina seinerseits bekam in dem Oberbefehl von Gallizien den Beweis des größten Vertrauens. Das Land war zu mehr als Zweidrittel geistlicher Boden, worauf Elend und Unwissenheit wucherten: Einige in großen Reichthümern und Lastern mißbrauchten einen hungrigen, arbeitsscheuen Pöbel zu allen verbotenen Dingen; an der Küste richtete der Schleichhandel die Ehrlichkeit zu Grunde und begünstigte die geheimen Umtriebe; in den Städten war durch den lebhaften Verkehr mit den Engländern vieles von ihnen angenommen; der wohlhabende, gebildete Mittelstand bekämpfte die hohen Stände. Hier in Gallizien, zwischen dem Meer, der portugiesischen Grenze und hohen, von dem übrigen Spanien scheidenden Gebirgen glaubten die Anhänger der alten Ordnung ihr Reich halten zu können, und ihre apostolische Junta, ihr Glaubensheer verschwanden zwar in der Entstehung, aber die Verwirrung der Fehden dauerte fort. Auf welche Seite Mina trat, deutet sein Beiname Republikaner an. Er verfuhr mit derselben Strenge und Schnelle, wie in Navarra, bei seiner Kenntniß vom Gebirgskriege waren die Schlupfwinkel der Gegner bald versperrt, wer sich verdächtig machte, ward ohne Unterschied verhaftet, und nicht selten nach den canarischen Inseln fortgeschafft, und wer auf den Wahlversammlungen nicht gern gesehen wurde, dem gab man es so handgreiflich zu verstehen, daß er sich entfernte. Gallizien fing immer mehr an, einem unabhängigen Freistaat zu gleichen, und hatte eine Landwehr von 110,000 Mann „wider innere und äußere Feinde," nach Mina's Bekanntmachung. Mina scheint auch Trup-

pen *) um die Zeit zusammengezogen zu haben, daß Riego den Oberbefehl von Arragonien verlor, und dessen Namen in die Untersuchung wegen der Umtriebe des Franzosen Montarlot zu Saragossa zur Freistaatsstiftung verwickelt ward; daß sein Freund Arco Aguero, Statthalter zu Badajoz, plötzlich starb; daß die Statthalter von Sevilla und Cadix und viele andere dem Hofe mißfällige Beamte entsetzt wurden, und daß nach der Auswanderung von Queseda und Eguia ein Glaubensheer in Navarra zum Vorschein kam. Er widersprach öffentlich dem Gerücht, daß er nach der Gründung eines Freistaatenbundes in Spanien strebe, daß er darüber mit Riego einverstanden sey, und daß eine gleiche Verfassung auch Frankreich zugedacht worden. Er stellte sich als den treuen Rathgeber des Königs dar, welchem er 1814 die Nothwendigkeit der Herstellung der Cortes ans Herz gelegt habe. Der Verwaltungsvorstand zu Corunna sandte dem König eine Vorstellung, worin auf Entsetzung der Minister nicht blos, sondern auf ihre Anklage und Hinrichtung angetragen wurde. Gleich darauf ward der Verwaltungsvorstand wegen willkürlicher Verhaftungen und Landesverweisungen entsetzt, und es folgte ein Schreiben nach, den 27. Nov. 1821, worin die Einwohner zu Corunna Mina's Verabschiedung vermutheten. Sie versammeln sich, fordern Auskunft über das Schreiben und Berichtserstattung zur Rücknahme der Verabschiedung. Der Verwaltungsvorstand verweigert die Auskunft, muß aber das Schreiben lesen, und Mina wird vermocht, zu bleiben. Am folgenden Morgen ist er wieder reisefertig, und seine Verweisung nach Siguenza (Guadalarara) wird bekannt. Die ganze Stadt, die Umgegend kommt in Bewegung, der Verwaltungsrath, die Bürger, die Soldaten erklären, daß Mina bleiben und den Oberbefehl fortführen solle. Sein Nachfolger fordert ihn aber nach einigen Tagen auf, sich an den Ort seiner Verweisung zu begeben; die Truppen im Lande, die meisten Städte erklären sich wider ihn, und er gibt den Oberbefehl ab.

*) Um die Mitte des Jahrs 1821 wurden von dem Obersten Marquelly die Standzeichen und Sinnbilder von Inquisition und Lehnsherrlichkeit im Lande vernichtet.

Das Neujahr 1822 sah Spanien in großer Bewegung: die Lande des Südens, Cadix, Sevilla, Valencia, Barcelona in Aufstand; alle Grenzlande gegen Frankreich, selbst Altcastilien, mit den Fahnen des Glaubens durchstreift, zu Siguenza den Sitz der heiligen Kreutzfahrer; zu Madrid böse Händel, ängstliche Ungewißheiten, schwankende Gunst am Hofe, raschen Ministerwechsel. Die Cortes ließen über sich nicht lange in Zweifel, nur ein einziger Grand war unter ihnen, Riego gleich zuerst ihr Präsident, und Bekämpfung der Gegner der Verfassung ihre Loosung. In diesem Sinn erfolgten Anstellungen und Absetzungen, Freisprechungen und Verurtheilungen. Mina blieb in der Zurückgezogenheit; aber über seine Absetzung und über die Vorfälle in Gallizien ward in der Sitzung vom 18. März Bericht verlangt, und die öffentliche Meinung bezeichnete ihn mit Ballosteros und Lazan schon im Mai zum Oberbefehl an den Pyrenäen. Hier waren die Gegner der Verfassung, die Erstgebornen altadelicher Familien und Officiere, Quesada, Eroles, der rastlose, kühne, listige Mönch von la Trappe, Antonio, Mann des Pöbels, mit dem Schein der Wunderthätigkeit, immer glücklicher und senkten im Juni ihre Schaaren von den festen Stellungen um Irati und Urgel immer näher nach dem Thalgrund des Ebro, von Irati durch die baskischen und navarrschen, von Urgel durch die catalonischen und arragonischen Lande. Sie hier, die Herren zu Siguenza (das Bayonne des Innern genannt), die Reiter von der Leibwache zu Cordova und die Leiter der Bewaffnung wider die Verfassung in den Landen allen erwarteten einen Schlag zu Madrid. Und kaum ist dort die Sitzung der Cortes geschlossen, so ist auch die Leibwache im Gefecht mit Besatzung und Bürgerschaft. Sie wird aufgelöst, und mit ihr der doppelte Plan zerstört, das unbeschränkte Königthum, oder die Schranken hoher Stände herzustellen, ohne Gewalthülfe von außen. Die Sieger nahmen keine Rache, aber entfernten ihre Feinde von den Stellen der Gewalt und beriefen Mina nach Madrid, um den Oberbefehl in Catalonien zu übernehmen, welches in Kriegsstand erklärt ward. In dieser Erklärung wird neben Mina's Verdiensten und Kriegskenntnissen auch seines brennenden Eifers für die Freiheit erwähnt. Er umgab sich mit alten Waffengefährten und geflüchteten französischen

Officieren, und wünschte sich wohl lieber den Oberbefehl in Navarra, weil er dort Land und Leute besser kannte, auf beiden Seiten der Pyrenäen. Aber die Gefahr war in Catalonien am drohendsten, und er ging am 15. August dahin ab; 30 Millionen Realen stand zu seiner Verfügung.

Das platte Land war in feindlicher Gewalt, die großen Städte schützten sich und wünschten Hülfe, konnten sie nicht geben. Die Feinde hatten ihre Hauptstellung, den Sitz ihrer königlichen Regierung, vortrefflich gewählt. Die Stadt (Ciudad) Urgel liegt in einem Kessel, welchen das Thal der Segre bildet, im Hintergrunde erheben sich die Pyrenäen, und führen zwei Straßen nach Perpignan und Tarrascon in Frankreich. Rechts schreitet ein Bergrücken von den Pyrenäen zwei Stunden über Urgel vor und dacht sich gegen die Segre ab. Hier läuft der Weg ins Freie aus, der von Urgel kommt, von der Segre häufig durchkreuzt wird und zwei Stunden lang in Irrgängen zwischen Fluß und Felsen fortzieht. An dem Ausgange dieses Hohlweges streckt sich eine Fläche, wie zum Schlachtfelde bereitet, auf 14 Stunden Länge zwischen der Segre und Noguerra bis Balaguer aus. Wurden die Feinde hier auf der Fläche von Urgel auch geschlagen, so nahm sie jene natürliche dreieckige Festung auf, welche die Segre, der vorschreitende Bergrücken und die Pyrenäen um die Stadt Urgel bilden. Die Sieger konnten sich den verschanzten Hohlweg nicht öffnen, auch haben die Franzosen Urgel nie genommen. Zugänglicher ist Urgel auf der Seite von Oberarragonien, wo die beiden Waldströme, die Noguera de Ribagorza und de Pallares, und an diesem die Festen del Tremp und Talarn, das Stammschloß von Eroles, vorliegen. Ueberdem war das Bergvolk auf feindlicher Seite; Glaubenseifer, guter Sold und reiche Beute reizten es auf; es konnte bei dem Kriegsgetümmel nur gewinnen, nicht verlieren, und war an das wilde Leben gewöhnt. Es durchstreifte unter seinen Häuptlingen zu Schaaren von 100 bis 1000 Mann das platte Land, wo die Fahne nur allein noch Schutz gab, und sie jeder nach seiner Wahl ergriff, welcher Anhang hatte, der große Haufen aber sich unter die eben mächtigste flüchtete. So entstanden große Truppenschaaren schnell und verschwanden wieder. Standfeste Soldaten,

Vorräthe aller Art, Zucht und Ordnung fehlten zu Urgel noch zu sehr, um einen zusammenhängenden Angriffsplan zu verfolgen, und dem ankommenden Mina mit Heeresmacht entgegen zu gehen. Ein Strom von Bekanntmachungen, Aufrufen, Verordnungen ergoß sich von Urgel.

Mina brachte nach Saragossa nur 100 Reiter am 22. August mit, wo man so eben bei dem gefangenen Bessiere, Vorstande des Generalstabes von Antonio, Papiere gefunden hatte, die man wegen ihrer Wichtigkeit unter Bedeckung nach Madrid sandte. Nachdem Kriegsrath gehalten war, ging Mina über Mequinenza nach Lerida, wo sich seine Truppen allmälig und nicht sehr zahlreich zusammenzogen und die Ribagorza zwischen sich und Antonio hatten, der mit Quesada von Navarra gekommen war. Von Lerida war selbst die Verbindung mit Tarragona nicht mehr frei, und östlich von diesen Städten hatte blos der thätige Rotten sich bei Manresa schlagfertig im Felde erhalten. Die ganze Gegend von Tarragona, Reuß und Monblanch war von Cabecillas, Romagosa und Miralles besetzt, die Straße nach Barcelona gesperrt, Cervera und Ygnaledo berennt, das Kloster San Ramon in Feindes Hand. Eroles hatte Cardona, Caragol San Feliu de Codines, und Mosen-Anton-Coll Hostalrich eingeschlossen, Misas stand bei Gerona, Quesada und Antonio bei Conca de Tremp. Mina brach am 13. Sept. auf, fand die Feinde weder vor Cervera, noch in dem Kloster San Ramon und ging bis Calaf am 24. Sept. Während dem schien der Oberst Tabuenca sein altes Glück gegen Quesada und Antonio zu haben, fand sich aber von einer sechsfach überlegenen Macht gedrängt, und mit Verlust von zwei vernagelten Feldstücken zum Rückzuge von Benavarre den 18. Sept. 1822 gezwungen. Er selbst gerieth mit dem Oberstlieutenant Velasco in Gefangenschaft, als er bei dem Angriff mit dem Bayonette zur Rettung des Geschützes zuweit von seinen Leuten vordrang. Sie wurden beide erschossen. Oberarragonien kam in Feindes Gewalt, und Mina's linker Flügel zu Lerida ward bedroht. Rotten zu seiner Rechten brach von Manresa hervor und zwang Eroles, die Belagerung von Cardona mit 6000 Mann aufzuheben, und zu gleicher Zeit trieb Millans die Feinde von Hostalrich, während die ausgeschifften frischen Truppen

in den Seestädten sich in Verbindung zu setzen suchten. Die Verwaltungsbehörden verfuhren mit Ernst, zum Theil mit fürchterlicher Strenge. Sie geboten allgemeine Bewaffnung den Waffenberechtigten, oder denen, welchen man traute; sie schrieben eine Kriegssteuer aus und wiesen der Landwehr Soldzahlung an. Die Gemeinden wurden mit schweren Geldbußen bedroht, wenn sie die Ankunft der Feinde nicht sofort berichteten, und mit Plünderung und Verbrennung, wenn sie die Feinde begünstigten. Mina selbst mahnte alle flüchtige Einwohner zur Rückkehr in ihre Heimath und gab ihnen Frist bis zum 28. Sept. Er konnte nun schon eine zusammenhängende Angriffsbewegung von Hostalrich, Vich, Manresa, Calaf, Cervera über Agrament nach Benavarre und Conca de Tremp bilden. Auf seiner Rechten boten sich Millans von Hostalrich und Costa von Barcelona die Hand und hatten Misas gegenüber; wider ihn selbst und Rotten standen Romagosa, Romanillo und Badals, und auf seiner Linken Zarco del Valle, nach ihm Velasco bei Lerida wider Eroles. Der franz. Moniteur ließ Mina schlagen, andere französische Zeitungen gar ihm die Beine brechen und ihn nach Urgel gefangen einbringen. Beide Theile beobachteten einander, suchten sich zu überflügeln und vermieden geordnete Treffen. Eroles deckte den Zugang von Urgel auf der schwächsten Seite und suchte die Verbindung mit dem Innern sich zu öffnen, Arragonien und Catalonien zugleich im Angriff zu halten. Mina drohte den Gegner zwischen zwei Feuer zu nehmen, von Urgel abzuschneiden und suchte die Verbindung mit den Seestädten frei zu machen. Er stand zu Calaf wie unbeweglich, trieb den kleinen Krieg an und steuerte nicht blos dem geheimen Krieg in seinem Rücken, sondern spielte ihn auch in Feindes Land. Man konnte sich zu Urgel nicht genug vorsehen, die Vertrautesten verschwanden plötzlich und erschienen zu Barcelona mit den geheimsten Sachen. Das Bergvolk ward unruhig und für Mina gestimmt, der als Freund oder Feind es zu behandeln verstand. Seine Gegner wollten es aus Noth zum Festungsdienst und in der Linie gebrauchen. Der Schrecken lähmte die geheimen Umtriebe in Mina's ganzem Bereich, denn sie waren ihm früher, als denen bekannt, welche sich dazu gebrauchen ließen, und seine Strafen schnell und scharf. Das schwerste Gericht erging

über die Mönche. Seine Gegner kündigten fortdauernd französische Hülfe an, und es scheint fast, daß auch er sich ein ähnliches Hülfsmittel hat bereiten wollen, wenigstens haben die Zeitungen von Untersuchungen unter den franz. Gesundheitstruppen über einen verdächtigen Verkehr mit Spanien gesprochen. Neben allem diesen versuchte Mina Unterhandlung und Versöhnung. Seine Waffenkräfte waren nicht groß, und er möchte schwerlich 16000 Mann heermäßig im Felde gehabt haben. Indeß griff er Castelfolit an, als das Belagerungsgeschütz angekommen war; er fand Widerstand, und Eroles drang von Tremp über Balaguer in seine Seite vor, trennte ihn von seinem linken Flügel, der in Arragonien wegen Quesada's Durchbruch nach Navarra zurückgehalten ward, und Antonio scheint in Mina's Rücken bis nach Tarragon gestreift zu seyn, dessen Erzbischof an der Spitze der Regierung von Urgel stand. Französische Schiffe zeigten sich vor den Seestädten und boten sich zur Aufnahme der Franzosen und des französischen Eigenthums an. Der spanische Universal erzählt, daß von einem Schiffe gefragt worden sey, welche Regierung zu Barcelona herrsche? und daß man geantwortet habe, „die Regierung, welche über Spanien ewig herrschen wird trotz der * * * zu * * *." Mina stürmte auf Castelfolit fort, und soll den Ausgang selbst erzählen: „Lange und hartnäckig war der Widerstand *). Ich war Zeuge von Thaten, gleich den schönsten, welche die Geschichte bewahrt. Alles aber mußte dem Freiheitseifer, der Beharrlichkeit und der Unerschrockenheit der spanischen Truppen weichen. Verbrannte Häuser, niedergeworfene Wälle, geschleifte Verschanzungen, das ist jetzt das Bild einer Festung, auf welche der Feind der Ordnung so große Hoffnung setzte. Unglückliche, betrachtet den Boden, den noch kürzlich eure Verführer besetzt hielten, ihr findet nichts als Schutt und Trümmern und eine furchtbare Inschrift, welche jenen, die Castelfolit nachahmen wollten, vorhalten wird, was sie zu erwarten haben. — Wart ihr nicht Zeugen,

*) Die Belagerung dauerte nur sieben Tage, bis zum 24. Oct. 1822. Die Besatzung schlug sich zum Theil in der Nacht durch und ward zum Theil von den Stürmenden niedergehauen.

wie Romanillo diese Stadt, die auch die seinige ist, in dem gefahrvollsten Augenblick mit dem Versprechen verließ, zu euerm Beistande herbeizueilen? Wart ihr nicht Zeugen, wie er fünf Tage meinen Truppen gegenüber stand, und nach allen möglichen Verstärkungen, an der Seite seiner würdigen Gefährten Romagosa, Eroles u. a., doch nicht einen Schritt vorwärts wagte, um die Belagerung zu stören? — Wo sind jene fremden Heere, die man so oft ankündigte, um euch zu verblenden und zu Grunde zu richten? Gebt euern Irrthum auf, eilt den Handschlag der Versöhnung zu empfangen, den das Vaterland, diese erbarmungsvolle Mutter, euch mit Sehnsucht bietet, oder zittert vor der schnellen Rache, womit sie verbrecherische Söhne, Feinde ihrer Ruhe und Wohlfahrt, treffen wird!" Hierauf gibt er eine Frist zur Rückkehr und Vergessenheit bis zum 20. Nov. und geschärfte Strafbefehle. Die durchgebrochene Besatzung ward nach Santaluga verfolgt, wo Romanillo eine vortheilhafte Stellung hatte, sich nicht herauslocken ließ, sie zwei Stunden lebhaft vertheidigte und selbst einen Angriff mit dem Bayonette abhielt, bis die 200 Reiter mit franz. Helmen und Harnischen geworfen wurden. Mina's Heer hatte Muth und Zucht, die Erbitterung traf die Aufwiegler, die Mönche, mit Waffen in der Hand, die Fremden, die Ersten beim Angriff, wurden ohne Gnade niedergestoßen, die alten Soldaten im Gefecht aufgesucht, die Bauern geschont. Die feindliche Macht fing an sich aufzulösen, die gewaltsam ausgehobenen jungen Leute kehrten heim, die Bauern verliefen sich, die alten Soldaten benutzten die Gnadenfrist. Mina wandte sich nach Balaguer, folgte den Feinden Anfangs November zwischen die beiden Noguera, nahm Tremp, zerstörte Tallarn, und die spanischen Zeitungen meldeten, Quesada habe mit 7 Mann Bayonne überrumpelt, und Eroles mit Perpignan einen ähnlichen Streich vor. Mina hatte sich in der That gegen die Mitte Novembers den Weg nach Urgel geöffnet, und nach franz. Nachrichten soll Antonio die Absicht des Befehlshabers auf dem dortigen Schlosse entdeckt haben, die Feste zu übergeben. Sie blieb zwar noch besetzt, aber die Regierung flüchtete nach Puicerda und dann nach Livia, dem äußersten Grenzorte, mit französischem Gebiet umgeben. Die Gemahlin von Eroles eilte nach Frankreich. Er selbst versuchte

noch in den Bergschluchten von Pueblo und Geri am 16. Nov. verzweifelte Gegenwehr. Hierbei kam es, nachdem Urgel und Puicerda fielen, und Mina in letzterem Orte selbst eingezogen war, den 29sten und 30sten Nov. in der spanischen Cerdagne zum allgemeinen Angriffe, wo die Glaubensarmee von Mina wieder völlig geschlagen wurde; Eroles suchte, wie die Trümmer seiner Schaaren und die Regentschaft, auf französischem Boden Zuflucht, welche man ihnen mit diplomatischer Behutsamkeit verstattete, indeß die Constitutionnellen mit gleicher Vorsicht das Nachbarrecht ehrten, aber recht gut wußten, wessen sie sich von dort her zu versehen hatten.

Mina's Werk scheint in Catalonien vollbracht zu seyn; er läßt hier drei starke Heeresabtheilungen, zur Aufrechterhaltung der Ruhe, zur Vernichtung noch umherschwärmender Feinde und um sich dem französischen Beobachtungsheere entgegen zu stellen; er selbst zieht nach Arragonien, wo General Velasco mit 12000 Mann seine Befehle erwartet, um auch in dieser Provinz den Meutereien der Servilen kraftvoll die Spitze zu bieten.

So geben die neuesten Nachrichten aus Spanien die Ueberzeugung, daß Mina, als vorsichtiger Feldherr, nach sicherem Plane den Feldzug gegen die Feinde in dem Augenblicke entschied, wo die Regierung von Urgel die ihr verheißenen ausländischen Unterstützungen zu einer großen Anleihe zu Paris benutzen wollte, und wo die auswärtige Diplomatie über die spanische Angelegenheit zu berathen anfing. — Er hat seinen Angriff vorbereitet, während der Bericht des Ministers des Innern am 12. October den Cortes den Vorschlag machte, der vollziehenden Gewalt außerordentliche Macht zu verleihen zur Herstellung der Ruhe und zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Während diese Gesetze angenommen wurden, rückte er vor und bewährte seinen Feldherrnruhm nicht allein durch entscheidende Siege, sondern durch strenge Heereszucht; auch bot er, neben den Waffenkräften, Streitmittel auf, welche weiter reichten und wirkten, als das sichtbar vorgesteckte Ziel von Urgel. — Ausgewanderte Italiener stellten sich unter seine Fahnen, französische Flüchtlinge dienten dort, und auch Montarlot fand sich in Barcelona ein. —

Vorstehende biographische Mittheilungen lassen die neuesten kriegerischen Ereignisse in Spanien im näheren Zusammenhange übersehen, so weit es die Gegenwart verstattet. Oft dienen uns nahe liegende Begebenheiten zur besseren Erkenntniß, wenn man sie unter den Gesichtspunct der Parallele stellt, und so das Auge zu nahe stehende Ereignisse durch Vergleichung mit dem Entfernteren abmißt. Doch hat die Parallele zwischen der französischen Revolution und der spanischen der letzteren ungerechter Weise manches ungünstige Urtheil zugezogen, unter welchem auch der Ruf hervorstechender Charaktere, wie Mina's, gefährdet ist. Der abgemessene, berechnete ernste Gang, der spanischen Angelegenheiten darf, nach der Verschiedenheit beider Nationen, nicht mit der Eigenthümlichkeit der leichtbeweglichen Franzosen verglichen werden; obgleich nicht zu leugnen steht, daß gewisse Einwirkungen auf verwandte Verhältnisse, nach den Gesetzen der moralischen Weltordnung, immer dieselben Folgen herbeiführen müssen. —

# Graf Rapp,

französischer Pair, General-Lieutenant, erster Kammerherr des Königs u. s. f.

# Graf Rapp,

französischer Pair, General-Lieutenant, erster Kammerherr des Königs u. s. f.

Je mächtiger die Kraft war, mit welcher Napoleon Bonaparte fast zwei Jahrzehnte hindurch in das politische Leben Europa's eingriff, um so aufmerksamer verweilt der Geschichtsforscher bei jeder seiner Eigenthümlichkeiten, wie bei den Männern, welche schon dadurch Berühmtheit erhalten, daß sie in irgend einem Zeitabschnitte seines Lebens zu seiner näheren Umgebung gehörten. So willfährig man nach der Zerstörung des französischen Kaiserthrones auch gewesen ist, dem Erbauer desselben jede Geistesgröße — vor welcher man noch wenige Tage vorher zitterte — streitig zu machen; sein Feldherrnruhm ist selbst nicht durch die zuletzt erlittenen Niederlagen zweifelhaft geworden, und seinen Kriegsgefährten versagt niemand den mühsam erkämpften blutigen Lorbeer. Doch kaum sind wenige Jahre verflossen, und fast mühsam ist im gegenwärtigen Frankreich noch einer der Unterfeldherren Bonaparte's aufzufinden, die in den Tagen des Glückes eine so glanzvolle Celebrität behaupteten. Theils haben sie, die so oft auf dem Siegesfelde dem Tode trotzten, als sich der Glücksstern von ihnen wandte, im Kampfe das Leben geopfert, theils sind sie, ungewohnt des häuslichen Friedens, mit gebrochenem Herzen vom Krankenlager in die Friedensgruft getragen, theils leben sie in unheimlicher Stellung der neuen Hofgunst, oder, von

derselben zurückgedrängt, in dunkeler Abgeschiedenheit; — weder die neue Gestaltung des französischen Kriegesheeres, noch der Gesundheitskordon an Spaniens Grenzen hat das Andenken der napoleonischen Feldherrn erneuert.

Rapp gehörte zu den Wenigen, welche aus Bonaparte's Umgebung, zur zweiten Classe seiner Generale gehörig, aber ihm persönlich längere Zeit recht nahe stehend, bei der neuesten Gestaltung des französischen Reiches zu den Begünstigten des neuen Hofes gezählt wurde; er gehört zur Zahl derer, deren politische Handlungsweise man oft zweifelhaft fand, indeß das Verdienst eines unerschrockenen, tüchtigen, einsichtsvollen Kriegsmannes ihm nie streitig gemacht ist. —

---

Johann Rapp trat in einer guten Bürgerfamilie den 27. April 1771 zu Colmar ins Leben und zeigte schon im frühesten Knabenalter eine rastlose, muthvolle Lebendigkeit, welche Eltern und Erzieher für das künftige Schicksal der Kinder besorgt macht. Wie sehr seine im Still-Leben der bürgerlichen Geschäfftigkeit sich recht wohl befindende Familie sich auch dagegen sträuben mochte, die Wahl der künftigen Bestimmung Rapp's war entschieden, ohne daß die Wahl in Berathung genommen werden konnte: er ward Soldat und trat den 1. Mai 1788 in das zehnte Regiment der berittenen Jäger. Mit diesem zog er in den nächsten Jahren dem Rheine zu, um die Sache der Freiheit und des Vaterlandes gegen auswärtige Einmischung zu vertheidigen. Das Glück begünstigte ihn, indem er Desair's Aufmerksamkeit auf sich zog, da er, als Wachtmeister, mit weniger Mannschaft, muthvoll gegen die Uebermacht österreichischer Husaren einen Paß so lange vertheidigte, bis Unterstützung herbei kam. Der junge Krieger, selbst verwundet, wird von dem General mit Lobsprüchen überhäuft, auf dem Schlachtfelde zum Lieutenant erhoben und unmittelbar nachher in die Adjutantur des Hauptquartiers versetzt. So macht er die Feldzüge am Rheine und in Italien und begleitet den General Desair 1798 nach Aegypten, wo er sich in mehreren Gefechten auszeichnet und bis zum Escadronschef vorrückt. Es glückte ihm, mehreres türkische Geschütz zu erobern und

unter den Ruinen von Theben große Tapferkeit zu beweisen, der in den amtlichen Berichten Bonaparte's ehrenvoll Erwähnung geschieht. Obgleich in dem letztgenannten Treffen schwer verwundet, entkam Rapp doch glücklich mit seinem General Desaix aus Aegypten und war fortwährend an seiner Seite, auch an jenem blutigen Tage bei Marengo, wo Bonaparte unter sehr ungünstigen Verhältnissen, am 14. Junius 1800, von den Oesterreichern unter Melas angegriffen, das Treffen zu seinem Nachtheile schon entschieden sah, als Desaix mit zwei frischen Divisionen erschien, auf den linken, durch zu große Ausdehnung geschwächten Flügel der Feinde den Kampf von neuem begann und den in der Kriegsgeschichte Bonaparte's so denkwürdigen Sieg erkämpfte. Desaix erkaufte ihn mit seinem Leben; Rapp sah seinen General fallen und überbrachte dem ersten Consul die Todesbotschaft, worauf dieser ihn als Aide de Camp bei sich behielt und ihm bald darauf eine Abtheilung seiner Consulargarde anvertraute. Es war Bonaparte's Art, seinen Günstlingen Aufträge zu geben, welche ihnen Gelegenheit verschafften, sich zu bereichern. Der gemeine Eigennutz fesselt gewöhnliche Menschen am leichtesten, und Bonaparte stellte die Handlungsweise Aller unter diesen Gesichtspunct. So sandte er seinen Adjutanten Rapp 1802 in die Schweiz, um die fortwährenden inneren Unruhen, welche von Frankreich aus angezettelt waren, zu stillen. Aus dem berühmten Lande der Freiheit war der tugendliche Sinn der Vorfahren längst gewichen; Parteiungen und Verfassungen wechselten beim schlechten Spiele der Leidenschaften. Am Schlusse des Aprils jenes Jahres hatten sich, unter französischer Begünstigung, zu Bern 48 Abgeordnete versammelt, die den 3. Mai einen neuen Constitutionsentwurf zu Tage förderten, gegen welchen das Waadland aufstand, indeß Andere denselben annahmen, blos um nicht der Willkür der nachbarlichen Politik anheim zu fallen. Der Zündstoff, welchen Frankreich in die verschiedenen Cantone warf, wurde geflissentlich angefacht, jede Flamme der Unzufriedenheit oder sich widerstreitender Ansprüche genährt, um endlich aus der größten Verwirrung seinen Lohn zu ziehen. Als im Juli die französischen Truppen abmarschirten, fiel, wie sich vorhersehen ließ, die mit ihrer Hülfe aufgedrungene Constitution über den Haufen; nachgiebig bemühte sich

die Regierung, auf dem Wege der Unterhandlung der Mißvergnügten Forderungen auszugleichen; doch vergeblich: Schwyz, Uri und Unterwalden, Appenzell und Glarus traten zusammen und zeigten dem ersten Consul förmlich an, wie sie sich ihre eigene Constitution zu geben gedächten, nach Einiger Verlangen in der Form der alten drei Bünde, nach Anderen den Grundsätzen der neuen Freiheitsapostel gemäß. Bald verwandelten sich die berathenden Versammlungen in Kämpfende; vergossenes Blut rief zur Rache; Schweizer gegen Schweizer! —

In diese bejammernswerthe Lage war Helvetien gekommen durch fremde Bosheit und eigene Schuld, als Rapp den 4. October zu Lausanne, den 5. zu Bern eintraf und eine vom ersten Consul unterzeichnete Proclamation bekannt machte, deren arglistige Zusammenstellung offenkundig die Politik eines eroberungssüchtigen Despoten darlegt; eine Politik, über deren Ziel die kurzsichtige Diplomatie eines unglücklichen Zeitalters noch manches Jahr zweifelhaft blieb. —

„Ihr bietet," so lautete die Botschaft, welche Rapp den Schweizern brachte, „seit zwei Jahren ein beklagenswerthes Schauspiel dar. Entgegengesetzte Parteien bemächtigen sich nach einander der Gewalt; ihr vorübergehendes Reich wird durch Parteilichkeit und Schwäche bezeichnet. — Drei Jahre habt ihr gestritten, ohne euch zu verstehen; ihr werdet euch noch drei Jahre lang todschlagen, ohne euch besser zu verstehen. Zudem beweist eure Geschichte, daß eure inneren Kriege nie ohne thätige Vermittlung Frankreichs beendet werden konnten. Zwar hatte ich (Bonaparte) den Entschluß gefaßt, mich nicht in eure Angelegenheiten zu mischen; denn immer hatten eure verschiedenen Regierungen von mir Rathschläge verlangt, und sie nicht befolgt, hatten öfter nach Leidenschaft und Vortheil meinen Namen compromittirt. Ich kann und darf nicht unempfindlich seyn gegen euer Unglück, ich nehme meinen Entschluß zurück: ich werde der Vermittler eurer Zwistigkeiten seyn; aber mit Kraft, wie es den großen Völkern geziemt, in deren Namen ich rede." — Rapp brachte, nicht ohne Schwierigkeiten, die Bestimmungen der Consularverfügungen in Vollzug; Abgeordnete der verschiedenen Cantone wurden nach Paris berufen, wo ihnen Bonaparte die Basis ihres künftigen politischen Daseyns vorzeichnete und ihnen aufgab,

„nichts auf ihrem Gebiete zu dulden, was mittelbar oder unmittelbar dem Interesse, der Ehre und der Sache des französischen Volkes nachtheilig seyn könne.“ — Für die humane Vermittlung der Parteien ward zu gleicher Zeit eine Kriegssteuer von 625,000 Franken auferlegt, und General Ney zog als bevollmächtigter Minister mit einer Heeresfolge von 12,000 Mann in die Schweiz ein. — Wie feindselig sich auch dem Blicke des Geschichtsforschers die Rolle zeigt, welche Frankreich vom Anfange der Revolution her gegen die helvetischen Freistaaten spielte, so wird doch, im Ganzen genommen, das von Rapp bei dieser Sendung beobachtete Benehmen gerühmt, indem er nicht durch rohen Kriegerübermuth verletzte und gern der friedlichen Vermittlung seine Autorität schenkte.

Im folgenden Jahre begleitete er den ersten Consul auf der Reise nach Belgien und unterzog sich, Behufs militairischer Vorkehrungen, mit dem glücklichsten Erfolge mehreren Aufträgen.

Als mit der Errichtung des Kaiserthrones der Orden der Ehrenlegion ins Leben trat, wurde General Rapp mit dem Commandeur-Kreutze desselben beschenkt (1804). Im folgenden Jahre verheirathete er sich mit der Tochter des General-Proviantmeisters Vanderberg; eine Verbindung, die bald nachher durch förmliche Scheidung getrennt wurde. Um dieselbe Zeit wurde er von dem Wahlcollegio seiner Heimath zum Mitgliede des Senates ernannt. —

Der von neuem gegen Oesterreich ausgebrochene Krieg rief ihn in dem Gefolge des Kaisers wieder auf den Kriegsschauplatz, wo er besonders in der Schlacht von Austerlitz ruhmvolle Beweise militairischer Einsicht und großer Tapferkeit gab. An der Spitze zweier Escadrons berittener Jäger und der Mamlucken der kaiserlichen Garde, machte er in einem sehr entscheidenden Augenblicke einen kühnen Angriff auf die russischen Garden und warf sie, bei welcher Gelegenheit er persönlich den Fürsten Repnin zum Gefangenen machte und wenige Tage darauf zum Divisionsgeneral ernannt wurde. — Diese ausgezeichnete That auf dem Schlachtfelde von Austerlitz brachte ihm auch die Ehre zu Wege, auf dem berühmten Gemälde Gerard's, durch welches der Kaiser jenen Sieg verherrlichte, mit dargestellt zu seyn. — Er wird als Anführer mehrerer glücklicher Cavalerieangriffe genannt,

welche in den Feldzügen von 1806 und 1807 stattfanden. Nach der Schlacht von Jena und Auerstädt besetzte er zuerst Weimar, wo die von ihm gehaltene Manns-zucht nicht sonderlich gerühmt wird. — In dem Treffen bei Golymin (den 26. December 1806), wo die Russen unter Burhövden von Davouſt und Augereau nach Oſtrolenka zurückgeworfen wurden, wurde ihm der Arm ſchwer verwundet und gelähmt, indem er in ein ruſſiſches Carré einhauen wollte. —

Nach dem Falle des wichtigſten Punctes des preußiſch-ruſſiſchen Kriegstheaters, der in mercantiliſcher und ſtrategetiſcher Hinſicht gleich wichtigen Stadt Danzig, deren Vertheidigung erſt dann einem thätigen und einſichtsvollen Befehlshaber (Kalkreuth) anvertraut wurde, als unbeſchreibliche Nachläſſigkeit die Schlüſſel der Feſtung dem Belagerer ſchon überanwortet hatte, blieb der erobernde Feldherr Lefebre nur ſo lange dort, um von dem Kaiſer Napoleon mit dem Ehrentitel eines Herzoges von Danzig, von der Stadt ſelbſt mit einem Geſchenke von 400,000 Franken begabt zu werden; ſchon am 2. Juni 1807 ward der neue Herzog abgerufen, und General Rapp zum Generalgouverneur ernannt.

Dieſes neue Verhältniß, dem Rapp eine ganze Reihe von Jahren vorſtand, iſt Veranlaſſung zu vielen Klagen geworden, welche man ihm von dorther nachgerufen hat. Wenn man die Stellung des Generalgouverneurs ſelbſt näher betrachtet, ſo liegt in dem Weſen derſelben, nicht in einer tadelnswerthen Perſönlichkeit des jenen Poſten Bekleidenden, die meiſte Veranlaſſung zu jenen ungünſtigen Urtheilen. Der vom Kaiſer ſolchen Generalgouverneuren vorgezeichnete Beruf war ein rein despotiſch militairiſcher, vermittelſt welches alle erſinnlichen Hülfsquellen der für ſehr reich gehaltenen Stadt zu kriegeriſchen Zwecken, zur Befeſtigung des Platzes ſelbſt, zur Sicherſtellung deſſelben gegen jeden Angriff, zur Verpflegung und Bekleidung einzelner Heeresabtheilungen, zur Anhäufung von Kriegsbedürfniſſen und zu Gelderpreſſungen benutzt werden mußten. Nebenbei waren die Generalgouverneurs mit allen etwa an den Staat oder an Kriegscaſſen habenden Forderungen auf ſolche Städte, als Quellen, ſich zu bereichern, hingewieſen.

An erlittene Bedrängniß und überſtandene Gefahr (der Belagerung) knüpfen ſich leicht im Sinne der Menge

freudige Aussichten für die Zukunft; so auch bei den Danzigern, als ihnen Napoleon mit der Zusicherung einer republicanischen Selbstständigkeit ein theures Geschenk machte. Sie hatten vollkommen zu erfahren Gelegenheit, welche Bewandtniß es damit haben sollte; und Rapp war ein Mann von so energischer Handlungsweise, daß sie gar bald keinem Zweifel mehr Raum geben durften. Die auferlegte Contribution, von der ohnehin mit Einer Million Franken erst der geringere Theil bezahlt war, sollte nur ein Angeld für den theuren Kauf der errungenen Freiheit seyn; darum schrieb Rapp im Weinmonate 1807 an den Stadtpräsidenten Gralath: „In Ihrer Republik ist Muth und Energie von Nöthen; der gegenwärtige Augenblick erheischt Opfer; leisten Sie solche gutwillig. Ich kann nicht länger ein bloßer Zuschauer von dem bleiben, was ich sehe. — Ihre öffentlichen Cassen sind leer; die bis jetzt erhobene gezwungene Anleihe steht in keinem Verhältnisse zum Bedarf der Kriegescontribution, noch weniger um die dringenden Ausgaben bei ihrer Verwaltung zu decken. Sie zahlen weder die Zinsen Ihrer öffentlichen Schulden, noch die bereits verfallenen Schulden selbst.“ — Dieser Ermahnungen Schluß war der kategorische Befehl, von den wohlhabenden Bewohnern der Stadt eine neue gezwungene Anleihe von zwei und einer halben Million Franken beizutreiben und davon binnen vier Tagen 1,450,000 Franken an den Kriegszahlmeister abzuliefern. Zur Bestrafung der Widerspänstigen oder Säumigen ward die französische Gensdarmerie als Handhaberin der Vollziehung im Hintergrunde gezeigt. — Schon im März des folgenden Jahres ließ der Gouverneur seine Klagen über den Mangel der Energie der städtisch republicanischen Behörden wieder in Proclamationen erschallen; auf kaiserlichen Befehl wurde der bisherige Präsident des Freistaates und einige andere Beamte entlassen, in der Verfassung selbst Abänderungen vorgenommen und zur Einführung der napoleonischen Gesetzbücher geschritten. Unter Erpressungen und Lieferungen mancher Art, bei drückender Militaireinquartierung und völligem Stillestande des Handels, der einzigen Quelle des städtischen Wohlstandes, gab Napoleon auf Rapps Antrag gegen Ende des Jahres der Stadt einen neuen Beweis seiner Großmuth (so lauteten damals die officiellen Worte), indem er ihr für die rückständigen Contribu-

tionszahlungen Aufschub bewilligte. Dem Gouverneur selbst muß zugestanden werden, daß er, insoweit er nicht unmittelbar gefährdet wurde, gern Gerechtigkeit und Billigkeit übte, ohne deshalb seinen eigenen Vortheil aus den Augen zu verlieren; denn den bedeutenden Reichthum, welchen er seiner Familie hinterließ, verdankte er größtentheils seinem Aufenthalte in Danzig. Jene Generalgouverneure der alten und neuen Welt lassen recht deutlich das Wesen der römischen Proconsuln erkennen, von deren Amtsführung nichts als Liebes und Gutes verlauten durfte, solange sie es nicht gar zu arg machten.

Als im Frühjahre 1809 wiederum der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrach, ward auch General Rapp zum Heere berufen und bei seiner Abreise von den Einwohnern Danzigs mit einem prachtvollen Säbel beschenkt. Er fand neue Gelegenheit, seinen Namen unter den ausgezeichneten Generalen der französischen Armee geltend zu machen; besonders wird seiner gedacht in den Berichten über die mörderische Schlacht bei Eßlingen, wo er am zweiten Tage des Kampfes mit dazu wirkte, daß, gegen des Kaisers Befehl, die zur Vertheidigung Eßlingens bestimmten Truppen zum Angriff übergingen, da sie die geringe Stärke der feindlichen Linie gewahr wurden. Durch diese im rechten Augenblicke getroffene Maßregel wurde die feindliche Linie auf einem Puncte durchbrochen, der Angriff auf Eßlingen, dem entscheidenden Puncte, abgeschlagen, der linke Flügel des französischen Heeres gerettet, und der Sieg der Oesterreicher zweifelhaft gemacht. Nach hergestelltem Frieden ging er dann wieder nach Danzig, welche Stadt fortwährend zu einer Festung ersten Ranges und zu einem wichtigen Sammelplatz von Kriegesbedürfnissen ausgebildet wurde, indeß sich aus derselben ergiebiger Handel und bürgerlicher Wohlstand immer mehr verloren. In solcher Lage, unter der Last einer Besatzung von 20,000 Mann, bei der Hemmung des Seehandels durch brittische Kaper, welche den Hafen bewachten, bei der steigenden Noth der umliegenden Bewohner der Weichselufer, konnte es keinen günstigen Erfolg haben, als noch im Jahre 1812 Rapp dort eine Handelskammer, nach der Form der in Frankreichs größern Handelsplätzen bestehenden, errichtete. Wie gut hierbei seine Absicht seyn mochte, so konnte ein solches Institut doch da nichts Ersprießliches wirken,

wo die Möglichkeit eines regen Geschäftsbetriebes abgeschnitten war.

Mit den ungeheuren Anstrengungen Napoleons zum Kampfe gegen Rußland wurde auch das Unglück des Weichselfreistaats gesteigert. Rapp verließ in dieser Zeit die Stadt, um seinen Posten bei der vorrückenden Armee einzunehmen, mit welcher er in gewohnter Tapferkeit, in der nächsten Umgebung des Kaisers, an allen entscheidenden Unternehmungen des Hauptheeres, von der siegreichen Schlacht an der Moskwa an, bis zum verzweifelten Rettungskampfe an der Beresina, Theil nahm. Bei den Bestrebungen, den Uebergang über diesen Fluß nach Möglichkeit zu decken, zeigten Ney und Rapp in der verzweifelten Lage die meiste Besonnenheit, wie letzterer schon am 24. October in dem Treffen bei Malo-Jaroslowez mit rühmlicher Tapferkeit gefochten hatte, um Kutusow aus der Stellung auf der rechten Flanke des französischen Heeres zu vertreiben. Bei allen Gelegenheiten setzte sich Rapp, um die von ihm Befehligten anzufeuern, persönlich der größten Gefahr aus und wurde wiederholt verwundet; die letzte, zwei und zwanzigste und gefährlichste Verwundung erhielt er am Kopfe durch einen Flintenschuß, beim Uebergange über die Beresina. Dennoch blieb er im Dienste und eilte nach Danzig, wo er 30,000 Streiter als Besatzung an sich zog und alle Maßregeln traf, um der langwierigsten Belagerung gewachsen zu seyn. Hierbei wie bei der, nach erfolgter Einschließung des Platzes, angeordneten Vertheidigung stand ihm der talentvolle Ingenieur-General Grandjean zur Seite, und beide boten gemeinschaftlich alle Kräfte auf, den Platz zu halten. Doch waren theils die angeordneten Festungsbauten noch nicht beendet, daher an einigen Puncten Mangel an Zusammenhang der Vertheidigungswerke; theils waren die Außenwerke zu ausgedehnt, um bei der bald durch Krankheiten sehr geschwächten Garnison gehörig besetzt werden zu können; theils wurde die Vertheidigung durch die Uebermacht der Engländer und Russen von der Seeseite her unmöglich gemacht. So wurde General Rapp im November 1813, während die Belagerungsarbeiten des die verbundenen preußischen und russischen Truppen befehligenden Herzoges Alexander von Würtemberg vorrückten, und durch Beschießung der Stadt mehrere darin aufgehäufte Maga-

zine den Flammen preisgegeben waren (besonders in der Nacht vom 10ten auf den 11ten October), besonders durch den Mangel der Lebensmittel gezwungen, eine Capitulation einzugehen, nach welcher die Stadt den 1. Jan. 1814 übergeben, der Gouverneur aber mit seiner etwa noch aus 10,000 Mann bestehenden Garnison nach Rußland in Gefangenschaft geführt wurde *).

Die Vertheidigung Danzigs steht bei den Franzosen in ruhmvollem Gedächtnisse und wird oft mit der von Genua durch Massena (1800) zusammengestellt.

Rapp sandte von Kiew, dem Orte seiner Gefangenschaft, unter dem 4. Junius 1814 seine Zustimmung zu den Beschlüssen des Senates nach Paris, trat der Entthronung Bonaparte's bei und erkannte die Bourbons als die rechtmäßigen Regenten Frankreichs. Nach solchen Versicherungen wurde er durch den pariser Frieden aus der Gefangenschaft erlöst, bei seiner Ankunft in der Hauptstadt im Julius vom Könige Ludwig XVIII. mit Auszeichnung empfangen und mit dem Ludwigskreuze wie mit dem großen Bande der Ehrenlegion geschmückt. Zahlreiche ausländische Ordensverleihungen, besonders deutscher Fürsten, waren ihm früher zugesandt. — Dieser schnelle Wechsel vom Kaiserthum zur Königsgunst machte Rapp's politischen Charakter verdächtig, und ein zweiter Abfall war so wenig im Stande, den auf ihn fallenden Schatten zu verwischen, als ein bald folgender dritter.

Als nämlich 1815 Bonaparte wieder auf französischem Boden erschien, erhielt Rapp den Befehl über das erste Armeecorps, welchem der König die Vertheidigung seines Thrones anvertraute. Doch die im Allgemeinen unter dem französischen Heere herrschende Stimmung machte bekanntlich alle Versuche des Widerstandes erfolglos; Bonaparte schritt ungefährdet vorwärts, nahm bald seinen alten Waffengefährten und Adjutanten wieder zu Gnaden an, vertraute ihm die fünfte Militairdivision, ernannte ihn zum Mitgliede der Pairkammer und stellte

*) Die Geschichte der Vertheidigung Danzigs erzählt die Schrift: Relation du siège de Danzig en 1813, par P. H. d'Artois. Paris Anselin et Pochard 1820. Die Darstellung der Belagerung ein von einem russischen Officiere zu Leipzig 1821 herausgegebener ausführlicher Bericht.

ihn an die Spitze der Rheinarmee. Diese bestand aus kaum 10,000 Mann verschiedener zusammengeraffter Truppengattungen, nebst den Nationalgarden der französischen Rheinprovinzen, welche General Molitor ihm zuführte. Mit diesen geringen Mitteln hatte Rapp die schwierige Aufgabe, den Elsaß gegen die einbrechenden verbündeten Heere der Deutschen zu decken. Er besetzte die Linien von Lautern und Weißenburg, stellte sich auf zwischen Speier und Hüningen und lehnte sich rechts an das vom General Lecourbe befehligte Armeecorps. Hier lieferte er dem andringenden Kronprinzen von Würtemberg am 28. Juni das Treffen bei Susselweiersheim, wo von beiden Seiten mit Einsicht manövrirt, wie mit Tapferkeit gefochten wurde, ohne entscheidenden Sieg. Die Deutschen hatten mehr gelitten, als die durch eine gedeckte Stellung begünstigten Franzosen; doch mußten diese jenen das Schlachtfeld räumen, konnten aber, unverfolgt, unter Straßburgs Wällen Schutz suchen. In einem verschanzten Lager zwischen dieser Stadt und Hönheim stand Rapp und wies den Versuch jedes Angriffs überwiegender feindlicher Streitkräfte muthig zurück. Ja, in der Nacht auf den 9. Juli ging er zum Angriffe über und überfiel in zwei Abtheilungen das schlecht bewachte Lager der Oesterreicher und Badener, vor welchen, nachdem ihnen mancher Schaden zugefügt war, als sie sich in Massen sammelten, Rapp sich wieder unter die Kanonen Straßburgs zurückzog. Unter den Landleuten der umliegenden Gegend, vom Jura her bis zum Bereiche der Vogesen, wußte der commandirende General die Einwohnermasse zu dem schrecklichsten Volkskriege zu bringen, welcher den eingerückten Deutschen jeden Unterhalt, jede Verbindung, jede militairische Operation, jedes Vorrücken sehr erschwerte. Diese Hindernisse wurden durch die in Belgien erfolgte große Entscheidung des Streites und durch die bald erfolgte Einnahme von Paris entkräftet; Schwarzenbergs strenge Maßregeln hätten es nicht vermocht. — Indeß schloß Rapp, nach Lecourbe's Vorgange, 11 Tage später, am 22. Juli 1815, im Hauptquartiere auf der Rheininsel Wackenden mit dem österreichischen General Fürsten von Hohenzollern-Hechingen einen Waffenstillestand, und unmittelbar darauf sandte er an den nach Paris zurückgekehrten König seine Unterwerfungszusiche-

rung. Als dann die ganze französische Armee aufgelöst und neu gebildet wurde, zog er sich nach dem Aargau zurück, wo er im folgenden Jahre das Schloß Wildenstein käuflich an sich brachte; auch zu Rheinweiler im Großherzogthum Baden hatte er bedeutende Besitzungen.

Wenn gleich Rapp in der Krisis des Jahres 1815 weder Treue noch Eifer für die Sache der Bourbons zeigte und nachher nicht wieder in die Reihe der activen Krieger trat, so fand er doch am Hofe eine fortwährend steigende Begünstigung, deren eigentliche Veranlassung nicht bekannt ist. Als er 1817 nach Paris reiste, ertheilte ihm der König besondere Audienz, er kam auf die Liste der disponiblen Officiere und ward am 5. März 1819 zum Pair erhoben. In den damaligen Sitzungen der Kammern stimmte er für das Ministerium; doch schon in denen des folgenden Jahres schloß er sich an die Partei der Aristokraten, durch deren Einfluß er 1820 zu einem der Secretairs der Pairkammer erwählt wurde. Dieses Hinneigen zu den politischen Meinungen und Umtrieben einer Partei, welche nach ihrem Ursprunge und Ziele bisher dem Leben eines berühmten napoleonischen Generals völlig fremd seyn mußte, hat wenigstens auf seinen politischen Charakter ein zweifelhaftes Licht geworfen und Rapps Namen der französischen Nation entfremdet. Man hat die Meinung geäußert, daß Rapp aus seinem Verhältnisse zu Bonaparte, als Krieger und als Hofmann, eine fügsame Ergebenheit in die neue Lage hinübergebracht habe, welche ihn leicht verleiten konnte, den Anspruch an selbstständige Behauptung des erworbenen Ruhmes aufzugeben, um die Gunst einer neuen Aristokratie zu erwerben. So beschuldigt man nicht ohne Ursach den General Rapp, daß er, als bei der Verhandlung des neuen Wahlgesetzes im Juni 1820 so vielfache Unruhen ausbrachen, zu den strengsten Maßregeln rieth. — Im November des Jahres hatte er in der Wahlversammlung des Oberrhein-Departements den Vorsitz, wo er sich vergeblich bemühte, durch eine Rede eine den Aristokraten zusagende Wahl zu bewirken. — In der Pairkammer wurde er zum Mitgliede des Ausschusses ernannt, welcher die im Augustmonate angeblich stattgehabten Verschwörungen untersuchen sollte. Als er in einer öffentlichen Sitzung derselben mit seinem Sohne, einem munteren Knaben, erschien, erzählte er einem Zu-

hörer auf der diplomatischen Tribune, vor wenigen Augenblicken sey das Kind zu ihm gekommen und habe gesagt: „Vater, leihe mir einmal deinen Säbel, ich will die Leute tod machen, welche den König haben ermorden wollen." — „Mein Kind", erwiderte jener, dem diese Aeußerung mit so vielem väterlichen Wohlgefallen mitgetheilt wurde, indem er sich zu dem Knaben wandte: „hier soll Recht gesprochen — nicht gemordet werden." — Je gewöhnlicher es ist, daß selbstsüchtige Eltern mit dem Zeichen des Wohlgefallens vorlaute Aeußerungen ihrer Kinder zum Besten geben, um so mehr bedauern wir, den Urheber jener weisen Antwort und Zurechtweisung, die den Vater wie den Sohn traf, nicht namhaft machen zu können. —

Als Lauriston, als Minister des königlichen Hauses, 1821 die Hausbeamten des Königs vermehrte, wurde Rapp erster Kammerherr und Garderobenmeister (Maitre de la Garderobe). In diesem Verhältnisse, der Person des Königs so nahe gestellt, fiel die Scene vor, wo R., überrascht von der Nachricht des Todes Bonaparte's, sich der Thränen nicht erwehren konnte und wegen dieses Beweises dankbarer Gesinnung vom Könige gelobt wurde. Es mag dahin gestellt seyn, welchen Antheil ein gebrochenes Gewissen an diesen Thränen hatte. Man sah bald darauf in den Bilderhandlungen zu Paris eine lithographirte Darstellung dieser Scene, welche sich am wenigsten in künstlerischer Hinsicht empfahl und ohnehin der Spottsucht der Pariser zu mancher satyrischen Bemerkung Veranlassung gab, so geneigt auch die Volksstimmung war, das dankbare Andenken an den unglücklichen Kaiser als eine Nationalpflicht zu betrachten.

In den letzten Jahren hatte sich Rapp zum zweiten Male mit der jungen liebenswürdigen Baronne von Rothberg-Coligny verheirathet; eine Verbindung, die ihm die Quelle vieler häuslicher Freuden wurde, besonders da sie ihn zum Vater eines Sohnes und einer Tochter machte, mit welchen er sich so gern beschäftigte, indem er mit seiner Gattin die Sorge für jener Bildung zärtlich theilte.

Rapp bestätigte die nicht seltene Erfahrung, daß Krieger, wenn sie in reiferen Jahren ihren Sitz an dem friedlichen Herde nehmen, mit kindlichem Sinne häusliche Tugenden offenbaren. Der Mann, welcher eine Jahr-

reihe hindurch von Schlachtfeld zu Schlachtfeld zog, von dem schon damals seine Verehrer rühmten, daß er, wo er konnte, dem friedlichen Bürger den Druck des Krieges erleichterte, daß er der Pflicht der Menschlichkeit gern im strengen Berufe des Soldaten Gehör gab, lebte nun als guter Bürger, treuer Freund, zärtlicher Gatte und sorgsamer Vater. Hatte er früher die Beschuldigung der Habsucht auf sich gezogen und ein bedeutendes Vermögen gesammelt, so verwaltete er dasselbe gegenwärtig auf anständige und mildthätige Weise. Er war in der protestantischen Kirche erzogen und widmete sich bei günstiger Muße mit religiöser Thätigkeit kirchlichen Zwecken. Hiernach betrieb er nicht allein die Gründung einer Kirche der augsburgschen Confessionsverwandten in Paris, er war auch bis zu seinem Tode ein wirksames Mitglied des derselben vorgesetzten Consistoriums, an dessen Spitze er öfter vor dem Throne des Königs erschien, um Ludwigs XVIII. Schutz gegen die von manchen Seiten her drohenden Bedrückungen der römischen Hierarchie in Anspruch zu nehmen; auch machte er seine Verbindungen mit dieser Kirche zum Mittel der Mildthätigkeit. In gleicher Absicht trat er der Bibelgesellschaft bei und ward deren Vicepräsident. In keiner Beziehung verleugnete er, was er für recht, wahr und löblich erachtete. Selbst der Undank konnte ihn nicht irre machen.

In diesem Wirkungskreise wurde Rapp öfters durch körperliche Leiden gestört, die, von ihm selbst wenig beachtet, wohl zunächst die Folgen jener beschwerlichen Feldzüge und zahlreichen Verwundungen waren. Nach dem Rathe seiner Aerzte ging er, beim Eintritte Besorgniß erregender Zufälle, im Nachsommer 1821 auf das Land, in die Gegend seiner Geburt, wo ihm das Wiedersehn der Jugendfreunde und Verwandten erheiternde Augenblicke darbot. Doch konnte er dessen nicht froh werden. Zunehmende Hinfälligkeit trieb ihn nach seinem Landgute Rheinweiler im Großherzogthume Baden, wo, auf das Krankenlager geworfen, er den 8. Nov. 1821, Morgens um sechs Uhr verschied. Als nächste Ursach seines Todes geben die Kunstverständigen eine Entzündung im Magenschlunde an. — Sein Leichnam ward nach Colmar gebracht und dort mit vielen Feierlichkeiten der Gruft übergeben, worüber die Schrift ausführlichen Bericht erstattet:

Détails de la cérémonie funèbre de monsieur le lieutenant général comte Rapp, pair de France, par M. le lieutenant général baron de Marcognet. Colmar, Dicker. 1822.

Die Lobrede, welche der Graf Syerre am 27. November in der Pair-Kammer zu seinem Andenken hielt, theilte der Moniteur mit, und Boissard, der Prediger der protestantischen Kirche zu Paris, feierte sein Gedächtniß am 19. December mit einer geistlichen Rede (Discours funèbre, Paris bei Firmin Didot).

Diese Gedächtnißschriften, verbunden mit einem biographischen Aufsatze im Annuaire nécrologique von Mahul (II. Année, Paris bei Ponthieu), sind die Quellen, nach welchen vorstehende Darstellung gezeichnet ist.

Nachträglich sey bemerkt, daß Rapp nach mehrseitigen Zeugnissen sehr interessante Denkwürdigkeiten seines Lebens nachgelassen hat, deren öffentliche Mittheilung mit Sehnsucht erwartet wird. Die von den Buchhändlern Gebrüder Bessange angekündigten mémoires de Rapp, contenant l'historie des années qu'il a passées auprès de Napoléon, sind zu Folge der in den Zeitungen von der Familie und den Freunden des Verstorbenen erlassenen Protestationen untergeschoben, ein Machwerk mercantilischer Schriftsteller-Speculationen.

Rapp, der für einen der reichsten Generale Frankreichs galt, hinterläßt Besitzungen und Pairie seinem einzigen Sohne. — Eine kostbare Sammlung von Gemälden, Statuen und anderen Kunstwerken aus seiner Verlassenschaft wurde kürzlich in Paris öffentlich versteigert. —

Digitized by Google

# Wilhelm Ludwig v. Eschwege,

königlich portugiſiſcher Ingenieur-Obriſt, Generaldirector aller Goldbergwerke, und Inſpector der Hüttenwerke in der Capitanie Minas Geraes, Director des königlichen Mineralien-Kabinets zu Rio Janeiro, correſpondirendes Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Liſſabon, der kaiſerl. ruſſiſchen zu Petersburg u. ſ. f.

Digitized by Google

# Wilhelm Ludwig von Eschwege.

Des Bedürfnisses wunderbare Vielseitigkeit und die Regsamkeit, mit welcher selbiges durch ewigen Tausch sein Ziel zu erreichen sucht, weben das feste Band der menschlichen Gesellschaft. Hierdurch wird das einzelne Glied des Geschlechtes, welches sich die Herrschaft des Erdenrundes beimißt, aus der feindseligen Selbstsucht hinausgetrieben und zunächst zur Anerkennung des gegenseitigen Werthes gebracht, wo rohe körperliche Kraft sich der geistigen Ueberlegenheit unterordnet, wo jede Bedürfniß erfüllende Fertigkeit Anerkennung und Lohn findet. Je näher die Menschen einander treten, um so mehr steigen ihre Forderungen, um so weiter greift ihre rastlose Betriebsamkeit um sich; wie kurz auch die Spanne Zeit seyn mag, in welcher sie sich bewegen; wie engbegrenzt des Geistes Flug, wie leicht zerstörbar die Werkzeuge der Körperwelt seyn mögen, beim oft hervorbrechenden Kampfe mit den ewigen Naturgesetzen und dem Schicksale: das Bedürfniß treibt den Menschen, die Erde, nach wenig Tagen seine Ruhestelle, zu durchwühlen, Meere zu durchschiffen, die Eilande ferner Zonen zu suchen und den räthelhaften Sprachton des Fremdlings zu erforschen, um auszukundschaften, wie er auch hier den großen Tausch, darbringend und nehmend, beginnen könne.

Zu solchen Betrachtungen wird man bei so vielen Erscheinungen geleitet, nie aber fester und ununterbroche-

ner darauf hingewiesen, als beim Hinblicke auf die südliche Hälfte der neuen Welt, in welcher wilde Abenteurer Gold und Schätze mit schändlicher Gier suchten, und deren Bewohnern dagegen namenloses Elend zuführten. Doch die Stunde der Vergeltung und die Wiedergeburt der Menschenrechte blieb auch in jenem Lande, wo Jahrhunderte hindurch nur Despoten wütheten und Sklaven in Ketten seufzten, nicht aus. Während die Bewohner jener unglücklichen Länder unter europäischem Despotismus alles verloren, was den menschlichen Geist verherrlicht, ward ihnen gerade durch den europäischen Despotismus endlich der Lichtstoff zugetragen, an welchem sie, bei vorsichtiger Benutzung, vielleicht die Erwartung des Menschenfreundes erfüllend, die heilige Flamme des bürgerlichen Glückes auf dem häuslichen Altar anzünden. Zwei Hauptmomente wirkten seit mehreren Generationen, auch jenen fernen Landen den Quell des Zeitgeistes aufzuschließen: es war die Bildung der nordamericanischen Freistaaten und der kühne Uebermuth, mit welchem im Mutterlande ein glücklicher Krieger (Bonaparte) auf die alten Königsthrone einstürmte. Der nun offenbar gewordene Verfall der königlichen Macht in Spanien und Portugall konnte auch für die Zwingherrschaften der neuen Welt nicht wirkungslos bleiben. —

In dieser wichtigen Katastrophe, wo Wunder genug an den Tag kamen, die nicht durch Segenssprechungen und Kreuze herbeigerufen wurden, verherrlichte sich der Deutschen reiner Sinn für das Wissen und praktische Wirken, für das großartige Sammeln neuer Erfahrungen und das Verknüpfen derselben zur Erkenntniß der Weltordnung, indem daheim, wie im fernen Süden und Norden, der Deutschen vielseitige Geistesbildung sich geltend machte und jenen ewigen Tausch belebte.

Viele ehrwürdige Namen hat in dieser Hinsicht die Geschichte aufgezeichnet; auch Eschwege, aus dessen Leben hier einige Notizen beigebracht werden sollen, gehört zu den verdienstvollen Männern, welche sich für ihr Leben einen großartigen Berufskreis vorzeichneten und in demselben mit ruhmvoller Treue zur Verherrlichung ihres Zeitalters und Vaterlandes in fernen Zonen wirksam sind.

Wilhelm Ludwig von Eschwege ward im Hessenlande, nahe bei der Stadt gleiches Namens, auf dem väterlichen Landgute Aue, den 15. November 1777 geboren und genoß bis zum funfzehnten Jahre Erziehung und Unterricht im väterlichen Hause von einem Hofmeister, der, wie es oft zu gehen pflegt, seine Unfähigkeit für die übernommene Verpflichtung durch strenge Zucht zu ersetzen suchte. Unter solchen Umständen gewann der heranwachsende Knabe weder in sittlicher, noch wissenschaftlicher Hinsicht; deshalb ward der Erziehungsplan abgeändert, und Eschwege 1793 nach Eisenach gebracht, wo er beim Professor Thiepe in Pension kam und das dortige Gymnasium besuchte — wieder eine ungünstige Maßregel, denn an die Stelle bisheriger Strenge trat zu große Nachsicht. Jedoch verschaffte sie dem Zöglinge den Genuß heiterer Jugendjahre. Er selbst, im Mannesalter mit regem Eifer einem wissenschaftlichen Berufe lebend, erkannte bald, daß Versäumniß in Erlernung der Grundlagen alles Wissens in späteren Jahren schwer ersetzt wird. — Nach dreijährigem Aufenhalte zu Eisenach bezog Eschwege die göttingische Hochschule 1796, ohne einen eigentlichen Begriff zu haben von dem, was er dort lernen und suchen wollte. Aufs Geradewohl ergriff er die Rechtswissenschaft und hörte anfänglich dahin gehörige Vorlesungen, die ihn aber wenig ansprachen, weshalb er zum cameralistischen Studium überging. 1799 vertauschte er die Universität Göttingen mit der vaterländischen zu Marburg. Hier erst entschied er sich für ein bestimmtes Fach, indem er sich auf das Studium der Bergbauwissenschaft mit allen verwandten Zweigen des Wissens legte. Am Schlusse des folgenden Jahres verließ er Marburg, ward, nach bestandener Prüfung, zum Beisitzer des hessischen Bergamtes zu Riechelsdorf ernannt und suchte das Praktische des Bergbaues und Hüttenwesens sich ganz zu eigen zu machen. Er bereiste zu diesem Zwecke alle hessischen Hüttenwerke und den Harz. Ein bald darauf eintretendes Ereigniß, für Eschwege's Leben von großer Bedeutsamkeit, bestimmte ihn, dem Dienste des Vaterlandes zu entsagen und einem ihm zugegangenen Rufe nach Portugall oder Brasilien, als Director der Eisenhütten, Folge zu leisten. Mit zwei für gleiche Zwecke gewonnenen Landsleuten reiste er 1803 nach Lissabon

ab; wie es bei solchen Veränderungen gewöhnlich ist, voll schöner Aussichten und Hoffnungen, deren Traumgebilde indeß bald einer Wirklichkeit voller Hindernisse weichen mußten. Unter unzählbaren Mühseligkeiten wurden in Portugall die übernommenen Arbeiten begonnen, vom Ministerio bald gefördert, bald gehemmt. Das erste Jahr seines Aufenthaltes in Portugall war das traurigste seines Lebens. Unter fremden Menschen, krank vom ungewohnten Klima und von getäuschten Erwartungen, abgeschieden von aller Welt, in wüsten Gegenden der abgelegenen Eisenhütte, wo die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens und des Geschäftsbetriebes oft nicht mit Geld erkauft werden konnten, vereinigte sich alles, das Drückende der neuen Lage dem Fremdlinge fühlbar zu machen; indeß scheint gerade dieses Unglück seinen Fleiß in dem gewählten Beruf bedeutend gesteigert zu haben. — Er setzte endlich den Befehl durch, welcher von Seiten des Ministerii ihn selbst beauftragte, nach Deutschland, dem Sitze des wissenschaftlichen Bergbaues, zu reisen, um von dort Berg- und Hüttenarbeiter herbei zu holen. Eschwege vollzog diesen Auftrag und kehrte am Ende des Jahres 1805 nach Lissabon zurück, ward zum Capitain der Artillerie ernannt und in den folgenden Jahren mit der Bereisung Portugall's in bergmannischer Hinsicht und mit der Anordnung von Hüttenwerken auf Eisengewinn beschäftigt. Er selbst hat mit technischer Gründlichkeit über den Gang und den Erfolg dieser Arbeiten in mehreren Aufsätzen, die in Moll's Ephemeriden und andern Zeitschriften niedergelegt sind, Nachricht gegeben, und die erste Auskunft ertheilt über den früheren und gegenwärtigen Betrieb der Eisenhütten in Portugall, besonders zu Foz d'Alge, Figueiro dos Vinhos und Thomar. Nach den dieserhalb angestellten geschichtlichen Untersuchungen, setzt er das erste Beginnen eines ordentlichen Hüttenbetriebes auf Eisen, der indeß bald nachher in gänzlichen Verfall gerith, in die Zeit der Regierung Johanns IV, ohngefähr um das Jahr 1654, wie denn auch im folgenden Jahre, nach vorhandenen Urkunden, der Artillerielieutenant Francisco Dufour zum ersten Superintendenten der Eisenhütten von Figueiro dos Vinhos und Thomar ernannt wurde.

Bei der Darstellung der Versuche und Anordnungen, die Eschwege machte, kann er die Hemmungen nicht

verschweigen, die von allen Seiten auf ihn eindrangen; der Mangel an Hülfsquellen war so groß, daß es sogar an Schmelzmitteln fehlte, und zu den verkohlten Wurzeln einer Erica Zuflucht genommen werden mußte. Er bemerkt sehr richtig in einem Briefe an einen Freund: „Wo stets Geldmangel eintritt, wo Diener, die keine Idee davon haben, was eigentlich Dienst ist, dem Betriebsofficianten an die Seite gesetzt sind und durch ihre Dummheit und Faulheit mehr schaden als nützen, wo Enthusiasmus für die gute Sache durch Schurkerei niedergeschlagen wird: da muß der beste Wille unterliegen, und die nützlichste Anstalt kann nicht gedeihen". — Die Zone seines Aufenthaltes und die Umgebungen des Hüttenwerkes, dem er vorgesetzt war, oder das er vielmehr errichten sollte, zeichnet er, mit besonderer Hinsicht auf das schwer herbeizuschaffende Brennmaterial, also: „Stellen Sie sich vor, als ständen Sie auf dem Brocken und übersähen von da das ganze Harzgebirge, mit dem Unterschiede, daß alles, was Wald heißt, Sie sich wegdenken: dann haben Sie ein Bild der hiesigen Gegend und der Gebirge, einer Fortsetzung der hohen, vierzehn Legoas von hier entlegenen Serra de Estrella. Sie sehen eine Einöde, eine Wüste von hohen Felsengipfeln, von tiefen Thälern und Schluchten durchschnitten, deren trauriger Anblick noch unausstehlicher wird, da kein erquickender Schatten die brennenden Sonnenstrahlen wehrt, welche das Queckſilber des Thermometers nach Reaumur bisweilen bis 43° steigern. Dieses ist die Uebersicht der Gegend, und zwar im heißen Sommer. Jetzt betrachten Sie aber einzelne Berge um sich her, und zwar im Winter und Frühjahre; und Sie werden solche keineswegs so kahl finden, als sie in der Ferne erscheinen. Strauchwerk, von 3 bis 6 Fuß Höhe, überzieht alle Berge; man kann nicht genug die hundert Verschiedenheiten von Sträuchern und Pflanzen bewundern, womit sie, gleich einem Blumenteppiche, überzogen sind. Besser wäre es freilich, wenn die Berge mit Hochwald bedeckt wären; alsdann würde mehr Feuchtigkeit aus der Luft absorbirt, und den schädlichen Südwinden (Soaò) ihre Macht benommen werden, die seit der Zeit, daß Portugall seine Wälder verloren, dasselbe unfruchtbar machen, so wie auch Spanien und andre Länder. — Verschiedene Arten von Erica machen den größten Theil dieses

Strauchwerkes aus. Undurchdringlich findet man es in den tiefen Thälern und Berggründen, von einer Höhe von 20 Fuß, so daß nur Wölfe ihren Durchgang und Aufenthalt hierin finden. Es würde dieses Buschwerk eine größere Höhe erreichen; allein es leidet durch das öftere Abbrennen, besonders im Sommer bei großer Dürre, welches gewöhnlich aus Frevel von Hirtenknaben geschieht. Geht man im Sommer des Nachts auf einer Anhöhe, so sieht man gewiß an drei bis vier Orten ganze Berge brennen. Nach den Gesetzen soll die Strafe der Verweisung nach Indien für den Thäter bestimmt seyn; denn das Feuer greift so weit um sich, bis allenfalls ein Weg oder Graben ihm eine Gränze setzt; es verbrennt also nicht nur die wenigen Bäume, die hin und wieder noch anzutreffen sind, sondern zerstört auch allen jungen Nachwuchs, so wie ich in der Provinz Traz os Montos gesehen habe, wo die schönsten jungen Eichenwälder durch und durch ruinirt wurden. Trotz dieses großen Schadens, glaube ich, hat man noch kein Beispiel, daß auf irgend jemanden jenes Gesetz angewandt worden sey. — Das Buschholz und Strauchwerk wird wenig benutzt. Allenfalls wird das jüngere und kleinere in morastige Wege geworfen, am gewöhnlichsten aber auf die Straßen innerhalb der Dörfer, wo es nach und nach zertreten wird, verfault, und als Dünger auf die Aecker gefahren wird. — Von allen Holzarten sind nur die Ericen, vorzüglich ihre Knollen und Wurzeln, Cepa genannt, Gegenstände der Aufmerksamkeit des Forstmannes". — Wir besitzen vom Herrn v. Eschwege mehrere Berichte von Reisen, die er in dieser Zeit in das Innere Portugalls unternahm *), besonders nach den nördlichen Provinzen, nach Arabida und nach Pampilhosa, voll interessanter mineralogischer Nachrichten, welchen manche treffende Zeichnung aus der vorgefundenen Menschenwelt beigeordnet ist. So erzählt er von Pampilhosa, einem selten von Reisenden berührten Gebirgsorte: „Wir blieben auf der nördlichen Seite des durch den Rio Unhaes in zwei Theile getheilten Ortes und machten Quartier bei dem Schulmeister, einer

*) Siehe: Eschwege's Nachrichten aus Portugall und dessen Colonien. Mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Zincken. Braunschweig, 1820.

hohen, langen, magern Gestalt, mit äußerst zerrissenen Hosen und Hemde. Sein Gesicht war mager, mit stark hervorstehendem Kinne, tiefliegenden, schwarzen, funkelnden Augen, die Stirn hoch und platt, der Kopf fast ganz kahl, und nur an dessen Hintertheile kräuselten sich einige Haare. An den Büchern, die auf dem Tische lagen, als einer lateinischen Grammatik und einem kleinen Auszuge des Cornelius Nepos, erkannte ich bald, daß dies ein höherer Lehrer war. Mit seinen Kindern und andern Knaben von 18 Jahren sprach er nichts als Latein, indeß seine ebenfalls zerlumpte Frau sich über das ewige Latein kreuzigte und segnete und dafür rieth, die Kinder lieber ins freie Feld gehn zu lassen, um Kastanien zum Abendessen zu sammeln. Ueber die lateinische Unterhaltung bekamen wir auch wirklich keine Kastanien und mußten uns mit bloßem Stockfische behelfen. Die Frau versicherte auch, daß das verwünschte Latein ihren Haushalt schon ruinirt habe". —

„Das Nachtlager war ziemlich luftig, denn allenthalben strich die Luft durch die Wände, und vorzüglich war die Gegend der Stube windig, wo ein großes Rad in der Mauer stand, wohin die Findelkinder dieser Gegend gebracht werden. — Daß fremde Personen in jenen Gegenden eine seltene Erscheinung sind, bewies hinlänglich die Versammlung von Jung und Alt des ganzen Städtchens. Sie begnügten sich nicht allein, vor der Thür und in der Straße zu stehen, sondern drangen selbst in die Stube ein, und da ich mich aus der Stube in die Küche zurückzog, so zog auch alles hinter mir her. Ein vorzügliches Schauspiel gab ich diesen Neugierigen, die sich mit Anbruche des Tages schon wieder versammelten, am andern Morgen durch das Rasiren meines Bartes, ohne einen Spiegel zu haben. Die Stube war gestopft voll Menschen, und ich hörte mit meinen eigenen Ohren, daß einige von dieser Gesellschaft noch abgeschickt wurden, um den Joze, den Antonio u. s. f. herbeizuholen. Es war gerade so, als wenn man in Deutschland einen Affen oder Bären tanzen sieht, und ich wurde die lästige Gesellschaft nicht eher los, als bis ich, nach beendigtem Rasiren, com licenza sagte und die Bartseife unter sie schleuderte. Die Vornehmen zogen sich darauf mit Beschämung zurück, und der Pöbel sprang lachend zur Thür hinaus". —

Die Reise war in bestimmten Zwecken unternommen: Eschwege mußte die Gegend östlich von Pampilhosa mineralogisch untersuchen, wo, Gerüchten zu Folge, Bleierze stehen sollten; doch konnte er nur schwache Adern von Bleiglanz entdecken.

„Am Sonntage, erzählt er weiter, wollte ich nach dem Flecken Feijaõ, weil daselbst jemand etwas von Erzen wissen sollte; das Wetter war aber so schlecht, daß wir unser erbärmliches Logis nicht verlassen konnten. Auch den Montag hätten wir des üblen Wetters wegen noch da bleiben müssen, allein der Hunger trieb uns fort. Branntwein und Brot war unsere einzige Nahrung; die Leute konnten selbst nicht einmal Stockfisch kochen, weil sie des schlechten Wetters wegen kein Holz hatten holen können. — Unser Weg ging nun beständig bergan, bis auf den hohen Gebirgsrücken, der von der Estrella herabkommt. Wind und Regen, mit Schnee und Schloßen, waren so heftig, als ich noch nie empfunden hatte; bald war man von einem dicken Nebel eingeschlossen, der alles so verdunkelte, daß es Nacht zu werden schien; bald war der Nebel verschwunden, und es blickten Sonnenstrahlen durch. Dabei war der Wind so heftig, daß man sich nur mit Mühe auf den Pferden erhalten konnte; das Athemholen wurde außerordentlich erschwert, so daß ich einmal ganz empfindungslos war, und den Pferden schien es nicht besser zu gehen, da sie sich rund um drehten. Endlich erreichten wir den höchsten Gipfel dieses Gebirgsrückens, Cabeça do Payo genannt. Hier war der Wind in seiner größten Wuth: er nahm dem Soldaten, den ich bei mir hatte, seinen Hut vom Kopfe, und ob dieser gleich von Regen schwer geworden war, wurde er doch so mit fortgerissen, daß er hoch in der Luft nur noch wie ein Vogel erschien. Nun kam auch die Reihe an mich, und ich hatte nicht mehr Zeit, dem Hute nachzusehen. Mit der größten Anstrengung mußte ich mich auf dem Pferde zu erhalten suchen, und auch das Pferd hatte Mühe, zu widerstehen. Ich beschloß deswegen abzusteigen; mein Mantel hatte sich aber so um mich geschlungen, daß ich ohne Hülfe nicht herabkommen konnte; der Soldat stand einige Schritte voraus und widerstrebte kaum dem Winde, der immer heftiger wurde, so daß er mir nicht helfen konnte. Mein Pferd konnte endlich nicht mehr widerstehen, der Wind trieb mich auf

funfzig Schritte links vom Wege ab, nach einem schrecklichen Felsenabgrunde; dazu kam noch, daß sich der Mantel mir um den Kopf schlug, und ich weder sehen noch hören konnte; kaum behielt ich die Gegenwart des Geistes, das Pferd immer rechts zu wenden zu suchen, welches mir endlich am äußersten Rande des Abgrundes gelang. Das Pferd konnte aber nicht vorwärts; es schien zu wissen, daß es in großer Gefahr sey, es lehnte sich gerade in die Luft, um auf die Felsen, die es schon hinuntergetrieben war, wieder hinaufzuspringen; aber umsonst; es schrie dabei immer fort, und ein Glück war es, daß mich der Wind jetzt vom Pferde herabwarf. Es geschah dieses ohne Schaden, da ich die Zügel des Pferdes immer in den Händen behielt. Der Soldat kam nun auch mit vieler Mühe herbei, und wir brachten das Pferd glücklich wieder auf den Weg." —

So entsagte Eschwege allen Ansprüchen auf Gemächlichkeit, um nützlich zu seyn, in dem ihm übertragenen Wirkungskreise. Bei allen seinen Unternehmungen und Rathschlägen lag die gemeinnützige Idee zum Grunde, daß des Landes Wohlfahrt und das Volksglück nur gehoben werden konnte durch Belebung der inneren Thätigkeit: die Hülfsquellen derselben mußten gangbar gemacht, vom Schutte gereinigt, das Eisen und Blei des eigenen Bodens bearbeitet, nicht auf das aus der neuen Welt kommende Gold und Silber gerechnet werden. — Bei diesem Streben, wie lobenswerth es auch ist, konnte er Unannehmlichkeiten nicht entgehen. So schließt er jenen Reisebericht mit dem Geständnisse: „Es thut mir leid, daß auch diese Reise ohne Aussichten zur Eröffnung eines ergiebigen Bergwerkes ausgefallen ist, und mir ist es desto unangenehmer, da ich auf diese Art nie in eine ehrenvolle Thätigkeit gesetzt werde. Ich will deswegen nicht sagen, daß der Auftrag, andere Gegenden bergmannisch zu untersuchen, nicht ehrenvoll wäre; in meinem Vaterlande bringt dies die größte Ehre; nur hier zu Lande nicht; im Gegentheile gibt es mir Gelegenheit zu vielem Verdrusse, da man diese Reisen nur als Vergnügungsreisen betrachtet und oben drein wohl noch Anspielungen macht, die kränkend ausfallen." —

Ehe noch der Keim des Besseren unter der Pflege des vom Zeitgeiste aufgeregten portugisischen Ministerii gedeihen konnte, überzog auch jenes Reich das von Frank-

reich ausgehende politische Ungewitter, indeß das Volk in einem Erdbeben, furchtbar durch sich selbst, aber noch schrecklicher durch die Erinnerung an ein früheres (vom Jahre 1755), Vorbedeutungen eines herannahenden Unglücks erblickte. (Am 6. Junius 1807.) Wie bei dem Tone der Sturmglocke alles verwirrt durcheinander läuft, einige, um den eigenen Heerd zu erreichen, andere, um die Feuersbrunst zu begaffen, andere, um Diebesstreiche zu verüben, die wenigsten, um tüchtige Hülfe zu leisten, so lösten sich auch in Portugall zu jener Zeit alle Banden der Staatsverwaltung immer mehr, bis mit der Flucht der königlichen Familie und ihrer Schätze, wie mit Junot's Einzuge in die Hauptstadt, eine große Katastrophe eintrat. Während dieser Zeit wurde Eschwege's Wirkungskreis immer beschränkter: den kaum begonnenen bergmannischen Arbeiten wurde Schutz und Unterstützung entzogen; alle Ausländer, besonders die im öffentlichen Dienste stehenden, hatten einen schweren, gefahrvollen Stand. Bald erhielt Eschwege von den französischen Behörden den Auftrag, da die Sperrung der Häfen die Zufuhr der englischen Steinkohlen verhinderte, und besonders in der Hauptstadt großer Mangel an Brennmaterial war, einheimische Kohlenbergwerke in Gang zu bringen. Schon im Jahre 1804 hatte er diesen Gegenstand in Untersuchung gezogen und in der Nähe der Hauptstadt, bei Santarem mächtige Braunkohlenlager entdeckt *). Allein in dem Felde beim Dorfe Vallo fand er einen auf eine Million Kubikfuß berechneten unterirdischen Vorrath dieses Bedürfnisses, von sehr guter Art, rasch brennend, ohne starken Geruch. Natur und Zufall hatten gewirkt, mit wenigen Kosten zu reicher Ausbeute und Gewinn zu gelangen. Selbst das erforderliche Holz zur Grubenzimmerung fehlte nicht. Wohnungen und Magazine brauchten nicht gebaut zu werden, sie waren in den nahen Ortschaften vorhanden. Den größten Vortheil verhieß der leichte Transport nach Lissabon, von der Grube aus auf einem bereits schiffbaren Flüßchen in den Tajo. Dennoch blieben seine Vorschläge unberücksichtigt; denn Trägheit, Vorurtheil, Neid legten

*) Siehe: Schürfversuche auf Braunkohlen bei dem Dorfe Vallo, in der Gegend von Santarem, in E. 's Nachrichten aus Portugall und dessen Colonien u. s. f. S. 155.

immer neue Schwierigkeiten in den Weg. Erst die dringendste Noth und der Unterjocher eiserner Wille griff durch; aber Eschwege leitete die gemeinnützige Anstalt nur kurze Zeit. Auch er haßte der Franzosen übermüthige Herrschaft. Im Sommer 1808 brach der Nationalkampf der Portugisen gegen dieselbe aus. Das Rachegeschrei von den Gebirgen Andalusiens und Galliziens weckte die Portugisen; mit ihnen machten die Spanier in Junot's Heere gemeinschaftliche Sache; in Oporto wurde der französische Befehlshaber mit seinem Gefolge gefangen genommen, jene Stadt der Sitz der Revolution, indeß das ganze nördliche Portugall, unter der Aussicht auf brittischen Beistand, zu den Waffen griff. Eschwege ergriff muthig diese Partie und leistete, durch seine Lage begünstigt, oft mit augenscheinlicher Lebensgefahr den Revolutionnairen die wichtigsten Dienste. Sein Vorbild und Beispiel wirkte mächtig auf die Stimmung der Bewohner der Hauptstadt. Selbst die Polizei-Garden entflohen zu den Insurgenten, und die Franzosen, in einigen festen Plätzen isolirt, verzweifelten. Als die vereinigte englisch-portugisische Armee im August 1808 auf Lissabon vorrückte, hatte E. seinen Platz bei der Artillerie und befehligte die zweite Brigade. Nach der siegreichen Schlacht bei Vimiera (am 21. August) kam neun Tage später die berüchtigte Uebereinkunft zu Stande, deren zu Folge Junot mit seinen Franzosen nach Frankreich übergeschifft, und Portugall geräumt wurde. — Eschwege zog sich wieder auf seine einsamen Eisenhütten zurück. Doch war ihm hier nur kurze Ruhe vergönnt; neue Rüstungen Frankreichs machten Vorkehrungen zum hartnäckigsten Widerstande nothwendig. Er übernahm freiwillig den Befehl über die Landwehr seines Districtes, befestigte durch Schanzen die Ufer des Rio Zezere, ließ auf seinen Hütten eisernes Geschütz gießen und bekleidete dasselbe auf eigene Kosten. In dieser Zeit traf sein Landsmann, der General Wiederhold, in Portugall ein; ihm ward er als Ingenieur zugesellt, begleitete ihn auf Reisen zur Untersuchung des Terrains, um Stellungen für die Armee nach der spanischen Grenze zu, woher der Angriff zu erwarten stand, zu bezeichnen. Doch es herrschte im Lande die vollkommenste Anarchie; alle kräftige Maßregeln wurden gehemmt; jeder Ausländer galt den Portugisen für einen

Todfeind, für einen Verräther, für einen Franzosen; erduldetes und noch zu befürchtendes Unglück warf Stoff der Zwietracht in die schrankenlose Volksmasse. Eine Blutschuld rief auf zur folgenden. Die Ermordung des portugisischen Generals Freire mit seinem ganzen Stabe gab das Signal zu ähnlichen Verbrechen. Der bevorstehende Kampf forderte ohnehin schon in der Vorbereitung große Opfer, deren Leistungen die kaufmännische Berechnung und militairische Anordnung der gebietenden Britten doppelt unerträglich machten. Ein von Fremdlingen gehandhabter Staat versinkt bei jeder Veränderung in tieferes Elend; so erkannten auch die Portugisen bald, daß sie in den Franzosen einen Feind losgeworden waren, um einem neuen das Feld zu räumen. Wer den Befehlen der Engländer in Portugall gehorchte, ward von den Portugisen des Todes schuldig erachtet: auch Eschwege mit seiner Umgebung sollte ermordet werden, der Charfreitag (1809) war zum Ueberfalle bestimmt; doch er erhielt noch zur rechten Zeit Warnungswinke und rettete sich vermittelst eines schleunigen Rückzuges durch unwegsame, wilde Gegenden nach dem Hauptquartiere. Dann erfolgte ein Befehl, der alle Ausländer von der Armee nach der Hauptstadt berief. Hier erhielt E. einen königlichen Befehl aus Rio Janeiro, welcher ihn und die unter seiner Leitung beim Bergwesen bisher Angestellten nach Brasilien einlud. Gern verließ E. den portugisischen Boden, wo er bisher so vieles Ungemach ertragen, so vielen Undank geärntet hatte, und eilte der neuen Welt zu, welche für sein Forschen und Wissen eine neue, höchst interessante Sphäre darbot; er schiffte sich mit einem deutschen Bergmanne, einem Schmelzer und einem Schreiner im Januar 1810 ein und landete nach zweimonatlicher Fahrt im Hafen der Hauptstadt Brasiliens.

Kaum hier angelangt, wurde seine Thätigkeit, als die eines geschickten Bergmannes und einsichtsvollen Mineralogen, in Anspruch genommen: er erhielt den Auftrag, einen Theil des Küstenlandes und die gegenüberliegende Ilha grande in mineralogischer Hinsicht zu bereisen. Im zweiten Hefte seines Journals von Brasilien (Weimar 1818) erhalten wir von dieser Unternehmung einen ausführlichen Bericht, mit welchem gewissermaßen die geologische und mineralogische Kunde

jener Länder erst einen sichern, wissenschaftlich gebildeten Gewährsmann bekommt, der, neben dem eigentlichen Zwecke seiner Bereisung, treffende Züge aus dem Menschenleben jener fernen Zonen anspruchslos seiner Erzählung einwebt. Da führt er uns bald den Pflanzer vor, welcher, ein wohlgenährter, großer Mann, mit einem kleinen Strohhütchen, einem kattunenen Kamisol, baarfuß mit hölzernen Pantoffeln und großen silbernen Sporen an den nackten Füßen, den Reisenden auf hohem Gebirge spät Abends begegnet, erst durch diesen Aufzug belustigt, dann aber Dank erwirbt durch seine herzliche Gastfreundschaft; bald den Gouverneur von Ihla Grande, der nach den ersten Bewillkommnungs-Complimenten fragt: ob Eschwege auch ein Christ sey. — Dann versetzt er uns in den Feierzug des Fronleichnamsfestes, wobei das Volk nur durch Drohungen zum Niederknien gebracht wird, und schließt den Bericht mit schätzbaren statistischen Angaben.

Eschwege suchte und fand Gelegenheit, mehrere ähnliche Aufträge zu Bereisungen zu erhalten, und erinnert an jene Bemerkung des Prinzen von Neuwied (im zweiten Theile seiner Reisen): „Ungünstige Umstände bewogen den Monarchen, sich selbst nach dem so schönen, noch nie gesehenen Quell seiner Reichthümer zu begeben, eine Auswanderung, welche auf jenes Land den größten Einfluß haben mußte. Aufgehoben ward nun das drückende System geheimnißvoller Sperre. Vertraun trat an die Stelle der Aengstlichkeit, und fremde Reisende erhielten den Zutritt zu diesem Felde neuer Entdeckungen. Die liberalen Gesinnungen eines weisen Königes, durch ein aufgeklärtes Ministerium unterstützt, gestatteten Ausländern nicht nur den Eintritt, sondern beförderten auch auf die großmüthigste Art ihre Nachforschungen." — Besonders wird der Minister Conde da Barca als ein Beschützer der Wissenschaften genannt; von Eschwege aber gerühmt: „er hat, durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Brasilien begünstigt, dem Publiko mehrere interessante Abhandlungen übergeben, und mit allem Rechte haben wir von diesem mit gründlichen Kenntnissen ausgerüsteten Manne noch viele wichtige Entdeckungen zu erwarten. Er maß die höheren Ketten der Gebirge von Minas, entwarf ihre Profile und untersuchte auf seinen Reisen die verschiedenen Pro-

ducte jener hohen Erdrücken, wo er unter andern noch kürzlich Schwefelleber-Quellen entdeckte. Mit zuvorkommender Güte unterstützt er fremde Reisende mit seinem Rathe und Beistande." — (Theil I. Seite 2.)

Nach seiner Rückkehr von jener ersten Reise in die Provinzen Brasiliens, ward Eschwege mit der Aufstellung und Aufsicht der königlichen Mineraliensammlung zu Rio de Janeiro beauftragt, zu deren Grundlage die von Werner zu Freibreg geordnete Pabst-Ohainsche Mineraliensammlung diente. Diese hatte der vorgenannte Staatsminister Antonio de Araujo e Azevedo, Conde da Barca, welcher seine diplomatische Sendung nach Deutschland zu wissenschaftlichen Zwecken benutzte, für den König von Portugal gekauft und sich, unter dem Wechsel der politischen Ereignisse, den Ruhm eines hochsinnigen, edlen Mannes errungen. Er war Eschwege's Gönner und Freund; der Ueberlebende ruft dem Vorangegangenen das Zeugniß nach: „Nur erst dann, als die gute Sache wieder Oberhand erhielt, Barca's Körper aber durch das veränderte Klima und herannahende Alter geschwächt war, kam er wieder in volle Thätigkeit, der er aber bald erliegen mußte. Rühmlichst hat er sich in seiner diplomatischen Laufbahn ausgezeichnet; der König verlor an ihm einen treuen Minister, der neue aufblühende Staat Brasilien einen weitdenkenden, kenntnißreichen, vielumfassenden, mit großen Planen schwangeren Kopf, Künste und Wissenschaften einen vorzüglichen Beschützer, und alle, die ihn umgaben, einen treuen Freund. — Er starb im Junius 1817." —

Eschwege beschäftigte sich ein Jahr hindurch mit der Aufstellung der pabstischen Sammlung in einem großen Saale des Arsenals und veranlaßte officielle Aufträge an alle Statthalter der Capitanien um Einsendung von einheimischen Mineralien für das königliche Kabinet, dessen Directorstelle er erhalten hatte. Doch die Befehle an die Gouverneurs blieben ohne Wirkung; nur aus zwei Kapitanien liefen einige ungeheuer große und schwere Kasten ein, die voller Felsenmassen von Hornblendegesteine und eisenschüssigem Sandsteine waren. — Da auf diesem Wege nichts zu erhalten war, so bewirkte er für sich eine Sendung nach der Kapitanie von Minas Geraes, wo er die reichste Ausbeute zu erlangen hoffte. Dort später durch bergmännische Be-

schäftigungen festgehalten, verlor er sein Pflegekind, jene Sammlung, nicht aus dem Auge, sondern sandte ihr fortwährend Beiträge zu, indeß seine Landsleute, die Majors Varnhagen und Feldner, aus den Kapitanien von St. Paulo und von Rio Grande, gleiche Thätigkeit bewiesen, und da Camera die Sammlung mit einer reichen Diamantsuite vermehrte. Dieses Institut wurde bald nachher der Militairakademie übergeben, wo es der Mönch Fr. Joze da Costa bei Vorlesungen über die Mineralogie benutzt. Den später nachgetragenen wernerschen Katalog haben Napion und Eschwege, behufs der Gemeinnützigkeit ins Portugiesische übersetzt.

Eine Lehrstelle an dieser Akademie lehnte Eschwege ab und fand sich seinen Wünschen angemessener beschäftigt, indem er 1811 neue Aufträge zur Bereisung des Innern des Landes in bergmännischer Beziehung erhielt. Ein Bergmann und ein Schmelzer begleiteten ihn; Villa Rica, der Sitz des Generalgouverneurs der Provinz Minas Geraes, wurde der Hauptpunct, von welchem aus er seine Wanderungen unternahm. Das Journal von Brasilien, womit E. die deutsche Literatur beschenkte, enthält schätzbare Nachrichten von diesen Unternehmungen und bestätigt das in der Einleitung niedergelegte Geständniß: „Obgleich die Portugiesen im Allgemeinen scheel auf die Schriften der Ausländer sehen, besonders wenn sie in gewissen Puncten der Wahrheit zu nahe treten; — weswegen ein portugiesischer Journalist noch vor kurzem sich darüber ausläßt und sagt: den Portugiesen muß die Ehre werden, die Welt über das große Reich Brasilien zu belehren, damit die Welt nicht mit Unwahrheiten erfüllt werde; — so scheint es doch, als wenn es den Deutschen zuerst vorbehalten seyn sollte, wissenschaftliche Nachrichten über Brasilien bekannt zu machen, und zwar ohne vorsätzliche Unwahrheiten einzuflechten.“ —

Besonders diese Einleitung enthält ein sehr lehrreiches Gemälde des inneren Zustandes jenes weiten Landes, indem sie dem bisher in so großer Achtung gestandenen Werke des Britten Mawe (Travels in the interior Brazil) mit Recht nur ein sehr untergeordnetes Verdienst beimißt; für seine eigenen Mittheilungen aber gesteht er bescheiden und wahr, daß es die physischen und moralischen Kräfte eines Mannes übersteigt, in einer so unbekannten Welt alle Gegenstände richtig aufzu-

fassen. — Erst später erfreute er sich bei seinen Untersuchungen der Hülfe des unermüdeten Zoologen Freireis und eines jungen geschickten Botanikers Sellow; beide sicherten ihn vor der dort einheimischen Lethargie, welche beim gänzlichen Mangel literarischer Hülfsmittel und Aufregungen so manche wissenschaftliche Beschäftigungen hemmte. —

Bei dem mächtigen Einfluß, welchen das Gold in der menschlichen Gesellschaft übt, bei dem großen Reichthume, welchen Brasilien von diesem Metalle besitzt, gewinnen die Nachrichten von der Bereisung der goldreichen Provinzen Brasiliens großes Interesse. Eschwege unternahm von Villa Rica aus über Maianna eine Reise zu der von Osten nach Westen sich ziehenden Bergkette, deren Bearbeitung seit der Entdeckung so viele Millionen Goldes nach Europa lieferte, um dort vieles Elend, selten Menschenwohl zu bereiten. — In jenem Erdstriche sind alle Lager des Gebirges so reiches Goldgehaltes, daß sogar der Staub, Koth und Kehrigt Goldtheile mit sich führt, welche sich oft arme Sclaven mühsam zu Nutze machen. Der Hauptsitz des bisher gewonnenen Goldes sind leicht zerreibliche Quarzstreifen (Panellas) von außerordentlichem Reichthume; in anderer Gestalt achtet man wenig auf den Inhalt und versteht ihn selten zu benutzen. Wie die Erlaubniß zur Bearbeitung von Seiten des Staates erlangt, und wie dort zu Lande die Bearbeitung des Goldgewinnes nach drei verschiedenen Arten, welche alle drei die Kunst des Bergbaues in ihrer größten Kindheit zeigen, betrieben wird, erfährt man hier aus der Erzählung eines technisch-einsichtvollen Beobachters, der nicht allein auf den schnöden Sold sein Augenmerk richtet, sondern mit Geist die große Werkstatt der Natur erforscht. — Er fand überall, je reicheren Goldgewinn, um so größere Entwürdigung des Menschengeschlechtes bis zur niedrigsten Stufe der Thierheit und das drückendste Elend; erst in den Gegenden, wo man den unterirdischen Schätzen nicht weiter nachzugraben versteht, entwickeln sich Spuren der Civilisation und des Wohlstandes. Die Volksclasse der Eingeborenen, die zum Theil in den Urwäldern leben, zum Theil unter der schmachvollen Herrschaft der Portugiesen seufzen, bietet dem Menschenfreunde Gelegenheit zu den gerechtesten Klagen. Während die Regie-

rung die besten Grundsätze und Absichten für die Veredlung der Indianer in trefflichen Gesetzen ausspricht, greift die Vernichtung jener Volksstämme rasch um sich, da es bisher an durchgreifender Kraft gebrach, um den Schandthaten der Europäer und der eigenen Beamten Einhalt zu thun. So erzählt Eschwege, wie unmittelbar nach der Ankunft der königlichen Familie in Brasilien zu Villa Rica 1808 eine besondere Gesellschaft zur Unterwerfung und Civilisation der Indianer gestiftet sey, die anstatt anempfohlener zweckmäßigen Mittel, bei einem Aufwande von jährlich 100,000 Cruzades, sieben Jahre hindurch einen Mordkrieg gegen die Botecudos führte, ohne sie zu besiegen oder in ihre dichten Wälder einzudringen. — Mit Recht fragt Eschwege nun: „Was hat man gewonnen? — Nach meiner Meinung hat man verloren; denn dadurch, daß mehrere Güter wieder von ihren davongelaufenen Besitzern bewohnt werden, nur in der Absicht, wie es die Charta regia verspricht, zehn Jahre von Abgaben befreit zu bleiben, und wovon der größte Theil nach den festgesetzten zehn Jahren wieder davonlaufen wird, dünkt mich, ist kein Ersatz für das eines Theils unnöthiger Weise verschwendete Geld, und auf der andern Seite für den doppelten Haß, den man durch den grausamen Krieg den Botecudos gegen die Portugiesen einflößt. — Wenn man die Wilden an sich zu locken sucht, ihnen zu essen vorsetzt, und nun, während sie ihren Hunger stillen, Feuer auf sie giebt; wenn eine Heerde solcher Banditen-Soldaten in die Wälder vordringt und den ruhigen Aufenthalt einer Botecuden-Familie ausspäht, sie bei nächtlicher Stille überfällt, und dann alles, Weiber und Kinder, unbarmherzig umbringt; wenn ein Unmensch, von religiösem Wahnsinn angetrieben, die sich aus List todtstellenden Wilden erst tauft und ihnen dann die Köpfe abschneidet: alles dieses muß einen unauslöschlichen Haß und Abscheu bei fühlenden Menschen erregen." — An einer andern Stelle berichtet er: „Daß diese Grausamkeiten, diese Nichtachtung von Seiten der civilisirten Volksmasse gegen die armen Indianer aus Mangel an Religion und aus irrigen Religionsbegriffen herzuleiten ist, bedarf keines Beweises. Die Indianer werden den Thieren gleich geachtet, weil sie nicht getauft sind, und man glaubt Gott und der Religion einen Dienst zu leisten, wenn man

diese Menschenrace ausrottet. Ein reicher Gutsbesitzer der Gegend, wo sich die Puris neuerlich niedergelassen haben, schlug dem Director vor, daß man Grünspan unter ihr Essen mischen möge, um sie auf einmal aus der Welt zu schaffen. Der Commandant des Districtes von Sta. Anna dos Ferros sagte mir bei Gelegenheit, daß ich mich mit ihm wegen jener Puris unterhielt, ins Gesicht, daß jetzt die schönste Gelegenheit wäre, jenes Volk auf einmal auszurotten, wenn man die Blattern unter sie brächte. Ein inniges freudiges Gefühl dieser schönen Idee, womit er sich gewiß schon lange herumgetragen, schwebte ihm dabei auf dem Gesichte. Ich kenne selbst einige Geistlichen, die diese Idee unterstützen." —

So leben wir noch immer in den Gräuelzeiten der Cortez und Pizarro's, und zahllose Völkerstämme flehn die Rache des Himmels herab für das grenzenlose Elend, welches ihnen von den sich civilisirt nennenden Europäern zugetragen wird, deren Missionnaire, mit und ohne Bibelvertheilungen, nach ihrer ganzen Stellung allen Begriffen wahrer Menschenliebe Hohn sprechen.

Daß eine Lage, worin man gezwungen ist solche Scheußlichkeiten täglich zu beobachten, wo jedes gegen die Wilden begangene Verbrechen, der guten Gesetze ohngeachtet, ungestraft bleibt, unter dem Deckmantel der Entstellung der Thatsachen, jeden menschliches Gefühl in sich tragenden Mann trübe stimmen muß, bewies sich auch an Eschwege. Nur in strengen Berufsarbeiten fand er einige Geisteserheiterung. Nachdem er sich in der Mineralogie des Landes und seiner Bedürfnisse orientirt hatte, beschäftigte er sich besonders mit der Eisenfabrication, zu deren Betrieb er bei Congonhas do Campo die erste im Großen arbeitende Hütte anlegte und mit dem besten Erfolge so in Gang brachte, daß, mancher Unterbrechungen ohngeachtet, am 17. December 1812 das erste Eisen geschmolzen und unter dem großen Hammer gereckt wurde. Im Junius des folgenden Jahres wurde das Hüttenwerk fertig, so daß seitdem vier schwedische Bauerösen und zwei Reckfeuer mit aller Bequemlichkeit arbeiten. Die ganze Einrichtung zeichnet sich durch Zweckmäßigkeit aus: das Eisenstein-Pochwerk, der Hammer und alle Feuer sind unter Einem Dache. Man ist im Stande mit Leichtigkeit den Bedarf der ganzen Pro-

vinz zu fördern; auf einen weitern Debit sich aber auszudehnen, wird nicht für rathsam gehalten, da dann, wegen Theurung der Transportmittel, keine Hoffnung eines Gewinnes übrig bleibt. Das von Eschwege gegebene Beispiel wirkte; in fast 30 kleinen, zum Theile Privatpersonen gehörigen Hütten wird der Eisengewinn mit gutem Erfolge betrieben. — Diese Anregung der Betriebsamkeit jener Gegenden scheint für die Cultur des Landes und die Civilisation seiner Bewohner ein gar wichtiger Schritt zu seyn: denn gewöhnlich macht der unmittelbare Goldgewinn Sclaven, der des Eisens Männer. — Jene eingebornen Americaner mußten in das tiefste Elend versinken, weil sie nur Gold, kein Eisen hatten und zu gebrauchen verstanden. —

Was aber die berühmten Goldgruben Brasiliens betrifft, so machte E. dieselben znm fortwährenden Gegenstande seiner Aufmerksamkeit; von ihm erfahren wir, wie derselbe betrieben ward und gegenwärtig gehandhabt wird, wie sich der Ertrag derselben fortschreitend vermindert, und wie diesem nur abgeholfen werden kann, wenn mit mehr wissenschaftlicher wie technischer Einsicht verfahren, und die Arbeit ordentlichen Gewerkschaften anvertraut wird. Ueberall belegt er seine Angaben und Pläne mit den in Archiven vorgefundenen Nachrichten, wo wir Aufschlüsse finden über den Gold- Silber- und Diamantengewinn, wie über das Nominal-Verhältniß jener beiden edlen Metalle und über den Schleichhandel, der mit den Diamanten und dem Golde getrieben wird.

Jene Quellen des Reichthumes, wonach die Habsucht geizt, leitete ihn nicht ab von der Beobachtung anderer Gegenstände, wozu er um so mehr verpflichtet war, da die ganze Provinz Minas in bergmännischer Hinsicht zu seinem Wirkungskreise gehörte. Er eröffnete in dem Sertao von Abaete ein Bleibergwerk, berichtigte nach einem besondern Auftrage die Grenzbestimmungen zwischen den Provinzen Goyaz und Minas Geraes, leitete die Straßenverbesserungen und wurde 1817 mit dem Militairgrade eines Obristlieutenants zum Generaldirector der Goldbergwerke ernannt; — dabei machte er öftere Reisen in dem weiten, unbekannten Lande, die sich bis in die Provinzen Goyaz und S. Paulo erstreckten.

Der Ertrag dieser vielseitigen Unternehmungen war selbst für die deutsche, für die vaterländische Literatur ersprießlich, reicher aber für das Land selbst durch Anordnungen an Ort und Stelle. Seine Thätigkeit, sein rastloser Eifer zur Gemeinnützigkeit brachte seinem Fleiße immer neue Aufgaben: bald mußte er eine auf eigene Beobachtungen und Messungen gegründete neue geographische Karte von Minas Geraes ausarbeiten, bald die Aufsicht über die neue, gewerkschaftliche Pulverfabrik zu Villa Rica übernehmen, bald eine königliche Stuterei zu Loroeira do Campo einrichten. Bei vielen immer neugestalteten Hindernissen und Hemmungen, die sich seinem Wirken oft entgegenstellten, verschweigt er nicht, daß die Absichten des Regenten und der obersten Staatsbehörden oft die besten waren, daß sich aber die von dort ausgehenden Lichtstrahlen, wie es oft geschieht, in den mittleren Regionen trübten. —

Die nie verleugnete Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande, mit seinem bürgerlichen Glücke und seiner geistigen Regsamkeit, fand im Jahre 1821 Gewährung, indem Eschwege, der indeß auf der militairischen Stufenfolge bis zum Ingenieur-Obristen vorgerückt war, im Julius den ihm verwilligten zweijährigen Urlaub, behufs einer Reise nach Deutschland, antrat. Er schiffte sich nach Lissabon ein und kam nach einer glücklichen Fahrt im September, drei Monate später als der König, daselbst an. Unverzüglich setzte er sich mit der königlichen Akademie der Wissenschaften wie mit den versammelten Cortes in Verbindung, indem er jener die erste vollständige geographisch-statistische Beschreibung der Provinz Minas Geraes vorlegte, diesen dagegen eine Darstellung des ganzen Bergbaubetriebes übergab, den traurigen Zustand desselben mit freimüthiger Wahrheitsliebe ins Licht setzte und daran gediegene Vorschläge zu dessen Belebung und Verbesserung knüpfte. Die verschiedenen Unterhandlungen, welche sich an diese Arbeiten reihten, hielten ihn fünf Monate hindurch in Lissabon fest; dann ging er über England und Frankreich nach Deutschland, verweilte nur kurze Zeit in der Heimath und reiste durch Böhmen, über Wien nach Ungarn, durch den in bergmännischer Hinsicht wichtigern Theil Polens, durch Schlesien, und durchzog hierauf den Harz

und den thüringer Wald; so erreichte er nach einer lehrreichen Wanderuug das liebe Hessenland, die Stätte seiner Geburt, wieder. Wie viele lehrreiche Gegenstände sich ihm auch auf einer solchen Reise darbieten mochten, so blieb doch der Hauptgesichtspunct seiner Beobachtungen der der geognostischen Vergleichungen mit Brasilien.

Indem er so seinem Berufe lebt, sey hier noch besonders daran erinnert, wie er mit demselben seine schriftstellerischen Arbeiten in Verbindung setzt, und wie die letztern jenem unmittelbar ihr Daseyn verdanken. — Der einzelnen Aufsätze E—'s in mehreren deutschen Zeitschriften, besonders in Moll's Ephemeriden, ist schon gedacht worden; man findet auch interessante geologische und mineralogische Abhandlungen von ihm in den Mémoires der lissaboner Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er ist, und in dem Patrioten, einem in Rio Janeiro erschienenen Journale. Auch gab er in portugiesischer Sprache einen Unterricht für Ingenieurs, die sich dem Bergbau widmen wollen, in der Hauptstadt Brasiliens heraus. Der vaterländischen Literatur gehören wieder das Journal von Brasilien (zwei Bände Bemiar 1818) und die Nachrichten aus Portugal und dessen Colonien, herausgegeben v. Zincken (Braunschweig 1820), wie auch das im vorigen Jahre in Weimar erschienene geognostische Gemälde von Brasilien. Neue Mittheilungen dieser Art haben wir zu erwarten in einem auf mehrere Bände berechneten Werke: „Brasilien, beobachtet in topographischer, geognostischer, bergmännischer und statistischer Hinsicht, mit Hinweisung auf die neueren Begebenheiten, welches uns die viewegsche Buchhandlung zu Braunschweig verheißt.

Im Märzmonate des gegenwärtigen Jahres gedenkt unser hochverehrter Landsmann seine Rückreise nach Brasilien über Portugal anzutreten, und wird dort zum Ruhme der Wissenschaften und zur Verherrlichung der wahren Geistescultur, mit neuer Kraft gerüstet, wirken, daß das sinnvolle allegorische Bild, welches er dem zweiten Hefte des Journals von Brasilien vorsetzte, in Erfüllung gehe. Dort erscheinen die Profile

des Vorgebirges jener von der Natur so reich ausgestatteten Länder in der Gestalt eines auf dem Weltmeere ruhenden Riesen; in den verklärten Wolken aber schwebt der Genius Brasiliens als lehrender Greis und ruft die bedeutungsvollen Worte: Surge et impera! —

# Joseph von Hazzi.

Digitized by Google

# Joseph von Hazzi.

Der Ritter Joseph von Hazzi — Staatsrath zu München, ist geboren den 12. Februar 1768 zu Abensberg, einem in der neueren Kriegsgeschichte oft genannten Städtchen in Baiern, wo sein Vater Maurermeister war. Schon im achten Jahre kam er als Singknabe nach Kloster Rohr, und nach einigen Jahren in das Seminarium nach München, wo er die gewöhnlichen Studien bis zur Physik absolvirte. Schon in der Rhetorik ward er der Verfassung gemäß zum Vorsteher von den Studenten erwählt, was er auch blieb, bis er das Seminar verließ. Er wußte unvermerkt manche zweckmäßige, zu einer vernünftigen Freiheit leitende Einrichtungen einzuführen, wodurch er sich allgemein beliebt machte. — Nun aber sollte von ihm ein Stand gewählt werden. Der gewöhnliche Gang war aus dem Seminarium in ein Kloster. Es wurde auch von mehrern Klöstern um ihn geworben. Hazzi besah mehrere solcher Klöster, ohne seine Wahl und sein Vorhaben auszusprechen. Zur Fortsetzung des Studiums der Physik wurde ihm von Seite des Kurfürsten Karl Theodor ein Stipendium nach Mannheim zum Abbé Hemmer angeboten, der sich, wie bekannt, mit meteorologischen Beobachtungen und mit dahin gehörigen Plänen beschäftigte. Hazzi ging auf einige Wochen nach dem hohen Peissenberg, lag Tag und Nacht diesen Beobachtungen über Wind und Wetter ob und durchsah zugleich die ungeheuern Arbeiten, die seit Jahren drei Priester aus dem Kloster Rottenbuch für diesen Zweck gesammelt und in einer Menge von Tabellen zusammengestellt hatten.

Dies führt zu nichts, rief er nach einigen Tagen aus, und ging wieder nach München zurück. Er hörte darauf im Lazareth sehr fleißig medicinische Collegien; allein da er, besonders bei der Anatomie, nur Nomenclaturen vorgetragen erhielt, so trat er auch da wieder aus. — Ein Stipendium für die juridischen Studien lag ihm jetzt im Kopf, wozu ihm der damalige Studien-Curator Graf von Morawizky Hoffnung gab, zugleich mit der Zusicherung derselben, falls er den ersten Platz in der Physik behauptete. Es geschah. Auf der Universität Ingolstadt zeichnete sich Hazzi bei den damals gewöhnlichen Aufrufungen vom Katheder in seinen Antworten und Erklärungen vor andern aus. Dies verschaffte ihm Ruf, und viele Studenten des juristischen Faches suchten bei ihm ein Repetitorium zu erhalten. Bei genauer Beachtung des Zustandes seiner Finanzen, lebte er äußerst sparsam. Er nahm die geringste Kost, und zwar zu 7 Kr., ein halbes Maaß Bier mit eingeschlossen, das Mittagsmahl, Abends zu 3 Kr.; Holz wurde gar nicht gekauft. Die Studien von drei Jahren nahm er in zwei Jahren zusammen, um das dritte Jahrs-Stipendium von 120 Fl. als sein Reisegeld nach München zu erübrigen: denn er konnte und wollte auf Unterstützung seiner Aeltern, die mehrere Kinder hatten, nicht viel zählen. Er erwarb sich in allen Fächern die besten Zeugnisse, ungeachtet er es mit mehrern Professoren verdarb, weil er nicht selten das Lachen im Collegio nicht unterdrückte, welches ihm natürlich sehr übel aufgenommen wurde. Im dritten Jahre schritt er zur Praxis beim Landgerichte Abensberg und eilte dann im Mai nach Ingolstadt, wo ein Concurs Statt fand, weil für zwei Candidaten die Promotion zum Licentiaten-Grad gratis Statt fand. Hazzi war wieder unter allen Preisbewerbern der erste, und erhielt somit den 23. Mai 1789 das Diplom eines Licentiaten. Er verweilte kurze Zeit bei seinen Eltern, und dachte nun in die Welt zu gehen, um sein Glück zu machen, wie ein Schiffbrüchiger, der auf eine fremde Insel verschlagen wird. Seine zusammengesparte Baarschaft waren 200 Fl. Nach Aufzehrung derselben war kein Mittel zur weitern Unterstützung vorauszusehen. Für München hatte er keine andere Empfehlung, als einen Brief des Professor Sasso, eines der ausgezeichnetsten Männer von Ingolstadt, an den Dr. Scharl, den berühm-

testen Advocaten von München, damit dieser den Empfohlenen zur Advocaten-Praxis anleiten möchte. Dr. Scharl gewann bald den jungen Hazzi so lieb, daß er in allen Gesellschaften nur von seinem neuen Amanuensis sprach. Dies verschaffte ihm bald die Achtung von Seite der Rechtsgelehrten, und auf allen Seiten Heiraths-Anträge. Es war damals in Baiern die allgemeine Sitte, daß nicht die Männer, sondern die Töchter oder Wittwen verstorbener Beamten die Aemter erhielten, gegen Stellung eines tauglichen Subjects, das mit der Frau die versorgende Bedienung erhielt. Andere wußten schon vorher, wo sie eine baldige Diensteserledigung vermutheten, sich ein Anwartschaftsdecret zu verschaffen. Bei einer Dienstes-erledigung wurden alle Licentiaten zur Beschau gerufen, das ist, durch Unterhändler wurde man vorgestellt, um die mit einem Dienst versehene Wittwe oder Tochter kennen zu lernen. Zu diesem Beschauen wurde auch Hazzi aufgefordert; allein unter zwanzig Versuchen entsprach keiner seinen Wünschen in der Art, daß er zu Frau und Amt gelangt wäre. Sein letzter Kreuzer war bald aufgezehrt, und leider konnte er bei Dr. Scharl, der ihn unfreundlich behandelte, nicht länger bleiben. Er ging also zum Advocaten von Speckner, als Concipist mit einem monatlichen Gehalte von 25 Gulden. Hier fand Hazzi ein großes Feld für seine Thätigkeit, besonders als v. Speckner Reichs-Vicariats-Agent — und dann Stadtoberrichter von München wurde. Hazzi führte fast alle Geschäfte und erwarb sich Ruhm und Ehre. Um diese Zeit war es auch, daß er mit dem bekannten Professor und Buchhändler Strobel bekannt wurde, und dieser ihn zur Schriftstellerei ermunterte, auch die erste Schrift von ihm druckte (Ueber das Tröbler- oder Tändlerwesen in München. Zum Behuf eines Tröblerreglements. München bei Strobel 1791). Der junge Mann übergab jetzt eigne Bittschriften um Anstellung unter Beibringung der vorzüglichsten Zeugnisse; allein alle Thüren blieben verschlossen, und alle Bescheidungen abschlägig. Es drängten sich auf der andern Seite neue Heiraths-Anträge an ihn. Advocaten wollten ihm ihre Töchter mit einer Anzahl von Acten als Heirathsgut geben, andere wollten ihm förmlich die Stelle abtreten. Unter diesen Anträgen gefiel ihm am meisten derjenige des Hofraths von S., der als sehr

reich galt, und dessen Tochter eines der schönsten Mädchen Münchens war. Er wurde in dieses Haus eingeführt und ungemein gut aufgenommen. Er glaubte anfangs, die schönste sey für ihn bestimmt; es entdeckte sich aber in einiger Zeit, daß die andere — von vortrefflichen Eigenschaften zwar — aber minder schön, ihm zugedacht war. Diese hatte die Anwartschaft auf die nächste erledigte Landgerichtsstelle. Man hielt aber von Seite der Regierung nicht Wort, indem eben damals die Epoche eintrat, daß die berüchtigte Gräfin Betschart die erledigten Aemter den Meistbietenden einzuspielen wußte. Doch erhielt Hazzi ein Wartegeld von 300 fl. und wurde 1793 Fiscalrath, wobei ihm zugleich die Hälfte der fiscalischen Gebühren versprochen ward *). Seine Vorträge, die einen ganz eignen Charakter von Lebendigkeit und Freimüthigkeit an sich trugen, erwärben ihm bald eben so viel Ruhm als Feinde; er suchte alle fiscalischen Processe zu vergleichen und griff sehr freimüthig oft Vorurtheile und Privilegien an. Man theilte ihm in der Folge wenige Acten mit, und schmälerte so sein Einkommen sehr. — Da fand er in den Familien-Papieren große Forderungen an die Landschaft. Diese wußte er geltend zu machen, und schloß einen Vergleich, der ihm eine Hofkammerrathsstelle mit bedeutendem Einkommen sicherte. Zu gleicher Zeit faßte ihn der geheime Rath Freiherr von Stengel ins Auge, der die oberste Leitung im Forst- und Culturfache hatte und dabei große Reformen im Sinne trug. Dazu brauchte er einen thätigen kühnen Mann, und wählte den jüngsten Hofkammerrath Hazzi, dem bei Errichtung einer eigenen Forstkammer 1794 die Stelle als Jagd- und Forstfiscal, dann 1795 als Forst-

*) Hazzi hatte weder aus der ersten noch aus der zweiten Ehe, die er 1816 mit einer Tochter des so allgemein verehrten Präsidenten des obersten Justizhofes, Grafen von Larosée, einging, Kinder. Schon bei seiner ersten Ehe nahm er seine vaterlosen drei Geschwister zu sich, erzog und versorgte sie. Sein jüngster Bruder Christian wurde in der Folge Major des baierschen Ingenieur-Corps, der sich in allen Feldzügen ganz besonders auszeichnete, stets im Generalstabe des Fürsten Wrede sich befand und dessen volles Vertrauen genoß. Er erhielt den baierschen Max Joseph-Orden und das französische Ehren-Legions-Kreuz. Er wurde öfters verwundet und mit so vielen andern das Opfer im letzten russischen Feldzug.

kammerrath ertheilt wurde. Mit vier Aemtern bekleidet, wurden ihm die ungeheuern Actenmassen auf Wägen zugeführt, worunter viele hundertjährige Processe waren. Da helfen mir alle diese Papiere nicht viel, pflegte Hazzi zu sagen; alle die streitigen Gegenstände muß man in der Nähe sehen. Er erhielt daher ein beständiges Commissorium, an Ort und Stelle die Sache zu besichtigen. Hazzi brachte so den größten Theil des Jahres immer auf dem Lande zu, durchstreifte alle Wälder, Gebirge, Städte, Flecken, Klöster, Schlösser und Dörfer und verweilte oft in den niedrigsten Hütten. Wo er hinkam, ward auf der Stelle der Vergleich zu Stande gebracht, Wälder und öde Strecken wurden abgetheilt, Beamtenstellen, Magistrate reformirt, und auf allen Seiten wohlthätigere Entscheidungen in Wirklichkeit gesetzt. Wo ein Streit war, verlangte man Hazzi als Commissär. Wo man vorher militairische Executionen anwenden mußte, wo alles in Aufruhr stand, trat Hazzi ganz allein auf, wußte die Gemüther zu besänftigen und selbst jeder Gewaltthätigkeit mit Kühnheit sich entgegen zu stellen, wie es oft im Gebirge bei der allgemeinen Erbitterung gegen das Forstwesen, und wo oft mehrere Hunderte Bauern wüthend dahereilten, der Fall war. Dieses beständige Umherwandern und Bekanntwerden mit allen Verhältnissen des innern Lebens Baierns erzeugte in ihm den Vorsatz, von dem ganzen Lande, das noch als eine unbekannte Welt galt, den Schleier wegzuziehen. Mit einer ungeheuern Mühe hatte er alles bis auf das Kleinste gesammelt, und stellte so ein grelles Bild von dem barbarischen Zustande Baierns in einer Schrift auf, betitelt: Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Baiern. Nürnberg, bei Stein 1801 in 4 Bänden mit Kupfern und einer Karte. Auch fand er manchen günstigen Augenblick bei seinen Commissionsreisen, um Abstecher in das Ausland zu machen; so von einer Waldbesichtigung bei Furth nach Prag, von einer ähnlichen in den Gebirgen nach ganz Tyrol. 1796 fuhr er mit noch zwei Freunden die Donau hinab nach Wien und dann nach Ungarn, kam zu Fuß durch Mähren, Böhmen und Sachsen wieder nach Baiern zurück. Ueberall war sein Geist mit Forschungen und Erwerbungen aller möglichen Kenntnisse über die Landesverhältnisse beschäftigt. Mittlerweile ging 1799 die Regierungsveränderung

vor sich, und alle Collegien wurden in eine General-Landesdirection vereinigt. Die fünfte Section davon war für alle Cultur-, Forst-, Jagd- und Baugegenstände bestimmt; hier erhielt Hazzi seine Stelle und sah nun das ganze Cultur- und Forstfach, als General-Landes-Directionsrath, in seinen Händen. Von dieser Epoche an datirt sich das neue Leben der innern Landes-Cultur Baierns; denn Theilung und Cultur wurden das allgemeine Losungswort, und es geschahen Wunder in diesem Fache. — Die verwickeltsten, schwierigsten Processe waren oft in 24 Stunden entschieden, und schnell der Vergleich oder Ausspruch vollzogen. Während Hazzi auf dem Lande in solchen Geschäften sich befand, ließ er sich alle Acten nachschicken und sandte sie gewöhnlich für immer erledigt nach München zurück. Er genoß sowohl bei seinen Collegen als auch bei dem so würdigen Präsidenten, Baron von Weichs, das vollste Zutrauen. Aus diesen Entscheidungen streitiger Vorfälle wußte Hazzi durch allerlei Erläuterungen und Vorschriften im Regierungsblatte eine ganz neue vollständige Cultur-Gesetzgebung an den Tag zu bringen.

Im Spätherbst 1799 trat eine andere Epoche in Baiern ein — der Einzug der Franzosen in München. Diese Truppen, kaum in München eingerückt, forderten die Auslieferung aller Landkarten, an denen sie, so wie an der Kunde des Terrains, den größten Mangel hatten, und verlangten zugleich namentlich Hazzi als Marschcommissär bei dem Hauptquartier, indem derselbe wegen seiner Localkenntniß von Baiern und Oesterreich ihnen bekannt sey. Als die Minister dieses nicht zugeben wollten, wurde ihnen mit Gefängniß und Umstürzung der Verfassung, Republicanisirung des Landes gedroht. Nun wurde die Forderung gewährt, und Hazzi erhielt ein förmliches Commissorium ausgefertigt. Er begab sich nun zum General Moreau nach Augsburg; um theils die baierischen Karten zu retten, theils größere Plane damit zu verbinden, schloß er mit General Moreau einen Vertrag zur Errichtung eines gemeinschaftlichen bureau topographique, wobei, unter seiner und des französischen Generals d' Abaucourt Leitung, die besten französischen Ingenieurs und baierschen Geometers gebraucht wurden. Diesem Institute verdankt man die später vollendete vortreffliche Karte von Baiern. Hazzi zog dann mit dem

Google

französischen Generalen auf der Demarcationslinie herum, und begleitete den General Moreau und seinen Chef des Generalstabes, den General (später Minister) Dessoles, ins Feld zu dem Uebergang über den Inn. Die Franzosen selbst schrieben ihm einen großen Theil der Plane zur Schlacht von Hohenlinden und zum unverhofften Uebersetzen des Inns bei Neubeuern zu. Als Moreau und seine Umgebung in Wels bei Tische saßen, und eben vom schnellen und unvermeidlichen Einzug in Wien die Rede war, fuhr eine Postcalesche vor, und der General Meerfeld trat als Abgesandter ins Zimmer. Moreau begab sich mit ihm hinweg, und nach ein paar Stunden ward der Waffenstillstand geschlossen. Hazzi zog noch mit den Franzosen bis Steier und Train, dann mit ihnen wieder nach München zurück. Da wurden Pläne entworfen zur nähern Verbindung Frankreichs und Baierns. Hazzi brachte das alte Project Karls des Großen auf das Tapet und erhielt mit einem französischen Obersten vom Ingenieur-Corps den Auftrag, die Altmühl, Rezat, und den Main bis Frankfurt zu bereisen; woraus sich dann für dieses Project eine umfassende Denkschrift bildete, die der Moniteur im Jahre 9 Nr. 150 mit außerordentlichem Lobe über die ausgezeichneten Talente und geleisteten Dienste des Ingenieurs Hazzi mittheilte. Diese verdienstvolle Thätigkeit leistete er nicht allein der französischen Armee, sondern vorzüglich den Regierungen von Baiern und Oesterreich, weil er überall den Vermittler machte und vielen Landleuten Gut und Leben rettete. Damals war in Baiern die allgemeine Stimmung für die Franzosen, und der größte Haß gegen die Oesterreicher; daher ärntete Hazzi's Wirken allgemeine Zufriedenheit. Kaum war der Friede geschlossen, so begehrte er Urlaub zu einer Reise nach Frankreich, von Moreau und Dessoles dazu eingeladen. H. blieb nur kurze Zeit in Paris, wo er mit dem Freiherrn Christoph von Aretin zusammentraf, und machte durch gedachte Generale die interessantesten Bekanntschaften, besonders beim damaligen National-Institut und der Société d'agricultüre. Er begab sich dannn nach Bordeaux, von da nach Marseille und Toulon. Hier schiffte er sich nach Livorno ein, wurde aber durch einen Korsaren den zweiten Tag wieder nach dem Hafen von Antibes zurückgetrieben. Er ging nach Genua, von da nach Li-

vorno, Florenz, Rom und Neapel. Ueberall hatte er von Paris aus Empfehlungen an die ersten Häuser: so in Rom selbst an den General Ruffo und den Cardinal Consalvi, die ihn ausgezeichnet behandelten; in Florenz an den berühmten Fabbroni, den Liebling des Großherzogs Leopold, und an den ersten Minister des Königs Salvatico; zu Neapel an den Commandeur Ruffo und den französischen Gesandten Alquier, den er schon von München aus gut kannte. Er besuchte mehrere Gegenden dieses Reichs, ging wieder nach Rom, von da nach Ancona, Venedig, Mailand, Turin, über den Mont-Cenis nach Savoyen in die Schweiz, und kam endlich, nachdem er beinahe ein Jahr abwesend war, wieder nach Hause. Hier erwartete ihn nun sein voriger, seither wie in Ruhestand versetzter Geschäftskreis bei der General-Landes-Direction, und er ergriff ihn noch kühner und kräftiger, als jemals. Noch offner wurde jetzt sein Wahlspruch durchgeführt: „freies Eigenthum, freie Cultur sind die zwei mächtigen Zauberworte, die jedes Land aus elendem, wüstem Zustande wie durch einen elektrischen Schlag in ein Paradies umwandeln können." —

Das alte Culturfeuer ward bald wieder im ganzen Lande angefacht. Gleichmäßig wirkte er, theils als einziger Cultur-Referent in seiner Deputation, theils als Schriftsteller. Die Bauern nannten ihn überall nur den General Nazi, und was dieser sagt, hieß es, muß geschehen. Von ihm erschien jetzt die Schrift: Ueber das Rechtliche und Gemeinnützige bei Cultur und Abtheilung der Weiden und Gemeindewaldungen in Baiern. München bei Strobel 1802. Dann ΙΣΟΨΗΦΟΣ oder der ausgemittelte gleiche Kalkul zur Grundsteuer eines Staats, nebst der Geschichte der Finanzen. 1802. Ferner Nachtrag zum Isopsephos oder ausgemittelten gleichen Kalkul als Antwort an Elleboros. München bei Lentner 1804. Weiter die ächten Ansichten der Waldungen und Forste sammt der Geschichte des Forstwesens im Allgemeinen, in 3 Bänden, wovon der erste über die Purificationen der Waldungen und Forste sammt der Geschichte des Forstwesens, der zweite über das Zweckwidrige und Ungerechte des Forstregals oder der Forstpolizei, nebst Vorschlägen zur nothwendi-

gen Reform, und der dritte das Gemeinschädliche der Beibehaltung der Staatsförste oder der sogenannten Kameralforstregie behandelt. München bei Lentner 1804. Endlich Katechismus der baierischen Landes-Culturgesetze, sammt einem Unterricht der Landwirthschaft für das Landvolk. München bei Strobel 1804. Von diesem Katechismus kamen, was beinahe unglaublich scheint, 10,000 Exemplare in Umlauf. Schnell wurde alles nach H's Ansichten vollzogen, und neue Fluren geschaffen. Grund und Boden kamen in hohen Werth. Dies erleichterte die Plane Hazzi's, einen großen Theil der Staatswaldungen in die Hände der Privatleute zu bringen. Die Regierung begünstigte um so mehr diese Plane, als die Staatscasse durch die Kriege erschöpft war. Schon den 17. Febr. 1804 enthielt das Regierungsblatt eine Uebersicht der Fortschritte der Cultur seit dem Regierungs-Antritt Maximilians, in welcher Zeit 397 Abtheilungen von Gemeindewäldern und 524 von Weidestrecken vertheilt und 111,566 Tagwerke cultivirt wurden. Begriffen in der weitern Abtheilung waren 224,675 Tagwerke, also betrug die Gesammtcultur in vier Jahren 336,241 Morgen. Dazu gehörten weiter 11,236 Tagwerke einschüriger Wiesen, die zwei- und dreischürig gemacht, eine Menge Brachen, die aufgehoben, 379 Güter, die angebaut, und 113, die arrondirt, endlich, daß auf diese Cultur 701 neue gemauerte Häuser gebaut wurden. Das Regierungsblatt rief daher mit Recht aus: Welche Staatsgeschichte hat je so einen schnellen Culturaufschwung aufweisen können? — Es erfolgten nach und nach ganze Colonien, neue Dörfer, wovon drei Hazzi's Namen trugen. — Währen dieser ungeheuern Anstrengungen war Hazzi auch in der übrigen Literatur nicht unthätig: er war Mitarbeiter der Jenaer Literatur-Zeitung. In Strobel's Intelligenzblättern waren die meisten Aufsätze von demselben. Auch andere Zeitschriften enthielten viele Aufsätze von ihm; und von den vielen Schriften, die als Präliminarien zum künftigen Landtag erschienen, schreibt man ihm mehrere zu. Nebenbei hatte Hazzi auf manchen Seiten den härtesten Kampf zu bestehen; doch seine Kühnheit half ihm überall durch. Er äußert selbst in der Vorrede seines Werkes: die ächten Ansichten der Waldungen und Förste, folgendes: „Kaum fingen diese Ver-

gleiche, diese Wald- und Weideabtheilungen an, so waren schon alle Furien los. Nicht genug, daß ich die hartnäckigsten Vorurtheile alter Gewohnheit, und die Zügellosigkeit im Waldgenusse der Betheiligten zu bekämpfen hatte, daß diese öfter tumultuarisch sich wider mich auflehnten, Mord und Tod drohten, im Gebirge sich einander ordentlich Lärmzeichen gaben, um wider mich aufzustehen; — auch von allen Collegien donnerte es wider mich; ich war beinahe vogelfrei; die Landschaft (die damaligen Landstände, Adel und Geistlichkeit) schrie und schrieb mit aller Erbitterung, daß ich mit diesen Grundsätzen der gefährlichste Mensch sey, die ganze Landes-Verfassung (die wilden Wälder, Sümpfe, und öden Strecken) umstürzen und das Land in Aufruhr bringen wolle. Doch das ausdauernde Vertrauen, das mein Collegium in mich setzte, erhöhte immer mehr meinen Muth, je mehr man von allen Seiten auf mich einstürmte. Es gelang mir endlich, die Unterthanen, trotz ihres Ungestüms (die Hauptgegner waren immer die sogenannten großen Bauern, die ohnehin schon zu viel Grundeigenthum besaßen und also für die übrigen den Nomadenstand beizubehalten wünschten), nach und nach für dieses System von abgesondertem freiem Eigenthum und vereinzelter Benutzung der vorigen gemeinschaftlichen Landstrecken empfänglich zu machen; ich achtete der aufgebrachten blinden Themis nicht, weil ich überzeugt war, daß sie mit der Zeit, über ihren Irrthum aufgeklärt, sich auch mit Flora und Ceres wieder aussöhnen werde." Aus allem diesen ging hervor, daß die arme Classe, die sogenannten Kleingütler und Tagwerker, der größte Theil der Nation, sich auf eine höhere Stufe schwang, zu Grundbesitz und Wohlstand kam; denn Hazzi führte das System durch, daß alle öden Gründe, Weiden, Sümpfe unter die Glieder der Gemeinden gleichheitlich getheilt wurden. Dies war sein Talisman, wodurch er solche Culturwunder wirkte. Im Jahre 1805 erschien der zweite Theil des Culturkatechismus über Holzgründe, Forste und Verkauf der Staats-Waldungen, nebst Unterricht über Holzcultur, und einer ganz einfachen, jedem Bauer verständlichen Lehre der Feldmeßkunst. In diesem Zeitpuncte äußerte sich die Stimmung der Baiern für die Franzosen noch lauter, als 1799. Bei ihrem Vorrücken in Schwaben gab Max Joseph in Würz-

burg endlich nach und verließ den Bund mit Oesterreich. So zog Bernadotte, mit den Franzosen und Baiern vereint, in München ein. Sein erstes Begehren war, ihm den nämlichen baierschen Commissär beizugeben, der früher bei Moreau war. So erhielt Hazzi den früheren Auftrag von neuem. Er zeigte nun wieder, im Verein mit noch zwei andern Commissarien bei der baierschen Armee, Adam Baron v. Aretin und dem baierschen Gesandten zu Wien, Baron v. Gravenreuth, eine unglaubliche Thätigkeit zur Befeuerung der Baiern und zur Vorbereitung des Feldzugs nach Oesterreich. Er errichtete Jäger-Corps nach dem Vorbilde von 1799 aus Förstern und Jägern, besonders Gebirgsschützen, welche bald die Pässe Tyrols nahmen und das Meiste zur Eroberung jenes Alpenlandes beitrugen. Die bündigsten Proclamationen gegen Oesterreich flossen aus seiner Feder. Als bei Ankunft Napoleon's in München das Vorrücken gegen Oesterreichs Heere befohlen war, mußte Hazzi als baierscher General-Commissär dem Armee-Corps des Marschall Davoust, welches die Avantgarde machte, sich anschließen. Zu Mühldorf lernte Prinz Murat, der von Nürnberg herflog, Hazzi kennen, und sogleich mußte er, nach einer Ordre Napoleons, bei Murat bleiben, was er nun that bis zum preßburger Frieden. Er wohnte allen Gefechten bei, selbst der Schlacht von Austerlitz, wie ein aide de Camp des Prinzen, der ihn überaus liebgewann und zum Vertrauten machte. Auch war er stets der Vermittler bei allen grellen Auftritten und verschaffte Land und Leuten großen Vortheil in der so sehr bedrängten Zeit. Am 1. Jänner 1806 kam er wieder nach München zurück. Sowohl Marschall Davoust als Prinz Murat gaben in eignen Berichten an den König dem Hazzi die vorzüglichsten Lobsprüche und trugen au eine ausgezeichnete Stellung und Belohnung an. Unterdessen, obschon für Andere die glänzendsten Belohnungen erfolgten, blieb doch er vergessen. Er trat wieder in seinen gewöhnlichen Wirkungskreis. Auch da fand er sich bald gelähmt. Man hatte ihn in eine andere Deputation versetzt, um ihm gleichsam das Cultur- und Forstfach, welches in die erste Deputation verlegt wurde, aus den Händen zu reißen. Nur mit Mühe konnte Hazzi bewirken, daß alle diese Gegenstände in seiner Gegenwart vorgetragen werden mußten. Dies hatte den Er-

folg, daß Hazzi's Grundsätze ferner aufrecht erhalten, und im System keine Aenderungen hervorgebracht wurden. Hazzi befand sich jetzt meistens auf seinem schönen Landgute Pilgersheim, eine halbe Stunde von München entfernt, wo er seit einigen Jahren eine kleine Landwirthschaft betrieb und allerlei Versuche anstellte. Dort offen und munter lebend, beschäftigte er sich mit einer neuen Schrift, welche noch in demselben Jahre erschien: Statistik von Mähren, Nürnberg bei Stein 1807. Es war nämlich darin zusammengestellt, was er in einer frühern Reise und im letzten Feldzug in Mähren beobachtet und gesammelt hatte. Den 10. August 1806 erhielt er auf einmal ein Billet vom General Belliard Chef d'Etat major des Armee-Corps vom Prinzen Murat, der unterdessen Großherzog von Berg wurde, welches Hazzi schleunigst nach Düsseldorf rief. Dieser erhielt seinen Reiseurlaub und fand den Großherzog eben in Mainz, wo Heerschau über ein zusammengezogenes Armee-Corps der Franzosen war. Hazzi glaubte, die ganze Reise beziele den preußischen Krieg, von dem damals allgemein die Rede war. In Mainz nach der Tafel wurde er aber sogleich eines andern belehrt, indem ihm der Großherzog erklärte, daß er in seine Dienste treten müsse, weil Napoleon den Auftrag ertheilt habe, alle französischen Institute in Deutschland einzuführen und verständige Deutsche selbst dazu zu gebrauchen; er setze sein volles Vertrauen in Hazzi und finde dadurch zugleich Gelegenheit, seine geleisteten Dienste ausgezeichnet zu belohnen. H. bat sich, auf die Anträge nicht vorbereitet, einige Bedenkzeit aus und ging nach Düsseldorf. Hier gewann er bald die besondere Freundschaft des Barons von Hompesch, baierschen General-Commissärs, der die volle Versicherung hatte, als Finanzminister nach München zu kommen. Dieser machte Hazzi noch wankender in seinem Entschlusse, indem er durchaus wollte, daß er nach München zurückkehre, ihm versprach, eine ausgezeichnete Stelle zu verschaffen und sein volles Vertrauen zu schenken. Unterdessen bot ihm der Großherzog eine Staatsrathsstelle und bei der neuen Organisation eine Ministerstelle an. Was vielleicht seinen Entschluß zur Annahme beschleunigte, war ein weiterer Auftrag Napoleon's, durch eine Estaffette von München gebracht, daß Hazzi sogleich zum Armee-Corps

des Marſchall Davouſt in der vorigen Eigenſchaft als General-Commiſſär ſich verfügen ſolle. In dieſer Verlegenheit zog er vor, das Anerbieten des Großherzogs anzunehmen und bei ihm zu bleiben. Nach einigen Tagen reiſte der Großherzog nach Paris, und bald darauf erhielt Hazzi den Auftrag, ſich nach Bamberg zu begeben und von da mit dem Großherzog den Feldzug nach Preußen zu machen. So kam Hazzi mit dem Großherzog nach der Einnahme Lübecks nach Berlin zurück, wo ihn der Kaiſer des andern Tags an die Spitze des Polizei-Miniſteriums von Berlin und der eroberten Länder ſetzte. Hier entfaltete er ſchnell eine neue Thätigkeit. Alle Zeitungen athmeten unter ſeiner Cenſur freien Sinn, er lieferte ſelbſt dazu mehrere Aufſätze. Er ſorgte für Wiederherſtellung der vernachläßigten Reinlichkeit der Stadt, für Erhaltung der Wohlthätigkeits-Inſtitute und allgemeine Ruhe und Sicherheit, wofür er ſich bald allgemeine Achtung, beſondere Anerkennung ſeiner Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit, Offenheit und Freimüthigkeit erwarb. Der Großherzog war in Warſchau; ſein Plan, König von Polen zu werden, ſcheiterte. Dieſe Stelle ward des Kaiſers Bruder Hieronymus zugedacht. Hazzi bekam den Auftrag, ſchnell nach Warſchau ſich zu begeben. Hier mußte er nun eine Menge Projecte ſtatiſtiſch und geographiſch entwerfen, wie ein Königreich in Deutſchland für den Großherzog ausgemittelt werden könne. Nach einigen Tagen mußte Hazzi, der ſeine Bedienten und Pferde in Berlin gelaſſen hatte, von dieſen Arbeiten aufbrechen und mit ins Feld ziehen. Der Feldzug nach Eylau hin begann; und erſt nach der Schlacht, wo die franzöſiſche Armee in die Winterquartiere ging, kam Hazzi wieder zu ſeinem Wirkungskreis nach Berlin, und bei dem Ende des Kriegs 1807 nach Düſſeldorf zurück. Hier beſchäftigte er ſich als Berichterſtatter im Staatsrathe mit Einführung des Code Napoléon und aller damit verbundenen Inſtitute. Ein Decret über Ablöſung aller Grundbarkeits-Verhältniſſe zum ſtrengen Eigenthum der Bauern, brachte ihn mit der altadelichen Partei, an deren Spitze der Miniſter Graf Neſſelrode ſtand, in hitzige Kämpfe. Unterdeſſen wußte Hazzi ſtets die Majorität ſeiner Collegen zu erhalten und den Sieg davonzutragen. Der Großherzog erhielt das Königreich Neapel und begehrte nun ſogleich durch ein ſehr

freundschaftliches Schreiben, Hazzi's Wunsch zu wissen. Dieser hatte auf seinen Reisen geringe Vorliebe für Italien, am wenigsten für Neapel gefaßt; er zog daher vor, in Deutschland zu bleiben, und bat sich die einzige Gnade aus, den Rücktritt nach Baiern zu bewirken. Der König von Neapel unterließ nicht, Schritte zu diesem Zwecke zu thun; auch der Minister Baron Hompesch bemühte sich H—'s Wünsche zu erfüllen. Allein die Antwort entsprach den Erwartungen nicht; daher blieb Hazzi auf seinem Platz in Düsseldorf. Der König schickte ihm bald darauf das Kreuz des Ordens der beiden Sicilien. Auch der neue französische Minister Graf von Beugnot wurde sein vorzüglicher Freund, und Hazzi setzte im vollen Vertrauen seine vorigen Arbeiten fort. Während der Herzog von Bassano das Portefeuille des Großherzogthums beim Kaiser hatte, indem das Großherzogthum bald eine französische Provinz wurde, befand sich Hazzi längere Zeit zu Paris und wurde zu Rathe gezogen. Man trug ihm in der Folge die Präsidentenstelle eines Prevotalhofes an, die er aber ausschlug, ungeachtet sie seine Einkünfte um mehrere tausend Francs vermehrt hätte, mit der Aeußerung, daß er wegen Commercial- oder Mauthverhältnissen die Bürger nicht brandmarken oder gar hinrichten lassen könne. Um diese Zeit erschien von Hazzi ein Theaterstück — Remplaçant, ein Schauspiel in drei Aufzügen — ein ächtes Gemälde unserer Tage. Elberfeld 1810 bei Büschler. Als im Jahre 1811 Napoleon nach Düsseldorf kam, sprach er sich sehr heftig gegen die Ausgewanderten und Fremden aus, was sehr strenge Decrete zur Folge hatte, nach welchen alle Eingebornen in ihr Vaterland zurückkehren sollten. Das nämliche Gesetz, das bekannte décret de Trianon vom 26. August 1811, wurde in allen Staaten des rheinischen Bundes eben so strenge durchgeführt, weil Napoleon, der den Krieg mit Rußland vorhatte, alle in russischen und österreichischen Diensten befindlichen Franzosen und Rheinländer, die dort im Kabinets- und Militairfache die ersten Plätze besaßen, dadurch zurückbringen wollte. Hazzi ließ eine Schrift hierüber drucken, die auf diese Verhältnisse Bezug hatte, unter dem Titel: Ueber Auswandern und Fremde. Dortmund bei Mallinkrodt 1812, und ging nun wieder nach Paris. Da ließ ihm der Kaiser durch den Minister Röderer wissen,

er solle dem Decrete zuerst Gehorsam leisten und in sein Vaterland zurückkehren, wo er nach der Bestimmung jenes Gesetzes gleiche Anstellung erhalten würde. So kehrte Hazzi im Mai 1812 mit den Berichten der französischen Minister und einem gleichen des baierischen Gesandten Cetto nach München zurück, wo er sehr gut empfangen wurde. Das Decret über den Wiedereintritt in den baierischen Staatsdienst erfolgte aber erst den 31. Juli 1813, weil unterdessen die Katastrophe in Rußland eintrat und die französische Politik in Baiern zu wanken anfing. Hazzi mußte anfangs das wichtige Staatsschuldenwesen der schwäbischen Provinzen in Augsburg, mehrere Millionen betragend, berichtigen, versah dann das nämliche Geschäft bei der Centralstaatsschulden-Liquidationsstelle in München und erhielt zugleich die Stelle eines Vorstandes bei der unmittelbaren Baucommission, aus den ersten Architekten des Reichs und mehreren Geschäftsmännern bestehend. Hier eröffnete sich ihm wieder ein neues Fach, wo er unermüdet an einer allgemeinen Baupolizei-Ordnung und einem Generalplan für alle Städte arbeitete und dieselben zu Stande brachte. Die baierische Adelsmatrikel des Reichs führte ihn unterm 25. Sept. 1816 bei der Ritterclasse auf, wie solches das Regierungsblatt verkündete. Zu gleicher Zeit erschienen folgende wichtige Schriften von ihm. Hazzi stellte sich 1813 unter die Concurrenten bei einer Preisaufgabe über Arrondirung der Güter. Seine Arbeit erschien unter dem Titel im Druck: Gekrönte Preisschrift über Güterarrondirung mit der Geschichte der Cultur- und Landwirthschaft von Deutschland mit zwei illuminirten Flurkarten. München 1818 in der fleischmannschen Buchhandlung. Als 1817 die große Theuerung eintrat, gab Hazzi sogleich ein für den Zeitpunct berechnetes Werk heraus: Betrachtungen über Theuerung und Noth der Vergangenheit und Gegenwart. München 1818 bei Lindauer. Hierin werden die Regierungsmaßregeln dieser Zeit stark angegriffen, und furchtlos die bessern Grundsätze zur Vorbeugung ähnliches Elends vertheidigt. In diesem Jahre wählte ihn der landwirthschaftliche Verein zum Mitgliede seines General-Comité's; auch ersuchte man ihn, die Redaction des Wochenblatts zu übernehmen, welches er that (von dem 1. Dec. 1818 angefangen). Der Verein, der

einer sehr kränkelnden Pflanze glich, hob sich wie das Wochenblatt schnell und zeigte auf allen Seiten Kraft und neue Blüthen. Er erreichte, so wie sein Central-Landwirthschafts- oder Octoberfest, jene Höhe, die jetzt allgemein bewundert wird. Das Wochenblatt ist stets so gehaltvoll und originell, daß es nicht leicht von einem ähnlichen übertroffen wird. Dieses so erfolgreiche Wirken Hazzi's durch den landwirthschaftlichen Verein dauert bis zur Stunde mit den glücklichsten Resultaten fort, so wie auch seine Redaction des Wochenblatts. In den öffentlichen Versammlungen hielt er besonders mehrere Reden, die dann auch abgedruckt wurden, so wie über das Central-Landwirthschafts- oder Octoberfest den 3. April, 1820; dann über die Wohnung des landwirthschaftlichen Vereins oder den Tempel der Ceres, den 4. Juni 1820 u. s. f. Während der Zeit hat sich in Baiern eine wichtige Epoche ergeben, die Ertheilung der Verfassungsurkunde von 1818. Gegen diese trat Hazzi in einer Schrift mit einer scharfen Kritik und großer Freimüthigkeit auf. Sie heißt: Ueber die Standpuncte der baierischen Verfassungsurkunde von 1818 in Beziehung anderer Constitutionen. München bei Lindauer 1819. Dieses Werk erlebte noch in demselben Jahre eine zweite Auflage und erregte ungemeines Aufsehen, aber auch für Hazzi eine Menge neuer Feinde, an denen es ihm ohnehin nie fehlte, da er stets kühn gegen die alten Vorurtheile auftrat. Oefters erschienen auch gegen ihn Schmähschriften und Pasquille. Hazzi ging unbekümmert seinen Gang fort, was vielleicht seine Gegner mehr ärgern mochte, als eine gallige Gegenschrift. Von den Untersuchungen im Felde der Politik wandte sich H. bald darauf wieder zur Landwirthschaft. So lieferte er dem landwirthschaftlichen Vereine eine vollständige Abhandlung: Ueber Behandlung, Futter und Mastung des Viehs der Landwirthschaft, welche 1820 bei Fleischmann aufgelegt und, wie alle Schriften von Hazzi, mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Diesen gewann gleichfalls eine neue Schrift von Hazzi: Ueber den Dünger, als das Lebensprincip der Landwirthschaft, und über das Unwesen dabei in Deutschland. München 1821 bei Fleischmann.

In diesem Jahre, als Baurath Vorherr den Vorschlag zu einem Blatte für Landesverschönerung und Verbesserung des Bauwesens machte, wählte ihn die gemeinschaftliche Deputation des landwirthschaftlichen und polytechnischen Vereins für diesen Zweck zum Vorstande, wo er dann zur Aufnahme dieses Blattes, so wie zum Fortbestand dieser Deputation, alles beitrug. Im Jahr 1822 war eine der ersten Arbeiten der zweiten baierischen Ständeversammlung, die Prüfung eines neuen Culturgesetzentwurfes des Ministeriums des Innern. Dieses gab Hazzi Veranlassung zu einer neuen Schrift, unter dem Titel: Sendschreiben über den Entwurf des Gesetzes für landwirthschaftliche Cultur — ein Beitrag zur Culturgesetzgebung im Allgemeinen. München bei Fleischmann 1822, worin er besonders zu zeigen sucht, daß die Annahme des ministeriellen Vorschlages zu bedeutenden Rückschritten führen und die gediegenen Grundlagen der Landwirthschaft, Freiheit der Cultur und Freiheit des Eigenthumes, zerstören würde. Der ministerielle Vorschlag wurde auch wirklich von der Stände-Versammlung verworfen. Als im Jahre 1821 die Katastrophe in der Moldau und dem alten Griechenland sich ergab, ergriff Hazzi sogleich wieder die Feder und schrieb: Ueber den Islamismus, das Türkenthum, dann die Sache der Griechen, und Europens Pflichten dabei. München bei Fleischmann 1822. *) Ueber den Werth dieser Schrift war nur Eine Stimme, und alle Blätter waren mit Lobsprüchen derselben erfüllt; wie denn das wiederholte Verlangen nach neuen Auflagen seiner früheren ökonomischen Schriften beweist, welcher ungemeine Nutzen aus ihrem Gebrauche erwächst.

So viel, bis zum Ende des Jahrs 1822, über das rüstige Wirken eines Mannes, welchem seine Zeit und sein Land unstreitig viel Löbliches zu danken haben.

---

*) Aufs neue ist auf diese gehaltreiche Schrift hingewiesen im lit. Conversations-Blatte 1823 Nr. 56 Seite 223.

Digitized by Google

# Paul Johann Anselm v. Feuerbach,

Sr. königl. Majestät von Baiern wirklicher Staatsrath,
erster Präsident des Appellationsgerichts des Rezat-
Kreises, Commandeur des C. V. O. der
baierischen Krone ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

# Paul Johann Anselm v. Feuerbach.

In der Geschichte der Staatswissenschaft und der Staatskunst treten vor allen andern die Namen derer hervor, welche mit philosophischem Geiste die Rechtswissenschaft ausgebildet, zugleich als Staatsmänner auf die Gesetzgebung eingewirkt und in ihrer Stellung als Richter die Würde des Amtes und die Heiligkeit des Gesetzes mit Geist, Rechtssinn und Kraft zu behaupten gewußt haben. Greifen diese Männer noch außerdem als Schriftsteller nicht bloß in den Gang der wissenschaftlichen Cultur, sondern auch in die Richtung des Zeitgeistes ein, indem sie den Sinn für Wahrheit und Recht besonnen mit allen Hülfsmitteln, welche ihnen ihr Wissen, ihr Charakter und ihre Darstellungskraft darbieten, zu erwecken und aufzuklären bemüht sind, so gehören sie zu den ausgezeichnetsten Bürgern ihres Volks und zu den edelsten Genossen ihres Zeitalters.

Ein solcher Mann ist — wenn anders die Mitwelt dem Urtheile der Nachwelt hierin vorgreifen darf — Paul Johann Anselm von Feuerbach; ein Mann von herrlichen Gaben, kühnem Muthe, feuriger Rede, hochgeachtet von den Zeitgenossen als Lehrer, Schriftsteller, Staatsmann und Richter.

Es war der Philosophie und der Humanität der letzten funfzig Jahre vorbehalten, die blutige Schrift des Mittelalters auf den Gesetztafeln des peinlichen Rechts zu vertilgen. Zuerst machten zwei Ausländer, Voltaire und Beccaria, auf die Barbarei des rabbinischen Blut- und Rachesystems aufmerksam; dann wiederholten die humanen Grundsätze dieser Schriftsteller,

berichtigend und erläuternd, zwei Deutsche, Hommel und von Sonnenfels; endlich unternahmen, vor allen europäischen Staaten zuerst in Deutschland, denkende Geschäftsmänner, durch die Erfahrung belehrt von der Unzweckmäßigkeit der Folter, der Verstümmlungen und der den Burgverließen ähnlichen Marter-Gefängnisse, die Umbildung der peinlichen Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Jene machte die Erforschungsmittel menschlicher, die Strafen zweckmäßiger und milder; diese gewann seitdem neue, höhere, lichtvollere Gesichtspuncte. Beide veranlaßten dadurch die Entstehung neuer Systeme der Criminalgesetzgebung. In den Werken des königl. sächsischen Conferenzministers von Globig, des Professors E. C. Wieland und des Hofraths Gmelin herrschte die gesetzgebende Klugheit vor; in andern die Speculation, welche das allgemeine Recht als die Basis des positiven betrachtete. Bald dachte man auch in den Gerichtshöfen vorurtheilsfreier über die Natur und den Zweck der Strafgewalt des Staats; und schon war die Schule in Ansehung des Zwecks der Strafgesetze dahin einverstanden, daß die Androhung sinnlicher Uebel nicht moralisch bessern, sondern von Verbrechen abschrecken wolle.

Da stellte unerwartet Kant in seiner allgemeinen Rechtslehre den Grundsatz der Wiedervergeltung als Zweck der Strafen auf, welchen nachher Zachariä in seinen Anfangsgründen des philosophischen Criminalrechts durchführte. Jetzt schien dem peinlichen Rechte eine neue Barbarei zu drohen. Diese Gefahr wendete Feuerbach ab. Nach einem muthigen Angriff auf die folgewidrigen Sätze der kantischen Rechtslehre, in seiner „Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des positiven peinlichen Rechts," erwies er mit strenger Bündigkeit, daß das peinliche Recht blos auf die Rechtsverletzung und Sicherheitsstörung Rücksicht zu nehmen habe. Damit beschloß dieser berühmte Criminalist die Geschichte des peinlichen Rechts in dem achtzehnten Jahrhunderte.

Nun führte Feuerbach ein neues Lehrgebäude des Strafrechts in das neunzehnte Jahrhundert ein. Seiner Theorie traten, bei gleichzeitiger Mitwirkung Grolmann's und von Almendingen's, mehrere Criminalisten bei; andere aber, wie Klein, Stübel und

Tittmann, machten einen Unterschied zwischen dem Zwecke der gesetzlichen Androhung der Strafe und der Vollziehung der Strafe, als Folge der Androhung. Sie gaben daher der Vollziehung einen neuen, selbständigen — nicht etwa von der Vollstreckung des Gesetzes abhängigen — Zweck, und ließen andere Strafen zu, als das Gesetz vorher angedroht habe. Diese Ansicht bekämpfte, nach Feuerbach's Theorie, vorzüglich Harscher von Almendingen. So theilten sich die neuesten Criminalisten in zwei Schulen: in Rigoristen, an deren Spitze Feuerbach stand, die blos auf die Rechtsverletzung Rücksicht nahmen und alles vernünftige Ermessen des Richters durch das Ideal einer künftigen Gesetzgebung unnöthig gemacht wissen wollten, und in die Präventionstheoretiker, welche bei der Strafbestimmung nicht allein das Strafgesetz, sondern auch gewisse moralische Zustände berücksichtigten.

Was Feuerbach in der Schule des Criminalrechts als Lehrer und Schriftsteller geleistet hatte, drang tief in das Leben ein. Als Baiern seine Gesetzgebung umzubilden sich entschloß, da berief es den Verfasser des Lehrbuchs des positiven peinlichen Rechts in die Reihe seiner Staatsmänner, zu dem Rathe der Gesetzgeber und auf die Bank der Richter. Hiermit begann der zweite Abschnitt in Feuerbach's öffentlicher Wirksamkeit, der, inwiefern die Abschaffung der Folter und die Erscheinung eines dem Lichte des Zeitalters nicht widersprechenden Strafgesetzbuches für Baiern damit zusammenhangen, schon jetzt der Geschichte angehört.

Noch ist sein gemeinnütziges Leben nicht geschlossen. Ein reiches Feld der Beobachtung und Erfahrung hat er mit hellem Geiste überblickt und geprüft; ein reicheres noch liegt vor ihm in der Entfaltung und Ausbildung der neuen gesetzlichen, zum Theil durch ihn aus der Idee in die Wirklichkeit gerufenen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens. Möge die Vorsehung seine Kraft dem Staate, dessen ausgezeichneter Mitbürger er ist, noch lange erhalten, damit alles reife, was er früh begonnen und mit glühendem Eifer für das Licht der Erkenntniß und für die Sache der Menschheit muthig zu Tage gefördert hat! Noch ist das bürgerliche Gesetzbuch Baierns nicht vollendet und in Kraft getreten. Doch, was Feuerbach in der ersten Hälfte seines Mannesalters

gewirkt hat, das bürgt für die Zukunft. Schon jetzt also darf man die Bahn betrachten, welche er zurückgelegt hat, um sich der zu freuen, welche vor ihm liegt.

Die einfache Erzählung der wichtigern Umstände aus seiner Jugend und der freien Entwickelung seiner reichen Kraft wird die natürlichste Huldigung seyn, welche die Achtung der Zeitgenossen seinem Verdienste darbringt.

Paul Johann Anselm von Feuerbach ist den 14. November 1775 zu Jena geboren. Er gehörte von väterlicher wie von mütterlicher Seite, Familien des Gelehrtenstandes an. Der berühmte Rechtsgelehrte, Johann Samuel Brunnquell, war der Großvater seiner Mutter, einer Tochter des Commercienraths Kraus zu Jena; seines Vaters Vorfahren (deren ursprünglicher Name Fauerbach späterhin in Feuerbach überging) bekleideten in der Wetterau geistliche und weltliche Aemter, und pflanzten sich in einzelnen Sprößlingen nach Frankfurt am Main hinüber, wo sein Großvater sich als redlicher Justizbeamter ungetheilte Achtung, sein Vater, als talentvoller und gelehrter Advocat, unter seinen Mitbürgern Ruhm erwarb.

Unser Feuerbach kam als Kind, etwa im dritten Jahre seines Alters, mit seinen Aeltern nach Frankfurt und erhielt in Göthe's Vaterstadt Erziehung und Unterricht. Nachdem die wilde Gluth der ersten Jugend, durch strengste Erziehung kaum gebändigt, in Knabenstreichen einigermaßen ausgetobt hatte, erwachte in ihm frühzeitig eine keiner äußeren Aufmunterung bedürfende, selbst allen Hindernissen trotzende Leidenschaft für die Literatur, für das classische Alterthum, insbesondre für die Dichterwerke der Griechen und Römer. Manche strenge Winternacht durchwachte er in ungeheizter Kammer, mit Homer und Theokrit, Horaz oder Virgil; und wenn solche Verletzung der nur zu oft vergeblich eingeschärften Hausordnung, wie billig, bestraft wurde, so durfte der begeisterte Knabe blos an das Buch denken, welches nach vollendetem Strafacte seiner wartete, um an diesem seligen Vorgenusse selbst den Schmerz der noch fallenden Streiche abzustumpfen.

Auf dem Gymnasium wirkten der gelehrte Rector Purmann und Conrector Rambach wohlthätig auf seine Bildung, am entschiedensten aber durch Privatvorlesungen über griechische und römische Classiker, der als

Rector des Gymnasiums zu Lübeck allzufrüh verstorbene Mosche.

Im November 1792 verließ Feuerbach, kaum siebzehn Jahr alt, das älterliche Haus und wanderte, blos von seinem Muthe unterstützt und dem guten Glücke vertrauend, nach seiner Vaterstadt Jena, um dort zu studiren. Sein akademisches Leben war von seinem Beginnen an nur Arbeit, unausgesetzte, aufs Aeußerste getriebene Anstrengung des Geistes, unter fortwährendem Kampfe mit äußerer Noth. Was Feuerbach geworden ist, war sein Werk; er ist, wie der Spanier sagt, der Sohn seiner eigenen That.

Die kaum angefangenen Rechtsstudien wurden durch eine lebensgefährliche Krankheit unterbrochen, und der Genesene, welchen Reinhold's geist- und gemüthreiche Vorlesungen geweckt und angezogen hatten, verließ — wie er damals glaubte, auf immer — die Rechtswissenschaft, um ganz der Philosophie zu leben, von welcher er die Befriedigung seiner im Angesichte des Todes rege gewordenen, höheren Seelenbedürfnisse erwartete. Kant vor allen, dann Locke, Hume, Tetens, Lambert ꝛc. wurden auf lange Zeit sein fast ausschließendes Studium, unter welchem, wenn es auch am Ende keinen baaren Sachgewinn zurückließ, dennoch die Nerven der Seele zum Selbstdenken erstarkten. Nebst den Gegenständen der höhern Speculation beschäftigten ihn indeß am frühesten und anhaltendsten die letzten Gründe des Rechts, besonders die seit Kant unter den damaligen Rechtsphilosophen vielfach versuchte und mißlungene Lösung der Aufgabe: ein Princip des Unterschieds zwischen Moral und Rechtslehre zu finden. Und dieser Gegenstand besonderer Vorliebe war es denn auch, an welchen bald das Studium der positiven Rechtswissenschaft wieder angeknüpft wurde.

Noch hatte er kaum das zwanzigste Jahr zurückgelegt, als er, von Tennemann und Andern aufgemuntert, unter den philosophischen Schriftstellern auftrat. Außer einigen Abhandlungen in Niethammer's Journal vom Jahre 1795 (Versuch über den Begriff des Rechts — dann: über die Unmöglichkeit eines ersten absoluten Grundsatzes der Philosophie), und mehreren Aufsätzen in Meißner's Apollo (über das Lächerliche — über den

Begriff vom großen Mann — Alkiphron und Agathokles, oder über die Bestimmung des Menschen), erschienen, als selbständige Schrift, veranlaßt durch Rehberg's Angriffe gegen die Realität der natürlichen Rechte, die: Einzig möglichen Beweisgründe gegen das Daseyn und die Gültigkeit der natürlichen Rechte. Leipzig und Gera 1795, und im folgenden Jahre die: Kritik des natürlichen Rechts als Propädeutik einer Wissenschaft des natürlichen Rechts. Altona 1796; Schriften, welche von der damaligen philosophischen Welt mit ungetheiltem Beifall begrüßt wurden.

In dem zwanzigsten Lebensjahre wurde Feuerbach nicht nur Schriftsteller und Doctor der Philosophie, sondern auch Ehegatte, welcher die Bestimmung hatte, der Vater einer fast eben so zahlreichen, leiblichen als geistigen Nachkommenschaft zu werden. Dasselbe Jahr 1795 war es auch, welches ihn den positiven Wissenschaften und besonders der Jurisprudenz wieder zuführte. Schnaubert's und Hufeland's lehrreiche Vorlesungen wurden mit Eifer und Nutzen gehört; aber weit eifriger wurde das eigene Studium betrieben. Jede Wissenschaft, die seine Liebe besonders anzog, wurde, sobald er sich über ihre Quellen genau unterrichtet hatte, Gegenstand des Selbstforschens; er lernte sie, indem er sie für sich gleichsam von neuem erfand und ausbildete. Und während er — die Nacht mit zum Tage machend — das eine Fach betrieb, um an ihm zu lernen, arbeitete er in dem andern, um als Schriftsteller zu lehren. Im Jahr 1798 erschien zu Erfurt sein Anti-Hobbes oder über die Grenzen der höchsten Gewalt ꝛc. Bd. 1, zu welcher Schrift in dem ersten Viertheil unsers neunzehnten Jahrhunderts Herrn von Haller's Restauration das abstechendste Gegenstück geliefert hat, — und gleichsam als Vorläufer zu seinen größeren Arbeiten über das Strafrecht, die: Philosophisch juridische Untersuchung über den Hochverrath, Erfurt 1798, so wie (in Grolmann's Bibliothek der peinlichen Rechtswissenschaft) eine Abhandlung über den Zweck der Strafe.

Im Jahre 1799 wurde Feuerbach, nach öffentlicher Vertheidigung seiner Streitschrift: de causis mitigandi ex capite impeditae libertatis — wieder abge-

druckt in Martin: sel. diss. juris criminalis Vol. 1 Ien. 1822, S. 480 ff. — Doctor der Rechtswissenschaft. Bald darauf erhielt er die Erlaubniß, als Privatdocent Vorlesungen zu halten, die von seinem ersten Auftreten bis an das Ende seiner akademischen Laufbahn zu Jena eine große Menge Zuhörer um ihn versammelten. Zu gleicher Zeit übergab er von der: Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des peinlichen Rechts (Erfurt bei Hennings) den ersten Theil dem Publicum, welchem der zweite im Jahre 1800 nachfolgte. Dieses polemisch-dogmatische Werk, welches den ganzen damaligen Zustand der Wissenschaft als in seiner Grundlage unhaltbar in Anspruch nahm und, nebst den ersten Gründen des Strafrechts, besonders die Lehre von rechtlicher Zurechnung und Milderungsgründen aus neuen Gesichtspuncten betrachtete, bewirkte sogleich eine allgemeine Bewegung unter den Rechtsgelehrten, verwickelte den Verfasser in viele, oft mit Bitterkeit geführte Streitigkeiten, und gab, bei gleichzeitiger Mitwirkung Grolmann's, von Almendingen's und anderer ausgezeichneter Köpfe, der Wissenschaft neues Leben und eine veränderte Richtung. Durch verschiedene Streitschriften, z. B.: Ueber Strafe als Sicherungsmittel u. s. w. Chemnitz 1800, und durch mehrere einzelne Abhandlungen in der von v. Almendingen, Grolmann und ihm gemeinschaftlich herausgegebenen Bibliothek der peinlichen Rechtswissenschaft, z. B. Betrachtungen über dolus et culpa — der Tod ist das größte Uebel und die abschreckenoste Strafe — Betrachtungen über den 159. Artikel der peinlichen Halsgerichtsordnung — Ueber Ulrich Tengler's Laienspiegel — Versuche einer Criminaljurisprudenz des Koran und dgl. — suchte er theils seine Lehren gegen Angriffe zu befestigen, theis dem vollständigen System des peinlichen Rechts in einzelnen Hauptpuncten vorzuarbeiten.

Dieses System wurde ausgeführt in dem: Lehrbuch des gemeinen in Deutschland geltenden peinlichen Privatrechts, Gießen 1801, welches seitdem fast auf allen deutschen Universitäten sich als Lehrbuch erhalten und 1820 bereits die siebente Auflage erlebt hat. Im Jahre 1801 wurde der Verfasser zum außerordentlichen Professor bei der Universität Jena und zum Beisitzer des Schöppenstuhls, kurz darauf zum or-

dentlichen Profeſſor des Lehnrechts ernannt. Damals erhielt er in dem Zeitraum eines Monats den Ruf auf vier auswärtige Univerſitäten, unter welchen auch Kiel. Die Lehnrechtsprofeſſur war eine nicht beſoldete ordinaria honoraria; Feuerbach verließ daher den Ort, wo ſeine Wiege geſtanden, um dem Rufe nach Kiel zu folgen, wo er im Frühjahr 1802 ſein neues Lehramt und das — zu ſeiner höchſten Qual — damit verbundene Amt eines Univerſitäts-Syndicus antrat.

Während ſeines zweijährigen Aufenthalts in Kiel hielt Feuerbach Vorleſungen über Naturrecht, Criminalrecht, Inſtitutionen, Pandekten und Hermeneutik; auch nahm er daſelbſt an dem Spruchcollegium, welchem der gelehrte und geſchäftsgewandte Trendtenburg vorſtand, durch zahlreiche praktiſche Arbeiten thätigen Antheil, faßte die erſte Idee zu einer allgemeinen und vergleichenden poſitiven Rechtswiſſenſchaft, für welche er aus einheimiſchen und ausländiſchen Quellen, beſonders morgenländiſcher Völker, eine Sammlung anfing, die ſeitdem unermüdet fortgeſetzt wurde; er ſchrieb ſeine civiliſtiſchen Verſuche, 1 Theil, Gießen 1803, arbeitete — hierzu von einem baieriſchen Gelehrten aufgefordert — die 1804 in drei Theilen erſchienene: Kritik des Kleinſchrodiſchen Entwurfs zu einem peinlichen Geſetzbuche für die churpfalzbaieriſchen Staaten, aus, und entwarf die erſten Grundlinien zu einem neuen Strafgeſetzbuche, welches bald eine der anhaltendſten Hauptbeſchäftigungen ſeines Lebens werden ſollte.

Obgleich durch Cramer's, Trendtenburg's, Reinhold's, Niemann's, der beiden Hensler und anderer Männer Freundſchaft beglückt, konnte Feuerbach, der durch Jena's volle Hörſäle verwöhnt war, in dem engbeſchränkten Kreis einer kleinen Landesuniverſität ſich nur unbehaglich fühlen. Daher folgte er im Jahre 1804 dem Rufe nach Baiern als Hofrath und Profeſſor zu Landshut. Er war, ſo viel wir wiſſen, der erſte Auswärtige, dem die Ehre eines ſolchen Rufs zu Theil wurde, und der erſte Proteſtant auf einer baieriſchen Univerſität. Indeſſen war auch dort ſeines Bleibens nicht lange. Von religiöſer Unduldſamkeit hatte er zwar nie die mindeſte Anfechtung erfahren; vielmehr wurde er von einigen Aufgeklärten als Anhänger einer katholiſchen Obſcuranten-Par-

Digitized by Google

tei bezeichnet; auch besaß er, nebst der Freundschaft würdiger Männer, das Zutrauen seiner Regierung, welche ihn, auf Veranlassung mehrerer an ihn ergangenen auswärtigen Rufe, durch wiederholte, sehr beträchtliche Gehaltserhöhungen auszeichnete: indessen wirkte manches Unangenehme, bei der Lebendigkeit und allzugroßen Reizbarkeit seines Gemüths, so stark auf ihn ein, daß er bereits 1805 den Churfürsten bat, ihn seines Lehramts in Landshut zu entheben.

Schon am 19. August 1804 war ihm durch churfürstliches Rescript die Ausarbeitung eines neuen Entwurfs zu einem baierischen Strafgesetzbuche aufgetragen worden. In Folge dessen wurde er nunmehr der Professur enthoben, und den 16. December 1805 als außerordentliches Mitglied des geheimen Ministerial-Justiz- und Polizei-Departements, mit dem Rang und Charakter eines geheimen Referendairs nach München versetzt, worauf er am 15. November 1806 zum ordentlichen Mitgliede dieses Departements, und am 1. October 1808 zum wirklich frequentirenden geheimen Rathe ernannt wurde.

Als Feuerbach in das Ministerium trat, galt noch der (Kreitmayerische) Codex juris criminalis Bavarici vom Jahr 1751, dessen Geist sich in dem Capitel: von der Gotteslästerung, Abtrünnigkeit, Ketzerey, Zauberey, Hexerey, ꝛc. klärlich ausspricht, der wegen seiner, selbst Karls V. peinliche Gerichtsordnung oft überbietenden Strenge, hinter seiner Zeit um einige Jahrhunderte zurückstand, und in dem Criminalproceß den Angeklagten beinahe ganz schutz- und wehrlos den Blutgerichten Preis gab. Keine Gerichtszeugen bei den Verhören, kein Vertheidiger vor dem Erkenntniß, kein Correferent bei dem Vortrage, kein Rechtsmittel, weder weitere Vertheidigung noch Appellation gegen das Urtheil, und — um alles zu vollenden — die Tortur, welche bis in das Jahr 1806 in thätiger Uebung bestand!

Die von Feuerbach verfaßte Verordnung vom 7. Juli 1806: die Abschaffung der Folter und das gegen läugnende Inquisiten zu beobachtende Verfahren betreffend, war der erste sehr bedeutende Schritt zur Verbesserung des baierischen Criminalwesens.

Mehrere nachher erschienene einzelne Verordnungen, z. B. über den Wilddiebstahl, über die Bestechung der Staatsbeamten ꝛc. wurden durch höhere Befehle veranlaßt. Im Jahre 1808 war der Entwurf des Strafgesetzbuchs so weit vollendet, daß dessen erster Theil: von Verbrechen und Strafen, einer für die Civil- und Strafgesetzgebung besonders zusammengesetzten Gesetzcommission zur Prüfung vorgelegt werden konnte. Nachdem er diese bestanden und verschiedene Aenderungen erfahren hatte, wurde er, nebst dem zweiten Theile: über das strafgerichtliche Verfahren, in den Jahren 1810 bis 1812, auf Feuerbach's Vortrag von den vereinigten Geheimenraths-Sectionen der Justiz und des Innern, sodann im Geheimenraths-Pleno, unter des Königs Vorsitz, von neuem berathen, und erhielt am 16. Mai 1813, unter dem Titel: Strafgesetzbuch für das Königreich Baiern die königliche Sanction.

Die unbefangene Stimme, zumal des Auslandes, erkannte in der Erscheinung dieses Gesetzbuches nicht blos eine Verbesserung des baierischen Gerichtswesens, sondern einen beträchtlichen Fortschritt der Gesetzgebung überhaupt. Daher wurde dasselbe in mehreren Staaten, z. B. in Weimar, Würtemberg u. s. w., der Bearbeitung neuer Landesgesetzbücher zum Grunde gelegt, im Herzogthum Oldenburg förmlich als Gesetzbuch aufgenommen, vom berühmten königl. dänischen Staatsrathe von Oerstädt als ein Musterwerk empfohlen, und von Ozenius in das Schwedische übersetzt, um nach Befehl des Königs, Grundlage der schwedischen Strafgesetzgebung zu werden.

Nebst der Strafgesetzgebung nahmen auch die verschiedenen Versuche, alle Provinzen des Königreichs Baiern unter eine gemeinsame bürgerliche Gesetzgebung zu vereinigen, Feuerbachs Kräfte und Thätigkeit vielfältig in Anspruch. Auf besondern königlichen Befehl wurde von ihm der Code Napoléon für Baiern theils überarbeitet, theils umgearbeitet, und im Jahre 1808 der oben erwähnten Gesetz-Commission vorgelegt, sodann im Cabinet späterhin, was die hier noch nicht genehmigten Lehren, z. B. über das Hypotheken-Wesen betraf, im königlichen Geheimen-Rathe Vortrag darüber erstattet. Dieses Werk erschien, soweit es die königliche Sanction erhalten hatte, — bis zum III. Buche

XI. Titel — unter dem Namen: Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für das Königreich Baiern 1809 im öffentlichen Druck, ohne jedoch in Wirksamkeit zu treten. Als im Jahre 1812, statt des französischen Gesetzbuchs der blos in Altbaiern geltende sogenannte Codex Maximilianeus der allgemeinen bürgerlichen Gesetzgebung des Königreichs zum Grunde gelegt werden sollte, wurde Feuerbach ebenfalls, nebst Freiherrn Adam von Aretin, nachherigem Bundesgesandten, *) und dem Staatsrathe von Gönner, mit der Redaction dieses Werkes beauftragt. Auch diese Arbeit wurde beendigt, ohne zur Ausführung zu kommen.

Uebrigens blieb selbst der von großen, zahlreichen Amtsgeschäften erfüllte, und besonders seit dem Jahre 1809, von manchem Verderben drohenden Sturme bewegte Zeitraum seines öffentlichen Lebens zu München nicht ohne schriftstellerische Früchte. Es erschienen, nebst einigen kleineren Schriften, von ihm: Merkwürdige Criminalrechts-Fälle (Gießen, I. Theil 1808, II. Theil, 1811), oder für das größere Publicum überarbeitete Vorträge, welche über einzelne Criminal-Fälle für den Zweck der königlichen Urtheilsbestätigung oder Begnadigung im Justizministerium von ihm gehalten worden waren **), sodann: Themis, oder Beiträge zur Gesetzgebung, Landshut 1812, welche meistentheils legislative, aus amtlichem Berufe verfaßte Abhandlungen sind und über die Art und den Geist seiner Wirksamkeit als Staatsmann urkundliches Zeugniß geben. Unter diesen Aufsätzen befindet sich auch, als nicht unmerkwürdiges Actenstück, der: Entwurf eines Staatsvertrags über die gegenseitigen Gerichtsverhältnisse zweier benachbarten Staaten, welcher acht Jahre später, 1821, mit einigen wenigen Aenderungen, von den beiden Kronen Baiern und Würtemberg als Staatsvertrag unterzeichnet worden ist. Allgemeinere Theilnahme, in freundlichem wie in feindlichem

*) Adam v. Aretin starb den 16. August 1822. S. über ihn Conv. Ler. V. Aufl. 3ter Druck I. und den Nekrolog in der Beilage 145 zur Allgemeinen Zeitung, 5. Sept. 1822.

**) Welcher von unsern Lesern erinnert sich nicht des Lebenslaufes eines Ministers, welchen Feuerbach in seinen Criminal-Rechtsfällen II, S. 73 actenmäßig dargestellt hat?

Sinne, fanden die: Betrachtungen über das Geschwornengericht. Landshut 1812, welche für die blinden Anbeter der — zumal französischen — Jury ein harter Stein des Anstoßes und Aergernisses geworden und geblieben sind. Der ausführlichste Versuch einer Widerlegung dieses Werkes ist das bekannte Gutachten der (rhein-preußischen) Immediat-Justiz-Commission *).

Die Jahre 1813 und 1814 wurden für das Leben dieses thätigen Staatsmannes und Gelehrten äußerst verhängnißvoll; denn sie warfen ihn, anfangs sehr unsanft, auf eine neue Bahn, welche ihn endlich einem höchst erwünschten Ziele zugeführt hat. Es war nämlich kaum der Rieder Vertrag geschlossen, als Feuerbach in mehreren, schnell einander folgenden, politisch-historischen Schriften, z. B. die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europens — Was sollen wir? — Die Weltherrschaft das Grab der Menschheit; — von welchen die erste und letzte seinen Namen trugen, für Deutschlands Sache offen sich erklärte. Diesen Schriften, welche in zahllosen, durch mehrere gleichzeitige Nachdrucke vervielfältigten Exemplaren von allen Ständen in und außer Baiern gelesen wurden, folgte, als gegen den äußern Feind, nach der Einnahme von Paris, nichts mehr zu thun übrig blieb, die Schrift: Ueber teutsche Freiheit und Vertretung teutscher Völker durch Landstände, Leipzig 1814.

In demselben Jahre wurde er mit Beibehaltung seines Ranges und seiner Besoldung zum zweiten Präsidenten des Appellationsgerichts in Bamberg — befördert, und trat, nachdem er in der Schweiz seine zerrüttete Gesundheit einigermaßen wieder herzustellen ver-

*) Feuerbach ist seinen Grundsätzen, die er in den angeführten Betrachtungen über das Geschwornengericht, aufgestellt hatte, auch in der Folge größtentheils treu geblieben. Vergl. seine Erklärung über seine angeblich geänderte Ueberzeugung in Ansehung der Geschwornengerichte. Erlangen 1819. 8. Jenes Gutachten ꝛc. aber hat Grävell mit großem Eifer bekämpft in seiner Prüfung der Gutachten der königl. preuß. Immediat-Justiz-Commission am Rhein über die dortigen Justizeinrichtungen. Leipzig 1819. 2 Theile.

sucht hatte, in seine neuen Amtsverhältnisse. In diesem wichtigen Geschäftskreise hatte er über ein Jahr ausgedauert, als er unerwartet im März 1816, zum General-Commissair des Salzach-Kreises ernannt, jedoch, auf wiederholtes Ansuchen, von der Uebernahme dieser Stelle befreit wurde und auf unbestimmte Zeit Urlaub zu einer Reise in das Ausland erhielt. Von dieser zurückgekehrt, lebte er mehrere Monate zu München, von Geschäften entfernt, den Wissenschaften, bis er im März 1817, zum ersten Präsidenten des Appellationsgerichts für den Rezat-Kreis zu Ansbach ernannt wurde. Hier lebt er seitdem, nicht unangefochten, doch ungefährdet, ausschließend dem Berufe, den ihm einerseits die Amtspflicht, anderntheils die immer rege Liebe zu den Wissenschaften angewiesen hat.

Außer verschiedenen kleinern Arbeiten, unter welchen eine metrische Uebersetzung des indischen Gita Gowinda mit Commentar und Anmerkungen, wovon einzelne, wiewohl etwas entstellte Bruchstücke in der Zeitschrift: Eos 1824, erschienen sind, bald vollendet werden dürfte, beschäftigte er sich in seiner Muße vorzüglich mit Abfassung des Werks: Betrachtungen über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege. Gießen 1821. Was diesen Betrachtungen, in welchen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens sorgfältig geschieden und das eigentliche Wesen der Hauptsache genau erörtert ist, noch außerdem einen vorzüglichen Werth gibt, das sind die historischen Untersuchungen über die frühere deutsche Gerichtsverfassung und die Elemente des römischen Processes. Dabei ist es dem Verfasser nicht sowohl darum zu thun, nachzuweisen, wie das französische gerichtliche Verfahren in unsre alten deutschen Lande verpflanzt werden könne, als vielmehr die Herstellung eines gerichtlichen Verfahrens zu zeigen, das den Forderungen unserer ausgebildeten Gesetzgebung, dem dermaligen Stande der intellectuellen, moralischen und politischen Cultur unsers Volkes, und überhaupt unseren aus allen unseren Verhältnissen hervorgegangenen Bedürfnissen entspreche. Er hält die Oeffentlichkeit der Rechtspflege für nothwendig und sieht die Mündlichkeit als eine Folge der Oeffentlichkeit an. Doch verlangt er keinesweges, daß daß Urtheil des er-

kennenden Richters blos und allein auf mündliche Rede, mit Entfernung schriftlicher Grundlagen gesprochen werden müsse; sondern nach ihm kann nur durch geschickte Verbindung des Mündlichen mit dem Schriftlichen dergestalt, daß jedes dem andern zur Ergänzung dient, die große Aufgabe der Herstellung einer rechtsgemäßen und zweckmäßigen Proceß-Gesetzgebung vollständig gelöst werden. Die weitere Entwicklung dieser Ansicht in der genannten Schrift muß und wird für jeden denkenden Staatsmann ein großes Interesse haben, wenn auch über die Art der Ausführung die Stimmen der Sachkundigen sich sobald noch nicht vereinigen sollten.

Im Jahre 1821 wurde ihm durch die Gnade seines Königs der langgehegte Wunsch gewährt, die vielgerühmten Institutionen Frankreichs in der Nähe zu beobachten. Großmüthig vom Könige unterstützt, reiste er im Anfang des März 1821 über Zweibrücken, woselbst er vierzehn Tage verweilte, nach Paris, lebte dort über zwei Monate in der Praxis der Gerichte wie im unterrichtenden Umgange erfahrener Geschäftsmänner, und kehrte über Brüssel und Cöln nach Ansbach zurück. Die Resultate seiner Beobachtungen werden, wie man glaubt, in einem umfassenden Werke dem Publicum dargelegt werden.

Außer den verschiednen Amtsbeförderungen, erhielt der 1821 zum wirklichen Staatsrath erhobene Präsident von Feuerbach mehrere Beweise ehrender Anerkennung. Verschiedene Akademien der Wissenschaften ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede; er wurde correspondirendes Mitglied der kaiserlichen Gesetz-Commission zu St. Petersburg, Ritter, dann Commandeur des Civil-Verdienstordens der baierischen Krone, Ritter des St. Annen Ordens zweiter Classe und Commandeur des großherzoglich-sächsischen Hausordens vom weißen Falken. In Folge des erhaltenen Civil-Verdienstordens wurde sein Name in die Adels-Matrikel der Ritter-Classe eingetragen.

Doch mehr als dies: — seine Mitbürger glauben, daß auch von ihm die Bemerkung gilt, welche Tacitus in dem Leben des Agricola macht: celeberrimus quisque ingenio, ad prodendam virtutis memoriam, sine gratia aut ambitione, bonae tantum conscientiae pretio ducitur.

# Johann August Sack,

Ober-Präsident von Pommern.

Google

# Johann August Sack.

Sack, Johann August, Dr., Ober-Präsident von Pommern, einer der ersten Verwaltungs-Beamten, die der preußische Staat je gehabt hat.

Sein Vater war der am 13. November 1721 geborne Carl August Sack, Advocat, dann Justiz-Commissair und zuletzt Criminal-Rath bei der Regierung zu Cleve, wo er zugleich als Patrimonial-Richter mehrerer Jurisdictionen und Mitglied des Magistrats einer vorzüglichen Achtung genoß und in bedeutendem Wohlstande lebte, den er besonders zur guten Erziehung seiner acht Kinder verwendete. Die Folge davon war, daß er vor seinem im Jahre 1803 erfolgten Tode, — nachdem er durch die französische Justiz-Organisation seine Aemter auf dem linken Rheinufer im Jahre 1798 verloren hatte und mit den andern Beamten in der Emigration leben mußte, — seine Söhne mit den besten Aussichten im Staatsdienste angestellt, und seine Töchter an bedeutende Staatsbeamte verheirathet sah. Noch ist der eine Bruder des Ober-Präsidenten, Ernst Heinrich Eberhardt, Regierungs-Director zu Magdeburg, und der jüngste seit 1820 Hofgerichts-Director zu Straßburg.

Der vierte der Geschwister Sack, im Jahre 1764 geboren, der gegenwärtige wirkliche Geheimerath und Ober-Präsident Sack, zeichnete sich schon auf dem Gymnasium zu Cleve sehr vortheilhaft aus, und seine schnelle Fassungskraft und sein lebendiger Geist ward noch mehr auf den Universitäten zu Duisburg und Halle ausgebildet. Im Jahre 1785 trat er als Referendar in den Staatsdienst bei dem damaligen Justiz-Collegium

zu Cleve, Regierung genannt, zu dessen Wirkungskreis aber auch alle Lehns-, Hoheits- und Consistorial-Sachen gehörten. Im Jahre 1788 war er mit allen Prüfungen und Vorarbeiten so weit gediehen, daß er nach der Dienstverfassung eine Richterstelle erhalten konnte, als der König Friedrich Wilhelm II., in Begleitung des damaligen Kronprinzen, bei Bereisung der westphälischen Provinzen nach Cleve kam. Auf dieser Reise begleitete der Bergrichter Mähler von Wetter aus den König und starb, vom Schlage gerührt, als er neben dem Wagen seines Monarchen her ritt. Die schleunige und tüchtige Wiederbesetzung dieser Stelle war dem damals ebenfalls mit in Cleve anwesenden Chef des Berg- und Hüttenwesens, dem Minister von Heinitz, sehr wichtig. Er besprach sich darüber mit dem Präsidenten der Regierung, der ihm unter den dortigen Referendarien ein Paar Edelleute vorschlug. In dem Augenblick stand der damalige Referendarius Sack vor ihnen, den seine jugendliche Lebhaftigkeit (um von den Umgebungen des Königes etwas in der Nähe zu sehen) in den Garten geführt hatte, wo diese Unterhaltung vorfiel. Dies veranlaßte den Präsidenten, dem Minister zu sagen: „auch dies ist einer der ausgezeichnetsten unserer Referendarien." Von Heinitz, alles mit Lebendigkeit ergreifend — wartete nicht die amtlichen Berichte und Vorschläge im schriftlichen Wege ab, sondern rief den unerwartet Erschienenen gleich zu sich, und die gewandte Beantwortung einiger an ihn gerichteten Fragen überzeugte den erfahrnen Staatsmann, daß er gefunden hatte, was er suchte. Er trug ihm sofort die Bergrichterstelle in Wetter an, und so kam unser Sack in einen Wirkungskreis, der ihm Gelegenheit gab, seine Talente als Verwaltungsbeamter zu entwickeln, die vielleicht für seine Landsleute verloren gegangen wären, wenn er im gewöhnlichen Gleise Mitglied eines Obergerichts geworden wäre, wo man oft recht scharf gespaltene Distinctionen in breiten Erkenntnissen auftischen kann und dabei doch von dem Leben in der Welt nichts versteht.

Das Bergamt zu Wetter an der Ruhr, in der Grafschaft Mark, hatte damals einen beinah nicht mindern Wirkungskreis, als jetzt das Ober-Bergamt zu Dortmund und die beiden Bergämter zu Bochum und Essen. Dennoch konnte die treueste Wahrnehmung sei-

nes Amtes solchen kräftigen Männern, wie Sack, und seinem damaligen Chef, dem Bergamts-Director Freiherrn v. Stein, dem später so berühmt gewordenen Minister, nicht genügen; sondern beide bearbeiteten gemeinschaftlich einen Plan, der Acciseverfassung eine andere Gestalt zu geben, welches auch in der Grafschaft Mark zu Stande kam, wo ihre Vorschläge in Wirksamkeit traten.

Dies veranlaßte den König, den Bergrichter Sack zum Kriegsrath nach Cleve zu befördern, wo er von 1792 bis zum Vordringen der Franzosen im Jahre 1794 als Justitiarius und zugleich als Director des Medicinal-Collegii thätig war. Durch diese politischen Ereignisse erfolgte die Verlegung der clevischen Kammer nach Wesel. Doch auch hier konnte Sack nicht lange bleiben, da die Zeit eines so thätigen Mannes anderweit bedurfte. Die preußische Hauptarmee zog im Febr. und März 1795 aus der Gegend von Frankfurt am Main nach Westphalen. Die Armeebedürfnisse an Korn und Fourage waren aufgezehrt, da die österreichische und englische Armee hier den Winter über cantonnirt hatten. Die größte Theuerung herrschte, und man mußte Zufuhr aus fremden Gegenden veranstalten. Der König ernannte daher eine besondere Armeeverpflegungs-Commission, an deren Spitze der einstweilen zum Ober-Präsidenten von Westphalen beförderte Freiherr von Stein stand. Deren Mitglied wurde der Kriegs- und Domainen-Rath Sack, welcher nach Bremen und Hamburg deputirt ward, um für die Herbeischaffung der Armeebedürfnisse zu sorgen. Auch diesem Geschäft unterzog er sich mit dem besten Erfolg, und man kann nicht ohne Grund annehmen, daß der preußische Staat große Summen erspart haben würde, wenn man einen solchen Mann seit 1793 stets an der Spitze der Armeeverpflegung gehabt hätte, welche damals durch die leider berühmt genug gewordene Praxis der Ober- und Unter-Commissaire der preußischen Armee unglaubliche Summen kostete, und doch nicht gut versorgt war.

Die nach dem baseler Frieden eingetretene Ruhe reducirte aber unsern Sack keineswegs auf das mechanische Abfassen der Collegial-Decrete, sondern er ward im Jahre 1797 zu dem auf dem linken Rheinufer stehenden General Hoche geschickt, mit dem er eine für die jenseitigen preußischen Provinzen sehr wichtige Convention dahin abschloß: daß dieselben noch fernerhin nach preußischer

Verfassung und durch preuß. Behörden verwaltet würden. Doch bald änderten sich die politischen Conjuncturen: das fortschreitende Glück der republicanischen Waffen führte die Unmöglichkeit herbei, noch ferner die Hoffnung auf den Wiederbesitz jener Provinzen zu hegen; am 1. März 1798 mußte Sack mit Schmerzen sehen, daß die übermüthigen Sieger ihre Gesetze und fremde Verfassung in seinem Vaterlande einführten.

Unterdeß hatte man sich im Ministerium immer mehr von seinen ausgezeichneten Verwaltungs-Fähigkeiten überzeugt; er ward daher im Jahr 1800 zum geheimen Ober-Finanzrath bei dem General-Directorium in Berlin befördert. Dort arbeitete er mit regem Eifer an der Vereinfachung der indirecten Abgaben und für sonstige Verbesserungen in der Verwaltung. Wenn er nicht mehr damals durchsetzen konnte, so lag es an der aus jener Zeit hinreichend bekannten Pedanterei in den Verwaltungsformen und in dem überwiegenden Interesse für die Militair-Angelegenheiten. Dennoch konnte jenes allerdings prachtvolle Heer in den Tagen der Gefahr den Staat nicht retten; denn es war kein ächt kriegerischer Geist in demselben, der erst da entwickelt worden ist, als der Krieg mit meist unausexercirten Soldaten geführt werden mußte.

In jener Zeit des Unglücks des preußischen Staats, wo die verehrlichen Herren Commandanten, ihrer Legitimität vergessend, die ihnen oft einen Gehalt von 12,000 Rthr. einbrachte, blos weil sie es durch das Alter erzwungen hatten, General-Lieutenant zu werden, die ihnen anvertrauten Festungen übergaben, weil sie an etwas nicht gewöhnt waren, wozu man sie vielleicht seit 40 Jahren unterhalten hatte: — da zeigte Sack, was ein besonnener und kräftiger Beamter dem Staate nützen kann. Er war in Berlin zurückgelassen worden, um in der vom Feinde besetzten Residenz an der Spitze der Verwaltung zu stehen. Jetzt bildete er eigentlich das Ministerium in dem vom Feinde besetzten Lande, und in ihm vereinigten sich alle Centralbehörden. Hier suchte er dem Feinde streitig zu machen, was nur irgend möglich, und dem Staate zu erhalten, was zu erhalten war. Nie verließ ihn die Gegenwart des Geistes in den mißlichsten Verhältnissen mit den französischen Behörden; und daß es nie mit ihnen zum eigentlichen Bruche kam, zeigt seine Gewandtheit, aber auch den Triumph, den die Geradheit stets über die

Schlechtigkeit davonträgt. Die französischen Behörden mußten ihn achten, wenn sie auch — wie sie oft äußerten — von seiner Privatklugheit eben keine besondere Meinung hatten, weil er die nach ihrer Ansicht schicklichen Gelegenheiten, sich zum reichen Manne zu machen, nicht benutzte. Daru hatte ihm oft die schönsten Gelegenheiten geboten, aber umsonst; er hat in der Folge von Sack, wie Pyrrhus von Fabricius, gesprochen.

Was Sack geleistet, erkannten der König und die Königin an, als sie nach Berlin zurückkamen: er ward geheimer Staatsrath und zu allen wichtigen unmittelbaren Berathungen mit zugezogen. Er bekam unter seine unmittelbare Leitung den jetzigen Wirkungskreis des Ministerii der geistlichen und Medicinal-Angelegenheiten, zugleich mit dem Wirkungskreise des Polizei-Ministerii, und auch das Bergwesen stand unter ihm. Kurz, er hatte in der schwierigsten Zeit nicht den Posten eines, sondern mehrerer Minister zu versehen. In jener Zeit erhielt er den rothen Adlerorden dritter Classe.

Neben seinen Ministerialgeschäften arbeitete er mit dem Minister v. Stein die Städte-Ordnung, und mit den Generalen Scharnhorst und Gneisenau die Landwehr-Ordnung aus; und während die auswärtigen Angelegenheiten und das Ganze scheinbar von einem tergiversirenden Premier-Minister geleitet wurden, den Sack selbst empfohlen hatte, weil Preußen damals eine stets nachgebende Rolle spielen mußte, arbeitete er alles vor, um zur rechten Zeit mit Kraft wieder aufzutreten. Darum konnten im Jahre 1813 in einigen Tagen die wichtigsten Gesetze fertig werden, die ganz neue Grundsätze aufstellten, ein ganz neues Militair-System einführten und den herrlichen Geist leiteten, der damals das Volk der Preußen für König und Vaterland ergriffen hatte, da Sack alles vorbereitet hatte und keine Schwierigkeiten kannte, wenn es auf einen großen Zweck ankam. Dafür hatte er aber auch durchaus nicht den Grundsatz, es allen Menschen recht zu machen; sondern er befolgte streng den holländischen Wahlspruch: thue Recht und sieh dich nicht um. Man lese die im Februar 1813 erschienenen Gesetze über die wichtigsten Gegenstände und vergleiche damit die langen Zögerungen, die sonst öfterer ein Gesetz über die unbedeutendste Sache erheischte, da man tausend Rücksichten nehmen und es mit Keinem verderben wollte.

Der Krieg brach aus. Sack ward auf die gefährlichste Spitze gestellt. Er ward Civil-Gouverneur zwischen der Elbe und Oder, und ihm die Provinz anvertraut, welche nebst der Residenz dem feindlichen Angriff zuerst ausgesetzt war. Unter seinem Gouvernement zogen 10,000 Freiwillige in 14 Tagen aus Berlin allein, zur Armee. Ueberall wußte er zu beleben und das Gute zu befördern; seinem Feuergeiste widerstand die kälteste Selbstsucht nicht. Er reclamirte keinen seiner Beamten, der den Beruf in sich fühlte, für König und Vaterland zu fechten; lieber arbeitete er selbst mit unglaublicher Anstrengung, der selten ein Mensch so gewachsen gewesen ist. Einem solchen Manne war es möglich, zu bewirken, daß man in Berlin Vornehm und Gering in den Reihen des Landsturms sah, den Staatsrath wie den gemeinen Handwerker, den alten Militair wie den Geistlichen; daß man die Brauerzunft, statt mit Bier- und Branntweinwaare, mit den Landsturms-Kanonen fahren sah, um sich zur Vertheidigung Berlins anzuschicken und einzuüben. Seine damalige Stellung veranlaßte ihn oft zu ernstlichen Maßregeln gegen das Militair, indem er jeden Exceß untersuchen und der Militair-Behörde anzeigen ließ. Dies nothwendige Verfahren hatte ihn in den Ruf gebracht, als hasse er das Militair. Allein mit Unrecht. Im Gegentheil war der Dienst für das Militair ihm der wichtigste, und nie ist ihm der Vorwurf gemacht worden, daß er sich auch nur die geringste Zögerung habe zu Schulden kommen lassen, wenn es auf Beförderung militairischer Zwecke ankam. Allein um den Anforderungen des Ganzen zu genügen, mußte er auf strenge Ordnung halten.

Die siegreichen Waffen riefen ihn 1814 an den Niederrhein, wo er als General-Gouverneur der verbündeten Mächte die Verwaltung des Roer-, des Maas- und des Ourte-Departements übernahm. Bis zum 15. Junius 1814 war seine Behörde die Central-Verwaltung der Verbündeten zu Frankfurt unter dem Minister von Stein. Darauf erhielt er noch die Verwaltung des mittelrheinischen General-Gouvernements, bestehend aus den französischen Departements des Rheins und der Mosel, der Saar, und der Wälder, zur provisorischen Verwaltung für preußische Rechnung. Als endlich im Mai 1815 Preußen jene Länder in Besitz nahm, erhielt er noch das bergische General-Gouvernement, nebst den nassauischen

Erwerbungen unter seine Verwaltung, als bergischer Ober-Präsident vom Nieder- und Mittelrhein. Sein Wirkungskreis umfaßte beinah 2,000,000 Einwohner, und manches Königreich ist unbedeutender an Umfang und politischer Wichtigkeit. Gegen 90 Millionen Franken sind von ihm aus jener Verwaltung zu verrechnen gewesen. Die Geschichte dieser Verwaltung hat der Oberlandsgerichtsrath Dr. Neigebauer in einer bei dem Buchhändler Brockhaus in Leipzig nächstens erscheinenden angewandten Cameral-Wissenschaft beschrieben.

Diese Verwaltung wird stets denkwürdig bleiben durch das Große, das durch ein geringes Personal geleistet worden, durch die unbedeutenden Verwaltungskosten bei dem Umfang der Geschäfte, durch die verhängnißvolle Zeit, in welcher es darauf ankam, aus einem eroberten Lande für das Bedürfniß des Augenblicks alle mögliche Hülfsmittel zu ziehen, und bei alle dem doch dergestalt auf den Geist des Volks zu wirken, daß derselbe der neuen Regierung zugewandt wurde. Die Festigkeit und Gerechtigkeit des General-Gouverneurs in allen seinen Verwaltungs-Maßregeln hat auf die dortige Stimmung sehr guten Einfluß gehabt; und wenn es nicht so geblieben ist, so entstand dies wohl durch ein Verwaltungssystem nach andern Grundsätzen, und ein Zögern in den wichtigsten Sachen, das gegen Sacks oft vielleicht auch zu rasches Durchgreifen einen scharfen Contrast bildete. Als nämlich unter andern die französischen Verwaltungs-Formen abgeschafft, und die preußischen eingeführt wurden, sollten, nach seiner Ansicht, $\frac{2}{3}$ der neuen Behörden aus den bisher angestellten Beamten genommen werden. Hierdurch würden beinahe alle wirkliche Beamte untergebracht worden seyn, obgleich in dem kleinen bergischen Ländchen so viel Beamte wie in einem großen Königreiche waren, wo ein Minister höchstens den Wirkungskreis eines preußischen Regierungs-Directors hatte, und auf einen Staatsrath höchstens halb so viel Verwaltete kamen, wie auf einen preußischen Regierungsrath. Den übrigbleibenden Beamten sollte schon vor Eintritt der neuen Organisation die Hälfte bis $\frac{2}{3}$ ihres bisherigen Gehalts einstweilen als Wartegeld mit Sicherheit angewiesen werden, wenn man nicht vorzog, eben so viele nach den alten Provinzen zu versetzen, als man von dort herüberbrachte.

Der Schaar von Schreibern und sonstigen Bureau-Arbeitern, welche die französischen Beamten in ihren Privatdiensten hielten, sollte eröffnet werden, daß sie zwar eigentlich auf wirklichen Staatsdienst keine Aussicht hätten, daß man aber Bedacht nehmen würde, sie nach und nach als Subalternen unterzubringen. Diese von dem General-Gouverneur oft geäußerten Absichten mochten aber keinen Beifall gefunden haben, weil man andre Absichten hatte. — — — Kurz die Organisation der preußischen Behörden erschien; und ohnerachtet bei der Besitznahme Aller Rechte vorbehalten waren, sahen sich doch Manche auf einmal außer Brot, dagegen viele ehemalige Privatschreiber gut angestellt. Jeder, der den gerechten Geist der preußischen Regierung kannte, wußte nun wohl, daß es keinesweges die Absicht war, ehemalige Beamte brotlos zu lassen. Allein dennoch blieben sie beinahe zwei Jahre in der tödtlichsten Ungewißheit. Aus dieser Zeit datirt sich das Verschwinden des guten Geistes, den Sack dort zu erzeugen verstanden hatte. Man sah es ein, und alle übergangene Beamte erhielten auf einmal mehr, als sie erwarten durften, nämlich ihren vollen vormaligen Gehalt, und zwar alles Rückständige nachgezahlt.

So hatte man in dieser und so mancher andern Beziehung wohl Veranlassung, eine strenge Vergleichung zwischen dem consequenten Verfahren Sacks und dem nachfolgenden anzustellen; und selbst seine Gegner am Rhein mußten ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Deren hatte er freilich auch; — eben weil er Recht that und Niemand scheute: zuvörderst im Militair, weil er zwar pünctlich für alles sorgte, was der Dienst erforderte, aber jede Anmaßung zur weitern Rüge anzeigte und jeder unnöthigen Belästigung abzuhelfen suchte; sodann unter dem Adel, welcher geglaubt hatte, daß alle seine Rechte mit der preußischen Regierung wieder aufleben würden, dessen oft sehr anmaßende Ansprüche er aber in ihre Schranken zurückweisen mußte. Besonders hatte er damit sehr bei demselben angestoßen, daß er ihm nicht die Jagdgerechtigkeit zurückgab. Er hatte vielmehr einen Mittelweg getroffen. Nach den französischen Gesetzen konnte Jeder auf seinen 10 Quadratruthen die volle Jagd ausüben; Sack beschränkte die auf ein größeres Besitzthum und ließ die kleinen Reviere gemeinschaftlich zum

Besitzen der Genießenden verpachten. Dies gefiel den Jagdberechtigten nicht, welche durch die französische Revolution um dies Recht gebracht worden waren, was aber Sack nicht ändern konnte. Endlich machte er allen den Intriganten nicht gefallen, welche gewohnt waren, bei allen französischen Behörden entweder durch Bestechung, oder glatte Worte etwas auszurichten. Denen war es etwas Neues, einen Beamten zu finden, der seine Stelle mit wahrem Interesse für seinen König und zum Besten der Verwalteten bekleidete, der mit dem Staatsvermögen so sparsam umging, wie der sorgsame Hausvater mit dem Seinen. Wenn Sack daher von Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an den Regenten sprach, konnte Keiner dies für leere Worte halten, und seine diesfallsigen Aeußerungen haben viel Gutes gewirkt. Er benutzte jede Gelegenheit, diese Gesinnungen zu verbreiten; und ergreifend waren seine Reden, die er gewöhnlich erst eine halbe Stunde vor deren Gebrauch niederschrieb. Man erkannte, daß der König keinen treuern Beamten haben konnte, und dies Beispiel wirkte viel. Dennoch suchte man ihn gerade in diesem Puncte verdächtig zu machen. Allein sein König wußte, was für einen treuen Diener er an ihm hatte, und er erhielt den rothen Adlerorden zweiter Classe.

Dennoch wurden Andere zu höhern Stellen befördert, die sonst unter ihm gestanden hatten, oder wenigstens im Dienstalter ihm nachstanden. Daß er dabei nicht in seinem Vaterlande, am Rhein blieb, wurde allgemein bedauert; und wenn ihm auch die ihrem Könige am meisten treue Provinz — Pommern — zur Verwaltung als Ober-Präsident übertragen ward, so war es gerade die, welche eines solchen — den größten Schwierigkeiten gewachsenen Mannes, wie man glauben sollte — am wenigsten bedurft hätte. Mit Thränen schied er vom Rhein; und wer Zeuge war von seiner Abreise in Aachen, wird sagen müssen, daß dort ein so wehmüthiges Gefühl allgemein sichtbar war, als hätten Alle einen Vater verloren. Sein Andenken ist dort in Segen, und was er für das Schulwesen gethan, das er ganz neu organisirte, wird ihm den Dank der künftigen Geschlechter sichern.

Im Jahr 1816 trat er seinen neuen Wirkungskreis in Stettin an, wo er ebenfalls neues Leben in die Verwaltung brachte, und besonders eifrig den Hafenbau zu

Swinemünde betrieb. Der König gab ihm, als einen erneuerten Beweis seiner Anerkenntniß, den Titel als wirklicher Geheimerrath, mit dem Prädicat Excellenz; und die Universität zu Halle nahm ihn auch formell unter die Zahl der Gelehrten auf, indem sie ihn honoris causa zum Doctor beförderte, da er sich um die Wissenschaften in allen seinen Verhältnissen stets so höchst verdient gemacht hatte. Selten mag eine Universität eine bessere Wahl bei Verleihung des Doctorhutes getroffen haben, den das stets ehren wird, was Sack für die Welt und die Wissenschaft insbesondre gethan hat.

# Vorwort.

Sollte es unserm Zeitalter bei der Nachwelt wohl zum Ruhme gereichen, daß man im dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts noch die Meinung bestreiten muß, als ob der Völker und Staaten Schicksal wie der Zeiger einer Uhr rückwärts gestellt werden könnte auf beliebige Zeit und Stunde. Wenn es einen Mechanismus der Geisterwelt gibt, so ist er gewiß ein anderer, als jenes thörichte Beginnen voraussetzt. Will man zu dessen Erkenntniß sein Scherflein beitragen, so gehört unbezweifelt die Verbreitung wohlgetroffener Zeichnungen wichtiger Personalitäten in die Reihe der erfolgreichsten Bemühungen; denn das Bild wird leichter aufgefaßt und verstanden, als das Rundgemälde vielfach verflochtener Zeitereignisse.

Es ist oft besprochen, wie namentlich die Revolutionsgeschichte Frankreichs und ihre Ergebnisse ein Schreckensgemälde seyn, dessen Andenken, für die Gegenwart voll böser Nachwehen, für die Zukunft den gefürchtetsten Folgen Anregung gebend, wo möglich vernichtet werden müsse; ein Beginnen, an welchem die mächtigen Vormünder der Zeit immerhin ihre Kräfte prüfen mögen; indeß die hiezu keinen Beruf in sich tragenden bei den unbestreitbar stattgehabten Ereignissen verweilen und sorgsam die Züge der Hauptpersonen zusammentragen. Bei diesen Bestrebungen möchte sich wohl kein Gegenstand darbieten, der in geschichtlicher wie in moralischer Beziehung — beide sind ja unzertrennlich — ein größeres

Interesse darböte, als die Lebensgeschichte der von der Natur so reichbegabten Kaisertochter, die, auf den Thron Frankreichs berufen, den höchsten Glanz irdischer Hoheit erreichte, um nach kurzem, aber schaudervollem Zwischenacte, im tiefsten Elende unterzugehen, als ein Opfer höfischer Anfeindungen.

Zwei Sammlungen biographischer Denkwürdigkeiten der Königin Maria Antoinette sind neuerlich von Paris aus verbreitet, deren eine den Milchbruder der Königin, den General Weber, zum Verfasser hat und schon theilweise bekannt war; die andere nennt Frau Campan, erste Kammerfrau Antoinette's, als Verfasserin. Beide zusammen bieten viele anziehende Züge aus dem Leben der unglücklichen Königin dar und zeigen ihre Gesinnung, ihre Vorzüge, wie ihre Fehler auf eine Weise, die an Glaubhaftigkeit um so mehr gewinnt, jemehr in den Mittheilungen die Individualität der Erzähler hervortritt: wo der Mann in der Bewunderung der reizenden Gespielin seiner Kindheit, in den Huldigungen der glanzumstrahlten Königin kein Maß und Ziel zu finden weiß; indeß die gebildete Kammerfrau besonnener zu Werke geht und echt weiblich von den feinsten Bemerkungen über Staatsangelegenheiten zu dem Schnitte der Kleidungen übergeht, Vernachlässigung des Ceremoniels straft und nie verschweigt, wozu sie und die Ihrigen bei wichtigen oder unwichtigen Veranlassungen riethen. — Treffend bemerkt der Herausgeber der Mittheilungen der Frau Campan, wie beide Sammlungen zusammengestellt werden müssen, um sich gegenseitig zu vervollständigen.

Dieses ist hier geschehen, und so ein Beitrag zu der Biographie der Königin Maria Antoinette geliefert, welcher recht eigentlich dem Plane der Zeitgenossen zugehört und über manche unseren Tagen eigene Rückwirkungen Licht verbreitet.

# Maria Antoinette Josepha Johanna,
## Königin von Frankreich.

Maria Antoinette Josepha Johanna, Tochter Franz des Ersten von Lothringen und der Maria Theresia von Oestreich, ward den 2ten November 1755, am Tage des Erdbebens zu Lissabon *) geboren. Dieses Zusammentreffen jener schrecklichen Naturbegebenheit mit dem Tage ihrer Geburt, blieb für die Prinzessin, welche sich zwar nie einer abergläubischen Furcht hingab, nicht ohne Eindruck. — Da die Kaiserin schon Mutter mehrerer Töchter war, wünschte sie sich nun einen Sohn, wettete aber mit dem Herzog von Toruka, der ihr einen Erzherzog verhieß, auf das Gegentheil; er verlor die Wette durch die Geburt der Prinzessin und ließ, um sich zu lösen, von Porzelan eine kniende Figur machen, welche eine Tafel mit einem auf den Scherz Bezug habenden Gedichtchen Metastasio's hielt.

Gern erinnerte sich die Königin ihrer ersten Jugendjahre: ihr Vater, Kaiser Franz I, hatte auf ihr Gemüth tiefen Eindruck gemacht. Noch nicht zehn Jahr alt, verlor sie ihn. Seine Liebkosungen vergegenwärtigte sie sich oft; besonders, daß der Kaiser kurz vor seinem Tode,

*) Das schreckliche Erdbeben zu Lissabon erfolgte eigentlich am Tage vor der Geburt der Königin von Frankreich, am 1sten November 1755. — Soll einmal der 2te November, als ein ominöser, den gekrönten Häuptern Unheil bringender Tag bezeichnet werden, so mag man sich erinnern, daß an demselben Kaiser Aurelius Probus, 282 n. Ch. G. ermordet wurde.

im Begriff nach Inspruck zu reisen, schon am Wagen stand, als er einen Hofcavalier beauftragte, ihm die Erzherzogin Maria Antoinette herbeizuholen. Zärtlich umarmte er das Kind, drückte es an sein Herz und rief: „Ich mußte durchaus das Kind noch einmal umarmen" *). Er starb bekanntlich auf dieser Reise. —

Von ihrer Mutter sprach die Königin immer mit großer Ehrfurcht. Maria Theresia, durch ihre großen Eigenschaften Achtung gebietend, flößte ihren Töchtern mehr Furcht und Ehrerbietung als Liebe ein. Diese Stimmung wenigstens zeigte die Königin für ihre erlauchte Mutter, und befliß sich später, jene Trennung in der kaiserlichen Familie nicht auf das Verhältniß zwischen sich und ihren Kindern zu verpflanzen. Sie gedachte hiebei oft eines Vorfalls, dessen traurigen Eindruck die Zeit nicht verwischen konnte. Joseph II verlor seine Gemahlin an bösartigen Pocken. Der Leichnam ward in der kaiserlichen Gruft beigesetzt. Die Erzherzogin Josepha, Verlobte des Königs von Neapel, im Begriff Wien zu verlassen, erhielt den Befehl der Kaiserin, nicht abzureisen, bevor sie in dem Todtengemache ihrer Ahnen ihre Andacht gehalten habe. Die junge Erzherzogin erachtete diese Weisung, im Vorgefühl, von der Krankheit ihrer verstorbenen Schwägerin angesteckt zu werden, wie einen Todesbefehl. Sie liebte ihre jüngere Schwester Maria Antoinette zärtlich, nahm sie auf den Schoos, küßte sie weinend und versicherte: nicht nach Neapel hin würde sie von ihr scheiden; sie müsse in die Familiengruft steigen, um bald für immer in dieselbe zurückzukehren. — Diese Ahnung wurde erfüllt: nach wenigen Tagen ward die Erzherzogin ein Opfer des Pockengiftes. Ihre jüngere Schwester Karoline bestieg den neapolitanischen Thron.

Die Kaiserin war zu sehr mit den großen Staatsangelegenheiten beschäftigt, um sich den Mutterpflichten unterziehen zu können. Ihr Leibarzt, der berühmte van Swieten besuchte jeden Morgen die junge Kaiserfamilie und stattete dann der Kaiserin, welche ihre Kinder oft

*) Maria Antoinette war bei dem Tode ihres Vaters, der am 18ten August 1765 zu Inspruck starb, im zehnten Jahre; nicht, wie Frau Campan sagt, kaum sieben Jahre alt.

in acht und zehn Tagen nicht sah, einen umständlichen Bericht über das Befinden der Erzherzöge und Erzherzoginnen ab. Nur wenn ausgezeichnete Fremde in Wien sich aufhielten, umgab sich Maria Theresia mit ihren Kindern, hatte sie an ihrer Tafel und machte durch diese wohlberechnete Annäherung glauben, daß sie die Erziehung ihrer Kinder unmittelbar leite.

Die Oberhofmeisterinnen, welche von Seiten der Kaiserin nichts zu fürchten hatten, suchten sich, in verhängnißvoller Sorglosigkeit für die Fortschritte ihrer Pflegebefohlnen, bei diesen beliebt zu machen. Maria Antoinette bewirkte die Verabschiedung ihrer Oberhofmeisterin, indem sie der Kaiserin hinterbrachte, daß alle ihre schriftlichen Arbeiten ihr zuvor mit Bleistift vorgezeichnet wären. Die Gräfin von Brandes, als Nachfolgerin, unterzog sich den Erziehungspflichten mit großer Sorgfalt und Fähigkeit. Die Königin betrachtete es immer als ein Unglück, der Leitung dieser Frau, mit welcher sie fortwährend in freundschaftlichen Verbindungen blieb, zu spät anvertraut zu seyn. Bis auf einige Kenntniß der italienischen Sprache, ward die Bildung Antoinette's vernachlässigt, obgleich die Zeitungen von den Geistesfähigkeiten der Kinder Theresiens erschollen. Oft berichtete man von den Erwiderungsreden in lateinischer Sprache, mit welchen die jungen Fürstinnen feierliche Anreden beantwortet hatten; es ist richtig, sie beteten dergleichen her, aber ohne den Inhalt zu verstehen; sie wußten von jener Sprache kein Wort.

Einst erwähnte man gegen die Königin eines Aufsatzes, den sie sollte gemacht haben, und welcher von der Kaiserin Mutter dem Herrn Gérard, der zur Berichtigung der Ehestiftung nach Wien kam, übergeben war. — „Ich würde erröthen," erwiderte Antoinette, „wenn man mir einen solchen Beweis der Charlatanerie meiner Jugendbildung aufzeigen könnte. Ich entsinne mich nicht, zu einem solchen Aufsatze die Feder angesetzt zu haben." —

Uebrigens lernte und begriff Antoinette mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit; und wären alle ihre Lehrer so einsichtsvoll und pflichttreu gewesen, als der Abbé Metastasio*), der ihr Sprachmeister im Italienischen war,

*) Ueber Metastasio siehe: Zeitgenossen. Neue Reihe. Band II. V. Seite 91. ff.

sie würde auch in andern Zweigen des Unterrichts etwas geleistet haben. Jene Sprache redete die Königin mit Leichtigkeit und Anmuth, und übersetzte ihre schwierigsten Dichter. Das Französische schrieb sie nicht richtig, doch sprach sie es fertig und gefiel sich in dem Vorgeben, daß sie das Deutsche verlernt habe. In der That wollte sie sich 1787 recht ernstlich auf das Studium der Muttersprache legen und nahm sechs Wochen hindurch darin fleißig Unterricht; doch gab sie den Vorsatz auf, der vielen Schwierigkeiten halber, die sich ihr, gleich einer Französin, die zu spät dieses Studium ergreift, entgegenstellten. Auch das Englische, worin ihr Frau von Campan Unterricht gab, und worin sie schnelle Fortschritte machte, ließ sie bald wieder liegen. Für Musik hatte die Königin viel Talent, spielte aber kein Instrument gut, sie las dagegen Noten vom Blatte, wie der beste Professor. Diese Fertigkeit hatte sie erst in Frankreich erlangt: denn in Wien war auch der musikalische Theil des Unterrichts vernachlässiget. Bei ihrer Ankunft in Versailles stellte man ihr in der Person La Garde's, des Verfassers der Oper Eglé, einen Gesangmeister vor, den sie weit hinaus wieder zu sich beschied, unter dem Vorwande, sich erst von den Beschwerden der Reise und von den vielen Hoffesten zu erholen; der wahre Grund aber war, daß sie ihre gänzliche Unwissenheit in den Anfangsgründen der Musik verhehlen wollte. Sie nahm indeß drei Monate hindurch Unterricht bei Campan (dem Bruder der Verfasserin der Denkwürdigkeiten, einem guten Musiker) ins Geheim, „denn," sagte sie lächelnd, „die Dauphine muß Sorge tragen für den guten Ruf der Erzherzogin." — Nach aufgewandtem dreimonatlichen Fleiße ließ sie La Garde rufen, der ihre Fertigkeit bewunderte.

Um Antoinetten in der französischen Sprache zu vervollkommnen, gab ihr Maria Theresia zwei französische Schauspieler zu Lehrern: Aufresne für die Aussprache und Declamation, und einen gewissen Sainville für den französischen Gesang. Letztrer war in Frankreich Officier gewesen und übel berüchtigt. Diese Wahl mißfiel also natürlich dem Hofe von Versailles, und der damalige Gesandte zu Wien, der Marquis von Durfort erhielt den Befehl, gegen dieselbe der Kaiserin Vorstellungen zu machen. — Die beiden Schauspieler

wurden nun verabschiedet und es ward ein Geistlicher zu diesem Geschäfte erbeten. Der Herzog von Choiseul beschäftigte sich mit der Wahl eines Lehrers. Mehrere verdienstvolle Geistliche lehnten die Annahme eines so mißlichen Auftrages ab; andere, die Maria Theresia in Vorschlag brachte, mißfielen dem französischen Hofe. Eines Tages trat der Erzbischof von Toulouse, nachheriger Erzbischof von Sens (de Loménie von Brienne) zum Herzoge von Choiseul, in dem Augenblicke, wo Letzterer wegen dieser Ernennung wirklich in Verlegenheit war. Jener schlug den Abbé von Vermond vor und wußte von seinem Empfohlenen so viel Gutes zu sagen, daß er noch an demselben Tage ernannt wurde. Die Dankbarkeit des Abbé Vermond für seinen Wohlthäter wurde für Frankreich sehr verhängnißvoll; denn nach siebzehnjährig ausdauernder Bemühung, um denselben in's Ministerium zu bringen, gelang endlich seine Ernennung zum Generalcontroleur und zum Chef des Conseils.

Dieser Abbé von Vermond, von dem die Geschichtschreiber wenig reden, weil sein Wirken im Dunkeln geblieben ist, leitete fast alle Handlungen der Königin. Er gründete seinen Einfluß auf sie in einem Lebensalter, wo die Eindrücke sehr bleibend sind; um den Unterricht seiner Schülerin war er wenig besorgt, sondern zufrieden, wenn er sich bei ihr beliebt machen konnte. Maria Antoinette redete das Französische mit vieler Anmuth, schrieb es aber weniger gut. Alle Briefe, die sie nach Wien sandte, sah zuvor Vermond durch. Eine läppische Haltungslosigkeit, mit der er sich dessen rühmte, offenbarte den Charakter eines Mannes, dem es mehr galt, in die innersten Geheimnisse eingeweiht zu seyn, als die wichtigen Verpflichtungen eines Lehrers erfüllt zu haben. Sein Hochmuth entsproß zu Wien, wo Maria Theresia, um ihm in den Augen der Erzherzogin Ansehn zu geben und sich seiner selbst zu bemächtigen, ihm den Zutritt zu den täglichen vertrauten Abendzirkeln der kaiserlichen Familie, zu welchen die baldige Dauphine seit einiger Zeit zugelassen wurde, verstattete. Hier waren, wie man es von Personen so hohen Standes nur erwarten kann, Betrachtungen über Welt, Höfe und Fürstenpflichten der gewöhnliche Gegenstand der Unterhaltung. Wenn Vermond hierauf zu sprechen kam, verschwieg er das Mittel nicht, durch welches er

zu diesem vertrauten Kreise Zutritt erhielt. Die Kaiserin traf ihn bei der Erzherzogin und fragte ihn: ob er in Wien schon einige Bekanntschaften gemacht habe? — „Ein Mann, der mit der Sorge des Unterrichts der Prinzessin beauftragt ist," antwortete er, „darf keine anderen Orte besuchen, als das Zimmer der Erzherzogin und das Hotel des französischen Gesandten." — Als nach einem Monate Maria Theresia den Abbé wieder sah, machte sie ihm, nach einer bei Fürsten oft vorkommenden Gewohnheit, dieselbe Frage und erhielt ganz dieselbe Antwort, worauf er am folgenden Tage die Erlaubniß erhielt, sich alle Abende in dem Zirkel der kaiserlichen Familie einfinden zu dürfen.

Dieser Mann, der die Königin zu manchen Schritten, deren Folgen sie nicht übersah, verleitete, war in niederem Bürgerstande geboren; eingenommen von den Grundsätzen der neuern Philosophie, hielt er mehr, als irgend ein Geistlicher, auf pfäffische Hierarchie; er war eitel, geschwätzig, weichlich, zu Zeiten ungestüm; Männer aus den höchsten Ständen behandelte er wie seines Gleichen, oft gar wie ihm untergeordnet. Minister und Bischöfe ließ er vor sich, wenn er im Bade war. Vom Cardinal Dübois meinte er, er sey ein Narr gewesen; ein Mann von seinem Einflusse müsse Cardinäle machen, aber verschmähen es zu werden. Berauscht von der Aufnahme, welche er in Wien bei Hofe gefunden, bewunderte und schätzte der Abbé von Vermond nur, was in der kaiserlichen Familie Brauch war; unaufhörlich suchte er das Hofceremoniel des Hauses Bourbon lächerlich zu machen; durch seine Spottreden reitzte er fortwährend die junge Dauphine an, sich von jenem frei zu machen; auch war er es, der sie zuerst veranlaßte, viele Gebräuche, deren politischen Zweck er nicht kannte, aufzuheben. — Dies ist das treue Bildniß des Mannes, den Maria Antoinette's Unglücksstern bestimmte, ihre ersten Schritte auf der so glänzenden, gefahrvollen Bühne des Hofes von Versailles zu leiten. —

Als der Herzog von Choiseul den Abbé mit den besten Empfehlungen nach Wien sandte, ging zu gleicher Zeit ein Kammerdiener dahin ab, der sich auch auf den Kopfputz verstand und einige französische Moden überbrachte, womit man glaubte genügende Maß-

regeln getroffen zu haben, einer für den Thron Frankreichs bestimmten Prinzessin die rechte Form zu geben.

Es ist bekannt, daß die Vermählung des Dauphins mit der Erzherzogin in der Zeit beschlossen ward, als Choiseul am Ruder war. Die Trauungsceremonie wurde durch Procuration vom Marquis von Dufort, der dem Baron Breteuil auf dem Gesandtschaftsposten zu Wien folgte, vollzogen. — In der Gegend von Kehl hatte man auf der Gränze ein prachtvolles Zelt aufgeschlagen, worin ein sehr großer Saal mit zwei Gemächern sich befand. Eins derselben war für den wiener Hofstaat, das andere für das neue Gefolge der Dauphine, an dessen Spitze die Gräfin von Noailles, als Ehrendame, stand *). Man entkleidete die Dauphine bis aufs Hemde und auf die Strümpfe, damit sie nach damaliger Hofsitte nichts von dem fremden Hofe an sich behielte; die Thüren öffneten sich und die Fürstentochter eilte der Gräfin von Noailles zu, warf sich in ihre Arme und bat sie weinend, mit wahrer Herzlichkeit, sie zu leiten, zu berathen und ihre Stütze zu werden. — Das Aeußere der Dauphinsbraut übertraf aller Erwartungen; alle waren von ihrem Lächeln gewonnen; in dem bezaubernden Wesen, welches in französischer Heiterkeit glänzte, offenbarte sich zugleich eine erhabene Klarheit und ein leiser Stolz in der Haltung des Kopfes und der Schultern, worin sich die Kaisertochter verrieth.

Bei voller Anerkennung der guten Eigenschaften der Gräfin von Noailles, haben die treuen Freunde der Königin es immer als das erste, vielleicht als das größte Unglück erachtet, welches Letzterer beim Eintritte in die Welt begegnen konnte, daß die Frau, deren Stellung sie zu ihrer ersten Rathgeberin machte, nicht aufgeklärt

*) Göthe berichtet im neunten Buche seines „Aus meinem Leben" (im 18ten Bande der Werke Seite 238 ff.), als Augenzeuge von diesen Empfangsfeierlichkeiten, bei welchen die prachtvollsten Hauteliſſe zur Bekleidung der Zimmer aufgehängt waren: „Als ein unheilverkündendes Vorzeichen erblickte man auf diesen Tapeten die gräuelvollsten Dichtungen der Vorwelt, von Jason, Medea und Kreusa, abgebildet, wo die Furie auf dem Drachenwagen durch die Luft zog." — Mit diesen unschicklichen Verzierungen contrastirte die jugendliche, fröhliche Dauphine, deren schöner und vornehmer, so heiterer als imposanter Miene Göthe gedenkt.

und duldsam war, nicht mit Lebensklugkeit die Sittenanmuth verband, der sich die Jugend gern anschließt. Die Gräfin hatte kein empfehlendes Aeußeres, ihr Anstand war steif. ihre Miene streng. Das Hofceremoniel kannte sie vollkommen; mit demselben ermüdete sie die junge Fürstin. Jene Formen waren lästig, aber sie waren auf die Nothwendigkeit berechnet, den Franzosen Ehrerbietung einzuflößen und durch gewichtvolle Umgebungen die Prinzessin vor Verleumdung zu sichern. Der Dauphine hätte müssen bemerklich gemacht werden, daß ihre Würde in Frankreich von der Befolgung des Herkömmlichen abhing; in Wien, unter den biedern, unterwürfigen Oesterreichern war diese nicht nöthig, um der kaiserlichen Familie Achtung und Liebe zu verschaffen. Während die Gräfin von Noailles fortdauernd mit Vorstellungen beschwerlich fiel, zog der Abbé von Vermond die Hofsitte und ihre Vertreterin ins Lächerliche. Antoinette gab der Spottsucht mehr Gehör, als der Klugheit; sie ertheilte der Gräfin den Beinamen: Madame Etiquette. Dieser Scherz ließ vermuthen, daß die Dauphine, sobald sie nach ihren Ansichten handeln könnte, sich von allen den Hofgebräuchen los machen würde.

Die zur Vermählung des Dauphins zu Versailles veranstalteten Feste waren äußerst prachtvoll. Die Dauphine gelangte dort in der Stunde an, wo die Damen am Putztische zu verweilen pflegen; sie hatte die Nacht auf dem Lustschlosse Muette zugebracht, wohin ihr Ludwig XV entgegenging, aber mit Vernachlässigung seiner Würde als Regent und Familienvater, die Prinzessin, nebst seiner Familie und den Hofdamen, zur Tafel zog, an welcher auch seine Maitresse, die berüchtigte Du Barry, war. Hierdurch wurde Antoinette beleidigt und äußerte dieses, ob sie gleich öffentlich ihren Unwillen unterdrückte.

Die Dauphine war damals funfzehn Jahr alt, in voller Jugendfrische überaus reitzend; ihre Haltung vereinigte den hohen Anstand der Töchter ihres Hauses mit französischer Anmuth; ihre Augen waren freundlich, ihr Lächeln lieblich. — Ludwig XV war von der jungen Dauphine bezaubert; man sprach nur von ihrer Anmuth, ihrer Lebhaftigkeit, der Richtigkeit ihrer Antworten. Man verglich sie mit der mediceischen Venus, mit der Ata-

lanta in dem Garten von Marly; Dichter und Maler feierten ihre Reitze. Der König sprach nur von der Dauphine; Dame Du Barry bot alles auf, den Enthusiasmus des Königes herabzustimmen; sie rügte Maria Antoinette's unregelmäßige Gesichtszüge, tadelte ihre Aeußerungen und bespottete des Königs Vorliebe für sie. Die Maitresse war dadurch beleidigt, daß die Dauphine ihr die verlangten Aufmerksamkeitsbeweise versagte; den Unmuth hierüber verhehlte sie dem Könige nicht; auch fürchtete sie, daß der alte König bei der Heiterkeit und Anmuth der jungen Fürstentochter mehr Unterhaltung in dem Innern seiner Familie finden möchte, wodurch er ihren Schlingen entzogen wäre. Diese Feindschaft der Favorite wurde durch den Haß gegen die choiseul'sche Partei besonders angeregt. Die Maitresse hatte ihre schandvolle Erhebung der anti-choiseul'schen Partei zu verdanken. Der Minister ward im November 1770 gestürzt, nachdem er seine vieljährige Macht im französischen Cabinette aufgeboten hatte, die Verbindung mit dem Hause Oesterreich zu befestigen, sechs Monate nach der Ankunft Maria Antoinette's in Frankreich. So stand die junge, offenherzige, leichtsinnige, unerfahrene Prinzessin da, der Leitung Vermond's hingegeben, an einem Hofe, wo der Feind des Ministers, der ihre Verbindung bewirkte, gebot, in der Mitte der Gegner Oesterreichs, welche die Verbindung mit diesem Hause verwünschten. Die Herzöge von Aiguillon, von La Vauguyon, der Marschall von Richelieu, die Rohans und viele andere einflußreiche Familien, welche sich an die Du Barry anschlossen, um den Herzog von Choiseul zu stürzen, hatten, aller mächtigen Intriguen ohngeachtet, eine Verbindung nicht hintertreiben können. Sie gaben ihre Plane nicht auf, sondern veränderten nur ihre Maßregeln. Das Betragen des Dauphins diente ihren Hoffnungen zum Stützpuncte.

Antoinette fuhr indeß fort, Geist und Gefühl zu zeigen, und ließ sich in mehreren Fällen durch Stand und Ceremoniel nicht abhalten, den Anregungen milder Gutmüthigkeit zu folgen. Bei Veranlassung der Vermählungsfeierlichkeiten brach zu Paris eine Feuersbrunst aus; die Neuvermählten sandten den Unglücklichen, denen die Flamme zum Theil ihre Väter geraubt hatte, reiche Unterstützungen. Diese Freigebigkeit konnte mehr von

Staatsklugheit, als wirklich regem Mitleid veranlaßt seyn; die Dauphine aber wurde wirklich von ernstem, mehrere Tage anhaltendem Schmerze ergriffen. Nichts konnte sie über den Verlust der schuldlosen Opfer trösten. Weinend redete sie darüber mit ihrer Umgebung, als eine der Damen, um sie zu trösten, sagte: „daß man unter den Leichnamen eine Menge Diebe gefunden habe, deren Taschen voll gestohlener Uhren und Kostbarkeiten gewesen wären." „Diese sind wenigstens bestraft," fügte die Erzählerin hinzu. „Nichts, nichts davon," erwiderte die Dauphine, „sie sind doch an der Seite ehrlicher Leute gestorben!" —

Die Dauphine hatte von Wien sehr schöne Diamanten mitgebracht. Der König beschenkte sie gleichfalls mit reichem Schmucke, unter andern mit einem Halsbande von Perlen, deren kleinste die Größe einer Haselnuß hatte. Er war von der Anna von Oesterreich, (Ludwig XIII Gemahlin) nach Frankreich gebracht. Gleich prächtige Geschenke machten ihr die drei Töchter des Königes. Madame Adelaide überreichte ihr mit denselben den Schlüssel zu einem geheimen Eingange, vermittelst dessen Antoinette, ungesehen und ohne alles Gefolge in die Wohnzimmer ihrer Tanten gelangen konnte. Die Dauphine versicherte mit unaussprechlicher Anmuth, indem sie diesen Schlüssel ergriff, daß unter allen den kostbaren Geschenken diese ihr dargebotene Gabe die unschätzbarste sey, weil ihr dieser Schlüssel vertrauten Zutritt und gediegenen Rath, dessen ihr Alter so bedürftig sey, verheiße. Auch machte Antoinette davon fleißig Gebrauch; doch blieb sie, so lange sie Dauphine war, nur mit Madame Viktorie in diesem traulichen Verhältnisse; Madame Adelaide konnte der Abneigung gegen eine Prinzessin des österreichischen Hauses nicht entsagen, und ward durch den oft in's Kindische gehenden Muthwillen der Dauphine verstimmt; welches Viktorie'n Kummer machte, indem sie überzeugt war, daß ihre Gesellschaft und Unterhaltung für eine junge Frau, die nur von dienstfertigen Geistern und Schmeichlern umgeben war, sehr nützlich seyn könnte. Darum suchte sie auch die Neigung der Dauphine für die Marquise von Durfort, ihre Ehrendame und Günstlingin, zu gewinnen. Sie veranstaltete bei derselben mehrere angenehme Gesellschaften; doch die Gräfin von

Noailles, wie der Abbé von Vermond, hintertrieben bald diese Verbindung.

Keine Veranlassung thätiges Mitleids, Achtung für das Alter und Unglück, und wahres Menschengefühl zu zeigen, ließ Antoinette unbenutzt vorübergehn. — Eines Abends traten mehrere ihrer Bedienung in ihr Zimmer, wo sie niemanden als den diensthabenden Officier zu treffen glaubten: da erblickten sie die Prinzessin bei demselben, der schon bejahrt war, sitzen, und neben sich eine Schaale voll Wasser, vermittelst welcher sie ihm Blut von der Hand wusch und dann mit ihrem Schnupftuche verband. Der Greis, bis zu Thränen gerührt, ließ aus Ehrfurcht für die erhabene Gebieterin alles ruhig mit sich vornehmen. Er hatte sich verwundet, indem er ein schweres Meuble auf Befehl der Prinzessin vorrücken wollte.

Im Monat Juli 1770 zeigte die Dauphine bei einem Unglücksfalle, welcher eine von ihr begünstigte Familie betraf, ihr Mitleid wie die Richtigkeit ihres Urtheiles. — Der Sohn eines ihrer Kammerfrauen stand als Officier bei der Garde. Der junge Mensch hielt sich von jemandem für beleidigt und sandte ihm eine Herausforderung, im Verfolg welcher er seinen Gegner im Zweikampfe tödtete. Die Familie des Gebliebenen brachte die Sache zur Anzeige. Der König hatte so eben gegen den Zweikampf strenge Befehle ergehn lassen und versichert, daß er ohne Gnadenbewilligung im ersten vorkommenden Falle verfahren würde. Der Schuldige wurde eingezogen. Die unglückliche Mutter warf sich der Dauphine, dem Dauphin und den jungen Prinzen, seinen Brüdern, zu Füßen, und diese erlangten gemeinschaftlich, nachdem sie stundenlang den König vergeblich gebeten, endlich die Begnadigung. Als man am folgenden Tage der Dauphine hierzu Glück wünschte, erwähnte eine vornehme Dame recht boshaft, wie die Mutter des Begnadigten alle Mittel aufgeboten habe, um zu ihrem Zwecke zu gelangen; sie habe nicht nur die königliche Familie um Fürsprache gebeten, sondern auch die Du Barry. Die Dauphine erwiderte, daß diese Thatsache die günstige Meinung rechtfertige, welche sie von jener braven Frau habe; um das Leben eines Sohnes zu retten, müsse einer Mutter kein Opfer zu theuer seyn; sie selbst würde in einem solchen Falle, wenn es zweck-

dienlich sey, vor dem Schleppenträger der Du Barry einen Fußfall thun. —

Bei ihrem Einzuge, den die Dauphine zu Paris hielt, wurde sie überall mit Jubel empfangen. Sie speiste in den Zimmern des Königes in den Tuilerien; hier wurde sie durch das unaufhörliche Geschrei der Menge, die den Garten erfüllte, genöthigt, sich auf dem Balkon zu zeigen. Wie sie da Kopf an Kopf, die Blicke zu sich hingerichtet, sah, rief sie: „Großer Gott! welche Menge!" — „Madame," erwiderte der alte Herzog von Briffac, Gouverneur von Paris, „seine Hoheit der Dauphin mag es nicht übel nehmen, daß sind alles Ihre Anbeter!" —

Der Dauphin nahm die Beifallsbezeigungen und Huldigungen, die seiner Gemahlin dargebracht wurden, übel auf. Er zeigte ihr nur kränkende Gleichgültigkeit und eine Kälte, die oft in Rohheit ausartete. Alle Reitze vermochten nichts über seine Sinnlichkeit. Er legte sich, weil es so geschehen mußte, zur Dauphine ins Bett, und schlief ein, oft ohne ein Wort mit ihr gewechselt zu haben. Diese Entfernung, die lange Zeit dauerte, sagt man, war das Werk des Herzoges von La Bauguyon. Am Hofe hatte die Dauphine keine wahren Freunde, als den Herzog von Choiseul und seine Partei. Kann man sich's vorstellen, daß die gegen Maria Antoinette geschmiedeten Plane so weit gingen, daß man an die Möglichkeit der Ehescheidung dachte! Leute, die am Hofe hohe Posten bekleideten, haben dieses versichert, und mehrere Umstände können diese Meinung bestätigen. Alles wurde aufgeboten, die Kälte zu erhalten und zu vermehren, welche der Dauphin lange Zeit seiner jungen Gattin zeigte. Sie wurde dadurch tief gekränkt, aber sie erlaubte sich nie darüber eine Klage laut werden zu lassen. Nichts konnte ihr Schweigen brechen; nur eine verstohlene Thräne, die unwillkürlich ihren Augen entquoll, war das einzige Merkmal des geheimen Kummers, welches ihre Umgebung entdecken konnte. Eines Tages ermüdeten sie unberufene Abmahnungen einer alten Dame ihres Gefolges, die nicht zugeben wollte, daß sie ein Pferd bestieg, aus Besorgniß, daß dieses die Geburt eines Thronerben verhindern könne. „Lassen Sie mich in Frieden," rief ihr die Dauphine zu, „Sie können bei Gott versichert seyn, daß ich keinen Erben in Gefahr setze!" —

Die Brüder des Dauphins waren noch in den Händen der Hofmeister, seine Schwestern Clotilde und Elisabeth unter der Aufsicht der Frau von Marsan, Gouvernante der Kinder Frankreichs, welche sich in sehr hohem Tone ungünstige Bemerkungen über die Art, wie Maria Theresia ihre Töchter erzogen habe, erlaubte. Vermond faßte dieses auf und griff gemeinschaftlich mit der Dauphine mit Tadel und Spott die Frau von Marsan und ihre Erziehungsweise an, welche davon unterrichtet, die Sache sehr übel empfand. Seit dieser Zeit wurde die Gesellschaft der Frau von Marsan ein Sitz der Ränke und der Gevatter-Klätschereien wider Antoinetten: ihre unbedeutendsten Handlungen wurden schlecht gedeutet; ihre Heiterkeit und die schuldlosen Spiele, die sie in ihren Gemächern zuweilen mit ihren jüngern Hofdamen vornahm, wurden ihr zum Verbrechen gemacht. Der damalige Gesandte zu Wien, Prinz Ludwig von Rohan, der jener Genossenschaft seine Stelle verdankte, war das Echo dieses ungerechten Tadels und spann, unter dem Vorgeben des Diensteifers, eine Reihefolge strafbarer Angebereien an. Er ließ durch seine ununterbrochenen Vorstellungen glauben, als entfremde die Dauphine sich alle Herzen durch ein leichtfertiges Betragen, welches mit der Würde des französischen Hofes nicht übereinstimmte. Nun bekam die Prinzessin oft von Wien Ermahnungen, deren Urheber ihr nicht lange verdeckt bleiben konnte; von dieser Zeit her schreibt sich die Abneigung, welche Antoinette fortwährend dem Prinzen Rohan bewiesen hat. Gleichzeitig erhielt die Dauphine Kenntniß von einem Briefe Rohan's an den Herzog von Aiguillon, in welchem der Gesandte sich in unanständigen Ausdrücken über das Benehmen Theresia's bei der Theilung Polens äußerte. Der Brief war bei der Gräfin Du Barry vorgelesen. Dieses beleidigte zu Versailles die Dauphine, während zu Wien Maria Theresia Verdacht schöpfte in Betreff der unaufhörlichen Klagen über das Betragen ihrer Tochter. Sie entschloß sich, ihren Cabinets-Secretair, den Baron von Neni, nach Versailles zu schicken, der das Betragen der Dauphine genau auskundschaften und ihren Ruf am Hofe wie zu Paris erforschen sollte. Neni, nachdem er Zeit und Klugheit aufgewendet hatte, setzte seine Gebieterin rücksichtlich der Uebertreibungen des französi-

schen Gesandten in's Licht, und nun erkannte die Kaiserin leicht, daß man ihr unter dem Vorwande des Interesses für ihre erhabene Tochter, Verleumdungen zugetragen hatte, die von einer Partei herrührten, welche beständig die Verbindung beider Höfe feindselig betrachtete. Mit der Ueberzeugung von der Unschuld Antoinette's ward der Baron von Neni von der Kaiserin befehligt, auf die Zurückberufung Rohan's anzutragen, indem er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten alle Beweggründe dieses Antrages vorlegen mußte; doch das Haus Rohan nahm sich seines Sprößlings an, und die Antwort lautete ablehnend. Erst zwei Monate nach Ludwigs XV Tode setzte der wiener Hof die Zurückberufung durch. Die bestimmt ausgesprochenen Veranlassungen dazu waren: Rohan's öffentliche Liebesabenteuer mit Frauen hohen und niedrigen Standes, sein stolzes, hochmüthiges Betragen gegen die Gesandten anderer Höfe, das Aergerniß, welches er in Religions- und kirchlichen Angelegenheiten öffentlich gab, und die ungeheuren Schulden, welche er und sein Gefolge machten, die sehr langsam und nur theilweise bezahlt wurden.

Die Verheirathungen des Grafen von Provence und des Grafen von Artois mit zwei Töchtern des Königes von Sardinien (1771 und 1773) führten der Dauphine mehr ihrem Alter entsprechende Gesellschaft nach Versailles. Die junge Gräfin von Provence hatte schöne Augen, der einzige Lobspruch, welchen man ihr mit Wahrheit geben konnte; die Gräfin von Artois, ohne verwachsen zu seyn, war sehr klein, hatte eine sehr schöne Haut, ein angenehmes Gesicht und eine bedeutend lange Nase. Sie war gutmüthig und freigebig, wurde von ihrer Umgebung geliebt und genoß einiges Ansehn, weil sie allein dem Throne Erben verhieß. Die drei Schwägerinnen lebten im vertraulichen Umgange und speisten zusammen, außer wenn öffentliche Tafel gehalten wurde. Dieses Familienleben dauerte fort, bis Antoinette, als Königin, öfter zu Mittage bei der Herzogin von Polignac speiste; für das Abendessen erhielt es sich länger. Als Madame Elisabeth heranwuchs, nahm sie auch Theil daran, wie auch zuweilen die Tanten des Königs. Dieses Verhältniß war bisher am Hofe ohne Beispiel, es war Antoinette's Werk, und sie hielt darauf mit größter Beständigkeit.

Während der Regierung Ludwigs XV fand im Hofceremoniel keine Veränderung Statt. Gespielt wurde bei der Dauphine, als der ersten Dame des Hofes. Früher geschah es, nach dem Tode der Königin Marie Leczinska, bis zur Verheirathung des Dauphins, bei Madame Adelaide. Diese hielt nachher in ihren Zimmern besondere Spielgesellschaft, während sich bei der Dauphine die königliche Familie und der Hof zum Spiele einfanden. Beim Könige war täglich große Cour, täglich wurde die Messe gehört. Die Spatzierfahrten der Prinzessinnen wurden in Begleitung der Garde du Corps, der Stallmeister und der Pagen zu Pferde, in Kutschen (en Berlines) gemacht. Im vollen Galopp ging es durch die Umgebung von Versailles; offener Wagen bediente man sich nur zur Jagdfolge.

Die jungen Prinzessinnen sannen darauf, ihre vertrauten Gesellschaften mehr zu beleben. Man faßte den Plan, gute französische Lustspiele aufzuführen. Der Dauphin war der einzige Zuschauer. Die ganze Schauspielergesellschaft bestand aus den drei Schwägerinnen, Artois, Provence und den beiden Campan's (Vater und Bruder der Verfasserin der Denkwürdigkeiten). Man hielt es so wichtig, wie eine Staatsangelegenheit, diese Vergnügungen geheim zu halten: denn man fürchtete den Tadel der Tanten und besorgte, Ludwig XV möchte, wenn er es erführe, den ganzen Spaß verbieten; deshalb wählte man zur Bühne ein Zimmer, in welchem des Dienstes halber niemand etwas zu thun hatte. Der Graf von Provence konnte immer seine Rolle ohne Anstoß, gleichfalls Artois, der sie auch sehr gut vortrug. Die Prinzessinnen spielten schlecht; nur die Dauphine trug einige Rollen mit Feinheit und Empfindung vor. Getreue und prächtige Costume thaten das Beste. Der Dauphin lachte oft über die Kurzweil der Theatervermummungen. Von dieser Zeit an verlor sich die finstere Miene, die er seit seiner Kindheit hatte, und er fing an, sich in der Gesellschaft seiner Gemahlin zu gefallen. Bald aber störte ein Zufall, wo Campan als Krispin durch Unvorsichtigkeit einen Bedienten erschreckte, und dieser: Hülfe, Hülfe! rief, diese Unterhaltung, aus Besorgniß, daß sie dem Könige verrathen würde.

Antoinette beschäftigte sich viel mit der Musik

und mit dem Auswendiglernen ihrer Rollen; letzteres brachte wenigstens den Vortheil, daß sie ihr Gedächtniß übte und mit der französischen Sprache recht vertraut wurde. Der Abbé von Vermond besuchte sie täglich, aber er hütete sich, den hohen Ton eines Lehrmeisters anzustimmen. Als Vorleser wollte er nicht zur nützlichen Lectüre historischer Schriften rathen. Er hat der Dauphine, die ohnehin eine entschiedene Abneigung gegen alle ernsten Schriften hatte, vielleicht nie einen Band solches Inhalts vorgelesen.

Unter Ludwigs XV Regierung konnten Antoinette's Feinde die öffentliche Stimmung ihr nicht abwendig machen. Sie blieb der Gegenstand der Liebe und Hoffnung der Franzosen und besonders der Pariser, die nach Versailles wallfahrteten, um sie zu sehen. Diesen wahrhaft volksthümlichen Enthusiasmus theilten nicht alle Hofleute: die herrschende Hofpartei hielt, nach ihrem politischen Systeme, dem österreichischen Hause und mit ihm der Dauphine das Gegenspiel. Sie war von Feinden umgeben, während alle Welt sich bemühte, durch den Schein der Ergebenheit ihr Wohlwollen zu gewinnen. Ludwigs XV hohes Alter und der Charakter des Dauphins wiesen den vorsichtigen Scharfsinn der Höflinge auf die wichtige Stellung, welche Antoinette bei der Thronbesteigung einnehmen würde, wenn endlich ihres Gemahls Zuneigung gewonnen war.

Ludwigs XV rüstige Constitution verhieß ihm ein längeres Leben, als er in den ersten Tagen des Mais 1774 von einer bösen Pockenseuche befallen wurde, wozu sich noch ein Fleckfieber gesellte. Bei diesem Krankenlager gaben die Tanten der Dauphine einen rührenden Beweis der Selbstverleugnung, indem sie Tag und Nacht bei dem Bette ihres Vaters verweilten, unbekümmert um Ansteckung, deren Opfer Viele wurden, die sich nur den Galerien von Versailles genähert hatten.

Am 10ten Mai 1774 schloß Ludwig XV die Augen; die Kraft der Regierung seines Vorgängers erhielt sein Königthum aufrecht; die Schuld seines Unwerthes mußte sein Nachfolger büßen. — Eine neue Scene öffnete sich: Hoffnung, Ehrsucht, Freude, Besorgniß und böses Gewissen trieben ihr Spiel.

Seit einigen Tagen hatte sich die Du Barry zum Herzoge von Aiguillon nach Ruelle zurückgezogen.

Etwa funfzehn Hofleute besuchten sie dort. Zur Zahl dieser gehört zu haben, war lange Zeit nachher noch ein Grund der Ungnade. Noch zehn Jahre nachher bezeichnete man im königlichen Familienkreise gewisse Leute damit: das ist einer von den funfzehn nach Ruelle Fahrenden! —

Der ganze Hof war im Schlosse versammelt; der Dauphin hatte bestimmt, mit der königlichen Familie unmittelbar nach dem Tode des Königs von dort abzureisen. Zum Zeichen des Aufbruches war eine brennende Wachskerze in das Krankenzimmer gestellt, deren Verlöschen die Todesnachricht gab. —

Das Licht erlosch. Die Leibgarden, Pagen, Stallmeister warfen sich zur Abreise auf ihre Pferde. Der Dauphin war bei seiner Gemahlin, als der König verschied. Ein unerhörtes Geräusch verbreitete sich, einem herannahenden Ungewitter zu vergleichen; es war das Gewühl der Höflinge, die das Vorzimmer des entseelten Regenten verließen, um der neuen Herrschaft Ludwigs XVI zu huldigen. Tiefe Rührung ergriff ihn und seine Gemahlin; weinend knieten beide nieder und beteten: „Großer Gott! leite, beschütze uns; wir sind zu jung, um zu regieren!“ —

Die Gräfin von Noailles trat ein, begrüßte zuerst die neue Königin von Frankreich und bat sie und ihren Gemahl, in den Saal zu treten, um dort als Regenten die Huldigungen der Prinzen und der Großofficiere zu empfangen. Auf ihren Gatten gestützt, in rührender Stellung, das Tuch vor den Augen, nahm Antoinette die Glückwünsche an. Indeß waren die Wagen vorgefahren. Das Schloß wurde verlassen; alles floh, sich der Ansteckungsgefahr, der, muthig zu trotzen, kein Grund mehr vorhanden war, zu entziehen.

Als der Herzog von Villeguier, erster Kammerherr, das Todtenzimmer verließ, machte er dem ersten Wundarzte des Königs, Andouillé, die Oeffnung und Einbalsamirung des Leichnams zur Pflicht, was augenscheinlich mit Todesgefahr verbunden war. „Ich bin dazu bereit,“ entgegnete Andouillé, „aber während der Operation müssen Sie, Ihrem Amte gemäß, den Kopf halten.“ — Der Herzog ging fort, ohne ein Wort zu sagen; beides unterblieb. Einige von der niedern Dienerschaft und arme Handarbeiter blieben zurück

bei dem pestartigen Leichnam und erzeigten ihrem Gebieter die letzte Pflicht. Die Aerzte ließen Weingeist in den Sarg gießen. —

Der ganze Hof reiste um vier Uhr nach Choisy ab: des Königs Tanten in ihrem eigenen Wagen, die unmündigen Prinzessinnen mit der Gräfin von Marsan, der König, die Königin und seine beiden Brüder, nebst ihren Gemahlinnen, in einem Wagen. Der Auftritt, von welchem sie so eben herkamen, und eine Menge wichtiger, rührender Betrachtungen, die sich ihnen darboten, machte alle wehmüthig und nachdenkend; doch war nach eigenem Geständnisse der Königin, diese Stimmung ihrem Alter nicht angemessen, sie fand schon auf der Hälfte des Weges ihre Endschaft. Ein kurzweilig verunstaltetes Wort der Gräfin von Artois erregte allgemeines Lachen, und von dem Augenblicke an waren alle Thränen abgetrocknet. Zwischen Choisy und Paris war ein unbeschreibliches Umtreiben; am Hofe herrschte beispiellose Bewegung. Alle die Fragen: Welchen Einfluß werden die Tanten, welchen die Königin haben? Welches Loos wird der Du Barry zu Theil werden? Welche Minister wird sich der junge König wählen? waren in wenigen Tagen entschieden. — Die Ministerwahl schwankte zwischen Machault und Maurepas. Schon hatte der König sich für den erstern bestimmt, als Madame Adelaide für den zweiten entschied; der schon an Machault mit einem Briefe vom König abgefertigte Page ward umgerufen und Maurepas erster Minister; Aiguillon, der Vertraute der Du Barry, wurde verabschiedet, Vergennes, der Gesandte zu Stockholm, erhielt das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, das des Krieges der vertraute Freund des Dauphins, Graf Muy, das der Finanzen Clugny, obgleich der Abbé Terray seine Thaten als Finanzminister der vorigen Regierung auf alle Weise anpries. Seine Talente wurden anerkannt, aber seine Anordnungen waren verhaßt und sein unmoralischer Privatcharakter machte ihn verächtlich. Zu allgemeiner Freude wurde der Kanzler Maupeou verwiesen und die Parlamente wieder eingesetzt. Die Verbannung der Barry nach Pont-au-Dames war eine mehr von der Nothwendigkeit, als von der Strenge herbeigeführte Maßregel; man mußte sie einige Zeit in erzwungener Entfernung halten,

damit sie den Faden der Staatsangelegenheiten verlor. Sie behielt ihre Besitzungen und eine bedeutende Pension. Allgemein erwartete man die Zurückberufung des Herzogs von Choiseul; er stand noch bei vielen seiner Freunde am Hofe in gutem Andenken und hatte die Zuneigung der jungen Fürstin, welche er auf den Thron Frankreichs erhob. Die Königin verwandte sich für ihn beim Könige auf's dringendste, fand aber unübersteigliche Hindernisse. Man sagt sich nämlich, der König habe gegen diesen Minister ein entschiedenes Vorurtheil gefaßt aus einer geheimen Denkschrift seines Vaters, die derselbe dem Herzog von La Vauguyon mit dem Auftrage anvertraute, solche seinem Sohne zu übergeben, wenn er für Regierungsgeschäfte reif geworden sey. Nach Andern lag der Hauptgrund jener Abneigung in der Aufhebung der Jesuiten, bei welcher der Minister bekanntlich thätig mitwirkte.

Zur Zeit seiner Thronbesteigung hatte Ludwig XVI bei seiner Gemahlin die ehelichen Rechte noch nicht geübt; doch näherte er sich ihr immer mehr. Die erste Zeit der vollen Trauer erlaubte keine Jagdvergnügungen; Antoinette schlug dem Könige daher Spaziergänge in dem Garten von Choisy vor; man sah beide Arm in Arm mit geringem Gefolge als gute Eheleute lustwandeln. Des Beispiels Einfluß auf die Höflinge ist so wirksam, daß man am folgenden Tage mehrere Ehepaare, die sich längst und aus guten Gründen getrennt hatten, auf der Terrasse in ehelicher Vertraulichkeit spazieren sah.

Bald verließ das Königspaar Choisy und zog nach dem Schlosse La Muette im boulogner Gehölze, wodurch sie Paris näher kamen. Nun strömte aus der Hauptstadt eine solche Menschenmenge dorthin, daß die Schloßgitter schon frühmorgens umlagert waren, und von früh sechs Uhr bis nach Sonnenuntergange das Lebehoch! kein Ende nahm. — Ein Modehändler machte großes Glück mit Trauer-Schnupftabaksdosen, welche von schwarzem Chagrin, mit dem Bildnisse der Königin, waren und die Umschrift hatten: Trost in Leiden (Consolation dans le Chagrin). Die Benennungen aller Moden, jedes Kopfputzes suchten ähnliche Beziehungen und Anspielungen. Ueberall brachte man Sinnbilder des Ueberflusses an: auf den Kopfzeugen der Damen prang-

ten Kornähren; die Dichter feierten den neuen Regenten, und Herz und Kopf der Franzosen erfüllte beispielloser Enthusiasmus. Nie begann eine Regierung mit so einstimmigen Beweisen der Zuneigung und Liebe; doch verlor während dieses Rausches die anti-österreichische Partei die junge Königin nicht aus den Augen und lauerte mit boshafter Schadenfreude auf jeden Fehlgriff der Jugend und der Unerfahrenheit.

In Muette empfing die Königin die Trauerbesuche aller hoffähigen Damen; keine derselben glaubte sich davon los machen zu dürfen. Die ältesten wie die jüngsten Damen beeilten sich, am Tage der allgemeinen Vorstellung sich einzufinden. Die sonderbaren Vermummungen der Traueranzüge, die alten wackelnden Köpfe und die tiefen Verneigungen gaben in Wahrheit mancher ehrbaren Wittwe ein seltsames Ansehn. Die Königin, gemäß ihrer Würde und Achtung für den Anstand, behielt alle mögliche Fassung; aber der Marquise von Clermont-Tonnerre, die hinter der Königin ihren Platz hatte, dauerte die Vorstellung zu lange; sie fand es also bequem, sich auf den getäfelten Fußboden hinter einem Verschlage, den die Reifröcke der Königin und ihrer Palastdamen bildeten, niederzusetzen. Anstatt sich dort zu sammeln und den Muthwillen zu unterdrücken, zog sie die Damen an den Röcken und trieb tausend Possen. Mehrere Male brachten diese Kindereien die Königin außer Fassung; sie nahm den Fächer vor's Gesicht, um das unwillkürliche Lachen zu verbergen; aber der strenge Areopag der alten Damen behauptete, die junge Königin habe sich lustig gemacht über eine so achtungswerthe Versammlung, die, ihre Schuldigkeit zu bezeigen, sich beeilt hätte; sie halte nur etwas auf junge Leute; sie habe allen Wohlstand verletzt und keine von ihnen würde sich wieder am Hofe sehen lassen. — Häufig ward Antoinetten der Name der Spötterin (Moqueuse) beigelegt, der freilich beim Eintritt in die Welt eine unvortheilhafte Begrüßung ist. — Am nächsten Tage trug man ein hierauf Bezug habendes Spottgedicht umher, und noch nach funfzehn Jahren konnten die alten adlichen Damen in der Provinz diese Geschichte nicht vergessen. —

Der König entschloß sich mit seinen Brüdern zur Pockenimpfung, um einer bösen Krankheit zuvorzukommen, die seinem Großvater das Leben raubte. Man

war in Frankreich in Betreff dieser Entdeckung noch nicht einig, besonders in Paris wurden Viele über den Entschluß der Prinzen beunruhigt. Die Gegner der Impfung maßen der Königin alle Schuld bei; sie allein, behauptete man, hätte einen, im Erfolge so zweifelhaften Entschluß bewirken können. Doch die Unternehmung ging unter Leitung des Doctor Jauberthou glücklich von statten. Nach vollkommener Wiederherstellung der Geimpften wurde eine recht lustige Reise nach Marly gemacht. Hier, wo viele Partien veranstaltet wurden, hatte die Königin den unschuldigen Wunsch, den Sonnenaufgang, den sie noch nie erblickt hatte, zu sehen. Mit Bewilligung des Königs, der keine Neigung hatte, an diesem Vergnügen Theil zu nehmen und im Bette blieb, begab sich Antoinette um drei Uhr des Morgens auf die Anhöhen des Gartens von Marly mit vielem Gefolge. Ohngeachtet dieser Vorsicht nutzte die Schmähsucht auch diesen Vorfall. Bald darauf erschien in Paris eine schändliche Spottschrift, worin jene unschuldige Partie mit den schwärzesten Farben abgemalt wurde. Durch solche Flugblätter und Gedichte bemühten sich die Feinde der Königin, gleich in den ersten Tagen der Gelangung zum Throne ihr die Volksgunst zu entziehen. Man ging darauf aus, ihre Rücksendung nach Deutschland zu bewirken; um dieses in's Werk zu richten, war keine Zeit zu verlieren. Die Gleichgültigkeit des Königs für seine schöne, liebenswürdige Gemahlin war etwas ganz Unerhörtes; mit jedem Tage konnten Antoinette's lockende Reitze diese Anschläge vereiteln.

Der Herzog von Orleans, damaliger Herzog von Chartres, nahm an jener nächtlichen Morgenpartie Theil. Er drängte sich in jener Zeit sehr zur Königin; aber dieses war auch der einzige Zeitpunct in dem Leben Antoinette's, wo zwischen beiden einiger näherer Umgang Statt fand. Dem Könige mißfiel der Charakter des Prinzen, und die Königin hielt ihn beständig entfernt von ihrem vertrauten Zirkel.

Während dieses ersten Besuches zu Marly meldete sich am Hofe der Juwelenhändler Böhmer, dessen alberne Habsucht in der Folge jenen für den Ruhm und für das Glück der Königin so nachtheiligen Vorfall veranlaßte. Jener Mann hatte sechs wunderschöne Dia-

manten von gleicher, sehr bedeutender Größe zusammengekauft und sie, als Ohrringe gefaßt, vor dem Tode Ludwigs XV für die Gräfin Du Barry bestimmt; gegenwärtig bot er, von mehrern Höflingen empfohlen, den Schmuck für 400,000 Franken der Königin an, welche große Lust, ihn zu kaufen, hatte. Der König hatte ihr jährlich hunderttausend Thaler, fast noch einmal so viel, als sie unter der vorigen Regierung bezog, ausgesetzt. Sie wollte jenen Ankauf durch Ersparniß möglich machen, ohne dem königlichen Schatze beschwerlich zu fallen. Antoinette bestimmte den Kaufmann, zwei Steine des Schmuckes zurückzunehmen und dafür zwei andere, die sie schon besaß, einzusetzen, nach welcher Veränderung der Kauf gegen eine Summe von 260,000 Franken, welche innerhalb mehrerer Jahre aus der Privatkasse der Königin berichtigt wurde, zu Stande kam. Man hat alle Umstände dieses ersten Kaufes aufbewahrt, weil man sie zur Aufklärung der berüchtigten Halsbands-Geschichte später für wichtig hielt. —

Hier zu Marly wurde auch von der Herzogin von Chartres bei der Königin die Modehändlerin Bertin eingeführt, welche so berüchtigt wurde und den Anzug der französischen Damen völlig umwandelte. Der Zutritt einer Modehändlerin zur Königin hatte nachtheilige Folgen; er war bisher nicht gebräuchlich und veranlaßte täglich neue Moden. Bisher ging die Königin sehr einfach gekleidet; nun wurde der Anzug eine Hauptbeschäftigung, und andere Frauen folgten nach. Alle Welt wollte mit der Königin gleichen Putz haben, wie sie, Federn, den Kleiderbesatz tragen; ihre in der schönsten Blüthe stehende Schönheit verlieh ohnehin ihrem Anzuge unwiderstehlichen Reiz. Die Ausgaben der jungen Damen wurden bedeutend vermehrt; Mütter und Ehegatten murrten; unvorsichtige Schulden wurden auch gemacht; es gab traurige Familienauftritte, häufige Zerrüttungen: nach dem allgemeinen Geschrei richtete die Königin alle französische Damen zu Grunde. Im Anzuge gingen große Veränderungen vor: durch Aufsätze von Zeuchen, Blumen und Federn erhielt der Kopfputz eine solche Höhe, daß die Damen nicht mehr in dem Wagen aufrecht sitzen konnten; sie mußten den Kopf ganz niederbeugen, oder, um noch sicherer zu gehen, niederknieen. Zahllose Zerrbilder kamen zum Vorschein, in

deren Zeichnung man öfter die Züge der Königin erkennen mußte.

Das Ankleiden der Königin war genau geordnet, ein Meisterstück des Ceremoniels. Unter strengen Abstufungen war jede Verrichtung der weiblichen Dienerschaft zugemessen. Die Hofdame reichte den Rock dar; die Ehrendame goß Waschwasser auf die Hände und überreichte ihr das Hemde; war aber eine Prinzessin vom königlichen Hause gegenwärtig, so trat ihr die Ehrendame diesen Dienst ab; doch nicht unmittelbar, sie reichte das Hemde der ersten Kammerfrau und diese übergab es der Prinzessin von Geblüte. Alle Damen hielten sehr gewissenhaft über ihre Vorrechte. Eines Wintertages hatte sich die Königin ganz entkleidet, um das Hemde anzuziehen, welches die Kammerfrau schon entfaltete, als die Ehrendame eintrat und sich beeilte die Handschuhe auszuziehen und das Hemde hinzunehmen; da wird gepocht, man öffnet die Thür: die Herzogin von Orleans tritt ein, wirft die Handschuh ab und will das Hemde ergreifen; aber die Ehrendame ist nicht verpflichtet, es ihr zu reichen, sie gibt es an die Kammerfrau, welche es der Prinzessin übergibt; da wird von neuem geklopft, es ist die Gräfin von Provence, der nun die Herzogin von Orleans das Hemde überläßt. Immer neue Verzögerung. Die Königin hielt die Hände kreutzweise über die Brust, fror und versteckte ihre Ungeduld unter einem erzwungenen Lächeln. — Einen großen Theil dieses belästigenden Gewebes von Ceremonien, in welchem Höflinge die wahre Glorie des Thrones erblicken, zerriß die Königin, wenn sie sich gleich als Zugabe ihres Standes nicht ganz davon frei machen konnte.

So war es ein beschwerlicher Brauch, den Maria Leczinska als Königin genau befolgte, dem Maria Antoinette, nur so lange sie Dauphine war, nachkam, daß sie täglich öffentlich Tafel halten mußte. Der Dauphin speiste dann mit ihr; die übrigen Glieder der königlichen Familie hielten besonders Tafel. Die Thürsteher mußten allen gut gekleideten Personen den Eintritt verstatten; dieses Schauspiel war die Lust der Leute aus der Provinz, welche sich beeilten, mit der Reihefolge der Gerichte die verschiedenen Tafeln der königlichen Familie zu Gesichte zu bekommen.

Ein anderer Gebrauch von Alters her verstattete

den Königinnen, sich öffentlich nur mit Damengefolge zu zeigen. Auch bei der Tafel war der Zutritt von männlicher Bedienung, selbst wenn der König mit öffentlich speiste, nicht erlaubt. Die Ehrendame, auf einem Stühlchen knieend, über den Arm ein Tellertuch und vier Frauen in Staatskleidern neben sich, reichten dem Könige und der Königin die Speisen und das Getränk. Nach ihrer Thronbesteigung schaffte Antoinette auch diese Sitte ab, wie das beständige Gefolge der Damen in Staatskleidern. Sie ließ sich nur von einem Kammerdiener und zwei Bedienten begleiten. Doch das Bemühen, die Einfachheit der wiener Hofgebräuche nach Versailles zu verpflanzen, war schädlicher für sie, als sie sich es je einbilden konnte. Der Abbé von Vermond trug auch dazu das Seinige bei durch Vorspiegelungen von der einfachen Hoheit des Diadems und von dem kindlichen Verhältnisse, in dem die Unterthanen zu dem Regenten stehen müßten, wodurch er dem Zartgefühle und den jugendlichen Träumen der Königin schmeichelte. Sie besaß auch wirklich herrliche Eigenschaften, um die Liebe des Volkes zu gewinnen, und unterhielt sich gern über die patriarchalischen Sitten ihrer Vorfahren aus dem Hause Lothringen. Diese Fürsten gingen vor Alters in die Kirche, gaben nach der Predigt mit dem Hute das Zeichen, daß sie reden wollten, und machten die erforderlichen Abgabensummen namhaft. Die guten Lothringer beeilten sich, jedes Opfer gern darbringend, die Steuer herbeizuschaffen; sie brachten zuweilen mehr, als verlangt war, dem Fürsten, der es dann zurückgab.

Wer die Privateigenschaften der Königin kannte, versagte derselben Achtung und Zuneigung nicht: gutherzig und geduldig gegen ihre Bedienung, beurtheilte sie ihre Umgebung mit größter Nachsicht und war für ihr Schicksal wie für ihr Vergnügen besorgt. Sie hatte unter ihrem Gefolge junge Frauenzimmer aus guten Familien, die zu Saint-Cyr erzogen waren. Sie untersagte ihnen den Besuch des Schauspiels, wenn das Stück nach ihrem Urtheil die Sittlichkeit im geringsten verletzte. War sie über den Inhalt der Vorstellung ungewiß, so gab sie sich des Morgens die Mühe, das Stück durchzulesen, und entschied hiernach. Sie hielt

sich mit Recht verpflichtet, über die Sitten und das Betragen der jungen Damen zu wachen.

Zwei Tugenden machten sie vorzüglich verehrungswerth: Mäßigkeit und Schamhaftigkeit. Sie aß gewöhnlich nichts als gekochtes, oder gebratenes Geflügel und trank nur Wasser. Zu nichts zeigte sie einen besondern Appetit, als zu ihrem Morgenkaffee und zu einer Brodart, an die sie sich von Jugend auf zu Wien gewöhnt hatte. — Schamhaftigkeit bewies sie bei jeder Veranlassung, besonders beim Aus- und Ankleiden. In das Bad ging sie in ein langes, oben bis an den Hals zugeknöpftes Badehemde gehüllt, und beim Herausſteigen aus der Wanne spannten die Badefrauen einen weiten Vorhang aus, um sie den Blicken der übrigen Dienerinnen zu entziehen. — Dennoch hat ein gewisser Soulavie in dem ersten Theile seines schändlichen Werkes der Königin die entsetzlichste Schamlosigkeit vorgeworfen, daß sie ganz nackt in's Bad stiege, und daß sie so einen achtungswerthen Geistlichen empfangen habe. — Welche Schande für Schriftsteller, solche elende Lügen als historische Denkwürdigkeiten auf den Markt zu bringen!

Von ihrem Eifer, Gutes zu wirken, ärnteten auch die Töchter Ludwigs XV, ihre Tanten, welche große Verehrung genossen, die Früchte. Die Königin trug vieles dazu bei, daß ihnen das Leben versüßt wurde: der König schenkte ihnen das Schloß Bellevue; außer dem ihnen angewiesenen Einkommen, bezahlte er noch ihre ganze, neuerlich vermehrte Dienerschaft und ersetzte die Ausgaben für Tafel und Stall. Zu Lebzeiten Ludwigs XV, der nur auf sich selbst bedacht war, hatten jene Prinzessinnen, die bereits die Vierzige erreichten, keine Wohnung, als die ihnen angewiesenen Zimmer zu Versailles, keinen Erheiterungsort, als den großen Park beim Schlosse; ihrer Neigung zur Blumenzucht konnten sie nur genügen, indem sie die Töpfe und Gefässe mit Gewächsen in die Fenster ihrer Zimmer setzten. — Antoinetten selbst schenkte der König Klein-Trianon. An den Gebäuden und deren innerer Möblirung, die sehr ärmlich geworden war, nahm sie keine Veränderung vor; alles war 1789 noch so, wie unter Ludwigs XV Regierung; nur die Verschönerung des Gartens ließ sie sich angelegen seyn. — Der Vorwurf der Verschwen-

dungssucht, welchen man im Allgemeinen der Königin machte, war eine der unrichtigsten Volksmeinungen, welche sich auch in ganz Europa ausbreitete. Sie verfiel oft in den entgegengesetzten Fehler und äußerte Züge der Sparsamkeit, die sich für eine Fürstin nicht schicken. — Für Trianon faßte sie große Vorliebe; sie ging oft dorthin in Begleitung eines einzigen Bedienten. Sie fand dort mehrere Dienerschaft vor, den Schloßvogt, seine Frau, die Kammerfrauendienste that, und mehrere andere. In der ersten Zeit dieses Besitzes wurde in einigen Gesellschaften ausgebreitet, sie wolle den Namen des Lustschlosses Klein-Trianon in Klein-Wien, oder Klein-Schönbrunn umändern. Ein Höfling, der auf dieses Gerede fußte und sich mit einer Gesellschaft in dem Schlosse umzusehen wünschte, schrieb an Herrn Campan, um sich dazu die Erlaubniß der Königin zu erbitten. In dieser Zuschrift, die Antoinetten vorgelegt wurde, nannte er Trianon Klein-Wien; aber die Königin erklärte sehr lebhaft ihren Unwillen und bemerkte: daß leider nur zu viele Narren im Dienste der Schlechtdenkenden wären. Sie wisse recht gut, wie man sie durch das Vorgeben, daß sie nur an ihre Heimath denke und ein österreichisch gesinntes Herz habe, anfeinde; es interessire sie aber doch nichts, als was Frankreich angehöre. Campan mußte antworten, daß Trianon gegenwärtig nicht zugänglich sey, und dem Bittenden zugleich die Unschicklichkeit bemerklich machen, als ob die Königin den französischen Namen ihres Schlosses mit einem fremden vertauschen würde.

Ein Besuch, den die Königin 1775 von ihrem Bruder, dem Erzherzoge Maximilian, erhielt, gab Veranlassung zu einem Ceremonielstreit. Der Erzherzog reiste incognito und verlangte, von den Prinzen vom Geblüte den ersten Besuch zu erhalten. Antoinette nahm sich ihres Bruders an und beleidigte dadurch die Prinzen, besonders die aus dem Hause Orleans, welche seit der Zeit der Regentschaft und weil sie in der Hauptstadt residirten, als Abkömmlinge Heinrichs IV unter den Parisern großen Anhang hatten. So mußte eine Beleidigung der Prinzen und besonders jenes beliebten Hauses eine der Königin auffallend nachtheilige Stimmung erzeugen, der zu Folge am Hofe, wie in der Stadt, hart über ihren Leichtsinn, wie über ihre Vorliebe für das Haus Oest-

reich gesprochen wurde. Ohnehin erweckte der Erzherzog, für welchen Antoinette an dem Streit Theil nahm, geringes Interesse: er war noch sehr jung (geboren 1756), ohne ausgezeichneten Geist und Bildung, und machte viele Mißgriffe und Schnitzer. — Als er die königlichen Gärten besah, überreichte ihm Buffon ein Exemplar seiner Werke. Der Prinz nahm es nicht an, indem er wunderfein zu Buffon sagte: „Es würde mich innig betrüben, Sie dessen zu berauben." Diese Antwort machte den Parisern vielen Spaß; dem Kaiser Joseph II, der sie erfuhr, aber vielen Verdruß. Als er bald darauf nach Paris kam, suchte er den großen Naturforscher auf und sagte ihm: „Ich komme, mir das Buch auszubitten, welches mein Bruder vergessen hat." —

Bei der Selbstsucht der Franzosen blieb es immer der empfindlichste Vorwurf, der der Königin gemacht werden konnte, daß sie an Deutschland, besonders an Oestreich, hänge und Frankreich diesem nachsetze. Diese Anfeindung wurde in oft erneuerter Gestalt benutzt, ihr die Herzen der Franzosen abwendig zu machen. Wie leicht mochte sie durch Unvorsichtigkeiten dem bösen Spiele freien Raum geben. Ohnehin war sie sich ganz überlassen: der König behandelte sie gleichgültig, liebte sie nicht; das traulichere Verhältniß, das sich zu Choisy anspann, blieb erfolglos. Im Cabinette widmete sich Ludwig XVI ernsten Geschäften, im Staatsrathe sorgte er für das Glück seines Volkes; seine Erholungen waren Jagd und mechanische Beschäftigungen; auf einen Thronerben war er nicht bedacht. Während so die vernachlässigte Königin dem Glücke, Mutter zu werden, entsagen lernte, hatte sie noch den Kummer, zu sehen, daß die Gräfin von Artois vom Herzoge von Angouleme entbunden wurde (1775). Dem Herkommen gemäß, mußten bei der Niederkunft einer Prinzessin die königliche Familie und der ganze Hof gegenwärtig seyn; die Entbindung der Königinnen geschah gar öffentlich. Antoinette war verpflichtet, den ganzen Tag über im Zimmer ihrer Schwägerin zu verweilen. In dem Augenblick, wo man die Geburt eines Prinzen verkündigte, rief die Gräfin von Artois: „Gott, wie glücklich bin ich!" — Die Königin empfand den Sinn dieser ganz natürlichen Aeußerung, aber sie behielt völlig ihre Hal-

tung. Sie gab der glücklichen Mutter alle möglichen Beweise zärtlicher Theilnahme und entfernte sich nicht eher, bis sie in's Bette gebracht war. Dann ging sie ganz ruhig durch die Säle, wo eine große Menschenmenge versammelt war. Die Fischweiber, welche das Vorrecht behaupteten, zu den Regenten in ihrer lächerlichderben Sprache zu reden, begleiteten sie bis an die Thür ihres Zimmers mit dem frechen Zurufe, daß es ihr eigentlich zustehe, dem Throne Erben zu geben. Die Königin, sehr angegriffen, verdoppelte ihre Schritte, um ihr Zimmer zu erreichen; hier schloß sie sich ein und beweinte ihr Schicksal. Die Ergebung, mit welcher sie dasselbe trug, war zu bewundern. Sie suchte durch Täuschungen den Kummer über die ihr versagten Mutterfreuden zu mindern und umgab sich mit Kindern ihrer Dienerschaft, welche sie auf das zärtlichste liebkoste. Der kleine Sohn eines Landmannes, vier oder fünf Jahre alt, von lieblicher Bildung, sprechender Gesundheit, großen, blauen Augen und blonden Haaren, fiel aus Unbesonnenheit vor die Pferde der Königin, als sie im offenen Wagen, in der Gegend von Saint-Michel, nahe bei Luciennes, spazieren fuhr. Der Kutscher hielt die Pferde an, und der Knabe ward mit einer ganz leichten Verletzung aus der großen Gefahr gerettet; seine Großmutter eilte aus einer Hütte herbei, um das Kind hinzunehmen; doch die Königin rief der alten Bäuerin zu: der Knabe sey ihr unbezweifelt bestimmt, um sie bis dahin, daß sie selbst Kinder erhielte, zu trösten. „Hat denn," fragte Antoinette, „das Kind keine Mutter mehr? —" „„Nein,"" erwiderte die Alte, „„meine Tochter ist im letzten Winter gestorben und hat mir fünf Kinder zurückgelassen."" „Wenn ihr es zufrieden seyd, nehme ich den Knaben mit und will für die andern sorgen." — „„Ach, Madame! welches Glück für sie! Aber Jakob ist ungezogen; wird er auch bei Ihnen bleiben wollen? —"" Die Königin nahm den kleinen Jakob auf den Schoos, sagte ihr, daß er es schon gewohnt werden solle, und befahl dem Stallmeister fortzufahren; aber der Junge schrie und trat mit den Füßen um sich. — Als die Königin nach Versailles kam mit dem ungezogenen Knaben an der Hand, erregte es allgemeine Verwunderung; jener aber schrie wie am Spieße, nach seiner Großmutter, nach seinem

Bruder Ludwig, nach Schwester Marianen; nichts konnte ihn beruhigen. Er wurde in der Gesellschaft eines andern Knaben unter gute Aufsicht gestellt, und für die Erziehung seiner Geschwister Sorge getragen. Der kleine Jakob, Armand mit dem Zunamen, wurde der Königin zwei Tage darauf, gar zierlich gekleidet, wieder zugeführt. Es war ein wunderschönes Kind; täglich um neun Uhr des Morgens mußte er zu ihr gebracht werden; er wurde oft beim Frühstück, selbst beim Mittagsessen, wo der König gegenwärtig war, dort behalten. Antoinette gefiel sich, ihn ihr Kind zu nennen und ihn auf das zärtlichste zu liebkosen. Armand blieb in diesem Verhältnisse, bis die eigenen Kinder der Königin ihn verdrängten; späterhin ward er ein verworfener Mensch, der sich in der Revolutionszeit den blutdürstigen Terroristen anschloß; er endete sein vom Undanke beflecktes Leben in der Schlacht von Jemappes (den 6ten November 1792.) —

Der König schien sich immer mehr in der Gesellschaft seiner Gemahlin zu gefallen; doch die ehelichen Rechte hatte er noch immer nicht geübt. Die Königin war unerschöpflich in dem Lobe der guten Eigenschaften Ludwigs XVI und maß sich, vielleicht mit zu sichtbarer Selbstzufriedenheit, jede günstige Veränderung seines Betragens bei. Eines Tages grüßte der König die Damen mit ungewöhnlicher Freundlichkeit: „Gestehen Sie, meine Damen, rief ihnen Antoinette zu, daß für ein schlecht erzogenes Kind der König Sie mit lobenswerthem Anstande gegrüßt hat.“

Die Königin haßte den Herzog von la Vauguyon, dem sie die Vernachlässigung des Aeussern und der Bildung Ludwigs Schuld gab. Als der Herzog gestorben war, kam eine alte Hofdame, die mit ihm in vieljähriger Verbindung stand, mit weinendem Gesichte zur Königin, des Lobes voll über die Beweise der Menschenliebe, der Frömmigkeit und der Reue, welche la Vauguyon in der Todesstunde gegeben hatte. „Was kann das helfen? entgegnete Antoinette gar lebhaft; der von Ihnen beweinte heilige Mann hat seine Dienerschaft versorgt und bereichert; er hätte den König und seine Brüder um Verzeihung bitten sollen, daß er die Erziehung derselben, von welcher das Schicksal und das Heil von fünfundzwanzig Millionen

Menschen abhängt, so schlecht wahrnahm." Glücklicher Weise fügte sie sogleich hinzu, daß der König und seine Brüder von Jugend auf mit unermüdlichem Fleiß sich bemüht hätten, die Fehler ihres Gouverneurs zu verbessern. In der That hatten Zeit und Selbstvertrauen, welches ihnen nach dem Tode Ludwigs XV die neue Stellung einflößte, die Entwickelung ihrer Charaktere bewirkt. Der König hatte eine edle Gesichtsbildung, mit einem Zuge von Schwermuth; sein Gang war ohne Anstand, schwerfällig; seine körperliche Haltung völlig vernachlässigt. Er achtete darauf so wenig, daß, allen Künsten der Haarkräusler zum Trotze, seine Haare immer in Unordnung sich befanden. Seine Stimme hatte, ohne hart zu seyn, nichts Angenehmes; wenn er lebhaft wurde, verlor sich der Ton derselben oft in's Kreischende. Seinem Lehrer, dem Abbé von Radonvilliers, einem gelehrten, liebenswürdigen Manne, verdankte er und Monsieur die Neigung zu den Wissenschaften. Der König übersetzte die schwierigsten Stellen in Milton's Gedichten, er war ein guter Geograph, zeichnete und illuminirte zu seinem Vergnügen gern Landkarten; er hatte die Geschichte vollkommen inne, ohne gerade ihren Geist aufgefaßt zu haben. Die Schönheiten dramatischer Leistungen würdigte er sehr richtig. Eines Tages erhoben mehrere Damen zu Choisy viel Geschrei, daß die Schauspieler dort ein Stück von Molière geben wollten. Auf die Frage des Königs, was sie daran auszusetzen hätten, antwortete eine Dame, daß man darin übereinstimmen müsse, Molière habe einen sehr schlechten Geschmack; der König antwortete: man möge im Molière viele Stellen finden, in denen ein schlechter Ton herrsche; schlechter Geschmack könne ihm schwerlich nachgewiesen werden. — Außerdem hatte dieser Fürst alle Eigenschaften eines guten Gatten und eines zärtlichen Vaters. Zu mechanischen Arbeiten hatte der König eine große Neigung. Für Maurer- und Schlosserarbeit interessirte er sich so sehr, daß er sich einen Schlosser hielt, mit welchem er Schlüssel schmiedete und Schlosser machte. Seine, von diesen Arbeiten schwarzen Hände waren oft der Gegenstand der Vorwürfe der Königin, welche dem König ganz andere Liebhabereien gewünscht hätte. — Gegen seine Dienerschaft war er stets nachsichtig, streng nu-

gegen sich selbst; die Kirchengebräuche erfüllte er pünctlich und hielt genau auf die Fasten. Er sah es nach, daß die Königin hierin weniger streng war: denn das Licht des Zeitgeistes gab seinen Ansichten Duldung. Turgot, Malesherbes und Necker wußten, daß ein so einfach bescheidener Fürst willfährig seine Königsvorrechte der wahren Größe seines Volkes aufzuopfern im Stande sey. In Wahrheit war Ludwigs Neigung allen Neuerungen zuwider: Meinung, Vorurtheil, Furcht und das Geschrei der Geistlichkeit und der Privilegirten machten ihn muthlos und liessen ihn einem Plane untreu werden, den er aus Liebe zu seinem Volke gefaßt hatte. —

Monsieur (der jetzige König von Frankreich) hatte mehr Würde im Aeußern, doch einen schwerfälligen Gang. Er liebte Pracht und beschäftigte sich fleissig mit den schönen Künsten; unter fremdem Namen hat er im Merkur und in andern Zeitschriften mehrere seiner Gedichte abdrucken lassen. Ein sehr glückliches Gedächtniß machte, daß er vieles, allerhand Art, lateinisch und französisch, auswendig wußte. — Artois hatte eine sehr wohlgebildete, angenehme Gestalt, war geschickt in Leibesübungen, lebhaft, zuweilen bis zum Ungestüm, vergnügungssüchtig, auf seinen Anzug sehr aufmerksam. Man trug sich von ihm mit witzigen, zuweilen eine lobenswerthe Gesinnung an den Tag legenden Aeußerungen. Die Pariser liebten sein offenes, ungezwungenes Aeußeres und hegten für ihn wahre Zuneigung.

Die Herrschaft der Königin über den König, die Annehmlichkeit des Umganges mit Monsieur und der jugendliche Frohsinn des Grafen von Artois milderten in Ludwigs XVI Charakter die Rohheit, die eine besser geleitete Erziehung würde verwischt haben. Sie kam noch oft genug an den Tag, und ohngeachtet seines einfachen Wesens störte der König dadurch im Gespräche alles Vertrauen. Natürlich suchte man solche Ausbrüche sorgsam zu vermeiden. — Nach seiner abgemessenen Lebensweise ging der König Punkt elf Uhr zu Bette. Eines Abends wollte die Königin mit ihrer gewöhnlichen Begleitung noch in eine Gesellschaft gehn; um also des Königs Entfernung zu beschleunigen, wurde der Zeiger der Uhr vorgestellt; er glaubte wirklich, daß seine Schlafstunde gekommen sey, und ging fort. — Die-

ser Spaß wurde in ganz Versailles bekannt und fand allgemeine Mißbilligung. —

Der harte Winter 1776 gab der königlichen Familie Veranlassung, ihr reges Mitleid für die Armuth zu bethätigen; die Königin erinnerte er an die Schlittenfahrten ihrer Kinderzeit; sie trug Verlangen, dergleichen zu veranstalten. Schon früher hatten am französischen Hofe Schlittenfahrten Statt gefunden; in den Marställen fand man noch die Schlitten auf, deren sich der Vater des Königs, der Dauphin bedient hatte. — Nun wurden für die Königin, für die Prinzen und Höflinge dergleichen eingerichtet; Glöckchen und Schellen an den Pferdegeschirren, der Schmuck ihrer Kopfbekleidung, die verschiedenen Formen dieser Fahrzeuge und ihre reichen Verzierungen dienten für die Theilnehmer wie für die Zuschauer zur angenehmen Unterhaltung. Die Witterung begünstigte sie sehr, denn der Schnee lag fast sechs Wochen. Die Lustfahrten fingen erst im Parke von Versailles an und wurden bald bis zu den Champs Elysées und bis auf die Vorstädte von Paris ausgedehnt; ja man behauptete, daß die Königin, mit einer Maske vor dem Gesichte, wie alle Damen dabei trugen, durch die Straßen der Hauptstadt gefahren sey. Von dieser unschuldigen Zerstreuung nahmen Antoinettens Feinde eine neue Veranlassung, auf sie zu lästern: die Schlittenfahrten sollten eine neue Mode, eine neue Thatsache seyn, welche die Vorliebe der Königin für die Sitten Wiens an den Tag gäbe. — Der König nahm an diesen Winterpartien keinen Theil; er ließ den Armen zu Versailles Holz austheilen. Einst sah er auf eine Reihe solcher Holzkarren, während mehrere Herren sich eben zu einer Fahrt anschickten; er rief ihnen die Worte zu: „das dort, meine Herren, sind meine Schlitten!—"

Während dieser Zeit der Schlittenlust, der dann die Königin für immer entsagte, verband sie sich auf's genaueste mit der Prinzessin von Lamballe, die in der Umhüllung des Winterpelzes allen Glanz der zwanzigjährigen Jugend zeigte. Ihre Lage machte sie äußerst interessant. Noch als Kind an einen jungen Prinzen verheirathet, den das ansteckende Beispiel des Herzogs von Orleans in's Verderben stürzte, mußte sie ihr Loos seit ihrer Ankunft in Frankreich beweinen. Mit dem achtzehnten Jahre eine kinderlose Witwe, stand sie zu

dem Herzoge von Penthièvre in dem Verhältnisse einer Pflegetochter; sie hatte dagegen für ihn Achtung und Zuneigung; die Königin, wie die Prinzessin, liessen seinen Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren, aber sie fanden die gewöhnliche Lebensweise des Herzogs zu Paris oder auf seinen Landgütern nicht geeignet, der jungen Witwe ihrem Alter angemessene Vergnügungen zu gewähren, oder ihr für die Zukunft eine glückliche Lage zu sichern. Antoinette, um sie in Versailles zu haben, ernannte sie zur Oberaufseherin (Surintendante); eine Stelle, welche Königin Maria Leczinska hatte eingehen lassen, weil die ausgebreiteten Befugnisse derselben ihr oft lästig gefallen waren. Auch zwischen Antoinetten und der Prinzessin Lamballe kam es hierüber zu kleinen Zwistigkeiten, die aber bald durch eine Art von Vertrag ausgeglichen wurden, so daß späterhin bis zu der unglücklichen Katastrophe, die beide traf, nichts ihre gegenseitig zärtliche Freundschaft störte.

Trotz dem Enthusiasmus, den Reiz, Anmuth und Güte der Königin weckte, wurden doch unaufhörlich wider sie Ränke geschmiedet. Schand- und Spottschriften verbot die Polizei und bemühte sich, sie zuweilen aufzukaufen, noch ehe sie ausgegeben waren, oder sie hatte wohl gar selbst die Hand mit im Spiele, um sich wichtig zu machen und für die hintertriebene Schmähung sich eine gute Belohnung zu sichern. Wie ein Vorspiel der spätern berüchtigten Halsbandsgeschichte, ward um diese Zeit der Königin Name zur Schadenfreude ihrer Gegner durch eine Betrügerin schändlich compromittirt.

Frau von Villers, deren Mann beim Schatze angestellt war, verband mit einer sehr unordentlichen Lebensweise den erfinderischsten Geist und hatte alles daran gesetzt, in den Augen ihrer Bekannten zu Paris für eine vom Hofe begünstigte Frau zu gelten. In den letztern Jahren Ludwigs XV hatte sie Viele getäuscht und bedeutende Summen an sich gebracht, indem sie sich für die Maitresse des Königs ausgab. Als solche öffentlich zu erscheinen, behauptete sie, würde sie nur aus Furcht vor der du Barry verhindert. Sie kam regelmäßig nach Versailles, hielt sich dort verborgen in ihrer Absteigewohnung und machte die Getäuschten glauben, daß sie in geheimen Verhältnissen zum Hofe stehe. Jetzt machte dieses Weib den Plan, Zu-

tritt zur Königin zu erhalten, oder wenigstens, daß dieses der Fall sey, mit Wahrscheinlichkeit vorzuspiegeln. Sie nahm den Intendanten der Königin zu ihrem Liebhaber an und trat jeden Sonnabend in Versailles bei ihm ab, während sich die Vergünstigungen seines Amtes darauf beschränkten, daß er Sonntags zu den Zimmern der Königin Zutritt hatte. Frau von Villers war geschickt in der Malerkunst; sie versuchte durch ein von ihr gearbeitetes Bildniß der Königin, das derselben vorgelegt wurde, ihr bekannt zu werden; doch dieses schlug fehl, da das Gemälde Antoinetten durchaus mißfiel. Dennoch verfolgte sie ihre Ränke; sie hatte Gelegenheit, bei ihrem Liebhaber oft die Handschrift der Königin zu sehen, welche sie nun nachmachte, und so eine Menge Billets und Briefe verfertigte, in der ihr angeblich die Königin in traulichem, liebevollem Tone schrieb. Diese Zuschriften, welche bald auch Aufträge zu Einkäufen enthielten, zeigte sie unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit ihren nächsten Vertrauten und den Kaufleuten, bei denen sie die Bestellungen ausrichtete, indem sie sich mit der ganz besondern Gewogenheit der Königin brüstete. Endlich zog sie den Generalpächter Béranger in ihr Netz, mit dem Vorgeben, für Antoinetten ein Darlehn von 200,000 Franken, von dem der König nichts wissen sollte, zu machen beauftragt zu seyn. Béranger sah kaum den untergeschobenen Brief, als er sich, froh über das Glück, sich der Königin gefällig beweisen zu können, beeilte, der Betrügerin das Geld einzuhändigen. Doch der geleisteten Zahlung folgten bald Besorgnisse; Béranger erkundigte sich bei wohl unterrichteten Leuten, wandte sich auch an den Chef der Polizei, den berühmten Sartine; die Vergleichung der wahren Handschrift der Königin mit der trügerisch nachgemachten enthüllte schnell die ganze Spitzbüberei; Madame Villers wanderte in's Zuchthaus, ihr unglücklicher Eheherr wurde durch den Ersatz des Anlehens und durch die Bezahlung der auf den Namen der Königin eingehandelten Waaren in Armuth gestürzt. — Obgleich dieser ganze Betrug vollständig ausgemittelt und nach den Gesetzen bestraft war, ward er doch mit ähnlichen Vorfällen dem Rufe der Königin höchst nachtheilig. Die in der Nation verbreitete Geistesunabhängigkeit entzog dem Throne nach und nach den blendenden

Glanz. Eine in der Mitte des Hofes selbst geschäftige Partei, welche darauf sann, der österreichischen Fürstentochter zu schaden, ahnete nicht, daß ihre Streiche zugleich den Thron erschütterten. Die Königin hätte durch Wachsamkeit über jeden ihrer Schritte sich gegen alle Verleumdungen sicher stellen sollen; doch Leichtsinn, Jugend, Mangel an Erfahrung und Unachtsamkeit vernachlässigten jede nöthige Vorsicht; der Abbé von Vermond, ihr Rathgeber, that auch nichts, sie darauf hinzuleiten; sie fuhr fort, auf dem Throne nur an die Vergnügungen ihres Privatlebens zu denken, und gerade dieses mußte die Verleumdungen vermehren.

Durch die Tanzfeste und Quadrillen, welche nach der Ernennung der Prinzessin von Lamballe zur Oberhofmeisterin gegeben wurden, ward die Königin mit der Gräfin Gabriele von Polignac bekannt. Sie war nicht reich und lebte auf einem Landgute zu Claye; beschränkte Vermögensumstände hatten sie bisher verhindert, bei den Hoffesten zu erscheinen. Die Ernennung ihrer Schwägerin, der Gräfin Diane von Polignac, zur Hofdame bei der Gemahlin des Grafen von Artois rief sie in die große Welt, wo sie bald durch das traulichste Verhältniß mit der Königin verbunden wurde. Sie hatte vielen Sinn für ein ruhiges Leben, in welcher Neigung ihr bei Hofe gemachtes Glück keine Veränderung hervorbrachte; sie erkannte das Ehrenvolle und Gefährliche ihrer neuen Lage. Sie begnügte sich mit der Ueberzeugung, die Freundschaft und das volle Vertrauen der Königin zu besitzen, ohne alle ehrsüchtige Plane; doch mußte sie ihrer Familie und ihren Freunden oft zur Durchführung solcher dienen.

Nach der ersten Bekanntschaft mit der Königin und der offenbarten Zuneigung derselben für sie, verließ sie plötzlich Versailles und beurlaubte sich schriftlich von Antoinetten in einem Briefe, der ihr von ihrer Schwägerin und deren Anhang vorgeschrieben war. Alles ging darauf hinaus, durch Widerstand die erwachende Vorliebe der Königin zu reizen. Die Gräfin sprach ihren Schmerz aus, eine Gönnerin verlassen zu müssen, welche sie mit Gnadenbezeigungen überhäufte. Die Beschränktheit ihrer Vermögensumstände hätten den Schritt nothwendig gemacht, wie auch die Furcht vor Feinden, welche ihr die Freundschaft der Königin zuzie-

hen würde. — Diese Maßregel verfehlte ihren Endzweck nicht: die junge, lebendige Königin konnte solchen Widerspruch nicht ertragen. Je mehr der Charakter der Gräfin, ihr natürlicher Verstand, ihre Anspruchslosigkeit Antoinetten gefielen, um so mehr dachte sie daran, ihr in ihrer Nähe eine bleibende Anstellung zu geben. In der That entsprach auch das vortheilhafte Aeußere der Gräfin dieser großen Zuneigung. Ihre wahre Anhänglichkeit an die Königin, ihr einfaches Wesen sicherten sie gegen die Abwege, auf welche die Favoriten so leicht gerathen. In der Zurückgezogenheit des Landsitzes zu Trianon glaubte die Königin, umgeben von der Prinzessin von Lamballe und der Gräfin Polignac, sich den Genuß des stillen Lebens zu verschaffen. Doch das Glück, welches sie sich verhieß, artete in mannichfachen Kummer aus. Alle Höflinge, die zu diesem vertrauten Kreise nicht zugezogen wurden, waren rachsüchtige Verfolger und Feinde desselben; die Sorgfalt, mit der die Familie Polignac darauf bedacht war, ihre Mitglieder auf angesehene Posten zu erheben, trug das Ihrige dazu bei. Die Anwartschaft auf die Stelle des Oberstallmeisters wurde dem Grafen von Polignac ertheilt, zum großen Verdrusse der einflußreichen Familie Noailles, welche schon durch die Ernennung der Prinzessin von Lamballe zur Oberhofmeisterin beleidigt war. Letztere, ohne gerade mit der Königin zu brechen, wurde in Unruhe versetzt durch die Anstellung der Gräfin Gabriele und schloß sich nicht, wie die Königin wünschte, dem vertrauten Kreise an, der aus den beiden Gräfinnen Polignac, der Frau von Andlau und Châlon, und von den männlichen Theilnehmern aus Guignes, Coigny, Adhemar, Besenval, Polignac, Vaudreuil und Guiche bestand; auch der Prinz von Ligne und der brittische Gesandte, der Herzog von Dorset, hatten Zutritt zu demselben. — Nicht sowohl die unmittelbar der Familie Polignac zufliessenden Vergünstigungen, als das übertrauliche Verhältniß derselben zur Königin, indem man nur durch sie zu Gnadenverleihungen, Ehrenstellen und Gesandtschaftsposten gelangen konnte, erbitterten die Gegenpartei, an deren Spitze die mächtigen Noailles waren. Das Audienzzimmer der Gräfin hat der Königin großen Schaden gethan, ihr viele Feinde zugezogen, obgleich die Gräfin in diesem Zeit-

puncte mehr darauf bedacht war, sich die Gunst der Königin recht zu vergewissern, als sich in ernste Staatsangelegenheiten, die auch der jungen Regentin fremd waren, zu mischen. Kunst und Wissenschaft wurden hier nicht gepflegt; ein neues Liedchen, ein witziger Einfall, anstößige Geschichtchen des Tages machten die gewöhnliche Unterhaltung. Ueberall begünstigte Maria Antoinette die Künste und Wissenschaften gar wenig. Bei der Verheirathung ihrer Schwägerin, der Prinzessin Clotilde mit dem Prinzen von Piemont (1775), kam ein Trauerspiel: der Connetable von Bourbon, auf's Theater, welches der Hof wie die Hauptstadt hart tadelten wegen der Unschicklichkeit, den Namen der königlichen Familie in Bezug auf diesen Vorfahren bei einem Feste des französischen Hofes in Erinnerung zu bringen; und doch rührte diese Wahl von der Königin her, die für das Trauerspiel sich interessirte, weil es der Graf von Guibert in ihrem Zimmer vorgelesen hatte. Nun wollte die Königin ferner von keinen solchen Vorlesungen etwas wissen. Durch vieles Bitten erlangte doch der Herr von Cubières die Erlaubniß, daß ein Lustspiel seines Bruders vorgelesen wurde. Für den Verfasser las der berühmte Schauspieler Molé, dessen ausgezeichneter Geschicklichkeit es ohne Zweifel beizumessen war, daß man das elende Stück mit Beifall anhörte. Nun wurde das Kunstwerk zu Fontainebleau auf die Bühne gebracht; doch bei der ersten Aufführung befahl der König, den Vorhang niederzulassen, bevor es noch zu Ende war. Die Königin, sehr empfindlich darüber, daß sie das lächerliche Machwerk empfohlen hatte, untersagte nun für immer solche Vorlesungen, und hielt dieses Mal Wort. — Mit entschiedenem Beifalle wurde dagegen zu Fontainebleau auf dem Hoftheater das Trauerspiel: Mustapha und Zeangir, von Chamfort, gegeben; die Königin bewilligte dem Verfasser eine Pension von 1500 Franken; doch bei der Vorstellung zu Paris fiel das Stück völlig durch. —

Um der Königin zu gefallen, richteten die Unternehmer der Oper mit großen Kosten die komische Oper ein. Gluck, Sacchini und Piccini wurden dabei gebraucht; besonders der Erstgenannte wurde am Hofe mit Auszeichnung behandelt. Gluck hatte seit seiner Ankunft Zutritt zum Putztische der Königin, und nie wurde

sie ihn ansichtig, ohne ihn anzureden. Eines Tages fragte sie ihn, ob er seine große Oper Armide bald beendet habe, und ob er mit derselben zufrieden sey. Gluck antwortete mit kaltem Ernste in seiner deutschen Aussprache: „Bald, Madame, wird sie fertig seyn und wahrhaft vortrefflich!" — Seine so unbefangen ausgesprochene Meinung ward bestätigt; aber das Selbstvertrauen, mit welchem der Künstler von seinen Werken redete, ward viel besprochen; die Königin verbot dieses ernstlich, indem sie behauptete, er selbst dürfe das Verdienstvolle seines Werkes nicht verleugnen: er fürchte, daß die erzwungene Bescheidenheit des Anstandes ihm das Ansehn der Falschheit geben möchte.

Die Königin liebte nicht allein die großen französischen und italienischen Opern, die französische komische Oper gefiel ihr ganz besonders; auch schätzte sie Grétry's Musik, deren Beifall die Zeit nicht hat vermindern können, da sie dem Geist und Sinn der Worte so entsprechend ist. Man weiß, daß viele der von Grétry in Musik gesetzten Gedichte von Marmontel sind. Nach der ersten Aufführung von Zemire und Azor wurden Marmontel und Grétry der Königin, als sie in die Messe ging, vorgestellt. Sie richtete ihre Lobeserhebungen über die neue Oper an Grétry und sagte: sie habe in der Nacht von der bezaubernden Wirkung des Trio's zwischen dem Vater und den Schwestern der Zemire geträumt; mit dieser artigen Rede ging sie weiter. Grétry, außer sich vor Freude, umarmte Marmontel: „Seht, Freund, rief er aus, was die treffliche Musik thut!" — — „Und die abscheulichen Worte" — erwiderte kalt Marmontel, dem die Königin kein Wort gegönnt hatte. —

Für Malerei hatte Antoinette keinen Sinn; sie verstattete den elendesten Pfuschern, ihr Bildniß zu malen. Es fehlte ihr in dieser Kunst an Geschmack und Urtheilskraft, welche für Fürsten hinreicht, um große Talente zu heben. Sie gestand offen, daß sie bei Bildnissen nur auf das Verdienst der Aehnlichkeit sähe. Bei den Kunstausstellungen im Louvre durchlief sie schnell die kleinern Gemälde und gestand beim Herausgehen, daß sie die großen Stücke gar nicht angesehen habe. — Nur zwei gute Bildnisse der Königin sind vorhanden: das eine von dem Hofmaler des Königs von Schweden,

Werthmüller; das andere von der Frau le Brun, welches letztere den Verwüstungen der Revolution entzogen wurde. Es herrscht in dem Gemälde eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Bildnisse Vandyks von der Henriette von Frankreich, der Gemahlin des unglücklichen Carl I von England. *)

Bei dem Geständnisse, daß die Königin keiner Kunstbestrebung, als der Musik, je eine Aufmunterung angedeihen ließ, darf auf der andern Seite der Schutz nicht verschwiegen werden, welchen sie und die Brüder des Königs der Buchdruckerei gewährten. Man verdankt Marien Antoinetten die prächtige Quartausgabe des Metastasio, den Grafen von Provence eine gleiche von Tasso mit Kupfern nach Cochin's Zeichnungen, und dem Grafen von Artois eine kleine Sammlung auserwählter Schriften, die für ein Meisterwerk des berühmten Didot gehalten wird. —

Unter den verschiedenen Reibungen, die schon in allen Ständen zwischen alten Vorurtheilen und neuen Ideen Zündstoff entwickelten, wurde der Wechsel in den Ministerien dem Staate, wie immer, verderblich. Die Stütze der Königin, der alte Herzog von Choiseul, erschien zwar wieder bei Hofe; doch vergeblich waren Antoinettens Bemühungen und die Wünsche seiner zahlreichen Freunde, ihn wieder in's Ministerium oder in den Staatsrath zu bringen: die Abneigung des Königs gegen ihn und der mächtige Einfluß seiner Feinde entschied; für immer blieb er von der höchsten Leitung der Geschäfte entfernt; er, der vielleicht allein, bei wahrem Interesse für das Wohl der Königin, im Stande war, die sie umgebenden feindseligen Umtriebe zu vernichten. —

Unter die Neuerer, denen die Vertheidiger des angeerbten Herkommens nur Böses nachreden, gehört der Marquis von Saint Germain, der dem Marschall von Muy als Kriegsminister folgte und mit einer neuen Organisation des Heeres die Verminderung

---

*) Henriette von Frankreich, Heinrichs IV Tochter, ward dem Könige Carl von England 1626 vermählt. Während der Unruhen flüchtete sie in ihr Vaterland zurück, wo sie vergeblich alle Mittel aufbot, ihren Gatten den Händen der Mörder zu entreissen.

der Haustruppen des Königs durchsetzte; ferner Turgot, welcher an der Spitze der Finanzen die Lehren der Oekonomisten realisiren wollte und mit der haltbarsten derselben, nämlich mit der unbeschränkten Freiheit des Getreidehandels, den meisten Lärm verursachte. Im Frühjahr 1775 kam es sogar zu Volksaufständen wegen Theuerung des Brodes, welches Unglück auf die Rechnung der neuen Einrichtungen Turgot's geschrieben wurde. —

Die Königin kümmerte sich um diese Vorfälle nicht: sie lebte in den Jahren 1775 bis 1781 nur dem Vergnügen, das sich ihr von allen Seiten darbot. Bei ihren kleinen Reisen nach Choisy hatte sie oft an einem Tage zweimal Schauspiel: zuerst große Oper oder ordentliche Komödie zur gewöhnlichen Theaterzeit, und dann versammelte man sich Abends um elf Uhr in dem Schauspielsaale, wo die ersten Künstler der Oper in den sonderbarsten Anzügen Parodien gaben. — Außerdem wurden manche Feste veranstaltet, manche Ausflüge gemacht. — Mit Ausnahme des Königs lebte der jüngere Theil der ganzen Familie nur in Lust und Freude; diese Vergnügungssucht fand immer neue Aufregung durch das Bestreben der Höflinge, jedem Wunsche, jeder Neigung ihrer Gebieter zuvorzukommen, um so ihre Gunst zu erhalten. Wer möchte mit strengem Tadel das Freudenleben einer jungen, lebhaften Königin tadeln? — Der Gatte allein hatte das Recht; aber der König setzte den Neigungen Antoinettens nicht das fernste Hinderniß entgegen; nach einer langen Gleichgültigkeit folgten Bewunderung und Liebe; Ludwig XVI war der Sklav jegliches Wunsches der Königin, die, erfreut über die Veränderung in dem Betragen ihres Gemahles, ein selbstgefälliges Entzücken darüber, wie das Uebergewicht, so sie über ihn hatte, gern zur Schau trug.

Abends Punct elf Uhr legte sich der König nieder; diese Lebensgewohnheit stand fest. Seit seiner Verheirathung schlief er ohne Ausnahme immer im Ehebette. Bei der Rückkehr aus den nächtlichen Abendgesellschaften, die bei der Prinzessin von Guéméné oder bei dem Herzoge von Duras-Spathin dauerten, störte die Königin ihren Gemahl; weshalb ohne Mißvergnügen verabredet wurde, daß sie ihn immer vorher benachrichtigte, wenn sie lange ausbleiben wollte; der König schlief dann

in seinen Zimmern, was bisher seit dem Tage seiner Verheirathung nicht geschehen war. — In der Winterzeit brachte die Königin viele Nächte, in Begleitung einer Hofdame, auf den maskirten Bällen im Opernhause, wo sie ihre Schwäger fand, zu; ihre Leute mußten ihre Livreen unter den Mänteln verbergen; so hielt sie sich für unerkannt, ob man gleich von dem Augenblicke ihres Eintrittes an sie erkannte; doch that man, als ob man von ihrer Gegenwart nichts wisse, und trieb einige Maskenkurzweil, um ihr das Vergnügen des Incognitos zu machen. Der König wollte auch einmal, in Begleitung seiner Gemahlin, eine solche Maskerade besuchen; alle Vorkehrungen, dieses zu verheimlichen, wurden getroffen; Ludwig fand aber wenig Unterhaltung; er sprach nur mit zwei oder drei Personen, die ihn sogleich erkannten. — Diese ganze Vergnügungsart warf ein nachtheiliges Licht auf die Aufführung der Königin, oft mußten unbedeutende Vorfälle dazu dienen, dieses zu vermehren; bald zerbrach einmal unterwegs ihr Wagen, und sie kam in einem Miethswagen angefahren; bald setzte sie sich in der Vermummung Zudringlichkeiten aus, die, an sich unsträflich, dem Rufe einer Königin unwiederbringlichen Schaden zufügen. Die anstößigsten Anekdoten gewannen Wahrscheinlichkeit. Der Verdacht gegen ihre Sittlichkeit war einmal aufgeregt; wenn sie auf der Jagd oder beim Spiele mit jungen Herren sprach, so galten diese der Schmähsucht sogleich für begünstigte Liebhaber. Antoinette, der solche Gerüchte nicht verschwiegen blieben, suchte die Veranlassung derselben nicht in ihrer Aufführung, sondern war beruhigt durch das Bewußtseyn, die ihr beigemessenen Vergehen nicht verschuldet zu haben; übrigens schob sie die ärgerlichen Anekdötchen auf die vorlaute Unvorsichtigkeit einiger jungen Herren, der sie hinlänglich zu begegnen glaubte, wenn sie jene nun nicht mehr zu bemerken schien, noch ihnen ein Wort gönnte. Hierdurch aber ward die Eitelkeit dieser Liebesritter verletzt, die ihre Genugthuung und Rache darin fanden, errathen zu lassen, oder selbst zu sagen, daß sie unglücklicher Weise aus der Gunst gefallen wären.

Der Zutritt zur Königin und zu deren Zimmern hatte seine höfisch abgemessene Weise, die für den Ruf königlicher Frauen gar besorgt ist. Zuweilen baten Männer vom ersten Range um eine besondere Audienz, wel-

che die Königin in einem Vorzimmer ertheilte. Zu einer solchen gelangte eines Tages der Herzog von Lauzun, nachheriger Herzog von Biron, der in der Revolution unter den Vertrauten des Herzoges von Orleans eine Rolle spielte und handschriftlich die Denkwürdigkeiten seines Lebens hinterließ, worin dem Charakter Antoinette's schlecht mitgespielt wird. Er erzählt auch diesen Vorfall, aber bedeutend entstellt; Madame Campan berichtiget ihn:

Der Herzog von Lauzun hatte viel Originelles in seiner Sinnesart und einen Anstrich vom Ritterthume in seinem Betragen. Die Königin sah ihn an der Tafel, wie bei der Prinzessin von Guéménée, wo sie ihn auszeichnete. Bei Letzterer erschien er einst in Uniform mit einem weißen Reiherbusche, so schön er nur gedacht werden kann. Die Königin bewunderte diesen, und der Herzog bot ihr ihn an. Ein solches unerwartetes Geschenk setzte Antoinetten um so mehr in große Verlegenheit, da sie es gewissermaßen veranlaßt hatte. Sie konnte es nicht gut ablehnen und wußte nicht, wie sie ein Gegengeschenk machen sollte. Sie begnügte sich, den Federschmuck einmal zu tragen, und dieses dem Herzoge bemerklich machen zu lassen. In jenen geheimen Denkwürdigkeiten gibt nun Lauzun diesem Geschenke ein Gewicht, das ihn selbst der erlangten Ehre unwürdig macht. Er übertrieb mit großer Hoffahrt den Gehalt der ihm zugestandenen Gunst. Bald darauf bat er um eine Audienz, die ihm von der Königin gewährt wurde, wie sie Antoinette jedem Hofbeamten seines Ranges verwilligte. Wenige Augenblicke, nachdem die Königin zu ihm in's Zimmer getreten war, öffnete sie die Thür wieder und rief laut mit zorniger Stimme: „Entfernen Sie sich, mein Herr!" — Lauzun verneigte sich tief und verschwand. Die Königin, heftig bewegt, befahl, diesen Menschen nie wieder vorzulassen. Als im Jahre 1789 der Marschall von Biron starb, nahm Lauzun, der Erbe seines Namens, die bedeutende Stelle eines Obristen des französischen Garderegiments in Anspruch, welche die Königin dem Herzoge von Chatelet verlieh; Grund genug zu dem tödtlichen Hasse, den Biron gegen die Königin hegte und in der Verbindung mit dem Herzoge von Orleans geltend machte.

Auch die Zuneigung, welche die Königin für den

Grafen von Artois bezeigte, wie die innige Freundschaft, welche zwischen ihr, der Prinzessin von Lamballe und der Herzogin von Polignac obwaltete, gab zu dem schändlichsten Verdachte Veranlassung. — Ueberall schien es nicht, als ob der Graf von Artois in früheren Jahren von der Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Schwägerin sehr bezaubert gewesen sey; auch hielt er sich immer in einer ehrfurchtsvollen Entfernung von derselben. Die Königin sprach von seiner Liebenswürdigkeit, seinem Frohsinne mit unbefangener, reiner Zuneigung, die der Liebe einer Schwester für einen jüngeren Bruder glich; wogegen ihre Verbindung mit jenen Damen von dem schuldlosen Verlangen, in der Mitte des zahlreichen Hofes zweier Freundinnen sich zu vergewissern, unterhalten wurde; ohngeachtet aller Vertraulichkeit wurde fortwährend der Anstand genau beobachtet, den die Königin, als solche, fordern konnte.

In dieser Zeit zog sich der Abbé von Vermond vom Hofe zurück; man beehrte ihn mit dem Gerüchte, daß seine Rügen der leichtsinnigen Lebensweise der Königin, die ihm, als gewesenem Lehrer und als Geistlichem, anstößig geschienen, zu diesem Schritt ihn veranlaßt habe. In Wahrheit aber lag dabei nur die Unzufriedenheit zum Grunde, die er über die Begünstigung der Gräfin von Polignac empfand.

Endlich im Frühlinge 1777 erfüllte Kaiser Joseph II sein längstgegebenes Versprechen und besuchte, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, seine königliche Schwester. Seine Wißbegierde, Geschäftigkeit, Herablassung und seine Kenntnisse erwarben ihm in Frankreich viele Bewunderer; am Hofe gefiel er nicht. Ein oft wunderliches Betragen, eine Freimüthigkeit, die an Rohheit grenzte, eine sichtbar erzwungene Einfachheit ließen in ihm mehr den Sonderling, als den ausgezeichneten Mann erkennen. Die Königin erwähnte gegen ihn der zu seiner Aufnahme im Schlosse eingerichteten Wohnung; der Kaiser antwortete, daß er auf Reisen immer im Wirthshause logire; doch die Königin beharrte auf ihrem Vorschlag und versicherte, daß er ganz unbelästigt und ungestört seyn sollte. Er wisse, antwortete Joseph, daß das Schloß zu Versailles groß sey, und daß dort vieles Gesindel (Polissons) sein Unterkommen habe; doch sein Feldbette sey schon in einer

gemietheten Wohnung aufgeschlagen, und dort wolle er bleiben. — Seine vorgefaßte Abneigung gegen die Anordnungen und Gebräuche des französischen Hofes verleugnete er nicht; selbst in Gegenwart des Königes führte er darüber Spottreden, die jener belachte und nichts darauf entgegnete; die Königin ertrug sie schweigend. Oft schloß Joseph seine Erzählung von den Sehenswürdigkeiten in Paris mit Vorwürfen gegen den König, daß er sie nicht kenne; auch forderte er ihn auf, sich in Paris besser umzusehen und Frankreich zu durchreisen.

Endlich wurde die Königin von den wiederholten Zurechtweisungen des Kaisers verletzt. Bald war die Unachtsamkeit gegen die ihr von einem Secretair vorgelegten Zahlungsbefehle für ihren Hofstaat, bald ihr Anzug der Gegenstand seiner Ausstellungen. Besonderen Widerwillen zeigte er gegen den Gebrauch der Schminke. Als sie einst vor dem Schauspiele ungewöhnlich stark aufgelegt hatte, forderte sie der Kaiser auf, darin doch noch ein wenig mehr zu thun, nach dem Beispiele einer gegenwärtigen Dame, die in der That darin zu weit gegangen war. „Legen Sie," sagte er zur Königin, „noch ein wenig Roth unter die Augen, nach Furien Art, wie jene Dame." — Antoinette bat ihren Bruder, mit diesen Späßchen inne zu halten, und solche, besonders wenn sie unfreundlich wären, nur an sie allein zu richten. — Diese Weise, Gebräuche und Moden anzufechten, entsprach ganz der damals herrschenden Tadelsucht, wogegen die Verfechter des höfischen Herkommens seiner Freimüthigkeit schlechten Dank wußten.

Unter mehreren Vorfällen jener Art wurden dem Kaiser mannichfache Hoffeste gegeben. Das der Königin zu klein Trianon zeichnete sich durch geschmackvollen Reichthum aus und war mit einer herrlichen Erleuchtung der englischen Gärten verbunden. Das Publicum trug sich mit den Nachrichten von dem ungeheuern Kostenaufwand, den es sollte erfordert haben; es hieß, allein der Holzbedarf zu den Lustfeuern habe einen ganzen Forst verzehrt. Doch dieses waren Uebertreibungen; als sie der Königin zu Ohren kamen, ergab sich's, daß etwa funfzehnhundert Reiswasen verbrannt waren, um das Feuer bis vier Uhr Morgens zu erhalten.

Nach mehrmonatlichem Aufenthalte in Frankreich reiste Joseph ab, mit dem Versprechen, seine Schwester bald

wieder zu besuchen. — Alle Hofbeamte der Königin hatten dem Kaiser Dienstleistungen gethan, daher versah man sich der Geschenke, die er bei seiner Abreise machen würde. Da sich indeß jene eidlich verpflichtet hatten, von auswärtigen Fürsten keine Gaben zu nehmen, so hatten die Hofbeamten verabredet, die Annahme der Geschenke zu verweigern und zur Einholung der nöthigen Erlaubniß sich Zeit zu erbitten; doch der Kaiser, welcher wahrscheinlich hiervon unterrichtet war, enthand die Ehrenmänner der Besorgniß, ihrem Eide untreu zu werden: er reiste ab, ohne Geschenke zu machen. —

Schon war die Gräfin von Artois Mutter zweier Kinder, ohne daß die Königin Hoffnung hatte, dem Throne Erben zu geben, worüber man sich mit manchen Ursachen umhertrug. Endlich vertraute Antoinette ihrer vertrautesten Umgebung, daß sie nun erst Königin von Frankreich sey und bald Kinder zu bekommen hoffe. Bisher habe sie ihren Kummer zu verhehlen gewußt und ihre Thränen im Stillen geweint. — Seit diesem so längst gewünschten Augenblicke nahm die Zuneigung des Königs für seine Gemahlin den Charakter der zärtlichsten Liebe an; auch ging das sehnsuchtsvolle Verlangen Antoinette's und aller ihrer wahren Verehrer nun endlich in Erfüllung: sie ward schwanger. Der König war bezaubert, man konnte kein einträchtigeres, glücklicheres Ehepaar sehen; Ludwigs Charakter war völlig verändert, zuvorkommend und nachgiebig. — Der Sommer 1778 war außerordentlich heiß. Die Königin, belästigt durch ihre Schwangerschaft, brachte den ganzen Tag in verschlossenen Zimmern zu und konnte erst nach dem Genusse der kühlen Nachtluft, in der sie mit der königlichen Familie auf einem freien Platze unter ihren Zimmern umherwandelte, zum Schlafe gelangen. Diese Spatziergänge machten kein Aufsehen; doch man kam auf den Gedanken, sich in den schönen Sommernächten den Genuß der Musik zu verschaffen. Gedacht, gethan; aber mit diesen Nachtmusiken wurden die Bewohner von Versailles geweckt, und von elf bis zwei oder drei Uhr war alles voll Menschen. Der Platz, wo die Königin in der Mitte der königlichen Familie verweilte, war völlig erleuchtet; der König, der seine Ruhe nicht stören ließ, erschien nur zwei Mal der Musik halber. — In Paris, in ganz Frankreich und selbst im übrigen Eu-

ropa wurden diese unschuldigen Vergnügungen aus einem für Antoinette's Sittlichkeit höchst nachtheiligen Lichte betrachtet.

Frau Campan vertheidigt die Königin gegen die gemachten Beschuldigungen; sie gibt indeß zu, nicht behaupten zu können, daß nicht einige andere angesehene Damen sich entfernt hätten und in den Park hinabgestiegen wären; doch Antoinette sey immer Arm in Arm mit ihren Schwägerinnen gewesen. Durch den gleichen Anzug mit einem Schleier und großen Strohhute wären die Prinzessinnen sitzend schwer zu unterscheiden gewesen. Hätten sie auf den Sitzen Platz genommen, so hätte mancher Mann, ohne sie zu kennen, sich neben ihnen gesetzt, wo dann die Königin in der genauen Beobachtung des Incognito oft spaßhafte Unterhaltungen fand, aber auch natürlich den Verleumdungen freies Spiel gab. Von allen hierher gehörigen Vorfällen ärgerte sich Antoinette vorzüglich über einen, wo ein Garde du Corps des Grafen von Provence neben ihr Platz genommen, mit ihr gesprochen und, als er sie erkannt, sie als Königin angeredet und für ein Gesuch ihre gnädige Verwendung angesprochen hatte; doch ging ihr Unwille hierüber nur auf die Nichtachtung des Incognito's.

Die ärgerlichsten Erzählungen von den nächtlichen Vorfällen zu Versailles; die Vermuthung, daß sich die Du Barry unerkannt daselbst eingefunden habe; der Lärm boshafter Flugschriften und zahlreiche Spottgedichte konnten die Königin von dem ihr daraus erwachsenden Nachtheile nicht überzeugen. Wenn die Zugänge zu dem Concertplatze mit Schildwachen, welche nur gegen Vorzeigung von Einlaßbillets den Zutritt verstatteten, besetzt waren, so erwuchs aus dem Mißvergnügen der Zurückgewiesenen neuer Anlaß zu Verunglimpfungen. Der Verfasser manches Pasquills war nicht unbekannt; doch geschah ihm nichts. — Der König, dem die nachtheiligen Gerüchte über die nächtlichen Versammlungen in dem Garten von Versailles zu Ohren kamen, sprach darüber mit dem Minister Maurepas, der nach einer grausamen Politik rieth: der König möge es hingehen lassen; die geistvolle Königin und ihre Freunde würden dadurch abgehalten, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen. So überließen die Minister, um freie Gewalt zu haben, die Königin sich selbst und benutzten ihre leicht-

sinnigen Fehlgriffe, um sie der öffentlichen Achtung zu berauben.

Die Schwangerschaft Antoinette's rückte vor; in allen Hauptkirchen geschahen feierliche Vorbitten. Den 11ten December 1778 traten die ersten Wehen ein. Die königliche Familie, die Prinzen von Geblüt und die Großbeamten versammelten sich in den Gemächern, welche an die Wochenstube stießen. Den 19ten Decemb. Vormittags kam Madame, die Tochter des Königs, zur Welt. Dem Brauche gemäß, wurde in dem Augenblicke der Entbindung jedermann der Zutritt vergönnt; hiernach stürzte, als der Geburtshelfer Vermond laut rief: „die Königin ist entbunden!" eine solche Menschenmenge in's Zimmer, daß die Wöchnerin in Lebensgefahr kam. Der König hatte in der Nacht die weiten Vorhänge, welche das Bett der Königin umgaben, mit vielen Schnüren befestigen lassen, um jenes vor dem Andrang der Menge zu schützen. Zwei Savoyarden stiegen sogar auf die Meubeln, um mit mehr Bequemlichkeit die Königin im Wochenbette zu sehen. Der Lärm, oder vielleicht ein Versehen des Geburtshelfers hemmten in diesem Augenblicke die natürlichen Folgen der Entbindung; das Blut stieg der Wöchnerin zu Kopfe, sie verzog den Mund, der Arzt schrie: „Frische Luft! Warmes Wasser zum Aderlaß am Fuße!" Die Fenster waren genau verschlossen und mit Papier verklebt, außerdem sehr hoch; der König öffnete sie mit der Kraft, welche ihm in dem Augenblicke der Gefahr seine zärtliche Liebe zur Gattin verlieh; auch der Aderlaß wirkte rettend, und die Königin öffnete zu allgemeinem Jubel die Augen wieder. Die Dienerschaft trieb die neugierige Menge zum Zimmer hinaus. — Hiernächst ward diese schlechte Sitte für immer abgeschafft; nur die königlichen Familienglieder und höchsten Staatsbeamten wurden zugelassen, um die Rechtmäßigkeit der Geburt zu bezeugen.

Erst als die Königin der augenscheinlichen Todesgefahr entrissen war, schien man daran zu denken, daß die Geburt keinen Thronerben verliehen habe. In ihrem eigenen Herzen überwog das mütterliche Gefühl die fehlgeschlagene Hoffnung; sie ließ sich den Säugling darreichen und sagte zu ihm: „Arme Kleine! du entsprichst den Wünschen nicht; doch bist du mir nicht minder lieb. Ein

Sohn würde mehr dem Staate zugehört haben; du bist mein Eigenthum, dir schenke ich meine ganze Sorgfalt; du sollst mein Glück theilen und mir meinen Kummer versüßen." — Eilboten brachten nach der Hauptstadt und nach Wien die Nachricht von der Geburt der Prinzessin. Die Jugend des königlichen Ehepaars ließ noch mehrere Kinder erwarten und verschob den Wunsch nach einem Thronerben auf eine folgende Schwangerschaft.

Die Königin hielt ihren Kirchgang zu Paris, bei welcher Gelegenheit in der Kirche Notre-Dame hundert Mädchen getraut und ausgestattet wurden; hierbei war das Freudengeschrei nur gering; desto vollständiger ließ es sich hören, als Antoinette die Oper besuchte.

Wenige Tage nach dem Kirchgange ließ sich ein Pfarrer aus Paris bei Herrn Campan melden, und bat ihn, der Königin ein Schächtelchen einzuhändigen, worin ihr Trauring aufbewahrt sey. In einer eigenhändigen Benachrichtigung erklärte er: „Diesen Ring, den ich Ihrer Majestät überreiche, habe ich unter dem Gelübde der Verschwiegenheit erhalten, mit dem Geständniß, daß er Höchst-Ihnen 1771 entwendet ist, in der boshaften Absicht, vermittelst dieser Beraubung Sie des Glückes, Kinder zu bekommen, zu entziehen." — Beim Empfange dieser Zusendung gestand die Königin, daß sie vor sieben Jahren beim Händewaschen ihren Trauring verloren habe; doch verbot sie auf die Entdeckung des abergläubischen Bösewichts Mühe zu verwenden.

Die Vorliebe Antoinette's für die Gräfin von Polignac war fortwährend im Zunehmen, gleichmäßig aber auch der Neid und das Mißvergnügen der nicht zur begünstigten Familie gehörigen Hofleute. Die Günstlinge der Königinnen haben in Frankreich weniger Glück gemacht, als die der Könige, denen man mehr gefällige Nachsicht bewiesen hat.

Bald darauf trat eine neue Schwangerschaft ein, von der nur der König, der Leibarzt und wenige Vertraute etwas erfuhren, als eine frühzeitige Geburt diese Hoffnung vernichtete. Man ließ den Vorfall nicht bekannt werden, worüber die Königin besonders zufrieden war, da man die Schuld des Unfalls sonst gewiß auf ihre Unvorsichtigkeit geschoben haben würde. Doch litt Antoinette's Gesundheit dadurch keinen Schaden, und

der König ließ es sich recht angelegen seyn, neuen Hoffnungen dieser Art entgegensehen zu können.

In tiefe Trauer ward Antoinette durch den Tod ihrer Mutter versetzt, die am 29sten November 1780 ihr ruhmvolles Leben beschloß *). Der König sah vorher, welchen Schmerz diese Nachricht seiner Gemahlin machen würde, und berief deshalb den alten Abbé von Vermond, den Maria Theresia selbst zu Wien so sehr auszeichnete, nach Hofe, um der Königin die Trauerbotschaft bekannt zu machen. Als Antoinette von dem schmerzlichen Verluste benachrichtigt war, gab sie sich

*) Bei dieser Veranlassung, von der Kaiserin Maria Theresia zu reden, erzählt Frau Campan: „Einst sagte mir die Königin, daß ihre Mutter in der Blüthe der Schönheit Wittwe geblieben sey. Sie war auf geheimem Wege davon unterrichtet, wie ihre drei vorzüglichen Minister sich um ihre Gunst bewerben wollten, und wie sie sich gegenseitig versprochen hatten, gegen den beglückten Eroberer des Herzens ihrer Gebieterin keine Eifersucht zu hegen, indem der Glücklichere der beständige Freund und Beschützer der andern beiden bleiben sollte. Die Kaiserin, von dieser Verabredung benachrichtigt, unterhielt sich einst nach beendetem Staatsrathe, über Frauen, über Regentinnen, über die Pflichten ihres Geschlechts und Ranges und lenkte die allgemeinen Aeußerungen auf ihre eigene Person. Sie versicherte, daß sie sich ihr Lebelang vor den Schwächen des Herzens zu hüten hoffe; doch wenn je die Gewalt der Empfindung sie ihren Grundsätzen abwendig machen könnte, sie ihre Gunst nur einem von aller Ehrsucht entfernten, allen Staatsangelegenheiten abholden Manne verleihen würde, der nichts kenne, nach nichts verlange, als nach den Genüssen des Privatlebens. Selbst wenn sich ihr Herz einem in bedeutenden Staatsverhältnissen lebenden Manne zuneigen wollte, würde er in dem Augenblicke, wo er dieses zu wissen bekäme, seinen Posten und Einfluß verlieren.“ — „Mehr bedurfte es nicht,“ fügt Madame Campan hinzu, „die drei Minister, mehr ehrsüchtig, als verliebt, gaben ihren Plan für immer auf.“ — Diese Erzählung paßt ganz gut zu dem herrschsüchtigen Charakter der Kaiserin, nicht aber zu dem sittlichen Anstande, welchen sie beständig gegen Männer behauptete; auch die im Anfange von der Maria Theresia gebrauchten Worte: „veuve dans un âge où sa beauté avoit encore un grand éclat“ — geben der Vermuthung Raum, daß hier Verwechselungen und Mißverständnisse obwalten: denn die Kaiserin war den 13ten Mai 1717 geboren; ihr Gemahl, Kaiser Franz I, starb zu Inspruck den 18ten August 1765, mithin trat sie im achtundvierzigsten Lebensjahre in den Wittwenstand.

ganz den Empfindungen der Trauer hin und fand keinen andern Trost, als von der Verstorbenen zu reden. Sie kannte die Begebenheiten der Regierungsgeschichte Theresiens genau, und gedachte mit kindlicher Liebe ihrer Unglücksfälle, ihrer Standhaftigkeit, ihrer glücklichen Unternehmungen, wie ihrer Frömmigkeit; doch erwähnte sie auch oft mit Betrübniß, daß zahlreiche andere Verpflichtungen ihre erhabene Mutter verhinderten, besondere Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Töchter zu verwenden. Bescheiden gestand sie, daß sie selbst besser seyn würde, wenn sie das Glück gehabt hätte, unmittelbar Unterweisungen von einer so weisen und bewunderungswürdigen Fürstin zu erhalten. —

Am 22sten October 1781 wurde die Königin zum zweiten Male entbunden. Allgemeines Schweigen herrschte in der Wochenstube; schon glaubte die Wöchnerin wieder Mutter einer Tochter geworden zu seyn, als sich der König ihrem Bette mit den Worten näherte: „Madam! Sie haben meine und Frankreichs Gebete erfüllt; Sie sind Mutter eines Dauphins." — Die Freude des Königs war unbeschreiblich, Thränen füllten seine Augen; im Gefühle des Glückes entsagte er ganz seinem, gewöhnlich so ernsten Charakter: er war fröhlich, gesprächig; bei jeder Veranlassung gedachte er seines Sohnes oder des Dauphins. Als die Prinzessin von Guéméné der Königin den Säugling brachte, bemerkte Letztere, wie sie nicht glaube, nöthig zu haben, ihrer Sorgfalt dieses theure Pfand anzuempfehlen; damit sie sich aber demselben ganz widmen könne, wolle sie, die Königin, künftig mit ihr gemeinschaftlich die Erziehung ihrer Tochter übernehmen. Der Dauphin erhielt in der Wiege die gewöhnlichen Ehrfurchtsbezeigungen. Als der Herzog von Angoulême ihn gesehen hatte, rief er seinem Vater zu: „Mein Gott, Vater! wie klein ist mein Vetter! —" Artois antwortete unwillkürlich: „Liebes Kind, der Tag wird kommen, wo du ihn groß genug finden wirst." —

Den Jubel über die Geburt des Thronerben theilten die Großen mit dem Volke; ganz Frankreich schien im Gefühle der Freude Eine Familie zu bilden. Prachtvolle Feste und Aufzüge gaben dem französischen Erfindungsgeist weiten Spielraum. Alle Corporationen zogen zur Glückwünschung von Paris nach Versailles und bildeten

die kurzweiligſten Gruppen. So erſchienen die Schornſteinfeger mit einem reichlich verzierten Rauchfange, aus welchem oben ein kleiner Lehrjunge herausguckte. Die Sänftenträger zeigten eine vergoldete Sänfte, worin eine Amme, mit einem den Dauphin vorſtellenden Säuglinge erſchien; die Fleiſcher ſtellten ſich mit einem fetten Ochſen ein. Alle Gewerke zeigten ſich mit ihren Attributen: die Schlöſſer klopften auf den Amboß, die Schuhmacher hatten für den Dauphin Stiefeln, die Schneider eine kleine Uniform. In dem Freudengewirre hatte die Polizei einen ſchweren Stand; ihrer Acht entging eine Deputation der Todtengräber, welche mit allen Wahrzeichen des traurigen Berufes erſchien und der Prinzeſſin Sophie, der Tante des Königs, die ihr gerade begegnete, großen Schrecken verurſachte. Auch die Damen der Halle ſpielten Rolle und wurden dem Herkommen gemäß aufgenommen. Die Rede, welche ihre Sprecherin hielt, ſagte man, hatte den berühmten La Harpe zum Verfaſſer; desgleichen fehlten die Fiſchweiber nicht. Unter den vielen Volksgeſängen ergötzte den König, wie die Königin, beſonders ein Vers, den ſie während der Sechswochen oft ſangen. In einer Nachbildung lautet er etwa folgender Geſtalt:

„Papachen, macht Euch keine Sorgen,
Wenn ſich die Zahl der Kinder mehrt!
Mit Gott ſind alle wohl geborgen,
Wie viel der Himmel auch beſchert;
Wenn wir Bourbons auch hundert zählen:
An Brod und Lorbeern ſoll's nie fehlen." —

Der Dauphin war kaum ein Jahr alt, als der berüchtigte Bankerott des Prinzen von Guéméné ſeine Gattin, die bisher Oberhofmeiſterin der Kinder von Frankreich geweſen, nöthigte, den Abſchied zu nehmen; die Königin vertraute nun dieſe wichtige Stelle ihrer Freundin, der Herzogin von Polignac, wodurch Neid und Scheelſucht der verſchiedenen Hofparteien gegen die vielfach begünſtigte Familie und ihre königliche Beſchützerin neue Anregung erhielt. —

Um dieſe Zeit wurden die gewöhnlich jährlich bisher ſtattfindenden Partien nach Marly abgeſchafft, welche dem königlichen Paare wenig Vergnügen verſchafften, dem Könige viele Koſten verurſachten und wegen des hohen Spieles, woran die Königin Theil nahm,

sein Mißfallen veranlaßten. — Marly wurde daher in den letzten sechs Jahren vor der Revolution wenig besucht aus Sparsamkeit des Königes und aus Vorliebe der Königin zu Klein-Trianon. Hier verweilte sie oft einen ganzen Monat mit geringem Gefolge, in Begleitung ihrer Schwägerin, der Prinzessin Elisabeth, und fand ihr Vergnügen darin, die verschiedenen Beschäftigungen des Landlebens aufzusuchen. Der König und die Prinzen kamen gewöhnlich von Versailles zum Mittagsmahle hinüber. Bald knüpfte sich an diese Neigung für diesen zurückgezogenen Aufenthalt der Plan, Schauspiele aufzuführen. Es wurde bestimmt, daß, außer dem Grafen von Artois, kein junger Mann als Mitspieler, und, außer dem Könige, Monsieur und den Prinzessinnen, kein Zuschauer zugelassen würde, wovon indeß für die weibliche Umgebung der Königin so eine Ausnahme stattfand, daß immer ein vierzig Personen Zuschauer sich einstellten. — Die Königin konnte herzlich lachen über den Gesang der Frau von Adhemar, einer betagten Schönheit mit meckernder Stimme, deren Alter durch ein Schäferkleid erst recht komisch wurde. Die Königin wiederholte oft scherzend, daß die Bosheit selbst an der Wahl dieses Liebhabers nichts würde aussetzen können. Auch dem Könige gefielen diese theatralischen Unterhaltungen, er war bei jeder Wiederholung gegenwärtig. Caillot und Dazincourt, zwei geachtete Künstler von untadelhaften Sitten, mußten die Lehrmeister machen, und Campan (der Schwiegervater unserer Berichterstatterin) mußte Proben halten, einhelfen und die Anordnung des Theaters besorgen, zum großen Verdruß des ersten Kammerherrn, des Herzoges von Fronsac, der sich verpflichtet glaubte, gegen dies alles ernsthafte Vorstellungen machen zu müssen. Er schrieb deshalb an die Königin, die sich auf folgende Antwort beschränkte: „Sie können nicht als erster Kammerherr auftreten, wo wir Schauspieler sind. Ich habe Ihnen meinen Willen über Trianon schon anderweitig zu erkennen gegeben: dort halte ich keinen Hofstaat, ich lebe dort als Privatperson, und Herr Campan ist ein für alle Mal beauftragt mit der Ausrichtung der Befehle, die ich hinsichtlich der hiesigen häuslichen Feste ertheile.“ — Doch der Herzog war nicht abzubringen von der Meinung: er dürfe keinen Stellvertreter haben und müsse sich in

die häuslichen Vergnügungen der königlichen Familie mischen. Endlich mußte noch der König in's Spiel treten.

Mehrere Stücke wurden gegeben, manche Rolle von der Königin wirklich gut gespielt; da zu den Vorstellungen niemand zugelassen wurde, gab es überall wenig Tadel; doch übertriebene Lobsprüche erhöhten die Meinung, welche die Kunstbeflissenen sich von ihren Leistungen machten; man wünschte ausgebreiteten Beifall zu erndten. Aus den Hofumgebungen wurde die Anzahl der Zuschauer vermehrt. Für ein Privattheater war die Schauspielergesellschaft gut genug. Es wurde übermäßig Beifall geklatscht; aber beim Herausgehen schon wurde eine scharfe Kritik geübt und es hieß: es sey königlich schlecht gespielt. —

Indeß die Freude, den Bourbons einen Thronerben gegeben zu haben, und Feste und Vergnügungen Antoinette's Tage erfüllten, beschäftigte sich alle Welt mit dem brittisch-amerikanischen Kriege. Zwei Könige, oder vielmehr ihre Minister weckten und verbreiteten in der neuen Welt die Freiheitsliebe: der König von England, indem er sein Ohr den wiederholten, ehrerbietigen Vorstellungen seiner fernen, reich und mächtig gewordenen Unterthanen verschloß; der König von Frankreich, indem er dem wider ihren alten Gebieter im Aufstande begriffenen Volke hülfreiche Hand bot. Junge Kriegsleute aus den ersten Familien des Staates folgten La Fayette's Beispiele, entsagten allen Lebensgenüssen, um ihre Einsicht und Tapferkeit den Amerikanern zu widmen. Im geheimen Auftrage der Minister Maurepas und Vergennes sandte Beaumarchais Waffen und Bekleidungen der neuen Welt zu. Franklin erschien in der einfachen Kleidung eines amerikanischen Landmannes am Hofe; sein schlichtes, ungepudertes Haar, sein runder Hut, sein brauner Tuchrock machte ein auffallendes Gegenbild zu den reichen Anzügen der versailler Höflinge. Der Reitz der Neuheit bemeisterte sich der Köpfe aller lebhaften Frauen Frankreichs. Die prachtvollsten Feste wurden dem Doctor Franklin, der den Ruhm eines gescheuten Physikers mit den patriotischen Tugenden eines Verkündigers der Freiheit verband, gegeben. Von Hunderten von Frauen ward bei diesen Veranlassungen das weiße Haar des amerikanischen Weltweisen mit dem Lor-

beerkranze geschmückt und seine Wange geküßt. Im Schlosse von Versailles wurde mit den Arbeiten der Porzellan-Fabrik von Sèvres, unter den Augen des Königs, Franklin's Bildniß verkauft, mit der Umschrift:

„Den Blitz entriß er dem Himmel, den Tyrannen die Herrschaft." —

Der König äußerte sich nie über einen Enthusiasmus, welcher seiner Sinnesart nicht entsprechen konnte. Aber die Gräfin Diana von Polignac äußerte, als Frau von Geist, entschiedene Vorliebe für den Abgeordneten der Amerikaner, welches dem Könige Veranlassung wurde, seine geheime Ansicht in einem Scherze anzudeuten. Er ließ zu Sèvres ein Nachtgeschirr mit jener damals so beliebten Inschrift verfertigen, und sandte es der Gräfin zum Neujahrs-Geschenke. Die Königin erklärte sich offener über die vom französischen Cabinette, hinsichtlich der Unabhängigkeit der amerikanischen Pflanzstädte, genommenen Maßregeln, und war denselben unabänderlich zuwider. Sie ahnete wohl keineswegs, daß eine so weit entfernt von Frankreich sich entwickelnde Revolution jemals den Umsturz ihres eigenen Thrones und ihre grausame Ermordung veranlassen könne; aber sie vermißte in den Mitteln, welche Frankreich, um der brittischen Macht zu schaden, anwandte, alle Großmuth. Jedoch freuete sie sich als französische Königin über den großen Ruhm, welchen die Thaten eines jungen französischen Kriegers, des Marquis de la Fayette, erlangten. Sie verstattete ihm nach seiner Rückkehr aus Amerika öfteren Zutritt und verzeichnete eigenhändig sich die Strophen eines Schauspieles, welche auf ihn angewendet und wiederholt im théâtre française beklatscht waren. *)

---

*) Diese bezeichnenden Worte lauten in der Ursprache;

Eh! que fait sa jeunesse,
Lorsque de l'âge mûr je lui vois la sagesse?
Profond dans ses desseins qu'il trace avec froideur
C'est pour les accomplir qu'il garde son ardeur.
Il sait défendre un camp et forcer des murailles.
Comme un jeune soldat il aime les batailles;
Comme un vieux général il sait les éviter.
Je me plais à le suivre et même à l'imiter.
J'admire sa prudence et j'aime son courage;
Avec ces deux vertus un guerrier n'a point d'âge. —

Während die neue Staatsverfassung der frei gewordenen Völker in Paris entworfen wurde, und Condorcet, Bailly, Mirabeau und Andere Freiheit und Menschenrechte predigten, erließ der Minister Segur ein königliches Decret, wodurch frühere, entgegengesetzte Bestimmungen aufgehoben und festgesetzt wurde, daß alle Officiere, die nicht vier adliche Ahnen nachweisen könnten, nicht zum Hauptmannsrang gelangen sollten. Den Officieren bürgerlicher Herkunft wurde alle Aussicht zum Weiterrücken in den militairischen Graden abgesprochen, mit Ausnahme solcher, deren Väter den Ludwigsorden hatten. — In gleichem Sinne wurde festgesetzt, daß die geistlichen Pfründen von der geringsten Priorstelle bis zur reichsten Abtei dem Adel vorbehalten bleiben sollten. Jener oft erwähnte Abbé von Vermond, der in diesen Angelegenheiten so großen Einfluß hatte, er, der Sohn eines Dorfwundarztes, war von der weisen Gerechtigkeit dieser königlichen Bestimmung durchdrungen!! — Welche Anregung mußte die Staatsumwälzung in solchen unverständigen, ungerechten Entscheidungen — bald darauf finden! —

Die Besuche, welche in dieser Zeit der Hof von Versailles erhielt, vom Großfürsten Paul von Rußland und vom Könige von Schweden, gaben zu neuen Festen Veranlassung; bei einem derselben schlich sich der Cardinal von Rohan auf eine höchst unverschämte Weise in die Gärten von Trianon, welches nicht unbekannt blieb. Die Bestrafung des Thorwächters, der ihn eingelassen hatte, gab der Ungunst, in welcher er bei Hofe stand, neue Offenkundigkeit. — Durch manche Unannehmlichkeiten wurden die sich täglich erneuernden Vergnügungen der Königin nicht unterbrochen; vorzüglich machte das Glück Antoinette's das trauliche Verhältniß, in welchem sie mit ihrem Gemahle lebte; jede kleine Wolke, welche diese Freude hätte trüben können, verschwand in dem Augenblicke des Entstehens. — Dabei gab die Königin fortwährende Beweise unübertreffbarer Gutmüthigkeit; diese ward wirklich auf eine harte Probe gestellt durch einen alten Parlamentsrath, Namens Castelnaux: er hatte sich, wie allgemein bekannt war, in die Königin verliebt, und folgte in dieser Leidenschaft zehn Jahre hindurch dem Hofe. Bleich und hager, wie ein Verwirrter, zeigte er überall sein un-

heimliches Bild; von dem Augenblicke an, wo sich des Morgens die Königin zeigte, war er, wohin sie blickte, auf dem Platze vor dem Schlosse, in der Capelle, unter den Zuschauern der Tafel, im Schauspielhause möglichst nahe ihrer Loge; fuhr sie nach Fontainebleau oder nach Saint Cloud, so war der arme Narr immer der Erste, den ihre Augen beim Aussteigen erblickten; war sie in Klein-Trianon, so wich er, es mochte Wetter seyn, wie es wollte, den ganzen Tag über nicht aus dem Garten, wo sie ihm dann auch öfter, wenn sie allein oder mit ihren Kindern spazieren ging, begegnete. Ohngeachtet dieser lästigen Zudringlichkeit wandte Antoinette nie gewaltsame Maßregeln an, sich derselben zu entziehen. Sie veranlaßte aber den Herrn von Sèze, einen berühmten Advocaten, mit dem Unglücklichen zu reden, welcher darauf die Versicherung gab: daß er sich, da seine Nähe Antoinetten lästig wäre, in die Provinz zurückziehen würde. — Dieser Versicherung war die Königin gar froh; doch nach einer halben Stunde fand sich Castelnaux wieder ein und widerrief seine Zusage, indem er versicherte, es stehe nicht in seiner Willenskraft, den Anblick der Königin aufzugeben. — Diese neue Antwort war Antoinetten höchst unangenehm; doch äußerte sie: „Er langweilt mich zwar, doch soll man ihn des Glücks der Freiheit nicht berauben.“ —

Es fehlt nicht an einer Menge anderer Aeußerungen, welche auf die Sinnesart der Königin ein vortheilhaftes Licht werfen. So veranlaßte sie durch ihren Einfluß die Revision eines Processes, welche die Befreiung zweier, zur Gefängnißstrafe schuldlos Verurtheilten bewirkte. Die Befreiten kamen mit Frauen und Kindern nach Versailles und brachten ihrer Wohlthäterin den Dank dar; die Königin wollte den Frauen nicht gestatten, daß sie sich vor ihr auf's Knie würfen, indem sie äußerte: ihnen sey nur Gerechtigkeit widerfahren; sie selbst sey in diesem Augenblicke glücklich zu preisen, indem ihre günstige Lage ihr verstattet habe, so gerechte Anträge vor den König zu bringen.

Bei jeder Gelegenheit, wo die Königin öffentlich redete, sprach sie, obgleich eine Ausländerin, richtig, edel und vernehmlich. Alle öffentliche Anreden beantwortete sie nach dem Vorbilde ihrer Mutter. Seit lan-

gerer Zeit unterzogen sich die Prinzessinnen des Hauses Bourbon dieser Mühe nicht mehr. Madame Adelaide mache der Königin darüber Vorwürfe und versicherte, es sey hinreichend, wenn, anstatt der Antwort, einige Worte in den Bart gemurmelt würden; denn die Anrede erfülle gewöhnlich so die Seele der Redner, daß sie immer eine vollkommen entsprechende Antwort zu hören glaubten. Antoinette sah recht gut ein, daß nur Trägheit solchen Mißbrauch veranlassen konnte, und daß selbst das Wortemurmeln die Nothwendigkeit des Antwortertheilens bekundete. Sie blieb daher bei ihrer Sitte und verwendete auf dieselbe so viele Sorgfalt, daß sie sich zuweilen Morgens zuvor einige Erwiederungsworte aufzeichnete, nicht um sie auswendig zu lernen, sondern sich der Gedanken und Worte, die sie vortragen wollte, besser zu vergewissern.

Täglich mehrte sich der Einfluß der Herzogin von Polignac; ihre Freunde benutzten denselben zu Veränderungen in dem Ministerium. Durch diese Verbindung erhielt Segur das Kriegs-, Castries das See-Ministerium, obgleich die Königin ungern an die Vermittelung von Ministerernennungen ging. Die Männer verargen es den Frauen, wenn sie sich in Staatsangelegenheiten mischen, und bei Höfen besonders werden sie oft in Angelegenheiten, von denen sie immer fern bleiben sollten, gezogen.

An dem Tage, da Segur zum ersten Male als Minister der Königin vorgestellt wurde, äußerte sie: „das ist nun ein Minister von meinem Machwerke, und ich freue mich über ihn für den Dienst des Königs, weil ich die Wahl für sehr gut halte; doch bin ich niedergeschlagen über den Antheil, welchen ich an dieser Ernennung habe; ich lade mir viel Verantwortlichkeit auf. Glücklich, wer sich von ihr frei hält! Um nach Möglichkeit hiernach zu streben, gelobe ich dem Herrn von Segur, und zwar auf mein Ehrenwort, nie durch Bitten für meine Schützlinge Bewerbungen zu unterstützen, oder seine Anordnungen zu hemmen."

Während Necker's erster Ministerialverwaltung, wo ihn seine Ehrsucht noch nicht in Plane, für die er keine Fähigkeiten besaß, verflochten hatte, hoffte die Königin von ihm Abhülfe der Finanzzerrüttungen. Maurepas wollte ihn reizen, seinen Abschied zu nehmen;

doch die Königin suchte Neckern von diesem Schritte abzuhalten durch die Vorstellung, daß er den nahen Tod des Greises, an den der König mit vieljährigem Vertrauen hing, abwarten möchte. Doch Necker geduldete sich nicht bis zu Maurepas bald erfolgtem Tode: er legte seine Stelle nieder, höchlich beleidigt über einen treulosen Streich des alten Ministers. Necker sah die Abnahme der Hofgunst und bat, um den Einfluß hiervon auf seine Finanzoperationen zu verhindern, den König, durch öffentliche Beweise an den Tag zu legen, daß er als Minister das Vertrauen seines Souverains nicht verloren habe. In dieser Hinsicht machte er fünf verschiedene Vorschläge, Amtsertheilungen oder Gnadenverleihungen. Als Maurepas dieses Gesuch erhielt, verwechselte er die Oder in Und; der König mißbilligte sehr die Ehrsucht Neckers und das Selbstvertrauen, womit er dieselbe aussprach.

Die Vorliebe der Königin zu Necker ging während seines Rücktrittes verloren, ja sie verwandelte sich in heftigen Widerwillen. Er schrieb zu viel von seinen Operationsplanen und von dem daraus erwachsenden Vortheile für den Staat, und wirkte so unmittelbar, wie durch den Eifer seiner Freunde, den Maßregeln entgegen, zu welchen seine Nachfolger schritten. Unter den Umtrieben der verschiedenen Parteien entschied sich die Königin für die Gegner Neckers. Zum Nachfolger der schwachen Generalcontroleure Joly de Fleury und d'Ormesson, mußte man einen Mann von anerkannter Fähigkeit wählen; Antoinette's Freunde, in Uebereinstimmung mit dem Grafen von Artois und Vergennes, bewirkten die Ernennung Calonne's. Die Königin selbst war damit höchst unzufrieden; ihr vertrautes Verhältniß zur Herzogin von Polignac fing sogar durch diese Veranlassung an, zu wanken; und sie äußerte sehr wahr: daß die Lieblinge der Regenten ihre Macht leider oft bis zu eigenwilligen Handlungen ausdehnen, und dann den Tadel über ihre Unternehmungen auf diejenigen zurückfallen lassen, denen sie ihre Erhebung verdanken. — Jedoch brach die Königin mit der Herzogin, der sie keinen bestimmten Vorwurf der Freundschaftsverletzung machen konnte, nicht völlig; sie empfand nur die unangenehmen Folgen eines vertrauten Verhältnisses zu ihr, indem sie mit der Freundin auch

deren Anhang dulden mußte; wie denn das Privatleben der Fürsten durch die Beziehung zum Oeffentlichen oft in Unannehmlichkeiten verwickelt wird. In traulichen Unterhaltungen gestand Antoinette, daß sie auf eigene Kosten Erfahrungen gemacht habe, denen zu Folge sie einst sehr aufmerksam auf das Betragen ihrer Schwiegertöchter seyn würde; besonders würde sie, ohne Berücksichtigung von Stand oder andern Vergünstigungen, sehr vorsichtig in der Wahl ihrer Gesellschafterinnen seyn. Sie maß mehrere Fehltritte ihrer frühern Jahre einer leichtsinnigen Dame bei, welche sie bei ihrer Ankunft am französischen Hofe getroffen hatte. Auch nahm sie sich vor, den ihr anvertrauten Prinzessinnen den Zutritt der Musiklehrer zu untersagen. Mit vollem Ernste gestand sie: „den Sänger Garat durfte ich singen hören; aber nie mit ihm ein Duett singen." — Welche Hoffnungen erregte sie für ihr reiferes Lebensalter, da sie ihre Jugend mit solcher Unparteilichkeit beurtheilte! —

Da die Königin Calonne's Erhebung zum Minister nicht hatte verhindern können, machte sie aus ihrem Mißvergnügen darüber kein Geheimniß; sie äußerte einst bei der Herzogin in der Mitte seiner Parteigänger und Beschützer, daß der Staatshaushalt Frankreichs aus den Händen eines ehrlichen, aber unfähigen Mannes an einen gewandten Ränkemacher gerathen wäre. In der ganzen Zeit, wo Calonne auf dem Posten blieb, war an keine Uebereinstimmung zwischen ihm und der Königin zu denken; Letztere vermied jede Verbindung mit ihm, während in Paris flache Spottgedichte umherliefen, welche Antoinetten und ihre Vertraute als willkürlich mit der Casse des Generalcontroleurs schaltend darstellten.

In dem langen harten Winter von 1783 auf 1784 gab der König zur Unterstützung der Armuth drei Millionen. Calonne, der eine Annäherung an die Königin für gerathen hielt, machte einen fruchtlosen Versuch, sie durch Ehrfurchtsbezeigungen zu gewinnen. Er machte ihr den Antrag, von jener Summe eine Million anzunehmen, um sie unter die Hülfsbedürftigen unter ihrem Namen nach Gefallen auszutheilen. Antoinette antwortete, indem sie den Antrag ablehnte, daß die Verleihung dieser Almosen einzig im Namen des Königs geschehen müßte. Um selbst zur Hülfe für die Unglück-

lichen beitragen zu können, würde sie sich in diesem Jahre alle Vergnügungen versagen und das Ersparniß zu Almosen verwenden. — Als Calonne bei dieser Veranlassung das Zimmer der Königin verließ, sagte sie: „Ich vermeide eine Schlinge, oder wenigstens eine Gelegenheit zu großen Unannehmlichkeiten. Der Mann wird die Staatsfinanzen zu Grunde richten. Man behauptet, von mir rühre seine Ernennung her; man verbreitet im Volke, ich sey verschwenderisch; deshalb habe ich, auch nicht für den lobenswerthesten Zweck, eine Summe des königlichen Schatzes an mich bringen wollen." —

Durch fortdauernde Ersparnisse besaß die Königin in ihrer Privatcasse zwischen fünf und sechsmal hunderttausend Franken, von welchen sie die Hälfte zur Vertheilung an arme Familien den Geistlichen in Paris und Versailles einhändigen ließ. Auch wachte sie sorgsam, daß von der frühesten Kindheit an ihre Tochter zur Mildthätigkeit angeleitet wurde. Die kleine Prinzessin mußte unter den Augen der Königin Almosen vertheilen. Mit welchem richtigen Blicke, mit welchem Zartgefühle Antoinette diesen Theil ihres Erziehungsplanes verfolgte, beweist folgender Zug: die Königin ließ zu den gewöhnlichen Neujahrsbescheerungen für ihre Kinder eine Menge Spielzeug und Puppen von Paris kommen und in einem Zimmer aufstellen; hierher führte sie die Kleinen, zeigte ihnen alles, machte ihnen aber bemerklich, daß ihre Absicht, ihnen hiervon Geschenke zu machen, unmöglich geworden sey, indem sie bei der Härte des Winters den Hülflosen alles Geld gegeben habe; dieses Mal müßten sie sich mit dem bloßen Anblicke der schönen Sachen begnügen. — Gleich nachher erinnerte sie sich daran, daß gewiß viele Mütter in diesem Jahre gleiche Ansichten hätten, weshalb sie sich verpflichtet hielt, den Verkäufern dieser Spielsachen ein Geschenk von funfzig Louisdoren zu machen, um sie für Reise- und Transportkosten zu entschädigen, da sie von ihren Waaren nichts abgesetzt hatten.

Gleichzeitig schadete ein Vorfall dem guten Ruf der Königin bedeutend: es war der Ankauf von Saint-Cloud, zu welchem die Bauten, welche für Versailles nöthig waren, die Veranlassung gaben. Mit Vorschlägen zu diesen erweiternden Ausbesserungen war Micque be-

auftragt; der Anschlag belief sich auf mehrere Millionen; auf Befragen des Königs versicherte jener Baumeister, die Unternehmung binnen sechs Jahren zu beenden, wenn die Zahlungen des Kostenbetrages aus dem königlichen Schatze pünktlich erfolgten. „Wie lange aber wird es dauern, wenn dieses nicht der Fall ist?" fragte der König weiter. — „Zehn Jahre, Sire," antwortete Micque. — So mag man, fuhr Ludwig XVI fort, auf zehn Jahre rechnen, und die große Unternehmung bis 1790 verschieben; sie wird dann den Schluß des Jahrhunderts einnehmen." —

Die Königin faßte auf einer Spazierfahrt die Idee zur Erwerbung von St. Cloud, und der König, davon unterrichtet, fand dieses sehr gerathen, da Versailles in den zehn Jahren der Bauunternehmung nicht bewohnt werden konnte. Die Minister Breteuil und Calonne erhielten Aufträge zum Ankauf. Saint-Cloud gehörte dem Herzoge von Orleans; man beabsichtigte, demselben für die Kaufsumme die Schlösser Choisy, Muette und einen Forst zu vertauschen. Wenn gleich im Fortgange der Unterhandlungen die beiden Schlösser zurückbehalten und deren Werth mit mehrern Millionen bezahlt wurde, so sah doch die Königin diese Erwerbung nicht als einen Kostenaufwand, sondern als ein Ersparniß an. Zwar erfolgte nun die beabsichtigte Einziehung der Schloßbeamtenstellen zu Choisy und Muette nicht; dagegen ließ sich die Königin von ihrem Gemahle die neue Besitzung abtreten, damit der Gehalt für einen königlichen Schloßgouverneur gespart würde, indem sie nur einen Schloßverwalter, wie zu Trianon, anstellte. Die Dienerschaft zu Saint-Cloud, in der Bediententracht der Königin, wie die polizeilichen Benachrichtigungen, welche an den Eingängen angeheftet und „Auf Befehl der Königin" unterzeichnet waren, machten einen übeln Eindruck; besonders das Letztere, worin man einen gesetzwidrigen Eingriff in das Herkommen der Monarchie sah. Dieses blieb Antoinetten nicht verschwiegen; aber die einzige Antwort welche sie auf die Vorstellungen treuer Rathgeber ertheilte, war: „In meinen Besitzungen steht mein Name am rechten Orte; hier kann ich Vorschriften ertheilen, ohne die Staatsrechte zu verletzen." — Doch der Unwille der Pariser gab sich laut genug kund und veran-

laßte unbezweifelt in den ersten Parlamentsunruhen den Herrn von Espremenil zu der Aeußerung: es sey eben so unpolitisch als unmoralisch, die königlichen Schlösser im Besitzthume der Königinnen zu sehen. —

Antoinette war mit der Weise, wie Calonn diese Angelegenheit betrieb, höchst unzufrieden; der Abb von Vermond, der festeste und thätigste seiner Feinde, sah mit Schadenfreude die Hülfsquellen der Gegner sich erschöpfen, wodurch der Zeitpunkt, da der Erzbischof von Toulouse zum Finanzministerio gelangte, beschleunigt wurde.

Beaumarchais's Hochzeit des Figaro beschäftigte in dieser Zeit das französische Publicum; das Lustspiel wurde in der Handschrift in vielen Gesellschaften gelesen; wegen mancher bittern Anspielung blieb die öffentliche Vorstellung desselben untersagt, obgleich diese von allen Seiten verlangt wurde. Das königliche Paar, welches sich das Stück hatte vorlesen lassen, war entschieden dagegen; aber dennoch wurde, unter mächtiger Mitwirkung der öffentlichen Meinung, die Sache so lange gedreht, bis die Aufführung zu Stande kam. Mehrere Personen aus der nächsten Umgebung der Königin, der es zum Verdrusse gereichte, hatten hierzu mitgewirkt; besonders Vaudreuil, der heftige, herrschsüchtige Freund der Herzogin von Polignac. Die Ungnade, in die er bei der Königin gerieth, kam zur Sprache, als er ihr einen prachtvollen, aus Einem Stücke Elfenbein kunstvoll gearbeiteten Billardqueue in der Aufwallung des Unwillens über Spielunglück zerschlug; bei dieser Veranlassung äußerte Antoinette: „Ich habe ihm nichts darüber gesagt, ihn aber mit Mißbilligung angesehen. Er ist von dem Mißgeschicke um so niedergeschlagener, weil er sich schon zum Gouverneur des Dauphins ausersehen glaubte, und sich dieser bewiesene Jähzorn für ihn am wenigsten schickt. Es ist genug, daß ich bei der Wahl einer Oberhofmeisterin mein Herz habe entscheiden lassen; bei der Ernennung des Gouverneurs des Dauphins sollen meine Freunde keinen Einfluß gewinnen: ich bin dafür der Nation verantwortlich." —

In diesen Zeitpunkt des Lebens der Königin fällt jene schon vorerwähnte Begebenheit, welche ihr so nachtheilig wurde, ihre Todfeinde vermehrte und lauter wer-

den ließ, und fortgesetzt in der Volksstimmung fortwirkte, bis zu der blutigen Katastrophe, die das Leben der unglücklichen Frau beschloß. Es ist von der berüchtigten Halsbandsgeschichte die Rede, bei welcher entschieden die Königin keinen Betrug übte, sondern selbst ein Opfer des schändlichsten Betruges wurde, indem sie schlechten Rathgebern folgte, welche letztere ihren Feinden hinterlistig eine recht entschiedene Niederlage beizubringen gedachten, und so verhängnißvoll ihre Gebieterin in ein Gewebe schändlicher Verleumdungen stürzten. Je verdeckter Verbrechen und Schuld, Unvorsichtigkeit, Leidenschaft und Schwäche die Fäden dieser unerhörten Cabale in einander flochten, je zahlreicher nach verschiedenen Standpunkten die Theilnehmer derselben waren, um so größer das Aufsehen, welches diese Begebenheit verursachte. Bis zu den neuesten Zeiten hin sind in vielen Schriften die hierher gehörigen Thatsachen in's Licht gestellt, um gegenseitige Beschuldigungen zur Entscheidung zu bringen und das Dunkel aufzuhellen.

Besonderes Aufsehen hat die Erzählung des Abbé Georgel erregt, dessen Darstellung zwar den wohlunterrichteten Mann, aber auch den leidenschaftlichen Vertheidiger des Cardinals Rohan und den bittern Widersacher seiner Gegner verräth. *) Frau Campan berichtigt in ihren Denkwürdigkeiten die Halsbandsgeschichte, der sie selbst, als Vertraute der Königin, so nahe stand, mit einer zusammenhängenden Ausführlichkeit, welche überall die Merkmale der größten Wahrheitsliebe offenbart.

Für den vorliegenden Zweck dürfte eine vollständige Uebertragung dieser Erzählung zu vielen Raum in An-

*) In den Mémoires pour servir à l'histoire des événemens de la fin du dix-huitième siècle depuis 1760 jusqu'en 1806—1810 par un contemporain impartial, publiés par M. Georgel (Paris 1817) nimmt die Erzählung der Halsbandsgeschichte den vierten Abschnitt ein. Einen gediegenen Auszug aus dieser Darstellung findet man in den Curiositäten, Band 6. Stück 5. Seite 379 bis 425. Doch muß Georgel's Werk mit großer Vorsicht gebraucht werden; selbst in Frankreich ist sein Zeugniß verdächtig, worüber sich sehr bestimmt ausspricht die Biographie nouvelle des Contemporains, Tom. VIII. Pag. 72. ff.

spruch nehmen, weshalb nur die Hauptthatsachen in gedrängter Kürze hier zusammengestellt werden sollen:

Die Hofjuweliere Böhmer und Bossange, deren schon oben gedacht ist, hatten einen prachtvollen diamantenen Halsschmuck verfertigt, den sie der Königin wiederholt zum Verkauf anboten; diese Anträge wurden indeß immer mit der bestimmten Erklärung zurückgewiesen, daß Antoinette keine Juwelen mehr kaufen wolle, am wenigsten einen so überaus kostbaren Schmuck. Bei einer Audienz, welche Böhmer bei der Königin zu erhalten wußte, that er einen Fußfall, flehete um den Ankauf des Halsbandes und versicherte, er würde, wenn seine Bitten nicht Gehör fänden, sich ersäufen; Antoinette wies ihn bestimmt und mit Würde zurück. —

Während dieser Vorfälle trat eine abenteuerliche Gräfin von Lamotte Valois, welche, unter dem Vorgeben, von der Königsfamilie der Valois abzustammen, sich an den Hof drängte, eine kleine Pension bezog und durch listige Vorspiegelungen eine geheime Verbindung mit der Königin glauben machte, in genaue Verbindung zu dem Cardinal Prinzen von Rohan, welcher, obgleich mit den höchsten kirchlichen Würden bekleidet, in der Ungnade der Königin stand. Die abgefeimte Betrügerin machte, unter Mitwirkung vieler Vertrauten, unter welchen der berüchtigte Cagliostro eine Hauptrolle spielte, den eiteln, verblendeten Cardinal glauben, daß sie ihn mit Antoinetten versöhnen und auf den Gipfel der Hofgunst heben würde, und verleitete ihn, jenen reichen Halsschmuck von Böhmer und Bossange auf den Namen der Königin zu kaufen, von welcher letztern untergeschobene Briefe und Vollmachten hierzu vorgezeigt wurden. Jenes freche Spiel mit dem betrogenen Prälaten ging so weit, daß man ihn zu einer geheimen nächtlichen Zusammenkunft mit der Königin führte, die, in den Gärten von Versailles veranstaltet, aber unter dem Vorgeben, daß sich der Graf von Artois und seine Gemahlin näherten, schnell unterbrochen wurde, bei welcher eine aus Paris herbeigeführte, gut abgerichtete Buhlerin die Rolle der Königin spielen mußte. Das Halsband ging aus den Händen des Cardinals in die der Gräfin, welche, anstatt es, nach ihrem Vorgeben, der Königin zuzusenden, es ihrem Ehemann einhändigte, der damit nach England rei-

ste und dort die ausgebrochenen Steine zu Gelde zu machen suchte. — Indeß rückt der erste Zahlungstermin, welcher beim Kaufe dem Juwelier Böhmer festgestellt war, heran; durch neue Vorspiegelungen wird der Cardinal verleitet, diese Zahlung zu bewirken, indem ein reicher Thor, Sainte-James, der gern die Gunst Antoinette's erlangen will, zur Herbeischaffung des Geldes veranlaßt wird.

Bei Herannäherung des zweiten Zahlungstermines wird Böhmer unruhig und wendet sich, ohne den Verkauf des Halsbandes und die dadurch entstandene Schuld deutlich auszusprechen, darauf aber hindeutend, schriftlich an die Königin, wie persönlich an die Frau Campan, wo denn sogleich der Betrug insoweit entdeckt wurde, daß Rohan, unter dem erdichteten Vorgeben, von Antoinetten dazu beauftragt zu seyn, den Schmuck gekauft und den Namen der Königin in's böse Spiel gezogen habe. — Die Königin, hierüber auf das äußerste entrüstet, zog den Abbé von Vermond und den mit den Hausangelegenheiten beauftragten Minister Breteuil zu Rathe, welche beide die willkommene Gelegenheit ergriffen, langgenährten Haß gegen die mächtige Familie Rohan mit dem Sturze des Cardinals in Wirksamkeit zu setzen, ohne alle Berücksichtigung der schonenden Vorsicht, welche der unmittelbar auf der Königin haftende Verdacht so dringend machte. So ließen sie mehrere Tage hindurch in geheimnißvollem Dunkel die ganze Sache ruhen, bis der König, davon benachrichtigt, endlich (am 15ten August 1785), als zur Feier des Kirchenfestes der Himmelfahrt Mariä sich der Hof versammelt hatte, den Cardinal zu sich in sein Cabinet berufen ließ. Da sich hier gegen den Vorwurf, unter Mißbrauch des Namens der Königin von Böhmer jenen reichen Halsschmuck gekauft zu haben, der bestürzte Prälat weder mündlich, noch schriftlich rechtfertigen konnte, wurde er verhaftet, in die Bastille gesetzt, und das Parlament mit der Untersuchung und Bestrafung des Verbrechens beauftragt. Während die Familie Rohan den dem Cardinale angethanen Schimpf als eine gemeinsame Verfolgung betrachtete, während der päpstliche Hof den unglücklichen Prälaten aus dem Cardinalscollegio verstieß, weil er sich vor einem weltlichen Richterstuhle gestellt, während die Anordnungen des Kö-

niges den Meisten ein Werk der Rachsucht der Königin und Breteuil's, wenigen Parteilosen nur ein Act des Gerechtigkeitssinnes des Königs zu seyn schien. Zahllose Schriften bearbeiteten die Meinung des Publicums und suchten die verschiedenen Angeschuldigten zu vertheidigen; vor dem Parlamente ward die Untersuchung unter genauer Beobachtung aller Förmlichkeiten zehn Monate hindurch betrieben, und dann nach Urtheil und Recht der Cardinal von dem angeschuldigten Verbrechen freigesprochen, indem sich ergab, daß keine Theilnahme an einem Betrug auf ihm hafte, sondern daß er selbst schrecklich betrogen sey. — Dennoch entsetzte ihn der König seiner Würde als Großalmosenier von Frankreich und verwies ihn auf seine Abtei Chaise-Dieu. Die berüchtigte Gräfin de la Motte, als die Hauptverbrecherin, wurde vom Parlamente verurtheilt, mit dem Stricke um den Hals öffentlichen Widerruf zu leisten, dann ausgepeitscht, gebrandmarkt und auf Lebenszeit ins Zuchthaus gebracht zu werden.

Rohan's Freisprechung nach einem so harten, vom Hofe aus wider ihn eingeleiteten Verfahren, seine Dienstentsetzung und Verbannung nach der Ausmittelung seiner Unschuld, wirkten höchst nachtheilig auf den Ruf der Königin, deren unweise Rathgeber, bei der Gewißheit des begangenen Verbrechens und der Unschuld der Königin in der Racheluft die Möglichkeit einer Rechtfertigung des Cardinals nicht geahnet hatten. — Mit so vieler Wahrheit sagt Weber in seinen Denkwürdigkeiten (Theil I. Seite 308 und 309): „Vergeblich stellte die strenge, unparteiische Untersuchung des höchsten Gerichtshofes mit dem wahren Zusammenhange des Betruges die vollkommene Schuldlosigkeit der Königin in's Licht; vergeblich enthüllten spätere Zeugnisse und Begebenheiten das ganze schändliche Gewebe; der Vorwand war einmal gefunden, der Funken hatte gezündet: Antoinette's Feinde waren zu froh, in dieser schlechten Geschichte Zunder für ihren Haß zu erhalten, um eine so erwünschte Gelegenheit unbenützt vorübergehen zu lassen, ihr das Leben zu erbittern und auf dasselbe ein falsches Licht zu werfen. — Maria Antoinette nahm ihre Zuflucht zum Bewußtseyn ihrer Unschuld, zu dem nie erschütterten Vertrauen des Königs und zu den Tröstungen der Freundschaft, die ihr besonders die Prinzessin von Lam-

balle und die Herzogin von Polignac darbrachten. Zur erstern sagte sie einst bei dieser Veranlassung, als sie in gehässigen Flugschriften schonungslos behandelt wurde, die denkwürdigen Worte: „„Das Verhängniß scheint kaltblütig alle Mittel aufzubieten, mein Inneres zu zermalmen; doch ich will über die Schändlichen den Sieg davontragen, indem ich meine Vorsätze zum Guten verdoppele. Gewissen Menschen wird es weit leichter, mich zu kränken, als mich zur Rache wider sie zu bewegen.““ —

Je freudiger man bei so löblicher Sinnesäußerung die Königin gegen den Vorwurf gerechtfertigt sieht, an einem schändlichen Betruge Theil genommen zu haben, um so räthselhafter wird der Verdacht, den feindselige Menschen wider sie zu verbreiten wußten, da Antoinette, wenn sie ja den köstlichen Halsschmuck zu besitzen wünschte, nach ihrer Stellung Mittel genug hatte, um auf truglosem, ehrenvollem Wege den ihr dringend angetragenen Kauf zu Stande zu bringen. Dieses Räthselhafte findet nur seine Auflösung in dem der Königin selbst von ihren treuesten Verehrern gemachten Vorwurfe einer oft höchst leichtsinnigen, unüberlegten Handlungsweise, der sie sich nach Laune überließ, und in der jener eben mitgetheilten Aeußerung widersprechenden Unzufriedenheit, welche die Königin über die Freisprechung des Cardinals laut werden ließ; sie setzte sich dadurch in die unangenehme Lage, daß sie selbst ihren Feinden die schärfsten Waffen wider sich darbot. Der einzige Standpunkt, aus welchem die gegen den Cardinal angeordnete Strenge gerechtfertigt werden konnte, war, daß bei derselben der Rechtsgang stattgefunden hatte; nun aber eben dieser Rechtsgang zur Rechtfertigung und Freisprechung des von ihr Angeklagten führte, ward ihr derselbe verhaßt, und das Organ des Rechts, das Parlament, mit mißbilligenden Vorwürfen überhäuft.

Frau Campan fand, als die Königin den Urtheilsspruch erfahren hatte, diese einsam in ihrem Zimmer weinend: „Beklagen Sie,“ schluchzte sie, „Ihre beschimpfte Königin als ein Opfer der Cabale und der Ungerechtigkeit; ich beklage Sie dagegen als Französin: denn wenn ich in einer mich persönlich verletzenden Sache keine gerechten Richter fand, was können Sie bei

einem Rechtsstreite, wo Ihr zeitliches Glück oder Ihre Ehre auf dem Spiele steht, erwarten?" —

Wie man damals allgemein der Meinung war, daß in der Feindschaft Breteuil's gegen den Cardinal die Haupttriebfeder des gegebenen Aergernisses lag, so trug der mißglückte Ausgang hauptsächlich zum baldigen Fall des Ministers bei. Auch Vermond rügte Breteuil's unweises Benehmen gegen Rohan, und hörte von diesem Augenblicke an auf, als Freund seine Stütze bei der Königin zu seyn. Endlich gelangte Vermond dahin, seinem alten Gönner, dem Erzbischof von Toulouse behülflich seyn zu können zur Ernennung zum Chef der Finanzverwaltung. Oft äußerte er, daß siebzehnjährige Geduld keine zu lange Frist sey, um bei Hofe zum Ziele zu kommen; den ganzen Zeitraum habe er verwendet, um dahin zu gelangen, daß der Erzbischof zum Besten des Staates seine rechte Stelle bekäme. Nun machte der Abbé von seinem Einflusse und Gewichte auf die Königin kein Geheimniß mehr. — Antoinette wurde durch die Handlungsweise des Königs und durch das geringe Vertrauen, welches er dem neuen Minister bezeigte, genöthigt, sich den Regierungsangelegenheiten zu unterziehen; dieser gefahrvollen Nothwendigkeit war sie während Maurepas's Ministerio enthoben. —

In Betreff der der Königin fortwährend vorgeworfenen Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, von welcher Weber mit einiger Verwechselung der Zeitpunkte redet (Mémoires, Tom. I. Pag. 309. ff.), versicherte Antoinette oft, daß sie sich nur Einmal für Oesterreichs Interesse verwendet habe, als Kaiser Joseph II im Türkenkriege, bei den Bedrohungen Preußens, vermöge der bestehenden Bündnisse berechtigt war, von Frankreich ein Hülfscorps von 24,000 Mann, oder funfzehn Millionen Livres zu verlangen. Die Königin drang auf die Sendung der Mannschaft; Vergennes entschied für die Zahlung der Hülfsgelder und sagte der Königin in einer Unterredung über diesen Gegenstand, daß er für seine Entscheidung der Mutter des Dauphins, nicht der Schwester des Kaisers verantwortlich sey. — Das Geld wurde abgesandt, ob man in Wien gleich ein Hülfscorps weit lieber erhalten hätte; dennoch wiederholte man in Frankreich unaufhörlich die Beschuldigung,

daß die Königin ihrem Bruder große Summen zuschickte, welche verrätherisch dem Staate entzogen würden. —

Unmittelbaren Einfluß auf Regierungsangelegenheiten erhielt die Königin erst nach Maurepas's und Vergennes's Tode, und nach dem Rücktritte Calonne's. Sie beklagte diese neue Stellung oft und erachtete sie wie ein unvermeidliches Mißgeschick. Als sie eines Tages mit der Frau Campan Eingaben und Berichte zusammenlegte, welche sie im Auftrage der Minister dem Könige übergeben sollte, rief sie seufzend: „Seitdem aus mir eine Ränkemacherin (intrigante) geworden, ist alles Glück von mir gewichen. — Ja, fuhr sie fort, das ist das rechte Wort; alle Frauen, welche sich in Angelegenheiten, die über ihren Gesichtskreis gehen und außerhalb ihrem Berufe liegen, mischen, sind Ränkemacherinnen. Sie sollen wenigstens wissen, daß ich mich nicht täusche, indem ich mir reuig diesen Namen beilege. Die Königinnen Frankreichs sind nur glücklich, wenn sie sich in nichts mischen und genügendes Ansehen behaupten, um das Glück ihrer Freunde und einiger treuer Diener zu machen. — Wissen Sie, was mir neulich begegnete! Seitdem ich zu den geheimen Berathungen des Königs gehe, hörte ich einst, als ich durch das Zimmer l'oeil-de-boeuf ging, einen Musikus der Capelle so laut sagen, daß mir kein Wort verloren ging: „„Eine Königin, die ihren Beruf kennt, bleibt in ihrem Zimmer und macht Filet.““ — Ich dachte bei mir: Unglücklicher, du hast Recht; aber du kennst meine Verhältnisse nicht: ich weiche der Nothwendigkeit und meinem unglücklichen Schicksale.“ —

Die Lage der Königin war um so drückender, da Ludwig XVI sich daran gewöhnt hatte, ihr keine Regierungsangelegenheiten mitzutheilen. Als sie nun in den spätern Zeiten genöthigt war, sich in Sachen von größtem Gewicht zu mischen, fehlten ihr oft die unentbehrlichsten Notizen. Bei unzureichender Kenntniß, unter Leitung von Menschen, die mehr ehrsüchtig als brauchbar waren, konnte die Königin nicht nützlich wirken, indeß ihre offenkundige Einmischung in die Regierung wider sie eine allgemeine Abneigung hervorbrachte, deren Verbreitung für ihre wahren Freunde so beunruhigend wurde.

Verleitet und getäuscht durch den glänzenden Vor-

trag Brienne's, in dem Vertrauen zu ihm durch die Lobsprüche erhalten, welche Vermond seinen Talenten machte, beging die Königin, nachdem sie den Fehlgriff seiner Ministerernennung verschuldet, den ungleich größern, ihn noch zu halten, als die Verzweiflung der ganzen Nation schon seinen Fall entschieden hatte. Selbst in dem Augenblick seines Rücktrittes hielt sie es ihrer Würde angemessen, ihm offen Beweise ihrer Achtung zu geben. Sie schickte ihm ihr mit reichen Steinen besetztes Bildniß und ernannte seine Nichte, die Frau von Canisy, zur Palastdame, mit der Aeußerung, daß sie einen Minister entschädigen müsse, der den Parteiungen des Hofes und dem Empörungsgeiste der Nation aufgeopfert sey; man würde künftig sonst niemanden finden, der sich dem Wohle der Regenten widmete. — Am Tage der Abreise des Erzbischofes wurde der Jubel darüber am Hofe laut und verbreitete sich über ganz Paris: dort machte man Freudenfeuer, der Pöbel verbrannte einen Gliedermann, der den Exminister vorstellte, und Eilboten verbreiteten die freudige Neuigkeit. — Der damals erlittene Hohn ward Antoinetten am schmerzlichsten, als der Erzbischof, kurze Zeit vor seinem Tode, in einer gedruckten Schrift sagte: daß mehrere Maßregeln während seines Ministerii die Herbeiführung der heilsamen Krisis der Revolution zum Zwecke gehabt hätten.

Als die fruchtlose Zusammenberufung der Notablen und die Widersetzlichkeit der Parlamenter die Nothwendigkeit der allgemeinen Reichsversammlung herbeiführten, stritt man lange darüber im Cabinette: ob die Einberufung zu Versailles, oder zwanzig bis dreißig Meilen von der Hauptstadt Statt finden sollte. — Die Königin stimmte für Letzteres und beharrte darauf in Gegenwart des Königs, um die ungeheure pariser Volksmasse davon entfernt zu halten. Sie fürchtete deren Einfluß auf die Berathungen der Abgeordneten; doch Necker's Meinung erhielt das Uebergewicht, und Versailles wurde gewählt. Es kann nicht angenommen werden, daß Necker den Umsturz der Monarchie, der von dieser Entscheidung ausging, vorher ahnete; er gedachte vielmehr sich zum Meister der Volksbewegungen zu machen und sie zu benutzen.

Mit der Einberufung der Reichsstände kam die Streitfrage über die doppelte Vertretung des dritten

Standes in Anregung. Die Königin glaubte, daß die Aussicht, Pfründen zu erhalten, die Geistlichkeit des zweiten Ranges gewinnen würde, während Necker seines Einflusses auf die Abgeordneten des dritten Standes gewiß sey. Wider die zweifache Vertretung desselben protestirte der Graf von Artois, Namens seiner und mehrerer Prinzen von Geblüt in einer dem Könige überreichten Eingabe, womit Antoinette sehr unzufrieden war. Sie glaubte, eine gewisse Partei wolle den Prinzen eine Rolle spielen lassen; seine Protestation war in dem Zirkel der Herzogin von Polignac gebilligt, weshalb die Königin dort nur noch erschien, um dem Gerüchte einer Veränderung der bisherigen Lebensweise keine Nahrung zu geben. Doch kam sie von dort immer sehr verstimmt zurück: sie fand die ihr als Königin gebührende, ehrfurchtsvolle Aufnahme; aber ihr Gefühl ward verletzt, da sie sah, daß an die Stelle vertrauter Freundschaft die Höflichkeit des Anstandes trat. Auch die zwischen ihr und dem Grafen von Artois stattfindende Kälte war ihr zwangvoll; sie hatte ihn, wie ihren eigenen Bruder, geliebt.

Bei der Eröffnung der Reichsversammlung am 4ten Mai 1789 erschien die Königin zum letzten Male im vollen Glanze der königlichen Pracht, schon unter bitteren Kränkungen; denn als sie im feierlichen Zuge zur Kirche hin erschien, riefen die Weiber aus den Volkshefen: „Hoch lebe der Herzog von Orleans!“ — Fast wurde der Aufzug gestört, indem Antoinette einer Ohnmacht nahe war; doch ermuthigte sie sich unzufrieden mit sich selbst, daß sie von der Bestürzung sich hatte fast überwältigen lassen.

Am folgenden Tage (den 5ten), bei der ersten Reichssitzung, hielt der König seine Rede fest und mit edelm Anstande; er hatte sich fleißig darauf vorbereitet, um beim Vortrag die rechte Betonung ganz in seine Gewalt zu bekommen. Der König gab öffentliche Beweise seiner Zuneigung und Verehrung für seine Gemahlin, welche beklatscht wurden; doch war leicht zu erkennen, daß die Beifallsbezeigungen nur dem Könige galten. — Gleich bei den ersten Verhandlungen ward Mirabeau's furchtbares Ankämpfen gegen die königliche Autorität sichtbar. Man versichert, er habe schon damals dem Könige, und ganz besonders der Königin,

seine Plane und die Bedingungen, unter welchen er von denselben abstehen wolle, wissen lassen; er habe seine Waffen der Beredtsamkeit und Verwegenheit zur Schau gestellt, um mit denen, die sein Angriff bedrohte, zu unterhandeln. Er spielte mit der Revolution, um ein Glücksloos zu gewinnen. Die Königin verlangte in diesem Zeitraume für ihn einen Gesandtschaftsposten, wahrscheinlich den zu Constantinopel; doch sie drang nicht durch. — So erzählt Frau Campan; Weber in seinen Denkwürdigkeiten sagt:

„Maria Antoinette erkannte die Gefahr, welche der Monarchie und der Person des Regenten von einem solchen Manne, der die Volksgewalt in Händen hatte, erwachsen mußte. Sie wußte, daß Mirabeau, tief verschuldet und ehrsüchtig, nach Geld und Ehrenstellen strebte. Sie trug daher bei den Ministern darauf an, daß man die Schulden des ungestümen Demagogen bezahle und ihm den Gesandtschaftsposten zu Constantinopel oder zu Philadelphia verleihe. Unglücklicher Weise wähnte Necker, es Mann gegen Mann mit Mirabeau aufnehmen zu können; er glaubte, daß eine Hand voll schöner Geister und Banquiers, die von ihm abhängig und ihm verbunden waren, dem talentvollen, rastlosen Manne und den Volksbewegungen leicht das Gleichgewicht halten könnten. Die folgenden Ergebnisse haben bewiesen, daß Maria Antoinette den Charakter des Volksrepräsentanten richtiger beurtheilte, als der Minister des Königs." —

Die vielfachen Aufregungen, welche mit dem Anfange der Revolution ganz Frankreich in Bewegung setzten, beunruhigten natürlich die Königin auf's äußerste. Bald hatte, selbst in den Nächten, die unglückliche Fürstin keine Ruhe mehr. In einer Nacht am Ende des Mai's saß sie mit der Campan und erzählte ihr mehrere wichtige Ereignisse, die am Tage stattgefunden hatten, während vier Wachskerzen auf dem Nachttische brannten. Drei derselben erloschen nach einander, wurden aber sogleich wieder angezündet. Die Königin reichte ihrer Gesellschafterin, vom Schreck ergriffen, die Hand: „Das Unglück, sagte sie, macht abergläubisch; wenn die vierte Kerze, wie die andern, ausgeht, wird mich nichts davon abbringen, dieses für eine böse Vorbedeutung zu halten." — Die vierte Kerze verlosch wirk-

lich. Vergeblich suchte man Antoinetten die Bedeutung, welche sie darauf legte, auszureden, indem man ihr bemerklich machte, daß wahrscheinlich ein Fehler der Dochte jenes Erlöschen veranlaßt habe.

Die Abgeordneten kamen mit mächtigen Vorurtheilen wider den Hof nach Versailles. Ueble Nachreden der Hauptstadt verbreiteten sich in den Provinzen; daher glaubte man, daß sich der König den Genüssen der Tafel bis zu den schändlichsten Ausschweifungen überließe, und daß die Königin den Staatsschatz mit der unsinnigsten Verschwendung vergeudete; daher wollten jene Ankömmlinge fast alle Klein-Trianon sehen. Ihren Vorstellungen entsprach die große Einfachheit dieses Landhauses durchaus nicht; Einige beharrten darauf, alles, bis auf die kleinsten Gemächer, zu sehen, indem sie den Verdacht äußerten, die geschmücktesten Zimmer würden ihnen verborgen gehalten. Sie äußerten sich, daß eines vorhanden seyn müsse, welches überall mit Diamanten verziert, gewundene Säulen, mit Saphiren und Rubinen besetzt, hätte. Die Königin konnte über diese tollen Vorstellungen nicht fertig werden und erzählte dem Könige davon, welcher, nach der Beschreibung, die die Deputirten von jenem Prachtzimmer machten, meinte, daß die Veranlassung zu dem Gerüchte eine für das Theater zu Fontainebleau unter Ludwig XV verfertigte Verzierung von gemachten Diamanten könne gegeben haben. Auch hielt der König dafür, die nach abgehaltener Dienstzeit in die Provinzen zurückkehrenden Gardes du Corps möchten durch übertriebene Erzählungen von dem, was sie am Hofe gesehen, solche entstellte Nachrichten in Umlauf bringen; wogegen die Königin auf den Gedanken kam, daß die dem Könige angeschuldigte Neigung zum Trinken aus eben der Quelle herrühre. Da der König bei seinen Jagdpartien zu Rambouillet immer nach gehaltener Tafel noch nach Versailles zurückfuhr, schlief er oft im Wagen fest ein und erwachte erst im Schloßhofe, wo dann die Gardes du Corps des Gefolges, welche den König taumelnd aussteigen sahen, ihn für betrunken gehalten hatten.

Die meisten angelangten Deputirten, die zu Versailles bei Privatleuten aus geringem Stande Wohnungen bezo-

gen, wurden durch ihre Wirthe noch in ihren irrigen Vorurtheilen bestärkt.

Bald nach Eröffnung der Reichsversammlung (den 4ten Junius 1789) starb der erste Dauphin. Der junge Prinz war von der englischen Krankheit befallen, die sein nahes Ende vorhersehen ließ. So stürmten häusliche Leiden auf die Königin ein, während der Blick auf die öffentlichen Angelegenheiten immer trüber wurde. Eine offenbare Zwietracht, welche zwischen dem Herzoge von Harcourt, dem Oberhofmeister des Dauphins, und der Herzogin von Polignac, als dessen Oberhofmeisterin, und beider Familien stattfand, vergrößerten diesen Kummer. Der Prinz zeigte große Abneigung gegen die Herzogin, welche sich darüber bei der Königin beklagte und die Schuld davon auf den Gouverneur und seine Gemahlin schob. Wirklich hatte der Dauphin mit Festigkeit der Polignac mehrere Male die Thür gewiesen, unter dem Vorwande, daß er die Wohlgerüche, welche sie an sich habe, nicht vertragen könne, obgleich die Herzogin nie dergleichen gebrauchte. Die Königin entdeckte bald, daß die Vorurtheile, welche man dem Prinzen wider ihre Freundin beibrachte, sich auf sie selbst erstreckten; ihr Sohn sprach in ihrer Gegenwart kein Wort mehr. Sie bot dem Kinde, das gern Zuckergebackenes aß, dergleichen dar; doch die Bedienung trat sogleich herzu und bat, dem Dauphin nichts zu geben, da er ohne Verwilligung der Aerzte durchaus nichts genießen dürfe. Ihr mütterliches Herz ward unbezweifelt durch diese Erinnerung tief verwundet, besonders da ihr nicht unbekannt war, daß man sie einer vorwaltenden Vorliebe für ihren zweiten Sohn, den Herzog von der Normandie, beschuldigte, dessen Liebenswürdigkeit und blühende Gesundheit in der That ein seltsames Widerspiel machte mit dem hinfälligen Aeußern und dem trübsinnigen Charakter seines ältern Bruders. Schon seit längerer Zeit merkte sie, wie man darauf hinarbeite, ihr die Zuneigung eines Kindes, das sie als gute, zärtliche Mutter liebte, zu rauben. — Ein Jahr früher hatte Antoinette schon ihr jüngstes Kind, die Prinzessin Sophie, welche noch gesäugt wurde, durch den Tod verloren; dieser erste Unglücksfall war, wie die Königin äußerte, das Vorspiel der langen Reihe der folgenden. —

Drei Tage, nachdem sich die Abgeordneten des dritten Standes durch einen feierlichen Eid im Ballhause zu Versailles verbunden hatten, folgte am 23sten Junius die berüchtigt gewordene königliche Sitzung, wo der eitle Necker wegen einiger vom Könige in seinen Erklärungen gemachten Veränderungen seinen Regenten nicht in die Versammlung begleitete; eine Unterlassungssünde, von der die Königin mit Recht urtheilte, daß sie ein Heilmittel in Gift verwandelt, daß Necker, im Besitz der Volksgunst, durch freche, öffentliche Mißbilligung der Schritte seines Regenten die Ränkesüchtigen kühn gemacht und die Reichsversammlung verführt habe; daß er aber um so schuldbeladener sey, indem er noch am Morgen zuvor ihr ausdrücklich zugesagt habe, er werde den König in die Sitzung begleiten. Vergeblich suchte sich Necker mit vorgegebener Nichtachtung seiner Vorschläge zu entschuldigen. Selbst nach den strafbaren Unruhen am 11ten, 12ten und 14ten Julius, nach den Ermordungen Flesselle's und Launay's, *) die die Königin als treue Diener beweinte, zeigte das Volk fortwährende Liebe für den König: denn man traute es seiner Sinnesart unbezweifelt zu, daß er den Wünschen der Nation durch Abstellung der Mißbräuche entsprechen würde; doch glaubte man, er würde hierin gehemmt durch die Ansichten und den Einfluß des Grafen von Artois und der Königin, weshalb beide der Gegenstand des Hasses der Unzufriedenen waren. Die Gefahr, in welcher Artois schwebte, veranlaßte die ersten Schritte Ludwigs in der Nationalversammlung. Er erschien am 15ten Julius in derselben ohne Gepränge oder Bedeckung, allein von seinen Brüdern begleitet. Seine einfachen Zusicherungen: er wolle sich den Nationalabgeordneten anvertrauen, er sey eins mit der Nation, er baue auf die Liebe und Treue seiner Unterthanen und habe deshalb die Entfernung der Truppen von Paris und Versailles befohlen, erfüllten alles mit Enthusiasmus für den König, indeß die Volkswuth wider den Grafen von Artois laut wurde. Oefter er-

*) Beide wurden ein Opfer des 14ten Julius 1789; letzterer ward als Gouverneur der Bastille, ersterer als Vorsteher des neuen Stadtmagistrates, der wegen seiner Anhänglichkeit an den König der Verrätherei beschuldigt war, ermordet. —

scholl das Geschrei: „Hoch lebe der König! Euch und Euern Grundsätzen zum Aerger, Monseigneur!“ — Ein Weib wagte es, sich dem Könige zu nähern und ihn zu fragen, ob auch seine eben gegebene Zusicherung wohl gewiß sey, ob man keine Abänderung zu fürchten habe? —

Der Schloßhof war mit einer ungemessenen Volksmenge angefüllt; man verlangte, daß der König, die Königin und ihre Kinder auf dem Balcon sich zeigten. Letztere mußte Frau Campan zur Königin bringen, dann ging sie hinab auf den Platz und mischte sich unter die Menge. Dort gab es Geschrei von allen Seiten; aus dem Abstande zwischen den Anzügen und der Sprachweise konnte man leicht die Verkleidung erkennen, die gewisse Leute planmäßig gewählt hatten. Eine Frau, mit schwarzem Schleier über dem Gesichte, ergriff die Frau Campan heftig beim Arme, nannte sie beim Namen und rief: „Ich kenne Sie recht gut; sagen Sie der Königin, daß sie sich nicht länger in unsere Regierung mische, sondern daß sie ihren Mann und unsere guten Reichsstände des Volkes Glück betreiben lasse.“ — In demselben Augenblicke faßte ein Mensch in geringem Anzuge, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, die Frau Campan beim andern Arme und rief ihr zu: „Ja! ja! wiederholen Sie ihr es recht oft, daß es mit den jetzigen Ständen etwas anderes ist, wie mit den vorherigen, die nichts dem Volke Ersprießliches vollbrachten. 1789 ist die Nation zu aufgeklärt, um nicht besser zu Werke zu gehen; jetzt halten die Volksvertreter keine Vorträge, das Knie zur Erde gebeugt. Verstehen Sie? sagen Sie ihr dies!“ — So wurde die arme Frau von Schreck erfüllt, als die Königin auf dem Balcon erschien: „Seht“, rief das verschleierte Weib, sie hat die Herzogin (von Polignac) nicht bei sich.“ —„Nein!“ antwortete jener Mann, „die ist wie die Maulwürfe, sie arbeitet im Verborgenen; aber wir verstehen es, sie mit dem Haken aus der Erde zu ziehen.“ — Nun entfernte sich das verwünschte Paar; Frau Campan gewann mühsam das Schloß und stattete dem Königspaare von dem Gespräche der beiden Unbekannten Bericht ab. — Bald nachher traf sie auf dem Wege zur Madame Victorine (Tante Ludwigs XVI) vor den Fenstern des Thronsaales, drei Leute, deren einer laut rief: „Da sehet den Thron, dessen Spuren man

binnen kurzem wird suchen müssen." — Man erkannte unter diesen Dreien eine Kreatur Orleans's, einen gewissen Saint-Huruge, der gegen die Regierung aufgebracht war, weil er schlechter Aufführung halber einige Zeit gefangen gesessen hatte.

Der König war von allen den Umtrieben unterrichtet; er wußte selbst die Tage, wo man in Paris Geld vertheilte. Antoinette widerrieth der Frau von Campan einige Male dorthin zu reisen, weil es am nächsten Morgen daselbst Unruhen geben würde, da sie erfahren hatte, daß in den Vorstädten wieder Geldspenden gemacht waren.

Unter so verhängnißvollen Ereignissen wurde am 16. Julius beim Könige eine höchst wichtige Berathung gehalten. Die Entscheidung betraf die Frage: sollte der König Versailles verlassen und mit den Truppen gehen, deren Rückmarsch er eben befohlen hatte, oder sollte er nach Paris gehen, wo, nach den Vorstellungen mehrerer Deputationen, seine Erscheinung alle Parteien beruhigen würde? — Die Königin wünschte ersteres. An demselben Tage ließ sie ihren Schmuck an Edelsteinen einpacken, um solchen in ihrem eignen Wagen mit fortnehmen zu können, und eine große Menge Papiere verbrennen, denn man glaubte sich in Versailles von einem Streifzuge des bewaffneten Pöbels der Hauptstadt bedroht. — Endlich erfolgte die Entscheidung: der König zog nicht mit der Armee; doch alle, welche in dringender Gefahr waren, mußten sogleich abreisen. Die Königin sagte: „Morgen geht der König nach Paris auf das Stadthaus; nicht sein Entschluß ist dies; die Berathungen haben lange gedauert, endlich hat er ihnen ein Ende gemacht, indem er aufstand und sagte: „„Zum Schlusse, meine Herren! Es muß entschieden werden, ob ich abreisen oder bleiben soll. — Zu beidem bin ich bereit."" — Die Stimmenmehrheit war für das Bleiben des Königes; — die Zukunft wird lehren, ob man eine gute Wahl getroffen hat." —

Nun gingen die Auswanderungen vor sich: der Graf Artois, der Prinz Condé mit seinen Kindern, die Familie Polignac und viele andere Große, die theils die Volkswuth zu fürchten hatten, theils mit dem Hofe unzufrieden waren, reisten ab. Besonders angreifend für die Königin war die Trennung von ihrer Freun-

din, der Herzogin von Polignac. In diesem trüben Augenblicke war die kleine Spannung, welche neuerlich zwischen beiden Freundinnen, besonders wegen politischer Ansichten, eingetreten war, vergessen. Antoinette bewies der Abreisenden die zärtlichste Zuneigung und sandte ihr noch ein Reisegeld von fünfhundert Louisd'or, da sie wußte, das die Herzogin ohne eigenes Vermögen war, und die Einnahmen ihrer Hofämter kaum hingereicht hatten, den erforderlichen Aufwand zu bestreiten. — Mit genauer Noth entkam die Familie Polignac, welche in Sens das Volk schon in heftiger Bewegung fand; hier wurde sie befragt: ob denn die Polignac's noch bei der Königin wären? — Ihr Reisegefährte, der Abbé von Balivière, hatte die Geistesgegenwart, mit fester, kecker Stimme zu antworten: „Die sind schon weit fort von Versailles; die schlechten Leute ist man los." — Auf der folgenden Station stieg der Postillon auf das Fußbrett und sagte zur Herzogin: „Madame! es gibt noch ehrliche Leute in der Welt: ich wußte schon in Sens recht gut, wer Sie sind." — Man belohnte den gütigen Mann mit einer Hand voll Goldstücke. —

Während der ersten Unruhen gab ein siebzigjähriger Greis der Königin einen Beweis treuer Zuneigung. Péraque, ein reicher Coloniebesitzer, reiste von Brüssel nach Paris; unterwegs traf er einen jungen Mann, der Frankreich verließ und ihm anrieth: wenn er Briefe vom Auslande bei sich habe, besonders für die Königin, solche zu verbrennen. — In der That hatte Péraque Briefe der Erzherzogin Maria Christine, Stadthalterin der österreichischen Niederlande, an ihre Schwester, die Königin, bei sich. Nach dem Rathe des Unbekannten, den er dankbar annahm, verwahrte er seine Briefschaften sorgsam; bei der Annäherung an die Hauptstadt wuchs seine Besorgniß, unter den Wahrzeichen großer Verwirrungen, jene Papiere sichern zu können. Er entschloß sich, den Brief zu erbrechen, lernte denselben auswendig, obgleich hohes Alter und eine Länge von vier vollgeschriebenen Seiten das Beginnen schwierig machten, und vernichtete ihn dann. Bei seiner Ankunft zu Paris schrieb er den Brief aus dem Gedächtnisse nieder und überreichte ihn der Königin, mit der Aeußerung, daß er im Bewußtseyn der Treue dieses Wagstück unternommen habe. Die Königin bezeigte dem achtungswürdigen Greise

ihren Dank und hielt dafür, daß der junge Mann, der den Reisenden gewarnt hatte, der Prinz Georg von Hessen-Darmstadt, der ihr sehr ergeben war und gerade in jener Zeit die Hauptstadt verließ, gewesen sey. —

Leicht begreiflich mußte die Reise Ludwigs XVI nach Paris (am 17. Julius) seine Gemahlin in die größte Besorgniß stürzen. Weinend verschloß sie sich in ihr Zimmer. Sie schickte zu mehreren Hofleuten; aber die waren schon geflohen; man fand an ihren Wohnungen Vorlegeschlösser. Todtenstille und Besorgniß herrschte im königlichen Schlosse: kaum wagte man, die Rückkehr des Königes zu hoffen. Antoinette gab ihren Stallmeistern den Befehl, das Gespann in Bereitschaft zu halten. Sie beabsichtigte, wenn der König gefangen in Paris zurückbehalten würde, sich mit ihrer Familie und ihrem Hofstaate in die Nationalversammlung zu flüchten, an die sie eine kurze Anrede entwarf, worin es hieß: „Ihnen, meine Herren, vertraue ich die Gattin und Familie Ihres Regenten; verstatten Sie nicht, daß man auf der Erde trennt, was der Himmel vereinigt hat." — Sie wiederholte sich diese Worte, ward aber von Thränen und dem schmerzlichen Ausruf unterbrochen: „Sie werden ihn nicht zurückkehren lassen!" — Endlich gelangte der König wieder zu Versailles an; freudeerfüllt umarmte er seine Gemahlin, Schwester und Kinder und wiederholte öfter: „Glücklicher Weise ist kein Blut geflossen; ich schwöre, daß nach meinen Befehlen nie ein Tropfen französisches Blutes vergossen werden soll!" — Viele hofften von diesem letzten Schritte des Königes großen Erfolg für die Beruhigung der Gemüther, behufs der friedlichen Beendigung der Arbeiten der Nationalversammlung. Die Königin hegte keine so günstigen Ansichten; Bailly's bekannte Anrede an den König: „Heinrich der Vierte hat sein Volk erobert, und jetzt erobert das Volk seinen König!" — verletzte sie tief. Das Wort „erobern!" beleidigte sie; sie verzieh diese schöne Redensart eines Akademikers dem Herrn Bailly niemals.

Fünf Tage nach der Fahrt Ludwigs nach Paris, nach dem Abmarsche der Truppen und der Flucht der Prinzen und anderer Großen, bewiesen blutige Schandthaten, daß der König von seinem Throne herabgestiegen sey, ohne sein Volk versöhnt zu haben. Ein gewisser

Foulon, der im Krigesministerio angestellt war, während Broglio das um Versailles versammelte Heer befehligte, hatte sich in Viry versteckt. Er ward erkannt, von den Landleuten gefangen genommen und nach Paris auf das Stadthaus geschleppt; vergeblich bemüheten sich die Wahlmänner, die Mitglieder der Ausschüsse und selbst das damalige Idol der Pariser, La Fayette, ihn zu retten; er ward auf eine empörende Weise ermordet, sein Leichnam durch die Straßen bis zum Palais Royal hingezogen, und sein Herz trugen Weiber in einem weißen Nelkenstrauße umher. Auch Foulons Schwiegersohn, Berthier, Intendant von Paris, ward verhaftet und grausam behandelt.

Die Königin war überzeugt, daß Unvorsichtigkeiten diese Schandthaten veranlaßten: Foulon hatte über die vom Könige zu ergreifenden Maßregeln zwei Denkschriften eingereicht, in deren einer er sich frei über die strafbaren Absichten des Herzoges von Orleans aussprach, ihn schnell gefangen zu nehmen und vor Gericht zu stellen rieth, gleichfalls die Abgeordneten bezeichnete, die verhaftet werden müßten, und in den König drang, nicht eher sich von seinem Heere zu trennen, bis die Ordnung der Dinge hergestellt sey. Nach dem zweiten entgegengesetzten Plane, sollte sich der König zum Meister der Revolution machen, ehe ihr Ausbruch vollendet wäre; er rieth, daß sich der König in die Nationalversammlung begebe, den Volkswünschen große Opfer bringe, und den Aufrührern keine Zeit gelassen werde, von ihren strafbaren Umtrieben Gewinn zu ziehen. — Diese beiden Eingaben Foulons wurden bei Madame Adelaide vorgelesen, in Gegenwart von vier oder fünf Personen, deren einer mit der Frau von Stael genau verbunden war, aus welchem Verhältnisse die Königin den Verdacht schöpfte, daß hierdurch die Gegenpartei von den Denkschriften Foulons Nachricht erhalten hätte.

Nach der Abreise der Herzogin von Polignac fiel alle Gefahr, bei der Königin in Gunst zu stehn, auf den Abbé Vermond; man bezeichnete ihn schon als einen dem Volksglücke schädlichen Rathgeber. Antoinette, davon beunruhigt, gab ihm den Rath, nach Valenciennes zu reisen, von wo er nach wenigen Tagen nach Wien ging und dort sein Leben beschloß. Kaum war

er entfernt, so redete die Königin im vertrauten nächtlichen Gespräche über ihn mit der Frau Campan, die mit ihrer ganzen Familie nie zu seinen Freunden gehörte. Es mußte Verwunderung erregen, daß die Königin unmittelbar nach seiner Entfernung von einem Manne, der ihrem Vertrauen so viele Jahre hindurch zunächst stand, mit offenbarer Kälte sprach. Als die Campan, auf dringendes Verlangen der Gebieterin, ihre Meinung über Vermond dahin abgab, daß er ursprünglich ein unbesonnener Schwätzer sey, der, um dieses zu verdecken, den groben Sonderling gemacht habe, wurde sie von der Königin mit dem Ausrufe unterbrochen: „Ja das ist wahr!" — Es ließ sich nicht verkennen, daß die Königin sich vorsichtig dem Uebergewichte entzog, welches sich der Abbé in seiner begünstigten Stellung angemaßt hatte.

Unter den beständigen Volksgährungen und den Zügen des pariser Pöbels nach Versailles, wo Unfug aller Art verübt, und der Verfall des königlichen Ansehens immer offenbarer wurde, ging in den ersten Tagen des Octobers der beste Zeitpunct zur Flucht für die königliche Familie, unter dem ewigen Schwanken in der Wahl der Maßregeln, verloren. Der König ließ sich, indeß die Krone Frankreichs von seinem Haupte fiel, in seiner arglosen Lebensweise nicht irre machen. Als in Versailles am 5. October die Nachricht anlangte, daß die pariser Nationalgarde mit den ganzen Hefen der Bewohner der Hauptstadt gegen Versailles im Anzuge sey, mußte Ludwig XVI erst von einer Jagdpartie aus der Gegend von Meudon herbeigeholt werden, um dem Staatsrathe beizuwohnen: Saint-Priest macht zur Abwendung der dringenden Gefahr treffliche Vorschläge, die, durchzuführen, noch hinreichende Mittel vorhanden waren; doch Necker, mit seiner eitlen, kraftlosen Popularitätssucht, bestritt den Plan, und der König hob die Sitzung auf, um sich mit der Königin zu berathen, welche auch St. Priest's Ansichten abgeneigt war, weil sie sich, nach denselben, mit den königlichen Kindern nach Rambouillet begeben sollte, indeß der König an der Spitze der ihm zu Gebote stehenden Truppen dem Aufrührerschwarme entgegen ginge und sie zum Rückzuge nöthigte, oder doch beim unglücklichsten Erfolge immer Zeit behielte, seine Person sicher zu stellen. An-

statt also den Begebenheiten entgegen zu treten, ließ man ihnen verzagt freien Spielraum. Ueber einen Plan konnte man nicht einig werden. Als die Gefahr dringender wurde, als St. Priest darauf drang, daß der König, um nicht genöthigt zu seyn, nach Paris zu gehen, mit seiner Familie schleunigst nach Rambouillet fliehen sollte, als die Königin, welche nun keine Trennung von ihrem Gemahle mehr hiergegen abgeneigt machte, einstimmte, widersprach Necker fortwährend, und die Flucht unterblieb. Schon am folgenden Tage rettete sich die Königin, über welche man sich die zügellosesten Aeußerungen erlaubte, in ihrer eigenen Wohnung nur durch die Vorsicht, mit welcher ihre Dienerschaft eilig die Zimmerthüren, gegen die ins Schloß stürmende Volksmasse verrammelte, vor groben Mishandlungen; sie gewann nur so viel Zeit, um zum Könige zu fliehen. Dieses geschah, nachdem La Fayette unmittelbar vorher die Versicherung gegeben, die königliche Familie könne ruhig seyn; er bürge für sein Heer. Doch die Königin rechnete auf La Fayette's Ergebenheit nicht; nur glaubte sie, da er jene Zusicherung dem Könige vor einer Menge von Zeugen gegeben, daß er seinen Ruhm als Befehlshaber nicht aufs Spiel setzen würde. Antoinette hielt sich auch fortwährend von der Anhänglichkeit des pariser Heeres an den General überzeugt, und sein Vorgeben von dem Zwange zu dem Marsche nach Versailles für eine Finte.

Die aus der Revolutionsgeschichte nur zu bekannten Gräuelscenen in dem königlichen Schlosse zu Versailles, wo die Mordlust der Wüthrige mehr als einmal dem Leben des königlichen Paares drohte, und mancher treue Diener sein Blut nutzlos opferte, sollen hier nicht von neuem erzählt werden. Wie es natürlich ist, daß fortwährendes, sich steigerndes Unglück die gemeinschaftlich Leidenden einander inniger verknüpft und gegenseitige zärtliche Anhänglichkeit erzeugt, so fand dieses auch bei dem königlichen Paare Statt, das von dem Verhängnisse verfolgt, vielleicht jetzt zu spät erkannte, daß es, unauflöslich verknüpft, stehen und fallen müsse. Die unversöhnlichen Feinde der Königin versäumten aber nicht, selbst dieses immer inniger werdende Verhältniß zu ihrem Gemahle zum Gegenstande der verworfensten Schmähungen zu machen.

Unter diesen wilden Ereignissen ward dem Könige das Versprechen abgedrungen, nach Paris, dem Centralpuncte der Verschwörungen, zu gehen. Er erklärte: „Ihr wollt, meine Kinder, daß ich euch nach Paris folge; ich will es thun; doch unter der Bedingung, daß ich mich nicht von meiner Gattin und meinen Kindern trenne.“ Beim Abschiede sagte Antoinette unter vielen Thränen zu ihrer Dienerschaft: „Folgt mir baldigst nach Paris; ihr sollt in den Tuilerien Wohnung finden; verlaßt mich nicht wieder: in den dermaligen Zeiten müssen treue Diener nützliche Freunde werden. Wir sind ja verloren, vielleicht gar zum Tode bestimmt: denn gefangene Könige stehen diesem nahe.“ —

Um ein Uhr Mittag verließen Ludwig und Antoinette Versailles; die beiden Kinder Ludwigs, sein Bruder, Monsieur, und dessen Gemahlin, und seine Schwester Elisabeth waren in seinem Wagen, an welchen sich mehrere Wagen mit Hofleuten und Deputirten anschlossen. Die Masse des pariser Haufens machte die Bedeckung, aber welche! — Fischweiber, die den königlichen Wagen umgaben, riefen: „Nun wird es uns nicht an Brot fehlen *), wir haben jetzt den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Lehrburschen.“ — In der Mitte dieser verworfenen Horde trug man die Köpfe zweier ermordeter Gardes du Corps, wie Siegeszeichen, die ein Haarkräusler aus Sevres zu recht zu machen und mit Puder ihre von Blut triefenden Haare zu bestreuen gezwungen wurde. Bis zehn Uhr Abends dauerte der peinliche Zug, der dann erst auf dem pariser Stadthause anlangte. Der König in seiner Anrede sagte: daß er immer mit Vergnügen und mit Zuversicht unter die Einwohner seiner guten Stadt Paris trete. — Bailly, der diese Worte den Abgeordneten der Communen wiederholte, ließ die Worte „mit Zuversicht“ weg; die Königin bemerkte es und verbesserte den Fehler mit lauter Stimme. Dann zog die königliche Familie in die Tuilerien ein, wo nichts zu ihrem Empfange vorbereitet war; die bisher von Hofleuten bewohnten Zimmer mußten eiligst geräumt werden. Monsieur und seine Gemahlin begaben sich nach dem Schlosse Luxenburg. —

---

*) Bekanntlich war durch erkünstelte Hungersnoth die Hefe der Pariser aufgeregt. —

Die Königin nahm von Versailles nichts mit, als ihre Diamanten; die übrigen Kostbarkeiten, welche sich in den nunmehr von der Nationalgarde besetzten Zimmern befanden, waren der Aufsicht der Frau Campan und ihres Schwiegervaters anvertraut, welche, unter der Erlaubniß des dortigen Gouverneurs, Gouvernet de la Tour-du-Pin, alles, was die Königin gebrauchte, fortführen durften.

Noch immer bewies das Volk gegen die Aufregungen der Haupturheber der Umtriebe nicht die Folgsamkeit und den blinden Eifer, welche jene erwarteten. — Die rasensten Jakobiner wurden die eifrigsten Verfechter der Königin, sobald sie selbige in der Nähe gesehen und gesprochen hatten; mehrere von denen, die ihre Gefangennehmung in den Tempel verursachten, opferten sich auf, indem sie ihre Befreiung zu bewirken sich vergeblich bemühten.

Schon am 7. October erschien das Weibergesindel, welches Tags zuvor den Wagen der Königin umgab, auf dem Platze vor den Fenstern der Königin und verlangte, sie zu sehen. Antoinette zeigte sich. Die Frechsten des Haufens warfen sich zu Sprecherinnen auf. Eine derselben richtete den Rath an die Königin, daß sie die den Fürsten so verderblichen Hofleute von sich entfernen und die Einwohner der guten Hauptstadt lieben möchte. — Antoinette antwortete: Letzteres sey der Fall in Versailles gewesen, und auch in Paris würde sie dieselben lieben. — „Ja!" rief ein anderes Weib, „aber am 14. Julius haben Sie die Hauptstadt wollen belagern und beschießen lassen." — „Das hat man euch nur vorgesprochen, und ihr habt es geglaubt," erwiderte die Königin mit vieler Güte; „solche Lügen machen das Unglück des Volkes und des besten der Könige." — Eine Dritte redete Antoinetten deutsch an; sie antwortete, daß sie dies nicht verstände; sie sey so ganz Französin geworden, daß sie ihre Muttersprache gänzlich verlernt habe. — Beifallsgeklatsch folgte dieser Erklärung. Nun brachten die Wortführerinnen ein Bündniß in Vorschlag, das sie mit der Königin machen wollten. — „Wie soll ich dazu kommen, entgegnete sie, wenn ihr auf den Bund nicht vertraut, welchen mir meine Pflichten auferlegen, und dem ich meines eigenen Glückes halber Folge leisten muß?" — Jene verlangten

dann Bänder und Blumen von ihrem Kopfputze; die Königin nahm solche herab und reichte sie der Menge hin, die während der Theilung eine halbe Stunde hindurch fortdauernd schrie: Hoch lebe Maria Antoinette! Hoch lebe unsere gute Königin! —

Zwei Tage nach der Ankunft zu Paris sandte die National-Garde Abgeordnete an die Königin, um sie zum Besuch des Schauspiels einzuladen und dadurch mit dem Könige zu beweisen, daß sie gern ihren Wohnsitz in der Hauptstadt genommen hätten. Antoinette antwortete: „daß sie mit Vergnügen der Aufforderung der Stadt Folge leisten würde; doch wäre erst Zeit von Nöthen, um die schmerzlichen Eindrücke der letztvergangenen Tage zu verwischen; wie sie ihren Einzug in die Hauptstadt mit Vergnügungen begehen könne, da man bei demselben ihr die Köpfe zweier treuer Gardisten, die an der Thür ihres Regenten gemordet wären, vorgetragen habe? Indeß sey die Freude, welche sie vorher immer in der Mitte der Bewohner von Paris empfunden, in ihrem Gedächtnisse nicht erloschen; sie genieße dieselbe auch noch gegenwärtig nach Möglichkeit." —

Nur in den häuslichen Verhältnissen fand das Königspaar jetzt einige Aufheiterung, besonders in den Beweisen der Zärtlichkeit der beiden Kinder. Täglich gab der Dauphin neue Proben seines richtigen Gefühles, seines treffenden Urtheils und eines glücklichen Gedächtnisses. — Eines Tages sah er seinen Vater nachdenkend an, und auf Befragen des Königes um die Ursach, antwortete der Prinz: er habe ihn um einen sehr ernsthaften Gegenstand zu befragen; er möchte ihm doch sagen, wo es herrühre, daß, während der König sein Volk so sehr liebe, letzteres mit ihm so unzufrieden sey; was er denn gethan habe, um dasselbe so sehr wider sich aufzubringen? — Der Vater nahm den Knaben auf den Schoos und sagte ihm: „Liebes Kind! ich gedachte mein Volk glücklicher zu machen, als es zuvor war; ich brauchte Geld, um gemachte Kriegskosten zu bezahlen; ich forderte dasselbe von meinem Volke, wie es meine Vorgänger thaten; die Beamten, welche das Parlament ausmachen, widersetzten sich hiergegen und behaupteten, das Volk müsse seine Zustimmung geben. Nun berief ich zu Versailles aus jeder Stadt die Ersten durch Geburt, Reichthum, oder Geist, das heißt die Reichsstände.

Als sie versammelt waren, machten sie Forderungen an mich, deren Bewilligung ich weder für mich, noch für dich, der du einst mein Nachfolger seyn wirst, verantworten konnte; nun reizten Bösewichter das Volk zum Aufstande; die Frevelthaten dieser letzten Tage sind ihr Werk; das Volk trägt nicht die Schuld derselben." —

Die Königin schärfte dem jungen Prinzen ein, daß er die Anführer der Bataillone, die Officiere der Nationalgarde und alle Pariser, welche sich ihm zu nähern Gelegenheit fanden, mit zuvorkommender Artigkeit behandeln müsse. Das Kind ließ sich dieses auch recht angelegen seyn; hatte es bei solcher Veranlassung eine artige Antwort gegeben, so flüsterte es der Mutter ins Ohr: „Habe ich es so recht gemacht?" —

Bald nach der Ankunft der königlichen Familie zu Paris machte die Herzogin von Luynes, auf Veranlassung eines Ausschusses der Constitutionnellen, der Königin den Vorschlag, bis zur Vollendung der Constitution auf einige Zeit Frankreich zu verlassen, damit ihre Gegner sie nicht beschuldigen könnten, dem Unternehmen beim Könige entgegengewirkt zu haben. Die Herzogin wußte, wie weit bereits die Plane der Aufrührer gingen, und ward zu jenem Vorschlage von wahrem Interesse für die Königin getrieben. Dieses verkannte Antoinette keinen Augenblick, doch entgegnete sie: „daß sie nie den König, nie ihren Sohn verlassen würde; wenn sie allein dem öffentlichen Hasse ausgesetzt sey, wäre sie jeden Augenblick bereit, selbst ihr Leben aufzuopfern; doch wenn es den Thron gelte, oder ihre Entfernung vom Könige, so würde sie durch Einwilligung hierein eine Niederträchtigkeit begehen, deren einziger Gewinn die Rettung ihres Lebens sey." —

Kaum war die königliche Familie in den Tuilerien einigermaßen eingerichtet, wie auch Madame Elisabeth und die Prinzessin von Lamballe, so kehrte Antoinette zu ihrer gewöhnlichen Lebensweise zurück: den Morgen über beschäftigte sie sich mit der Erziehung ihrer Tochter, bei deren Unterricht sie zugegen war, und begann große Tapetenstickereien. Um sich mit der Lecture zu beschäftigen, dazu war ihr Geist von den Ereignissen und den sie umgebenden Gefahren zu aufgeregt; die Beschäftigung mit der Nadel konnte ihr allein einige

Zerstreuung verschaffen. Zweimal wöchentlich, ehe sie in die Messe ging, hatte der Hof bei ihr Zutritt, und dann speiste sie auch öffentlich mit dem Könige. Die übrige Zeit verlebte sie mit ihrer Familie und ihren Kindern; sie hatte keine Concerte und besuchte das Schauspiel nicht, bis 1791 nach der Annahme der neuen Constitution. Indeß gab die Prinzessin von Lamballe in ihren Zimmern in den Tuilerien einige Abendgesellschaften, die durch den Zufluß der großen Welt sehr glänzend wurden. Einige Male erschien die Königin dort; doch bald überzeugt, daß es sich für ihre Verhältnisse nicht schicke, so große Gesellschaften zu besuchen, blieb sie in ihren Zimmern bei ihrer Arbeit, wo sie wenigstens vor Beleidigungen gesichert war, denen sie sich in jenen Cirkeln aussetzte. — Bei einem Besuche derselben saß einst mit ihr an Einem Spieltische ein englischer Lord, der die Niederträchtigkeit hatte, einen großen Ring umherzuzeigen, in welchen Haare von Olivier Cromwel gefaßt waren. —

Die damaligen Gespräche der Königin dreheten sich, wie man leicht denken kann, vorzüglich um die Revolutionsereignisse; sie ließ es sich angelegen seyn, der Pariser wahre Gesinnung rücksichtlich ihrer selbst, und die Ursachen, durch die sie so entschieden die Liebe des Volkes und vieler Personen höherer Stände verlieren konnte, zu erforschen. Die Schuld dieser traurigen Ereignisse schob sie allein auf den Parteigeist, auf den Haß des Herzoges von Orleans und auf die närrische Sucht der Franzosen, ihre Staatsverfassung durchaus verändert zu sehen. Sie bemühete sich, die persönlichen Ansichten aller Personen auf bedeutendern Posten zu erforschen. So hatte der General Luckner seit dem Beginn der Revolution öfter die heftigsten Schmähungen wider sie ausgestoßen. Antoinette beauftragte daher eine Vertraute, bei einer mit Luckner genau verbundenen Dame Erkundigung über die Ursach dieses Hasses einzuziehen. Nun erhielt sie Auskunft: daß der Marschall von Segur jenen General zum Befehlshaber eines Beobachtungscorps vorgeschlagen zu haben versichert, die Königin aber Luckners Namen gestrichen haben sollte. — Antoinette ließ diese Antwort dem Könige in ihrer Gegenwart erzählen, und fügte dann hinzu: „Da sehen Sie es, wie wahr meine Behauptung ist, daß Ihre Mi-

nister, um bei Vertheilung der Gnadenverleihungen ganz freie Hand zu haben, die Franzosen überreden, daß ich mich in alles mische; da wird in der Provinz keine Erlaubniß zum Salz- oder Tabakshandel gegeben, so glaubt das Volk, einer meiner Günstlinge erhalte sie." — „Das ist sehr wahr," antwortete der König; „doch bezweifle ich sehr, daß Segur solche Aeußerung gegen Luckner gemacht hat; er weiß zu gut, wie Sie sich nie in Ernennungen gemischt haben. Der Luckner ist ein schlechter Wicht, Segur aber ein ehrenwerther, solcher Lüge unfähiger Mann. — Doch Sie haben ganz recht, weil Sie sich für einige Schützlinge verwendet haben, hat man ungerechter Weise verbreitet, daß Sie alle Civil- und Militairanstellungen vergeben." —

Der ganze nicht ausgewanderte Adel der Hauptstadt ließ es sich angelegen seyn, fleißig beim Könige zu erscheinen; dieser Zudrang zu den Tuilerien war bedeutend. Selbst in äußern Abzeichen offenbarte sich diese Ergebenheit: die Frauen trugen große Liliensträuße und weiße Bandschleifen. Oft gab es im Schauspiele zwischen dem Parterre und den Logen Lärm; das Volk wollte diesen Schmuck, den es für ein gefährliches Abzeichen hielt, verschwinden sehen. Aehnliche Aufregungen und Unruhen fanden hinsichtlich der Nationalcocarde Statt; wer sie nicht trug, setzte sich Mishandlungen aus und ward von den Schildwachen verhaftet. Alle Schritte, die der König, um die Ruhe wieder herzustellen, in der Nationalversammlung that, halfen zu nichts; man zweifelte an der Aufrichtigkeit derselben. Diese Zweifelsucht nährten die Royalisten durch die immer wiederholte Behauptung: daß der König nicht frei sey; deshalb wären alle seine Handlungen nichtig und ohne Verbindlichkeit für die Zukunft. Die Parteisucht hatte den Punkt erreicht, daß es den zuverlässigsten, dem Könige treuergebensten Leuten nicht mehr gestattet war, die Stimme der Vernunft frei zu führen und dem Könige ohne Rückhalt ihren Rath zu ertheilen. Oft sprach und verhandelte man über Tische, ohne zu erwägen, daß die Dienerschaft der Gegenpartei angehörte. Auf der einen Seite waltete Wankelmuth und unweises Betragen; auf der andern List, Verwegenheit und Beharrlichkeit.

Im Februar 1790 wurde der Hof durch das un-

glückliche Schicksal des Marquis von Favras *) beunruhigt, welcher den König zu entführen und eine Gegenrevolution zu bewirken beabsichtigte. Monsieur (der jetzige König von Frankreich) hatte ihm zum Verfolg dieser Pläne Geld vorgeschossen. Als die Sache mißglückte, ging der Prinz auf das pariser Stadthaus, um sich dort wider die auf ihn fallende Schuld zu rechtfertigen. Es ist wahrscheinlich, daß der König um diesen Schritt wußte; die Königin hatte keine Kenntniß davon; aber sie war nach Favras Verurtheilung hinsichtlich seiner Geständnisse, die er in den letzten Lebensstunden machen konnte, in großer Besorgniß. Er starb indeß, ohne Verrath zu begehen, mit Heldenmuth, als ein Opfer der Zeitverflechtungen, und rettete mehrere Theilnehmer seiner Plane. Den Sonntag nach seiner Hinrichtung erschienen während der öffentlichen Tafel die Wittwe Favras und sein Sohn in Trauer vor dem Königspaare, wo denn alle Royalisten erwarteten, die Königin würde gerührt die unglückliche Familie mit Wohlthaten überschütten. Doch fanden sich vorsichtigere Rathgeber, die dieses zu verhindern suchten, besonders da der scheußliche Santerre, als Commandant eines Bataillons der pariser Nationalgarde, im Zimmer die Wache hatte. Indeß war die Königin von dem Auftritt erschüttert und beklagte unmittelbar nachher ins Geheim weinend die thörichte Unüberlegtheit der leidenschaftlichsten Königsfreunde. „Ach! man muß wohl erliegen, sagte sie, indem man von Leuten angegriffen wird, denen mit allen Fähigkeiten jegliches Verbrechen zu Gebote steht, und dagegen schätzenswerthe Menschen zu Vertheidigern hat, welche von unsrer Lage keinen Begriff haben. Im Angesichte beider Parteien haben sie mich blosgestellt, indem sie mir Favras Wittwe und Sohn vorführten. Konnte ich frei handeln, so würde ich das Kind eines Mannes, der sich für uns aufopferte, zu mir genommen und ihm an der Tafel zwischen mir und dem Könige den Platz angewiesen haben; doch, umgeben von den Mördern seines Vaters, habe ich nicht

*) Die Biographie universelle berichtet ausführlich von dem Leben dieses Mannes; über die Plane, welche er in dem hier in Rede gestellten Zeitpunkte hegte, und über das ihn bei Verfolgung derselben ereilt habende harte Geschick ist nachzulesen: Zeitgenossen, neue Reihe, No. VIII. Seite 21 ff.

gewagt, dasselbe nur anzublicken. Die Royalisten schmähen mich, daß ich keine Theilnahme für das arme Kind bewiesen habe, und die Revolutionsmänner sind vor Zorn außer sich, daß man glauben durfte, mir mit jener Vorstellung einen Gefallen zu erweisen." Da Antoinette die Umstände der Wittwe Favras und ihre beschränkte Lage kannte, sandte sie ihr am folgenden Tage durch eine vertraute Person eine bedeutende Geldsumme, mit der Versicherung, daß sie fortwährend für das Schicksal der Frau und des Sohnes sorgen werde.

Im nächsten Märzmonate sprach sich der König über die in den letzten Zeiten so oft in Anregung gekommenen Fluchtvorschläge deutlich aus. Eines Abends vertraute der Graf von Inisdal der Frau Campan, daß mehrere Edelleute sich verbunden hätten, den König in der bevorstehenden Nacht zu entführen; alles sey dazu vorbereitet: er selbst komme als Abgeschickter, um die entschiedene Zustimmung des Königs und der Königin sich zu erbitten. Ersterer wisse zwar um ihren Plan, doch habe er sich nie bestimmt darüber geäußert, was nun, da augenblicklich ans Werk geschritten werden sollte, nothwendig sey. — Nach manchen Schwierigkeiten wurde durch den Schwiegervater der Frau Campan die hochwichtige Angelegenheit dem Königspaare noch hinterbracht. König und Königin spielten mit Monsieur und seiner Gemahlin Whist. Herr Campan trug seine Sache vor; alles schwieg; endlich redete die Königin den König an: „Hören Sie nicht, was Herr Campan uns sagt?" — „Ja ich höre es," antwortete Ludwig XVI und spielte fort. Beide, Monsieur, wie Antoinette, drangen in ihn, daß er doch einen Bescheid geben möchte; da erwiderte der König endlich: „Sagen Sie dem Herrn von Inisdal, daß ich in meine Entführung nicht willigen kann!" — Mit diesem Bescheide wurde Inisdal, der darüber sehr unzufrieden war, fortgeschickt. Ob man gleich die Antwort hätte für eine schweigende Einwilligung halten können, blieb doch in der Nacht alles ruhig, und der Plan schien aufgegeben.

Schon nach wenigen Tagen äußerte sich indeß die Königin: „Man muß doch entfliehen; man weiß nicht, wie weit die Aufrührer gehen, und die Gefahr wächst täglich!" — Mehrere auf diese Ansicht berechnete Pläne

würden Antoinetten vorgelegt; viele derselben waren, wie es zu gehen pflegt, völlig unrathsam. —

Nach seiner Rückkehr aus Rußland hatte der Graf von Segur einige Zeit eine Anstellung bei der Königin und großen Einfluß auf sie, was aber nur kurze Zeit dauerte. — Die Kaiserin Katharina die Zweite theilte Antoinetten ihre Ansicht über die Lage Ludwigs XVI mit, wo sie in einem eigenhändigen Schreiben mit den Worten schloß: „Könige müssen ihren Weg verfolgen, ohne sich vom Geschrei des Volkes beunruhigen zu lassen, wie der Mond, ohne vom Hundegebell aufgehalten zu werden, seine Bahn vollendet." — Wenn solcher Grundsatz sich auch ganz gut für diese Selbstherrscherin Rußlands paßte, so war er doch gewiß nicht anwendbar für einen schon in der Gefangenschaft sich befindenden König. — Alle Rathschläge von Inländern und von außen her brachten keine Entscheidung zur Reife, die vortheilhaft für den Hof gewesen wäre, während die Revolutionsmänner mit festem Schritte ihre kühnen Wagstücke verfolgten, ohne von der Gegenpartei sich stören zu lassen. Die Plane des Auslandes, von Coblenz und Wien her, waren nicht übereinstimmend, hatten aber auf die einzelnen Glieder der königlichen Familie Einfluß. So war die Königin der Meinung, daß, wenn man der Partei zu Coblenz allein die Ehre der Wiederherstellung der Ordnung überließe, zu ihrem eigenen Unglücke, bei der Rückkehr der Ausgewanderten, der König unter deren Vormundschaft würde zu stehen kommen. Sie äußerte oft: „Wenn die Ausgewanderten ihren Plan durchsetzen, wird ihr Wille lange Zeit Gesetz bleiben; ihnen wird nichts abgeschlagen werden können; wenn man ihnen die Krone verdankt, erwerben sie zu große Berechtigungen." —

Ihre schon erwähnte Feindschaft gegen Calonne erhielt neue Wirksamkeit, indem derselbe durch die schlechtesten, strafbarsten Mittel die Königin anfeindete. Frau Campan behauptet sogar, die Handschrift der berüchtigten Denkwürdigkeiten der gebrandmarkten La Motte gesehen zu haben, in welcher Calonne eigenhändig manchen Verstoß gegen die Hofsitte und andere auffallende Unrichtigkeiten verbessert hätte; und diese Denkwürdigkeiten waren doch bekanntlich nichts als eine schändliche Schmähschrift gegen die Königin. —

Eine höchst rührende Scene war, als die Königin einige unglückliche Gardisten, welche bei den schändlichen Vorfällen in Versailles, indem sie das Königshaus und ihre Posten vertheidigten, verwundet worden waren und sich bis dahin verborgen in Paris aufhielten, geheim zu sich beschied, gegen sie auf die zarteste Weise ihre Dankbarkeit aussprach und, reich beschenkt, sie anwies, die Hauptstadt zu verlassen. Madame Elisabeth äußerte sich auf gleiche Weise; nur der König, der auch gegenwärtig war, verharrte im Schweigen, obgleich man auf seinem Gesichte die Wahrzeichen der zärtlichsten Theilnahme lesen konnte. Unmittelbar nachher sagte Antoinette: „Es ist mir unangenehm, den König hierher geführt zu haben; Elisabeth stimmt mir gewiß bei; hätte der König den braven Leuten das Viertheil von dem, was er für sie empfindet, ausgesprochen, so würde er sie entzückt haben; doch er kann seiner Schüchternheit nicht Herr werden." —

Der Tod des Kaisers Joseph II (er erfolgte den 20. Februar 1790) verursachte Antoinetten nicht die tiefe Betrübniß, welche man bei ihrer früher entschiedenen Vorliebe für diesen Bruder hätte erwarten können; die Zuneigung zu ihm war erkaltet; sie warf ihm, doch mit großer Schonung, vor, daß er mehrere Grundsätze der Modephilosophie angenommen habe, und daß er die Unruhen in Frankreich mehr aus dem Gesichtspunkte eines deutschen Fürsten betrachte, denn als Bruder der Königin Frankreichs.

In diesem Zeitpunkte hatte Mirabeau das Vertrauen noch nicht verloren, daß er die letzte Stütze des bedrängten Hofes werden würde. Er stand mit Antoinetten in einiger Verbindung. Es war die Rede davon, ihm ein Ministerium zu verleihen. Dieses wurde bekannt und veranlaßte das Decret der Nationalversammlung, daß ein Mitglied derselben erst zwei Jahre nach Niederlegung seiner Deputirtenstelle in das königliche Ministerium eintreten könne. Diese Festsetzung war der Königin äußerst schmerzlich; sie betrachtete solche als eine mächtige, gegen den Hof gerichtete Maßregel.

Der Aufenthalt in den Tuilerien hatte für den Sommer große Unannehmlichkeiten; die Königin wünschte, nach Saint-Cloud zu gehen. Diese Reise ward ohne Widerspruch festgesetzt, obgleich eine Abtheilung der Na-

tionalgarde dem Hofe folgte, war hier eine Flucht, zu welcher neue Vorschläge gemacht wurden, leicht ausführbar. Der König, seine Gemahlin, wie der Dauphin, hatten nur einen Adjutanten La Fayette's zu ihrer Begleitung; oft fuhren sie Nachmittags um vier Uhr aus und kehrten erst um neun Uhr Abends zurück. Die unfehlbarsten Vorkehrungen konnten ohne Hinderniß getroffen werden; aber die Unmöglichkeit, einen muthigen Entschluß zu fassen, ließ auch diese Gelegenheit fruchtlos vorübergehen. Antoinette äußerte: daß man erst die Abreise der Tanten des Königs abwarten und sehen wolle, ob das Unternehmen mit Anstand ausgeführt werden könne. — Die dringendsten Anmahnungen forderten eine entgegengesetzte Handlungsweise. Mit dem Jahrestage der Erstürmung der Bastille kam die erste Föderation zum Vorschein. Selbst in St. Cloud bedrohten feile Meuchelmörder das Leben der Königin. Ein Bösewicht, Rotondo, drang bis in den innersten Schloßgarten und ward an der Ausübung des Mordes nur dadurch verhindert, daß die Königin, durch Regenwetter bestimmt, nicht spatzieren ging. — Gleich nachher entdeckte die Polizei einen Plan zur Vergiftung der Königin, worüber sie ohne Gemüthsunruhe mit der Frau Campan und mit ihrem ersten Arzte Vicq-d'Azyr sprach; beide nahmen aus treuer Anhänglichkeit für ihre Gebieterin Vorsichtsmaßregeln, welche durch die anerkannte Mäßigkeit der Königin sehr erleichtert wurden. Auch wurde eine Flasche süßes Mandelöl immer in Bereitschaft gehalten, da solches, nebst der Milch, bekanntlich gegen alle ätzende Gifte das beste Gegenmittel ist. Besonders machte es dem Arzte Sorge, daß die Königin in ihrem Zimmer gewöhnlich gestoßenen Zucker frei stehen hatte, von welchem sie selbst, oft ohne Jemanden zu rufen, einen Löffel voll ins Wasser that, zum Trinken. Man traf die Verabredung, daß Frau Campan Zucker in ihrer Wohnung stoßen ließ und davon immer einige Duten voll mitbrachte, um mehrere Male des Tages frischen Zucker hinzustellen. Die Königin wollte von allen solchen Vorsichtsmaßregeln nichts wissen, und gestand die Ursach dieser Sorglosigkeit, als sie zufällig hinter die vorerwähnte Verabredung ihrer Umgebung kam: „Wißt, sagte sie, daß man gegen mich kein Körnchen Gift gebrauchen wird. Es ist jetzt nicht das Zeitalter

der Giftmischer; man hat dagegen in der Verläumdung ein weit besseres Mittel, die Menschen aus dem Wege zu räumen; auf solche Weise wird man mich tödten." —

Der Aufenthalt zu Saint Cloud wurde benutzt, der Königin eine geheime Zusammenkunft mit Mirabeau zu verschaffen. Dieser ritt, unter dem Vorwande, einen Freund auf dem Lande zu besuchen, von Paris fort und ward durch eine Gartenpforte von Saint Cloud zu einem Gartensitz geführt, wo ihn Antoinette ohne Zeugen erwartete und mit den Worten anredete: „Bei einem gewöhnlichen Feinde, bei einem Manne, der den Untergang der Monarchie geschworen hat, ohne dabei das Beste eines großen Volkes zu erwägen, würde ich gegenwärtig einen Fehlschritt thun; doch wenn man zu einem Mirabeau redet" u. s. f. Die Königin war mit sich sehr zufrieden, diesen Eingang gefunden zu haben, und erwähnte nachher, daß Mirabeau bei den Worten „ein Mirabeau" recht wohlgefällig ausgesehen habe; doch fügte sie hinzu: „hinsichtlich meiner ist die Schmeichelei gar gering; er hat unendlich mehr Böses gethan, als er wieder gut machen kann." — Als er die Königin verließ, soll er begeistert ausgerufen haben: „Madam! die Monarchie ist gerettet." —

Der Herausgeber der Denkwürdigkeiten des Generals Weber (Theil 2. Seite 37) bringt von jener Zusammenkunft des talentvollen, fast allmächtigen Volksredners mit der Königin folgenden interessanten Zug bei: Nachdem er Antoinetten seine Absichten, Erwartungen und Hülfsquellen dargelegt hatte, und er sich eben verabschieden wollte, sagte er noch: „Madam! wenn die Kaiserin, Ihre erlauchte Mutter, einem Unterthanen die Ehre des Zutrittes schenkte, so entließ sie ihn niemals, ohne ihm den Handkuß zu verstatten." — Bei diesen Worten reichte ihm die Königin mit der allen ihren Bewegungen eigenen Anmuth die Hand, worauf Mirabeau ausrief: „Dieser Kuß rettet die Monarchie!" —

Auch die Aufopferungen, welche gemacht wurden, diesen Revolutionsmann zu gewinnen, waren vergeblich. Mirabeau ging eines großen Theiles seiner Popularität verlustig, als er durch das vom Hofe empfangene Geld von drückender Armuth und tiefer Verschuldung zum bedeutenden Aufwande überging. — Eben so nutzlos wurde die Verbindung mit La Fayette; die Köni-

gin äußerte über ihn: daß die Sucht nach der Volksgunst ihn verdamme, sich allen Unverschämtheiten des Pöbels hinzugeben. Täglich vergrößerte sich Antoinettens Widerwillen gegen den General; dieses ging soweit, daß, als er im Fortgange der Revolution zuletzt den wankenden Thron zu stützen gedachte, sie ihm einen so großen Dienst nicht zugestehen wollte. —

Bedrängniß von außen und Mangel an innrem Gehalte, Behufs selbständiger Wirksamkeit, veranlaßte, daß man überall nach Hülfsleistungen umhergriff und sich gewöhnlich vergriff. Von der Noth begünstigt, erhielten oft untergeordnete Menschen ein augenblickliches Gewicht, indem ihnen wichtige Dinge anvertraut wurden. So that sich ein Herr von Goguelat, ein guter Zeichner, der sich mit Rissen von Saint Cloud und Trianon der Königin empfohlen hatte, hervor. Gleich in den ersten Monaten der Nationalversammlung compromittirte er die Königin durch seine Unvorsichtigkeit, indem er sich durch Ergebenheit für die Sache des Königs auszeichnen wollte. Er fehlte nie in den Versammlungen der Reichsstände, tadelte laut die Anträge der Abgeordneten und eilte dann in das Vorzimmer der Königin, um dort zu wiederholen, was er gehört und sehr unklug gesagt hatte. Die Sache mußte Aufsehen erregen und übeln Eindruck machen. Die Königin, davon unterrichtet, suchte ihn auf gute Weise zu entfernen, indem sie ihn als Adjutanten nach Valenciennes an den Grafen von Esterhazy schickte; doch behielt sie ihn als einen zuverlässig ergebenen Mann im Andenken, daher er im folgenden Jahre mit dem Marquis von Bouillé bei den Vorkehrungen zur Flucht des Königs gebraucht wurde.

Nicht allein zur Königin suchten sich Projectenmacher heran zu drängen, auch Madam Elisabeth, ihre Schwägerin, stand in Beziehungen zu mehrern Leuten, die sich mit Planen über das vom Hofe zu beobachtende Verfahren beschäftigten; bei einer Baronin von Mackau, wo die Prinzessin fast jeden Abend zubrachte, wurden diese Gegenstände verhandelt. Antoinette hielt nichts auf diese Vereine, in welchen Madam Elisabeth leicht Ansichten sich aneignen konnte, die denen des Königs und seiner Gemahlin völlig zuwider waren.

Antoinette verstattete dem Marquis La Fayette öfteren Zutritt; während der General im Cabinette

bei der Königin war, erwarteten ihn seine Begleiter im Vorzimmer, wo einige Dienst habende, junge Hofdamen so laut, daß jene es hören mußten, äußerten: sie wären sehr beunruhigt, die Königin mit einem Aufrührer und Räuber (un rebelle et un brigand) allein zu wissen. Frau Campan wollte ihnen mit diesen unklugen Aeußerungen Stillschweigen auferlegen; doch Eine wiederholte die Schimpfworte, worauf Frau Campan denn die Belehrung ertheilt zu haben berichtet: daß La Fayette wohl die Benennung eines Aufrührers verschuldet habe; doch daß ein Mann, der an der Spitze von vierzigtausend Mann in der Hauptstadt und einem Gebiete von zwanzig Meilen befehligte, nach der Geschichte ein Parteiführer geheißen würde, mit welchen die Könige oft in Unterhandlung getreten wären; weshalb, wenn die Königin ein Gleiches zu thun gerathen finde, ihre Hofdamen schweigen und solche Handlungsweise achten müßten. — Am folgenden Tage befragte Antoinette die Frau Campan über dieses ihr hinterbrachte Gespräch und billigte die ertheilte Weisung. — Oefter ereigneten sich Vorfälle, welche die Verläumdung bewiesen, vermittelst welcher man das Vertrauen der Königin zur Verfasserin der vorliegenden Denkwürdigkeiten zu stören sich bemühte. —

Von der geglückten Entfernung der Tanten des Königs, die nach Rom flohen, verhieß sich das königliche Paar den Vortheil, nun rücksichtlich der eigenen Entschlüsse ungebunden zu seyn, ohne zu erwägen, daß durch jenen Schritt die Aufmerksamkeit der Nationalversammlung auf jeden Vorfall in den Tuilerien verdoppelt wurde. Bald nachher ward der königlichen Familie ein neuer Stern der Hoffnung geraubt mit dem Tode Mirabeau's, des lohnsüchtigen Demokraten und käuflichen Royalisten. Die Königin beklagte diesen Verlust; sie traute ihm, der Gewandtheit und Kraft, alles zu zerrütten, hatte, allein die Fähigkeit zu, das bewirkte Unglück wieder gut zu machen. Ueber die Todesart Mirabeau's ward viel geredet; sein Freund und Arzt Cabanis leugnete seine Vergiftung; doch der schon erwähnte Leibarzt der Königin, Vicq-d'Azyr, urtheilte, daß der bei der Eröffnung seiner Leiche erstattete Bericht über den Befund seiner Eingeweide so gut auf genommene heftige Arzneimittel, als auf beigebrachtes

Gift schließen lasse. Die Thatsachen wären genau und richtig angegeben, nur sey es verständiger gewesen, von diesen auf eine natürliche Todesart zu schließen, da bei der damaligen Stimmung in Frankreich die Behauptung einer Vergiftung wahrscheinlich Unschuldige der öffentlichen Rache Preis gegeben hätte.

Im Frühlinge 1791 wollte die königliche Familie, wie schon im Jahre zuvor, einige Wochen zu Saint Cloud verweilen; die Einrichtungen dazu wurden offenkundig getroffen; selbst die Aerzte hatten dem Könige, Unpäßlichkeiten halber, den Genuß der Landluft empfohlen. — Schon verbreiteten die Feinde des Hofes auf diese Veranlassung beunruhigende Gerüchte von einer im Hintergrunde versteckt liegenden Flucht der königlichen Familie nach Metz oder einer andern Festung. Am 18. April war zur bestimmten Stunde Ludwig XVI mit den Seinigen bereit, den Wagen zu besteigen, um nach St. Cloud zu fahren, als der versammelte Pöbel, unter Mishandlung des königlichen Gefolges, sich der Abfahrt gewaltsam widersetzte. Die Königin, schon eingestiegen, sah diese schrecklichen Auftritte in der Nähe und rettete einen Haushofmeister des Königs nur dadurch aus den Händen der Wüthenden, daß sie einige Officiere der Nationalgarde zu dessen Schutz aufrief. La Fayette, verzagt, sich von den Ereignissen leiten lassend, begnügte sich, den Volkshaufen außerhalb des Schloßplatzes anzureden, und schien die Abreise des Königs decken zu wollen, ohngeachtet der einstimmigen Widersetzlichkeit der Aufrührer, welche auf die Ermahnungen des Generals antworteten: daß er zuerst die Lehre gegeben habe, der Aufstand sey eine heilige Verpflichtung.

Endlich, nach einer Stunde Verzögerung, stieg der König mit seiner Familie aus dem Wagen und gab mit gebrochenem Herzen die Reise nach Saint Cloud auf, indem er in die Tuilerien zurückkehrte *). — Wenn nun gleich Ludwig sich unmittelbar nachher in der Nationalversammlung persönlich über die erlittene Schmach beklagte und darauf antrug, daß, um den bösen Ge-

*) So erzählt den Vorfall Weber, Theil 2. Seite 49 ff. Der Herausgeber dieser Denkwürdigkeiten sucht Seite 51 La Fayette gegen die oben erwähnten Vorwürfe zu vertheidigen.

rüchten, welche dieser Vorfall in ganz Europa verursachen würde, zu begegnen, seine Abreise nothwendig ins Werk gesetzt werden müsse; wenn auch diese Aeußerungen mit vielem Beifalle aufgenommen wurden, so ging doch die Versammlung auf das Wesentliche der Beschwerde nicht ein. Ein Ausschuß der Nationalversammlung, der die Departementalverwaltung bildete, begnügte sich, in einer Bekanntmachung sich über das Uebermaß des Patriotismus der Pariser zu beklagen, zu erklären, daß sie kein Recht hätten, sich dem Willen des Monarchen zu widersetzen, und daß vor allem die Hauptstadt die völlige Freiheit des Königs beweisen müsse. —

In welcher Lage sich die Königin bei solchen Ereignissen befand, ist am besten zu erkennen, wenn man die ganze politische Lage Frankreichs ins Auge faßt. Der Marquis von Bouillé *) bezeichnet sie richtig mit folgenden Zügen: „Man muß gestehen, sagt er, daß jener Zeitpunkt sehr spät war, um an die Wiedergeburt der Königsmacht zu denken. Gegenmittel zu Gunsten des Königs waren wenigstens verbraucht. Durch die Clubbs war das Volk verderbt; die erste Classe der Staatsbürger und die Justizhöfe aufgelöst; die Soldateska auf allen Seiten im Aufstande, und endlich der Regent selbst durch Fehlgriffe und durch wankelmüthiges Betragen seiner Würde mit der Verringerung seiner Macht verlustig; wogegen die Königin nach so traurigen Erfahrungen, Misbilligung der neuesten Ergebnisse und Ungeduld, sich deren Einfluß bei nächster Gelegenheit zu entziehen, offenbarte." —

Zu diesem Behufe ward Antoinetten ein Plan vorgelegt, nach welchem auf festen Entschluß, welcher es auch seyn möchte, gedrungen wurde, um das Mistrauen, das der Wankelmuth allen Parteien einflößte, zu heben und sie zu überzeugen, daß das einzige Mittel zu diesen Zwecken sey, Paris zu verlassen, wo sie in Gefangenschaft gehalten werde. Innerhalb des Reiches müsse der König irgend eine Stadt beziehen, sich dort mit einer zuverlässigen Heeresmacht umgeben und aus diesem Sicherheitsposten die Wiedergeburt einer gesetzlichen Ordnung in Frankreich bewirken, während man sich

*) Siehe: Mémoires sur l'affaire de Varennes. Paris 1823. Pag. 17.

zur Mitwirkung mit den benachbarten Mächten in Verbindung setzte. — Auch auf diese Vorschläge gab Ludwig XVI keine bestimmte Erklärung; er fühlte sich verlassen, vom Undanke niedergedrückt, bei jedem Schritte mit Fallstricken umgeben; diese Lage vergrößerte seine natürliche Furchtsamkeit und sein Mistrauen. Endlich, von der Königin getrieben, willigte er ein; indem er das Wesentliche des Vorschlages genehmigte, knüpfte sich hieran die unglückliche Flucht, welche mit der Gefangennehmung der königlichen Familie zu Varennes endete.

So viele Schriftsteller über diese Begebenheit, welche recht eigentlich, von der Königin betrieben, so viel zur Erfüllung ihres schrecklichen Verhängnisses beitrug, berichtet und die Hauptthatsachen außer Zweifel gesetzt haben; so herrscht doch bei der Aufzählung mancher, persönlich bedeutender Nebenumstände eine große, schwer aufzuklärende Verschiedenheit. So macht schon von vornherein Weber so großes Rühmen davon, daß der König, nach einmal gefaßtem Entschlusse, alle Vorkehrungen unmittelbar selbst mit größter Thätigkeit, Klugheit und Vorsicht geleitet habe; während Fontanges, Erzbischof von Toulouse, in seinem anderweitig bestätigten Berichte darthut, daß, nachdem festgestellt war, die königliche Familie solle über Clermont und Varennes nach Montmédy fliehen, die Königin die Besorgung aller Vorkehrungen bis Chalons-sur-Marne übernahm, von wo aus bis Montmédy dem Marquis von Bouillé, der als commandirender General in Metz, Lothringen und Elsas auch hier befehligte und seiner Krieger Ruhm erst neuerlich beim Aufstande der Garnison von Nancy, wie seine Treue für den König, bewährt hatte, alle Sicherheitsmaßregeln anvertraut waren *). — Wie aber

*) Die bekannte Collection des Mémoires relatifs à la revolution française theilt über die Flucht der königlichen Familie eine Menge wichtiger Berichte mit. Außer dem, was Frau Campan, die, von der Königin benachrichtigt, sich kurz vor der Abreise nach Varennes von Paris wegbegab, erzählt, redet Weber in seinen Denkwürdigkeiten theils über die Vorbereitungen als Augenzeuge, theils verleibt er seinem Werke den gediegenen Bericht über die Reise des Königs nach Varennes ein, dessen Verfasser höchst wahrscheinlich Fontanges, Erzbischof von Toulouse und damaliges Mitglied der Nationalversammlung, ist (Theil 2. Seite

die Königin den sich vorbehaltenen Theil der Mitwirkung betrieb, darüber mag hier erst Frau Campan und späterhin die Erzählung von den gefahrvollen Versäumnissen beim Beginn der Ausführung reden.

Schon seit dem Märzmonate des Jahres beschäftigte sich die Königin mit Anordnungen zur Abreise und ertheilte im Bezug hierauf geheim viele Aufträge, die mehrentheils eben so unnütz als Verdacht erregend waren. Vergeblich waren die Vorstellungen, daß eine Königin ja überall Kleidungsstücke und Wäsche bekommen könne; sie wollte eine vollständige Ausstattung für sich und ihre Kinder zu Brüssel vorräthig wissen; diese mußte gekauft und geheim dorthin besorgt werden. Auch bestand sie darauf, daß sie ihr Reisekästchen (Nécessaire) mitnehmen wollte; dieses über die Seite zu bringen, war höchst gefährlich. Sie dachte, das Vorgeben, sie wolle der Erzherzogin Christine, der Statthalterin der österreichischen Niederlande, ein Geschenk damit machen, sey hinreichend. Endlich mußte der österreichische Geschäftsträger in voller Cour um dieses Reisekästchen bitten, weil er der Erzherzogin ein ganz gleiches darnach machen zu lassen, den Auftrag haben wollte. Die Königin übernahm dieses selbst und sandte, da der Tischler mit der Vollendung seiner Arbeit zu lange zögerte, ihr eigenes Reisekästchen ihrer Schwester vorgeblich zum Geschenke. — Doch die Falkenblicke der Auflaurer wurden dadurch nicht irre geführt. Sogar in ihrem nächsten Gefolge waren Antoinetten Wächter gesetzt; hierzu gehörte eine Kammerfrau, die ohngeachtet erhaltener Wohlthaten und eines reichen Einkommens, sich zum Verra-

---

62 ff.); wie man hier auch eine kurze Erzählung dieses Vorfalls findet, als deren Verfasserin eine unglückliche Theilnehmerin der Flucht, die jetzige Herzogin von Angouleme, genannt wird. Desgleichen nicht zu übersehen sind im Anhange zu jenem zweiten Bande der Weber'schen Denkwürdigkeiten die hierher gehörigen Beilagen. — Unter dem besondern Titel: Mémoires sur l'Affaire de Varennes, gibt die neueste Lieferung jener Sammlung die Denkschriften des Marquis von Bouillé, von Raigecourt's, des Grafen Karl von Damas und des Grafen von Malory, deren Verfasser alle unmittelbar in die Unternehmung verflochten waren, und bei der Ausarbeitung der folgenden Erzählung, welche mit besonderer Rücksicht auf die Königin entworfen wurde, sorgsam zu Rathe gezogen sind.

the verführen ließ. Sie war schön, sah die Abgeordneten bei sich und hatte den Adjutanten La Fayette's, Gouvion *) zum Anbeter. Nach der Rückkehr von Varennes legte der Maire von Paris der Königin eine Anzeige vor, in welcher diese Kammerfrau schon unter den 21. Mai zur Anzeige brachte, daß man in den Tuilerien Vorkehrungen zur Flucht treffe. Hiermit stehe auch die Absendung des Reisekästchens nach Brüssel in Verbindung. Die Nichtigkeit des Vorgebens eines Geschenkes für die Schwester der Königin sey um so klarer, da Letztere oft die Nutzbarkeit dieses Möbels gerühmt habe, und deshalb schon dasselbe nie weggeben werde. Sie berichtete ferner: wie sich Antoinette mit der Campan einen Abend hindurch eingeschlossen, um die Diamanten einzupacken. — Wirklich war dieser Schmuck, nachdem die Königin die Krondiamanten davon genommen, welche später der Nationalversammlung übergeben wurden, in ein Kästchen verschlossen, durch einen treuen Diener nach Brüssel in gute Verwahrung geschickt, von wo sie an die rechte Erbin, an die Herzogin von Angouleme, gekommen sind. — Von jener gemachten Anzeige machte der Maire Bailly keinen der Königin nachtheiligen Gebrauch.

Unter solchen Unvorsichtigkeiten von allen Seiten gedieh der Plan der Flucht zur Reife. Man weiß nicht, wie man die Widersprüche des Verhängnisses bezeichnen soll, wonach früher keine Störung die Entwicklung des Planes zur Rettung der Königsfamilie hemmte, da doch Gefahr von allen Seiten drohte; und nur zuletzt, als schon zahllose dringende Sorgen überwunden waren, mußte an der Schwelle des Zieles noch der lästige Eifer eines Unberufenen das Gebäude stolzer Hoffnungen zerstören, um den Fall desto gräßlicher zu machen.

Die Königin muß als die Haupttriebfeder der Reise nach Varennes erachtet werden; nicht allein, daß sie des Königs Entscheidung bewirkte, sie beseitigte auch die Gegenvorstellungen Vieler, welche früher oft auf Entfernung von der Hauptstadt gedrungen hatten, nun aber

*) Schon im folgenden Jahre, am 11. Juni 1792, blieb Jean Baptiste Gouvion, ein treuer Gefährte La Fayette's noch vom amerikanischen Freiheitskriege her, als La Fayette's Vortrab bei Grisvel zurückgedrängt wurde.

das Unternehmen für zu spät, als gefahrvoll und unheilbringend bezeichneten. Noch im vorigen Jahre äußerte Antoinette sehr freimüthig bei ihrem Sommeraufenthalte zu Saint Cloud: „Was soll ohne Geld, ohne persönliche Fähigkeit, die Treue des Heeres wieder zu gewinnen, ohne Talent zum Selbsthandeln, ohne ein Ministerium, welches dieses ersetzen müßte, der König bei seinem Abscheu gegen einen Bürgerkrieg jetzt außerhalb Paris thun?" —

Dieselben Fragen blieben nun unberücksichtigt, worüber Antoinette wohl zu entschuldigen ist, wenn wir ihr die Einsicht zutrauen dürfen, daß es sich jetzt nicht mehr darum verhandelte, den französischen Königsthron wieder herzustellen, sondern um die Rettung der persönlichen Freiheit und des Lebens der bourbonischen Familie.

So sehr sich auch die Nationalversammlung bemühte, an die persönliche Freiheit des Königs und der Königin den Glauben zu erwecken, und die Bewachung unter dem Vorgeben der ihnen gebührenden Ehrenrechte zu verschleiern, so wurden doch beide auf das genaueste bewacht. Die Tuilerien waren von hundert zu hundert Schritten mit Schildwachen besetzt, an allen Thoren und Thüren bis zu den innersten Wohngemächern standen Posten der Nationalgarde, abwechselnd mit Schweizern; die eigentliche Dienerschaft bestand fast ohne Ausnahme aus geheimen Kundschaftern. Die Königin durfte mit Zuversicht nur auf ihre ersten Kammerfrauen und auf einen oder zwei Bedienten rechnen.

Das Entkommen aus dem Schlosse selbst ward möglich gemacht durch einen nicht bewachten Ausgang, der mit den Zimmern der königlichen Familie in Verbindung stand und eigentlich zur Wohnung des ersten Kammerherrn, des Herzogs von Villequier's, der schon ausgewandert war, gehörte. Die Besorgung mehrerer erforderlicher Vorkehrungen, wie die Anschaffung von Pferden und Wagen zur Flucht, war dem Grafen von Fersen *), einem jungen Schweden in französi-

---

*) Dieser Axel, Graf von Fersen, ward 1810 zu Stockholm bei der feierlichen Beerdigung des Kronprinzen, dessen Vergiftung ihm ein dunkles Gerücht Schuld gab, auf eine grausame Weise am hellen, lichten Tage, während zahlreiche

schen Militairdiensten, der in sehr genauen Verhältnissen zur Königin stand, anvertraut. Er übernahm es, die Fliehenden in der Gegend der Tuilerien in Empfang zu nehmen, sie zu einem sechssitzigen, mit sechs Pferden bespannten Wagen zu bringen und bis Claye, zwei Stationen von Paris, zu begleiten. Alles zur Abreise war auf die Nacht vom Sonntag auf den Montag, vom 19. auf den 20. Junius, angeordnet. Der Marquis von Bouillé war benachrichtigt, für die Fahrt von Chalons bis Montmédy seine Einrichtungen zu treffen und, unter dem Vorwande militairischer Maßregeln, in der Nähe die sichersten Regimenter aufzustellen. In diesen Vorkehrungen wurde er schon anfänglich durch Befehle des Kriegsministers Du Portail, welcher die zuverlässigsten Regimenter seinem Commando entzog und abrief, gestört. Doch nahm er zu dem Vorgeben einer ankommenden großen Geldsendung, Behufs der Besoldung des Heeres, seine Zuflucht, um auf den vom Könige zu nehmenden Weg Truppenabtheilungen zu legen.

Da aber in den Dienst der Königin die Frauen, auf welche sie rechnen konnte, erst Montags eintraten, so veranlaßte dieser Umstand einen Aufschub der Abreise von vierundzwanzig Stunden, von welchem zwar Bouillé noch frühzeitig genug benachrichtigt war, um die Truppensendungen um einen Tag zu verschieben; nur der in Bereitschaft gehaltene Vorspann wurde durch das Versäumniß eines Officiers nicht abbestellt.

Die Vorsicht, für den äußersten Fall mit einem Reisepasse versehen zu seyn, war nicht vernachlässigt. In Einem Wagen gingen der König, die Königin, ihre Schwester, Madam Elisabeth, ihre beiden Kinder und deren Erzieherin, Frau von Tourzel. Die Königin rieth, die beiden Kinder, nebst ihrer Schwägerin, allein nach Flandern zu schicken auf eben dem Wege, welchen ihr Schwager, Monsieur und dessen Gemahlin, nahmen. Wie gerathen auch dieser Vorschlag war, der König, welcher sich von seinen Kindern nicht trennen wollte, widersetzte sich demselben. Der Paß, welchen die königliche

---

Garden und die ganze Garnison der Hauptstadt paradirten, von einer wilden Volksmasse ermordet — eine Schandthat ohne gleichen, deren wahre Triebfedern man nicht zu enthüllen wagte; eine Blutschuld, die auf Schweden haftet. —

Familie durch Fersens Besorgung erhielt, lautete auf eine russische Baronin von Korff und war vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen von Montmorin, der aus Mistrauen der Königin nicht ins Vertrauen gezogen war, ausgestellt. — Eine zweite Vorsichtsmaßregel war, daß sich die Königin vom Grafen von Agoult, der aber auch von den Zwecken dieser Forderung nichts wußte, drei Gardes-du-Corps ausgebeten hatte, deren sie sich auf der Reise als Eilboten zu bedienen gedachte. Oefter wurden diese Leute bei der Versendung geheimer Depeschen gebraucht; Antoinette forderte dieses Mal eine Auswahl recht zuverlässiger Männer, von rüstiger Gesundheit, um die Anstrengungen einer beschwerlichen Reise ertragen zu können; die Berücksichtigung ihrer Geistesfähigkeiten und Gewandtheit brachte sie nicht in Anschlag. Glücklicher Weise mangelten diese Eigenschaften ihnen auch nicht; dagegen hätte ihre Unbekanntschaft mit den Straßen der Hauptstadt gleich anfänglich fast großes Unglück verursacht, wie denn die hierdurch veranlaßte Verzögerung wahrscheinlich der Grund des Misglückens des ganzen Unternehmens wurde.

Endlich glaubte man alles beseitigt, alle Vorkehrungen ins Werk gerichtet. Abends, den 20. Juni, hatte die königliche Familie, wie gewöhnlich, gespeist und ging nach zehn Uhr zu Bett *). Gleich darauf schlich sie, während Frau von Tourzel den Dauphin herbeibrachte, in die vorerwähnte Wohnung des Herzogs von Villequier, wozu Antoinette die Schlüssel hatte. Der König sollte für den Kammerdiener der Frau von Korff gelten, und hatte sich durch einen grauen Rock und eine Perücke ziemlich unkenntlich gemacht. Madam Elisabeth mit ihrer Nichte, der unmittelbar Frau von Tourzel mit dem Dauphin folgte, ging zuerst, begleitet von einem der drei Gardes-du-Corps, hinaus. Eine Schildwache ging draußen auf und ab; schon rief die junge Prinzessin: „Liebe Tante, wir sind erkannt!“ als sich jener wendete und die Flüchtlinge ungestört vorüber ließ, welche auch glücklich auf dem kleinen Ca-

*) Auch hier verweisen wir auf das Leben Ludwigs XVIII in den Zeitgenossen, neue Reihe. No. VIII, Seite 26 ff.

rousselplatz an der Ecke der Rue de l'Echelle ankamen, wo Fersen ihrer mit dem Wagen wartete. Es war eine Miethkutsche, auf welcher der schwedische Graf selbst den Kutscherdienst versah. Während er die beiden Prinzessinnen, den Dauphin und seine Führerin schon im Wagen hatte, kam ein anderer leerer Miethwagen, dessen Kutscher neben dem seinen anhielt und mit ihm ein kameradschaftliches Gespräch begann. Er wußte seine Rolle gut durchzuführen und sich von ihm los zu machen. Bald kam auch der König, begleitet von dem zweiten Garde-du-Corps, ungestört an, ob er gleich unter den Augen einer Schildwache eine losgegangene Schuhschnalle hatte befestigen müssen. Die Ankunft der Königin, die zuletzt das Schloß verließ und schon über eine halbe Stunde erwartet wurde, erwartete man mit größter Unruhe. Sie hatte den dritten Garde-du-Corps zum Begleiter und ihn im Arm gefaßt. Alles ging gut, bis sie aus dem großen Thore des Schloßhofes treten wollten, wo ihnen La Fayette's Wagen, mit Gefolge und Fackeln umgeben, entgegen kam. Das Gesicht der Königin verdeckte ein großer Hut, die Nacht war dunkel, man drückte sich gegen die Mauer und der Zug ging glücklich vorüber. Nun sagte die Königin ihrem Begleiter, daß er sie nach dem kleinen Carousselplatz, an die Ecke der Rue de l'Echelle, das heißt, etwa zweihundert Schritte von der Stelle, auf der sie sich befanden, führen sollte. Beide aber wußten sich nicht zurecht zu finden, und nach dem Weg zu fragen, war in der Nähe der Tuilerien so gefährlich. Anstatt sich links zu halten, schlugen sie den Weg rechts ein und irrten beim Louvre vorbei, über Pont Royal an den Quai's und in der Rue du Bac umher. Endlich mußten sie sich doch bei einer Schildwache zurecht fragen und gelangten nach weitem Umwege zum Ziele ohne weitren Unfall, als den der Zeitverzögerung; der Werth jeder Minute war nicht zu berechnen. — Als die Flüchtlinge nun zusammen waren, fuhren sie ab, um den eigentlichen Reisewagen, der ihrer an dem Schlagbaum der Vorstadt Saint Martin erwartete, zu erreichen. Auch hier gelangten sie glücklich an und stiegen ein; die drei Gardes-du-Corps nahmen hinten und vorn Platz; Fersen machte fortwährend den Kutscher und brachte die königliche Familie binnen noch nicht zwei Stunden nach Claye. Ob-

gleich der Reisewagen neu war, verursachte hier eine nothwendig gewordene Ausbesserung an demselben schon wieder einigen Aufenthalt; dann wurden die Postpferde ohne Schwierigkeit vorgelegt, die Begleiter gleichfalls beritten gemacht, und Fersen kehrte in seiner eigenen, dort vorgefundenen Equipage nach Paris zurück, wo alle Einrichtung so getroffen war, daß er auf der Stelle nach Brüssel abreisen konnte; nur ging er noch um das Stadthaus und vor die Wohnungen des Maire Bailly und La Fayette's, wo noch alles ruhig war. Erst um acht Uhr Morgens verlautete in Paris von der Flucht des Königs etwas. Der König hatte seine Minister in einem erst am Morgen abgegebenen Schreiben von seiner Abreise benachrichtigt und sie angewiesen, bis zum Empfange seiner weitren Befehle nichts ausfertigen zu lassen und zu unterzeichnen. Gleichzeitig mit der Abreise des Königs, waren Monsieur und dessen Gemahlin auf der Straße nach Flandern geflüchtet. Das Königspaar hatte viele geheime Papiere verbrannt, andere in Sicherheit gebracht und sich, außer einer kleinen Summe in Golde, mit 600,000 Franken Assignaten versehen.

Indeß La Fayette unter der Voraussetzung, der König sey von den Feinden der Staatswohlfahrt entführt, die Nationalversammlung zur Aussendung von Eilboten, um die königliche Familie, wo man sie träfe, zurückzubringen, veranlaßte, verfolgten jene ohne Hinderniß ihren Weg nach Chalons, wo sie zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags den 21. anlangten. Beim Umspannen in jener Stadt war zufällig ein Mensch auf der Straße, der den König im Wagen erkannte. Eiligst lief er zum Maire, vertraute ihm seine Entdeckung und forderte ihn auf, den Wagen in Haft zu nehmen; aber der Beamte war nicht revolutionslustig und that zwar anfänglich, als ob er in den Vorschlag einginge, setzte aber durch die Vorstellung der Folgen, welche solche Maßregel für den Einen oder den Andern haben könnte, den Berichterstatter dermaßen in Schrecken, daß er meinte, er könne sich wohl geirrt haben, und es sey doch das Klügste, sich ruhig zu verhalten. Dieser Gefahr entronnen, hatte der König Chalons schon hinter sich, als der Wagen zufällig auf der Heerstraße still halten mußte. In diesem Augenblicke steckte ein Unbekannter in Bürgerkleidung den Kopf in die Wagenthür und rief: „Ihre

Maßregeln sind schlecht genommen; Sie werden verhaftet werden!" — Dann entfernte er sich schnell, ohne weiter Rede zu stehen, und ließ die Gesellschaft der Reisenden in dumpfer Bestürzung. —

Mit Chalons sur Marne hörten die von der Königin unmittelbar getroffenen Vorkehrungen auf; für den übrigen Weg hatte Bouillé zu sorgen gehabt; die ganze Postenreihe, Vorspann und Bedeckung von Pont-de-Sommevelle bis Montmédy war seiner Anordnung anvertraut. Letztere Stadt war an sich fest und noch mit einem im Lager stehenden Truppencorps umgeben; gegenüber die nahe Grenze, auf welcher österreichische Truppen standen, deren Bewegungen den diesseitigen zum Vorwande dienten.

Zu Pont-de-Sommevelle sollten an der Spitze eines Husarenposten die vertrauten Officiere Choiseul und Goguelas (derselbe, welcher, wie oben erzählt wurde, wegen seiner unvorsichtigen Verspottung der Mitglieder der Nationalversammlung aus der Nähe des Hofes entfernt war), die Ankunft und Befehle des Königs erwarten und den folgenden Posten schleunigst die weiteren Befehle zufertigen. — Die Flüchtlinge kamen Abends um sechs Uhr an, ohne daß sie auf der Heerstraße Jemanden erblickten, ohne daß sich der Verabredung gemäß Jemand bei ihnen meldete. Diese unerklärliche Störung, verbunden mit der drohenden Vorhersagung des Unbekannten bei Chalons, setzte besonders die Königin in die äußerste Bestürzung; schon glaubte sie das ganze Unternehmen gescheitert; jeden Augenblick sah sie der Verhaftung entgegen. — Jene beiden Officiere hatten früher an demselben Tage wirklich das Commando der vierzig Husaren auf dem bestimmten Posten getroffen. Da sich ihrer Meinung nach die Ankunft der königlichen Familie zu lange verzögerte, ließen sie das hier aufgestellte Commando sich zurückziehen, ohne ihrer Instruction gemäß Leute auf dem Platze zu lassen, welche alle von Paris kommende Eilboten und Reisende anhalten sollten; ja, Choiseul schickte den folgenden Posten sogar Befehle zu, nicht ferner zu warten, sondern bis auf weitere Weisung abzuziehen; ein unverantwortliches Benehmen, welches, da die Treue dieses Officiers nicht in Zweifel gezogen werden kann, das nach-

theiligste Licht auf seine Umsicht wirft *). Seine Entschuldigung, daß bei kurz vorher in der Nähe auf dem Lande Statt gehabten Unruhen die Landleute mit der Heranziehung eines Husarencommando's bedroht wären, daß mithin die in ganz anderer Absicht vorgenommene Aufstellung derselben unter den Einwohnern große Gährung veranlaßt, und daß er, um diese nicht zu vermehren, jene Einziehung der aufgestellten Posten verfügt habe, ist, näher betrachtet, völlig gehaltlos. Er konnte ja, um die Besorgniß der Landleute zu beschwichtigen, wirksame Maßregeln treffen, die seine Bestimmung nicht gefährdeten, und mit dem Commando vorwärts oder rückwärts gehen, ohne die Verbindungskette fahren zu lassen, deren Festhaltung die Reise der königlichen Familie beschleunigte und sicherte. —

So hatte das Commando etwa eine Stunde Pont-de-Sommevelle verlassen, als der vorreitende Bote und wenige Minuten nachher der königliche Wagen selbst anlangte. Jene Misverständnisse verursachten Aufenthalt; doch die Pferde wurden gewechselt und Saint-Ménehould erreicht. Hier verfehlte der voreilende Courier die Poststraße, sah sich genöthigt, hin und her nach dem Wege zu fragen, und regte dadurch die ohnehin schon gespannte Aufmerksamkeit der sehr schlecht gestimmten Einwohner auf. Die eingerückten, geheim zur Begleitung des Königs bestimmten Dragoner, welche sich an die Postenreihe der vorgestellten Husaren anschließen sollten, vermehrten die sichtbare Unruhe der Gemüther. Der befehligende Officier wählte den Ausweg, daß er seine Mannschaft sich zerstreuen ließ und mit einigen Dragonern auf der Heerstraße umherschlenderte. Als der erwartete Wagen anlangte, legten die umhergehenden Reiter ehrfurchtsvoll grüßend die Hand an ihre Helme, welche Bewillkommnung die Königin mit gewohnter Anmuth und Freundlichkeit erwiderte. War dieses unzeitige Höflichkeit oder Verrath von der einen, Dankbarkeit und Unvorsichtigkeit von der andern Seite, der an sich unbedeutende Umstand machte solches Aufsehen, daß vielleicht einige Augenblicke später der Wagen aus Ménehould nicht würde fortgelassen worden seyn; doch die Gegenwart der Dragoner wirkte, die Pferde wurden wieder schnell vorgelegt und

*) Siehe Mémoire de Bouillé Pag. 95 ff.

die Fahrt ging vorwärts. Aber während des Anhaltens steckte der König wiederholt den Kopf zur Wagenthür heraus und ward vom Sohne des dortigen Postmeisters, Drouet, einem eifrigen Patrioten, erblickt; der junge Mensch hatte den König im vorigen Jahre beim Föderationsfeste gesehen und erkannte ihn gegenwärtig; um seiner Sache gewiß zu seyn, nahm er einen Assignat, auf dem Ludwigs XVI sehr ähnliches Bildniß stand, und verglich die Abbildung mit dem Originale. Dieses geschah auf so auffallende Weise, daß die Königin es merkte und natürlich dadurch sehr beunruhigt wurde. Als Drouet sich überzeugt hatte, der König sey im Wagen, wagte er doch nicht Lärm zu machen, entweder wegen der beschleunigten Abfahrt, oder aus Furcht vor dem anwesenden Militair; dagegen entschloß er sich, den Wagen zu verfolgen und ihn wo möglich anhalten zu lassen. Er theilte den Entschluß seiner Frau mit, die ihm abrieth; doch er schwang sich auf sein Pferd und eilte nach. — Zu Clermont, wo die Flüchtigen dann anlangten, war vom General Bouillé der Herr von Damas postirt und angewiesen, eine Stunde nach der Durchreise des königlichen Wagens seine Reiterei aufsitzen zu lassen und jenen über Varennes nach Montmédy zu folgen. Die vorhin erwähnte Verzögerung, verbunden mit der Benachrichtigung Choiseul's, nöthigte ihn, die Pferde um so mehr absatteln zu lassen, da auch seine Anwesenheit unter so ungewöhnlichen Umständen die Bewohner der Stadt aufregte. Während dies geschah, ging er unter mancherlei Besorgniß auf dem Markte umher, als der Wagen ankam. Er näherte sich demselben und sprach mit dem Königspaare, welches ihn anwies, ohne irgend etwas verlauten zu lassen, mit seinen Dragonern, nach erfolgter Abfahrt, dem Wagen nachzukommen. Damas befehligte, sobald der Wagen fortfuhr, seine Reiter zum Aufsitzen; doch die Volksmenge auf dem Markte, welche den Reisenden nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg legte, schien sich diesem widersetzen zu wollen. Der Officier befahl, den Säbel zu ziehen und abzumarschiren; anstatt Folge zu leisten, schlug die meiste Mannschaft die Säbel fester in die Scheide und stand unbeweglich; in demselben Augenblicke traten Municipalitätsbeamte auf Damas zu und verlangten förmlich von ihm, er möchte seine Reiterei in

die Caserne gehen lassen und seinen Abmarsch bis zum folgenden Tage aussetzen. Der Officier gab seinem Pferde den Sporn, rief: „Wer mein Freund ist, folge mir!“ und flog dem Wagen nach; nur zwei oder drei Mann schlossen sich ihm an. — Es ist wahrscheinlich, daß dieser Vorfall durch Drouet's Ankunft zu Clermont, die in dem Augenblicke der Abfahrt des königlichen Wagens erfolgte, herbeigeführt wurde. Er machte der Municipalität von seiner Entdeckung Anzeige und bestimmte sie, zu verhindern, daß sich Damas und sein Commando an die Reisenden anschloß.

Drouet folgte sogleich; doch nicht weit jenseit Clermont blieb er auf der großen Heerstraße, die nach Verdun führt, weil er glaubte, der König müsse diesen Weg gegangen seyn. Dieser Irrthum bewirkte unbezweifelt die Rettung der königlichen Familie, wäre ihm nicht ein von Verdun zurückkehrender Postillon entgegengekommen, den er fragte: ob er einem Wagen mit sechs Pferden begegnet habe, und ob derselbe noch weit entfernt sey? Da jener von einem solchen Wagen nichts gesehen zu haben versicherte, schloß Drouet sogleich, daß die Fahrt links ab, auf Varennes, ginge, und eilte auf Seitenwegen diesem Punkte der unglücklichen Entscheidung zu.

Zu Varennes sollte der König Vorspann und eine Bedeckung von sechzig Pferden finden. Beides traf richtig ein; die Husaren zur Bedeckung erst den 20. Abends, mit dem Vorgeben des zu erwartenden Geldtransportes. Sie wurden, während sie auch hier die Bürgerschaft in verdächtiger Stimmung fanden, in ein altes Kloster, der anführende Officier, Rodvell, ein junger Mensch von achtzehn Jahren, dagegen bei einem Bürger einquartiert. Der Vorspann sollte in einer Meierei beim Eingange in die Stadt, von Clermont her, halten; er ward aber auf der entgegengesetzen Seite der Stadt, jenseits der Brücke, in einen Gasthof gelegt. Am 21. Morgens schickte Bouillé noch seinen zweiten Sohn nebst einem andern Officier, Raigecourt, zur Wahrnahme alles Sachdienlichen hierher. Sie begnügten sich, bei der in Varennes vorgefundenen Spannung der Gemüther, sich ruhig zu verhalten, die Benachrichtigung der vorstehenden Posten abzuwarten und den commandirten Officier anzuweisen, daß er seine Mannschaft immer in Bereitschaft hielte.

Rodvell war nicht in dem Geheimnisse, er kannte nicht die Wichtigkeit seiner Stellung und vernachlässigte diese erhaltne Vorschrift.

Gegen elf Uhr Abends traf der König ein. Er ließ vor der bezeichneten Meierei halten, man klopfte dort an, verlangte den Vorspann — niemand wußte Auskunft zu geben. Ludwig XVI mit seiner Gemahlin stieg aus und ging in die Stadt; der Wagen folgte; an mehreren Thüren wurde gepocht, um Nachweisung des Vorspannes gebeten — überall vergeblich. Die Nachlässigkeit des Officiers war so weit gegangen, daß er in der Zuversicht, zuvor durch Boten benachrichtigt zu werden, nicht einmal einen Wachthabenden auf den Weg gestellt hatte, um auf jenen von Clermont Ankommenden sein Augenmerk zu richten. So verging der entscheidende Augenblick der Rettung. Die königliche Familie befand sich in der peinigendsten Ungewißheit und Verlegenheit; der Postillon wollte wegen Erschöpfung seiner Pferde nicht weiter fahren; endlich, nach manchem Widerspruche, wurde er gewonnen, über die Brücke, welche über den die Stadt theilenden Fluß auf die Straße nach Montmédy führte, zu fahren. Das Königspaar stieg wieder in den Wagen.

Leider war während dieser Verzögerung Drouet, der Kakodämon, in Varennes angelangt und hatte keinen Augenblick versäumt, jenen Uebergang über den Fluß zu sperren. Er hatte den dortigen Gemeindevorsteher Sausse, einen eifrigen Revolutionsmann, in sein verrätherisches Spiel gezogen, und während derselbe die Nationalgarde der Stadt zusammen berief, mit denselben die Husaren im Kloster umzingelte, die umliegenden Ortschaften aufbot und nach Verdun und Sedan Eilboten schickte, hatte er selbst, mit dem nachher so berüchtigt gewordnen Billaud *), durch schnell herbeigeschaffte und dann durch umgeworfne Wagen die Ueberfahrt der Brücke völlig gesperrt. Alles dieses wurde eilig ohne Lärm ins Werk gerichtet, so daß weder die im Kloster eingeschlossenen Husaren, noch die von Bouillé hierher geschickten Officiere davon das geringste merkten.

---

*) Von dem berüchtigten Billaud von Varennes findet man ein Mehreres erzählt in den Zeitgenossen. Neue Reihe Stück IX. S. 153.

Als die Königsfamilie vor der Brücke ankam, nahmen Drouet*) und seine Helfershelfer sie in Empfang und verhafteten sie, unter dem Vorgeben, die Reisenden müßten ihre Pässe der Municipalität von Varennes vorzeigen und sich legitimiren. Von der Erkennung des Königs ließ er nichts verlauten; er betrug sich gegen die Reisenden gar barsch und verlangte von ihnen, indem er vor jedem Schlage des Wagens einen Mann mit Gewehr stellte, sie sollten sich in das Haus des Gemeindevorstandes, welches nahe lag, begeben. Der König, der Widerstand für nutzlos hielt, glaubte sich noch unerkannt, und um so mehr gerathen, sich in Drouets Forderungen zu fügen. Er ließ umkehren. Sausse, der Gemeindevorstand, that, als ob er die Reisepässe für richtig halte; er machte bemerklich, daß die ermüdeten Pferde

---

*) Der Fluch, welcher auf diesem Manne ruht, würde, nach dem Erfolge seiner Wirksamkeit bei der Verhaftung der königlichen Familie zu Varennes, noch größer seyn, wenn er nicht bewiesen hätte, daß ihn wenigstens die gemeine Triebfeder des Eigennutzes nicht spornte, sondern der wilde Revolutionseifer. Als ihm für die Verhaftung der königlichen Familie von der Nationalversammlung eine Belohnung von 30,000 Franken zugetheilt wurde, schlug er solche aus; aber er zeigte schlechte Gesinnung, indem er eine Anstellung bei der Gensd'armerie nachsuchte. — Er erhielt sie, trat dann, als Abgeordneter des Marne-Departements, in den Nationalconvent, stimmte für den Tod Ludwig's XVI ohne Aufschub, ging 1793 zur Nordarmee, wo er bei Maubeuge in österreichische Gefangenschaft gerieth und, nach Spiegelberg in Mähren gebracht, entspringen wollte, aber ein Bein brach und zurückgebracht wurde. Im Frieden von Basel 1795 erfolgte seine, Camus, Bournonville's und Anderer Auswechselung gegen die jetzige Herzogin von Angouleme. Aus seinem Vaterlande mußte er schon im folgenden Jahre, als ein wüthender Jakobiner, flüchten. Dann wollte er nach Indien fliehen, kam aber nur bis Teneriffa und kehrte nach Frankreich zurück, wo er unter Napoleon als Unterpräfect zu Saint Menehould stand. — In dieser Lage verleitete er durch falsche Nachrichten, 1814 den Kaiser, nach der Schlacht bei Arcis, Paris freizugeben, und bewirkte hierdurch Napoleons Sturz. — Während der hunderttägigen zweiten Kaiser-Herrschaft war er Mitglied der Deputirten-Kammer; 1816 ward er als Königsmörder aus Frankreich verbannt. — Der Mann hat viele Schicksale erfahren und liefert ein neues Beispiel zu der alten Erfahrung, daß der Verräther nirgend ein ruhiges Obdach findet. —

erst müßten abgefüttert werden, und bot den Reisenden, während des Verzuges, sein Haus zum Aufenthalte an. Die ganze Gesellschaft folgte der Einladung; die Königin, welche in dem Zimmer zunächst dem Fenster Platz nahm, bemerkte, wie vor dem Hause von Augenblick zu Augenblick mehr Volk zusammenlief. Sie zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß sie und die Ihrigen erkannt und wirklich verhaftet wären. Doch Saussе blieb bei der angenommenen Verstellung: er verließ mehrere Male die Gesellschaft, angeblich, die Abreise zu betreiben, in der That, um entgegengesetzte Befehle zu ertheilen. So gewann man Zeit, zur Bewachung der Flüchtlinge und ihres Wagens zahlreiches Volk zu versammeln, sich der Reitermannschaft im Kloster zu vergewissern, die Straßen zu verrammeln und dann durch die Sturmglocke die Nationalgarde der Sadt und der Umgegend herbeizurufen. Durch den Auflauf und das Sturmgeläut erfuhren jene Officiere, Raigecourt und Bouillé, der Sohn, erst den unglücklichen Vorfall; jeden Augenblick in Gefahr, verhaftet zu werden, warfen sie sich auf ihre Pferde, schlugen sich durch und gewannen, von Flintenschüssen verfolgt, das freie Feld, wo sie dann auf Stenay eilten, um ihrem commandirenden General, Bouillé, Bericht zu erstatten. Ein eben vor den Thoren angelangtes zweites Husarencommando fand die Zugänge mit Nationalgarden und Geschütz besetzt; der Eingang wurde ihm verweigert; der vorerwähnte Anführer der im Kloster eingesperrten Husaren, Rodvell, hatte vielen guten Willen, die königliche Familie zu befreien, aber er hatte den Kopf verloren; ohne äußere und innere Hülfsmittel suchte er, angeblich um den General Bouillé zu benachrichtigen, aus Varennes zu entkommen und überließ einem, als Demokraten schon bekannten, Wachtmeister den Befehl seiner Mannschaft. Jenes zweite Husarencommando, bei welchem sich Choiseul, Goguelas und Damas befanden, hatte sich indeß Eingang in die Stadt verschafft und marschirte vor dem Hause, worin die Flüchtlinge sich befanden, auf, während zahlreiche Nationalgarden sie umzingelten. Die Officiere gingen zum Könige und forderten dessen Befehle; dann trat Goguelas wieder heraus und rief den Husaren und dem Volke zu: „Der König und die Königin sind hier verhaftet!“ — Dieses machte auf niemanden son-

derlichen Eindruck; der Volkshaufe beantwortete jene Worte mit wildem Geschrei. Goguelas befehligte die Husaren, den Säbel zu ziehen, und fragte sie (Welche unvernünftige Frage in dieser Lage! —): „Haltet ihr es mit dem Könige oder mit der Nation?" — „Es lebe die Nation!" erwiderten jene; „mit ihr halten wir es, und wollen es ewig halten!" — Nun that Goguelas, als ob er mit einstimmte, um für die sehnlich erwarteten Hülfstruppen Zeit zu gewinnen. Doch die Varenner ließen sich nicht täuschen; sie wollten ihn gefangen nehmen, er rettete sich, von einem Pistolenschusse verwundet in Sausse's Haus und wurde späterhin, verkleidet, zu Mézières ertappt und nach Orléans geführt. Choiseul blieb beim Könige, entschlossen, dessen Schicksal zu theilen.

Als Sausse genug Volk versammelt sah und seines Fanges gewiß seyn durfte, nahm er die bisher gezeigte Maske ab: er gestand, wie er den König längst erkannt habe, machte demselben über die beabsichtigte Flucht, wie er behauptete, zu den Feinden des Vaterlandes, Vorwürfe, erklärte, im Namen der Nation, ihn für seinen Gefangenen und machte ihm bekannt: wie er ihn nach Paris zurückzuführen gedächte. — Anfänglich wollte Ludwig XVI nicht gestehen, daß er der König sey, was einen unangenehmen Wortwechsel veranlaßte, bei welchem Sausse immer mehr die Grenzen des Anstandes überschritt. Endlich trat die Königin herzu und unterbrach den Streit, indem sie mit fester Stimme rief: „Wenn Sie in diesem Mann Ihren König erkennen, so sprechen Sie mit schuldiger Ehrfurcht zu ihm!" —

Der König gab sein Incognito auf, gebot, da das Zimmer voller Menschen war, Stillschweigen und sprach mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit und Würde von der Veranlassung und dem Zwecke seiner Reise, von seinen dem Volksglücke so heilsamen Plänen, wie ihn die Gefangenschaft zu Paris an deren Ausführung verhindert habe, und wie er mit jeglicher Aufopferung sich der Nationalwohlfahrt befleißigen werde. Diesem zu Folge vertraue er sich freiwillig der in Varennes versammelten Nationalgarde an, um von ihr sich nach Montmédy oder jeder andern Stadt, mit Ausnahme von Paris, bringen zu lassen, wo er dann die Constitution reiflich prü-

fen und über die Forderungen und das wahre Heil der Nation sich berathen könne. Dieser mündliche Vortrag des Königs machte den besten Eindruck; selbst Sausse schien gewonnen; doch Drouet und Billaud ließen sich in ihren revolutionnairen Ansichten nicht irre machen und erinnerten, wie sie mit ihrem Kopfe dafür haften müßten, daß der König nach Paris zurückgebracht werde. Frau Campan nennt diesen Sausse Maire von Varennes und Gewürzkrämer, und bemerkt, wie die Rettung des Königs in seiner Hand lag. Antoinette hatte sich im Kramladen zwischen zwei Kisten Lichter niedergesetzt und sprach mit der Frau Sausse, die das Hausregiment zu haben schien und vom Eheherrn von Zeit zu Zeit fragend angeblickt wurde. Der Königin, welche sie zu gewinnen suchte, sagte sie: „Madame! was wollen Sie von mir? Sie sind in einer betrübten Lage; aber Sausse darf nichts wagen: es würde ihm den Kopf kosten. Eine Ehefrau muß für ihren Mann denken!" — „Alles gut," entgegnete die Königin, „mein Mann ist Euer König; er hat längst Euer Glück gewollt und will es noch." — Frau Sausse wiederholte, in welche Gefahren ihr Gatte gerathen würde, und der entscheidende Augenblick ging wieder verloren. —

Die einzige Hoffnung der königlichen Familie auf Befreiung war gegenwärtig auf die Hülfe gerichtet, welche ihr Bouillé zuführen konnte; dieser aber erhielt die Nachricht des alle bisherige Vorkehrungen unzureichend machenden Vorfalls erst nach vier Uhr Morgens von den entflohenen Officieren. Hätte Ludwig XVI in dem Augenblick der dringenden Gefahr einen muthigen Entschluß fassen, hätte die Königin ihn zu einem solchen bewegen können, indem er sich, zum Beispiel, an die Spitze der Nationalgarden gestellt und so Vertrauen und Edelsinn in Anspruch genommen hätte, so wäre in der Verbindung mit der nahen Heeresmacht möglich gewesen, daß von diesem Entscheidungspunkte die ganze französische Revolution eine andre Wendung erhielt. Wie kann aber der, welcher seine Sache selbst leicht verzagt aufgibt und in halben Maßregeln die Hülfe des Himmels erwartet, Rettung bei Andern finden? —

Drouet und Sausse wußten, was sie bestehen wollten, und berechneten ihre Hülfsquellen richtig. Na-

tionalgarden, mit einigen alten Kanonen, wurden auf der nach Montmédy führenden Straße aufgestellt, Brücken und Zugänge verrammelt, und, während Sturmgeläute von Ortschaft zu Ortschaft die Nationalgarden gen Varennes rief, die schleunigste Wegführung der königlichen Familie nach Paris angeordnet. Auch die Straße dorthin besetzte man mit einer zweifachen Postenreihe, um die von Bouillé zu befürchtende Verlegung derselben zu verhindern. Ein von Paris um sechs Uhr Morgens in Varennes eintreffender Adjutant La Fayette's fand schon die Gassen mit zwei Mann hoch gestellter Reihe Nationalgarden gesichert, während der Wagen bespannt da hielt, um den gefangenen König unter zahlreicher Begleitung nach der Hauptstadt zurückzubringen. Dieser Officier, welcher die Befehle der Nationalversammlung hierzu überbrachte, hieß Romeuf; die Königin kannte ihn und war ihm gewogen, machte ihm also heftige Vorwürfe, mit so feindseliger Botschaft ihn hier zu sehen, und maß alles Unglück dem General La Fayette bei. Der junge Mann entschuldigte sich, wie er beim Empfang dieses unangenehmen Auftrages nicht gefürchtet habe, sie noch zu erreichen; daß er aber hoffe, bei nun eingetretenem Unglücke müsse es ihr zum Trost gereichen, einen Mann neben sich zu haben, auf dessen Ergebenheit sie rechnen könne. Selbst seinen General vertheidigte er, indem er berichtete, daß La Fayette, weit entfernt, der Urheber dieser Verfolgung zu seyn, leicht das Opfer der Flucht der königlichen Familie geworden wäre, ja daß man ihn dafür hätte verantwortlich machen wollen, und die aufgeregte Volkswuth ihn bedroht habe, ihn an den Laternenpfahl zu hängen. Er warnte die Königin, den Feinden La Fayette's Vertrauen zu schenken. Sein General sey ein eifriger Vertheidiger der Nationalfreiheit, ohne deshalb Feind des Königs und seiner Familie zu seyn. — „Das ist er wohl," erwiderte Antoinette; „er hat nichts im Kopfe, als die vereinigten Staaten!" — Sie ließ sich dann das eben überbrachte Decret der Nationalversammlung, worin die Gefangennehmung und Zurückbringung der flüchtigen Königsfamilie befohlen war, geben: „Die Uebermüthigen!" rief sie aus, ohne es zu Ende zu lesen, und warf das Blatt aus der Hand; es flog zufällig auf das Bette, wo der Dauphin und seine Schwester schliefen. Eilfertig griff

aber die Königin danach und warf es zur Erde, mit den Worten: „Es möchte das Lager meiner Kinder besudeln!" — Halblaut, während ihm die Thränen über die Wangen rannen, seufzte Romeuf: „Möchte wohl die Königin, daß ein Anderer Zeuge dieser Aufwallung wäre?" — Die Königin war betroffen: „Wenigstens, fuhr sie fort, empfehle ich Ihnen nach unserer Abreise die Herren von Damas, von Choiseul und Goguelas." — Romeuf rettete wirklich die Genannten mit eigner Lebensgefahr.

Bouillé, welcher die ganze Nacht hindurch in der peinlichsten Ungewißheit gewesen war, gab bei erhaltener Nachricht den zuverlässigsten Regimentern den gemessenen Befehl, schleunigst auf Varennes zur Befreiung des vom Volke gefangen gehaltenen Königs aufzubrechen. Um die gute Stimmung seiner Leute zu erhalten, vertheilte er Geld unter sie. — Deslon, der mit einer Abtheilung von hundert Husaren zu Dun stand, hatte diese Befehle zum Vorrücken gar nicht abgewartet; als er von den flüchtigen Officieren, was sich zu Varennes begeben, erfuhr, flog er eiligst der Stadt zu. Schon um fünf Uhr gelangte er an; mußte aber beim Anblicke der dortigen Vorkehrungen den Plan, sogleich mit Gewalt einzudringen, aufgeben und Verstärkung erwarten. Er erlangte es indeß, unter sicherm Geleite zum Könige geführt zu werden, bei welcher Gelegenheit er die inneren Vertheidigungmaßregeln zu sehen und sich mit dem im Kloster eingeschlossenen Husarencommando in Verbindung zu setzen gedachte. Ihm wurde mit dem Könige unter vier Augen zu reden verstattet; er berichtete dem Könige, wie er selbst zu schwach sey, etwas Entscheidendes vorzunehmen, daß indeß der General Bouillé mit dem Regimente Royal-allemand im Anzuge sey, und dann Gewalt mit Gewalt vertrieben werden könne. Dieses wiederholte er drei Mal, weil es ihm schien, als habe es Ludwig nicht verstanden; endlich fragte er: welche Befehle ihm der König für den General ertheile? — „Sie können ihm sagen," erwiderte der unglückliche Regent, „daß ich hier gefangen bin, daß ich sehr bezweifle, ob er für mich etwas thun kann; aber daß ich ihn ersuche, nach Möglichkeit zu wirken." — Deslon sprach auch die Königin, welche sich beklagte, daß man ihr nicht verstatten wolle, nach Verdun zu gehen. Der König

unterbrach dieses Gespräch, welches ihm verdachterregend schien, weil es deutsch geführt wurde, und entließ den Officier, welcher laut um Verhaltungsbefehle bat, mit den Worten: „Die kann ich nicht geben; ich bin ein Gefangener.“ —

So mußte aus Mangel an zureichenden Hülfsmitteln Deslon Zeuge seyn, wie um acht Uhr der König und seine Familie unter zahlloser Begleitung des Volkshaufens von Varennes auf der Heerstraße gen Paris fortgeführt wurde. Dieser Zug hatte schon anderthalbstündigen Vorsprung, als Bouillé, aufgehalten durch Dienstnachlässigkeit oder bösen Willen seiner Untergebenen, mit seiner durch den schnellen Marsch abgetriebenen Reiterei anlangte, aber durch die ermüdeten Pferde verhindert wurde, sogleich weiter zu rücken; außerdem hatte er die Garnison von Verdun, der Geschütz zu Gebote stand, und die wirklich eine halbe Stunde nach Bouillé zu Varennes ankam, zu fürchten.

So mußte der General von dem Plane, die königliche Familie zu retten, abstehen; wobei ihn auch die Betrachtung leitete, daß er letztere, in der Gewalt des Volkshaufens, augenscheinlicher Gefahr aussetzte, wenn er nun noch einen Angriff wagte, der immer zum Blutvergießen führte. So zog sich Bouillé zurück, erreichte Stenay, wo er durch schnelle Flucht der von der Municipalität angeordneten Verhaftung zuvorkam und sich nach Luxembourg rettete; von diesem sicheren Zufluchtsorte sandte er an die Nationalversammlung jenes berüchtigte Schreiben, das ihm als eine Großsprecherei oft vorgeworfen ist; in Wahrheit hatte er aber dabei die löbliche Absicht, indem er vorgab, den ganzen verunglückten Fluchtplan angesponnen und geleitet zu haben, vom Könige alle Schuld abzulehnen und solche über sich zu nehmen.

Nach dem Abmarsche Bouillé's stand dem Zuge nach Paris kein Hinderniß mehr im Wege; die den königlichen Wagen umgebende Bedeckung von Nationalgarden, welche sich abwechselten, wuchs von Orte zu Orte und verursachte beständige Verzögerung. So dauerte diese für die königliche Familie so schmachvolle Rückreise acht Tage, während sie unter düstern Blicken in die Zukunft, unter unaufhörlich sich erneuernden Beleidigungen, unter Hitze und Staub, Martern aller Art

erduldete und in der Nähe von St. Ménehould sogar Zeuge seyn mußte, daß ein treuer Anhänger, der sich zu ihrem Wagen drängte, vor ihren Augen gemordet wurde. —

Sauffe und Drouet hatten durch Eilboten von den Ergebnissen zu Varennes an die Nationalversammlung berichtet; diese sandte drei ihrer Mitglieder, Latour-Maubourg, Barnave und Pétion entgegen, um die Gefangenen sicher nach Paris zurückzuführen. Diese traten ihre Commission zu Chalons an und veranlaßten, daß Frau von Tourzel den königlichen Wagen verlassen und mit einem von ihnen fahren mußte, wogegen die andern beiden sich zur königlichen Familie setzten. Die Königin wünschte, daß Latour-Maubourg, ein Freund La Fayette's, den sie wenigstens von Person kannte, einer dieser aufgedrungenen Wagengefährten werden möchte; doch dieser vertraute ihr: daß er nur, um seinem Könige zu dienen, diesen traurigen Auftrag angenommen habe, und daß auf ihn, als einen getreuen Unterthan, gerechnet werden könne; dieses sey bei Barnave, einem sehr einflußreichen Mitgliede der Nationalversammlung, nicht der Fall. Seine Eitelkeit würde sich indeß geschmeichelt fühlen, dem Könige so nahe, diese Reise zu machen, und die Königin finde Gelegenheit, ihn näher kennen zu lernen. Dieser Ursachen halber wolle er den ihm zugedachten Platz an Barnave überlassen und sich zur Frau von Tourzel in den zweiten Wagen setzen.

Hiernach wurde denn auch die Einrichtung getroffen: der schmächtige Barnave saß zwischen dem Königspaare auf dem Rücksitze, Petion zwischen Madame Elisabeth und der jungen Prinzessin; der Dauphin aber abwechselnd auf dem Schooße seiner Mutter, Tante oder Schwester. Die neuen Reisegefährten machten anfänglich die königliche Familie verlegen. Die Königin ließ sich mit ihnen gar nicht ein, sie verschleierte ihr Gesicht und entschloß sich, mit den Commissairen die ganze Dauer der Reise hindurch kein Wort zu wechseln. Barnave machte den Eingang zur neuen Bekanntschaft durch ein Betragen, welches Antoinette für ungezogen hielt; er blickte nämlich mit höhnischem Lächeln bald auf die Königin, bald auf die drei Gardes-du-Corps, welche in Varennes mit gefangen waren. In Paris

trug man sich mit dem Gerüchte, einer dieser drei Männer sey der Graf von Fersen, dessen vertrautes Verhältniß zur Königin, wie sie wußte, zu Misdeutungen Veranlassung gab. Nun argwohnte Antoinette, daß dieses der Gegenstand von Barnave's Blicken und Gedanken sey; sie benahm ihm also schnell den Irrthum und nannte ihm die Namen der drei Unglücksgefährten. — Mit Ausnahme dieses Vorfalles, überschritt B. nie die dem Königspaare schuldige Achtung, er gab ihm alle nur mögliche Aufmerksamkeitsbeweise, und, ohne seine Stellung je zu misbrauchen, schien seine Zuneigung und Ehrfurcht in dem Grade zu wachsen, als er die königliche Familie näher kennen lernte.

Ludwig XVI behielt gleich anfänglich den einfach biedern Ton, der seiner Sinnesart eigen war; er schien gar nicht verlegen über das sonderbare Verhältniß, in welches ihn das Schicksal zu den Commissairen gestellt hatte. Er spann zuerst das Gespräch mit Barnave an und sagte ihm mancherlei über die Revolution, über die Constitution und Nationalversammlung. Barnave's Ansichten konnten nicht die seinigen seyn; bald entspann sich ein Wortwechsel, den B. mit aller Feinheit eines guten Gesellschafters und mit Beachtung des Standesunterschiedes fortführte. Natürlich wandte sich bald das Gespräch auf des Königs Abreise von Paris, wo dann Ludwig XVI einfach und freimüthig seine Zwecke, Absichten und sein mehr auf das Glück des Reichs als auf sein Privatwohl gerichtetes Streben entwickelte.

Der Königin, ohngeachtet ihrer Verstimmung und dem Bestreben, solche sichtbar werden zu lassen, entging nichts von dieser Unterhaltung; Theil wollte sie an derselben nicht nehmen; aber sie ward ergriffen von Barnave's Geiste, von seiner Mäßigung und anständigen Haltung; so wurde sie wider Willen mit in das Gespräch hineingezogen. Sie glaubte, die günstige Gelegenheit benutzen zu müssen, um sich des wichtigen Mannes Theilnahme zu vergewissern, und um die Herzensgüte und Reinheit der Gesinnung des Königs ins volle Licht zu setzen, wo sie dann bald die Anmuth, Liebenswürdigkeit und Geistesgegenwart entfaltete, welche sie auf so einzige Weise mit der ihrem Range und ihrer Geburt zustehenden Hoheit zu verbinden wußte. Diese

Unterhaltung vermehrte in Barnave's Seele die Empfindung der Theilnahme und Verehrung und beseitigte die falschen Vorstellungen, welche Bosheit und Parteigeist in Umlauf setzten. Von diesen Augenblicken schreibt sich das Vertrauen her, welches Antoinette fortan zu B. hatte; sie nahm späterhin in schwierigen Lagen oft seine Rathschläge an, erwies aber seinen Freunden Lameth und Dugort nie gleiches Vertrauen, selbst als sie, durch die Umstände gezwungen, mit denselben in Verbindung stand und sie bei sich sah.

Barnave erwarb sich auf der ganzen Reise bei vielen Gelegenheiten den Dank des Königspaares. Als ein Pfarrer sich dem Wagen näherte, um dem Könige seine Unterwürfigkeit zu versichern, riß ihn der blutgierige Pöbel hinweg und hätte ihn unfehlbar gemordet, hätte Barnave den Geistlichen nicht durch den Ausruf gerettet: „Tiger! habt ihr aufgehört Franzosen zu seyn? Brave Nation! bist du ein Mordgesindel geworden?" — Indem er diese Worte hinausschrie, wäre Barnave im edeln Eifer fast zur Wagenthür hinausgestürzt, wenn ihn Madame Elisabeth nicht am Rockzipfel gefaßt hätte. — Wenn die Königin nachher dieses Vorfalls gedachte, verschwieg sie nicht, daß die Contraste dieser ganzen Situation, wo die fromme Elisabeth einen Barnave am Rockschooße festgehalten habe, ihr äußerst überraschend gewesen wären. — In den Gasthöfen, wo man anhielt, unterhielt sich die Königin mit B. oft allein, und letzterer zeigte ihr einsichtsvoll die großen Fehler der Royalisten während der Revolution und entwickelte, wie schlecht das Interesse des Hofes vertheidigt sey; dies sey so weit gegangen, daß er öfter den Vorsatz gehegt habe, zu ihr zu gehen, um ihr einen muthvollen Verfechter, der den Geist der Zeit und der Nation kenne, anzubieten. Als ihn die Königin hierauf fragte, welche Mittel er empfohlen haben würde, antwortete er: „Volksgunst, (Popularité)" — „Wie konnte ich diese haben? sie war mir ja genommen!" entgegnete Antoinette. — „Ach! Madame! es wäre Ihnen weit leichter, sie wieder zu erlangen, als mir, sie zu erwerben." — Diese Behauptung gab zu weiteren Auseinandersetzungen Veranlassung. —

Pétion, bei weniger Tact, weniger Geist und größerer Ueberspannung, eignete sich im Wagen des Königs

Barnave's Betragen nicht an. Seine Freunde rühmen zwar die ursprüngliche Zartheit und Weichheit seines Charakters; hier aber gab er sich der ungezogenen Rohheit hin, die man später den Sansculottismus nannte; er mochte sie für republicanische Freimüthigkeit halten. Wenn sich die Unterhaltung auf politische Gegenstände und Staatsverfassung wendete, so wiederholte er beständig die einzigen Worte, die er anzugeben wußte: „Was mich betrifft, ich halte es einzig mit einem Freistaate." — Nie zeigte er für das Unglück der Reisegefährten die geringste Theilnahme; nicht einmal den gewöhnlichen Anstand, den der Mann von einiger Erziehung in der Gesellschaft der Damen beobachtet, bewies er. Er machte schlechte Späße und erlaubte sich abgedroschne Witzeleien über Religion und Andachtsübungen, über welche Gegenstände ihn Madame Elisabeth mit einer solchen Lebhaftigkeit und Stärke zurechtwies, daß die Königin darüber in wahre Verwunderung gerieth. —

Unter solchen Umgebungen ging mit Schneckenschritt die unglückliche Rückreise vor sich; nach achttägiger Qual gelangte die königliche Familie in den Mauern, die vielfach an die ehemalige Gewalt, Hoheit und Pracht der frühern Thronbesitzer erinnerte, in den Tuilerien an. Abgeordnete der Nationalversammlung und getreue Königsfreunde, die, von keiner Gefahr zurückgeschreckt, die Sicherheit des Einzuges deckten, verhüteten jeden Unfall, der von den frechen Aufrührern zu befürchten stand.

In der Nationalversammlung war indeß dem Könige, der Königin und dem Dauphin eine Abtheilung der pariser Nationalgarde als Ehrenwache zuerkannt, welche in jeder Hinsicht für die genannten Personen verantwortlich gemacht war; gleichzeitig wurden die Theilnehmer der Flucht verhaftet und zur Untersuchung gezogen, das Königspaar zur Abgabe einer Erklärung, hinsichtlich dieses Beginnens, aufgefordert; Ludwig XVI selbst für den Augenblick der Befugnisse des Königthumes verlustig erklärt.

Mehrere Tage hindurch wollte kein Officier den Befehl der der Königin zugetheilten Garde übernehmen, ohne die Erlaubniß, sie unmittelbar in ihrem Zimmer selbst zu bewachen. Um Gouvion, den zweiten Befehlshaber der Nationalgarde, der der königlichen Familie nicht abhold war, zur Annahme dieses Postens zu be-

ſtimmen, mußte der König ſelbſt dieſe Bedingung verwilligen, und die Anordnung aller Vorkehrungen, das Vermauern der Thüren u. ſ. f. zulaſſen; täglich erſchienen im Schloſſe Abgeordnete Verdacht hegender Sectionen der Hauptſtadt, um ſich von der Zuverläſſigkeit der getroffenen Anordnungen und der Anweſenheit der königlichen Familie zu überzeugen. Dieſe läſtigen Beſuche vermehrten ſich, je nachdem lügenhafte Gerüchte von den bei der Flucht nach Varennes verunglückten Planen, weitere Ausbreitung erhielten. Daß hierbei die Feinde der Königin beſonders thätig waren, die Anfeindung ihrer Geſinnung zu vollenden, braucht faſt nicht erwähnt zu werden. Doch iſt Nachricht zu ertheilen von der läſtigen, peinlichen Bewachung, welche jeden Augenblick ihres Daſeyns verkümmerte.

Im Schloßhofe war eine zahlreiche Nationalgarde aufgeſtellt; die Gärten bildeten Zeltreihen zu einem förmlichen Kriegslager. Der Zugang zu denſelben war jedermann, ſelbſt den Mitgliedern der Nationalverſammlung, verſagt; der Eingang in das Schloß nur denen verſtattet, welche bei den nothwendigſten Dienſtleiſtungen des Hofes nicht entbehrt werden konnten; doch auch dieſe wurden beim Ein- und Ausgange genau unterſucht. Die Strenge der Bewachung des Innern übertraf noch die äußere um vieles. Die Vorzimmer lagen voll Nationalgarden, welche ſogar ins Schlafzimmer der Königin zwei Poſten ſtellten, mit der Weiſung: ſie nie aus den Augen zu laſſen. Das einzige Ankleidungszimmer der unglücklichen Fürſtin war nur durch eine Thür mit Glasfenſtern verſchloſſen. So war Antoinette gezwungen, in den erſten Tagen ihrer Rückkunft, aller der Weiblichkeit gebührenden Schonung entgegen, ſich niederzulegen, aufzuſtehen und anzukleiden im Angeſicht jener Leute. Bald nachher ward dieſes gemildert; aber wie? Die Garden blieben im Zimmer, bis ſich die Königin niederlegte; dann zogen ſie ſich zurück; jedoch mußte die Thür des Schlafzimmers offen bleiben, damit jede darin ſtattfindende Bewegung bemerkt würde. Dieſe Abänderung ſicherte Antoinetten nicht gegen die beleidigende Zudringlichkeit der Schildwachen. Einſt konnte ſie nicht ſchlafen; ſie zündete daher an der Nachtlampe eine Wachskerze an, um zu leſen. Die Schildwache, welche es bemerkte, trat ins Schlafzimmer, ſchlug die Bettvorhänge

zurück und setzte sich ganz freundschaftlich unbefangen mit den Worten aufs Bette: „Ich sehe, daß Sie nicht schlafen können; wir wollen zusammen plaudern; dieses ist für Sie besser, als das Lesen.“ — Die Königin bekämpfte ihren Unwillen und machte ihm bemerklich, daß er sie in Ruhe lassen möge. So resignirend, trug sie ihr hartes Loos, ohne Klagen über die entwürdigende Strenge des Verfahrens hören zu lassen und ohne dem General La Fayette darüber Vorwürfe zu machen. Diesen sah sie oft: denn er suchte etwas darin, öfter als es die Umstände erheischten, vor ihr zu erscheinen. Antoinette behandelte ihn artig, aber kalt; sie unterhielt sich mit ihm ohne Bitterkeit, selbst gefällig, über unbedeutende, oder über solche Gegenstände, die den König interessirten.

Solche Vorfälle, wie der eben erzählte, hatten oft Statt. Hinter dem Schlafzimmer der Königin führte ein Gang zu einer Treppe, vermittelst welcher der König und die Königin zu einander kommen konnten. Auch hier stand eine Wache, deren Posten, weil er nur alle Tage einmal abgelöst wurde, sehr beschwerlich war; dennoch ließ Saint-Prix, ein französischer Schauspieler, sich ihn oft zutheilen. Er begünstigte die kurzen Zusammenkünfte, welche das Königspaar auf diesem Gange hatte, denn er hielt sich in gehöriger Entfernung und gab Nachricht, wenn das geringste Geräusch entstand. Auch Callot, ein Bataillonscommandant der Nationalgarde, der den Wachtdienst im Inneren der Wohnung der Königin hatte, milderte mit Umsicht alle ihm ertheilte strenge Vorschriften; so zum Beispiel begleitete er nie, wie ihm befohlen war, die Königin bis zur Thür ihres Ankleidungszimmers. —

Ohngeachtet aller angewendeten Vorsicht, unterhielt das Königspaar ununterbrochnen Briefwechsel über die neuesten Ereignisse in Bezug auf ihre Person. Die verunglückte Flucht brachte wenige Tage nach ihrer Rückkunft eine ihnen weit günstigere Stimmung hervor, als sie bei der ersten Gährung und bei dem von der Nationalversammlung offenbarten Streben, über den König jeden möglichen Vortheil zu gewinnen, anfänglich hoffen durften. Ohngeachtet des Lärmes der Jakobiner und der Unthätigkeit der rechten Seite der Nationalversammlung, beschleunigten die Führer der Stimmenmehrheit die Ver-

handlungen über die Flucht nach Varennes möglichst, da sie nur zu deutlich sahen, wie die Jakobiner, von diesem Vorfalle Nutzen zu ziehen, das Königthum zu stürzen und auf dessen Trümmer eine Republik zu gründen, sannen. Sie sahen den sich eröffnenden Abgrund voraus und suchten ihm zu entgehen durch vorgegebene Nachsicht; daher schlossen sie mit einem Berichte, dessen Inhalt war, daß der König wegen der beabsichtigten Flucht schuldlos sey, und wäre er es nicht, so könne er doch wegen seiner Unverletzbarkeit nicht in Anspruch genommen werden, und daß er mit der Vollendung der Constitution, deren Annahme man hoffen müsse, im Besitze aller Rechte der vollziehenden Gewalt treten solle. Die einzige Schuld bei der Flucht treffe den General Bouillé, wie dieser selbst gestanden habe. — Die übrigen nächsten Theilnehmer, welche zum Theil noch in gefänglicher Haft gehalten wurden, kamen auf freien Fuß, in Verfolg der allgemeinen Amnestie hinsichtlich revolutionairer Vergehungen, welche bei dieser Veranlassung kund gemacht wurde.

Die vorerwähnte Erklärung, welche der Königin im Verlaufe dieser Untersuchung abgefordert und von ihr eigenhändig abgefaßt wurde, lautete also:

„Ich erkläre, daß, als der König mit seinen Kindern abzureisen sich entschloß, mich nichts in der Welt, ihn zu begleiten, verhindern konnte. Ich habe seit zwei Jahren bei mehreren Gelegenheiten bewiesen, daß ich ihn nie verlassen wollte; und hierin wurde ich noch durch die Ueberzeugung bestärkt, daß der König Frankreich zu verlassen, nicht beabsichtigte; hätte er je einen solchen Plan gefaßt, ich würde alle Kraft aufgeboten haben, es zu verhindern."

„Die Erzieherin meines Sohnes war seit drei Wochen krank und hat erst kurz vor dem Antritt der Reise, deren Bestimmung ihr gänzlich unbekannt blieb, die darauf Bezug habenden Befehle erhalten. Sie hat nicht einmal ihre Kleidungsstücke mitnehmen können; ich war genöthigt, ihr solche zu geben."

„Die drei Couriers (Gardes-du-Corps) wußten weder den Zweck, noch das Ziel der Reise. Sie erhielten erst unterwegs Geld, um ihre Pferde zu bezahlen, und Befehle über den einzuschlagenden Weg. So sind auch die beiden mitgereisten Kammerfrauen erst in dem Au-

genblicke der Abfahrt von solcher unterrichtet. Eine derselben hat, obgleich ihr Gatte im Schlosse war, diesen nicht einmal noch sehen können."

„Monsieur und Madame (Provence) wollten innerhalb Frankreichs mit uns zusammentreffen; sie nahmen den Weg durchs Ausland, um uns nicht hinderlich zu werden und keinen Mangel an Vorspannpferden zu veranlassen."

„Wir sind durch die Wohnung des Herrn von Villequier aus dem Schlosse, und zwar einzeln, in mehreren Abtheilungen, gegangen."

Unterzeichnet: „Maria Antoinette."

Unmittelbar nach ihrer Rückkunft zu Paris hatte Antoinette durch einen sichern Bedienten, der im Departement des Mont-d'Or sich aufhaltenden Familie Campan folgende Worte schreiben lassen:

„Ich sende Ihnen diese Zeilen aus dem Bade, durch welches ich mich bemühe wenigstens meine Körperkräfte aufrecht zu erhalten. Von meiner Geistesstimmung schweige ich; wir leben noch, das ist alles. — Kehren Sie ohne einen Brief von mir nicht hierher zurück; dies ist wichtig." — Diese Aufforderung gelangte schon in den ersten Tagen des Augusts, zu Clermont, wo sich Frau Campan mit ihren Verwandten aufhielt, an. Von wahrer Zuneigung zu ihrer Gebieterin getrieben beeilte sie sich, Paris am 25. August zu erreichen. Sie betrat zum ersten Male das Zimmer der Königin wieder, als diese so eben aus dem Bette stieg. Ihre Gesichtszüge waren nicht bedeutend verändert; doch nach den ersten freundlichen Bewillkommnungen nahm sie die Nachthaube vom Kopfe und zeigte ihre Haare, welche der Kummer Einer Nacht so weiß gemacht hatte wie das Haar einer siebzigjährigen Frau. Sie hatte für die Prinzessin von Lamballe ein Löckchen von diesen Haaren in einem Ring fassen lassen, mit der Inschrift: „Vom Unglücke gebleicht." — Nach der Annahme der Constitution wollte diese Prinzessin nach Frankreich heimkehren; die Königin, welche an keine Rückkehr der Ruhe glaubte, widersetzte sich diesem; aber ihre unglückliche Freundin folgte der Stimme der Zuneigung und ging in den Tod.

Nicht wenig war Frau Campan verwundert, als

sie nun von der Königin vertrauliche Mittheilungen erhielt, über die Verbindung, in welcher sie mit Barnave, Duport und Alexander Lameth stand. Den Erstgenannten bezeichnete Antoinette stets als einen achtungswerthen jungen Mann, der ihr ganzes Vertrauen habe, der, bei Geist und Edelsinn, das Ehrgefühl besitze, welches mit wahrer Bildung und Verdienst gewöhnlich verbunden ist. „Einige Ehrsucht," sagte die Königin, „kann man solchem jungen Manne vom Bürgerstande nicht zum Vorwurfe machen. Er hat alles mit Beifall ergriffen, was seinem Stande die Bahn zu Ehrenstellen und zum Ruhme eröffnet. Kommt die Gewalt je wieder in unsere Hände, so ist Barnave's Begnadigung schon vorläufig in unser Herz geschrieben. Anders verhält es sich mit den Edelleuten, welche, im Besitz aller Vorrechte, solche oft zum Nachtheile talentvoller Männer von niederer Geburt geltend machten und sich doch gegenwärtig der Revolution angeschlossen haben. Diese Edelleute, schon durch die Geburt der Monarchie zur Vormauer bestimmt, sind zu schuldbeladen, als daß sie Verzeihung verdienten." —

Die Constitution war endlich entworfen, für die Unterbrechung der Revolution zu spät. Die schriftliche Erklärung des Königs zur Einwilligung und Annahme derselben veranlaßte eine Danksagungsdeputation von sechzig Mitgliedern der Nationalversammlung, bei deren Empfang die Königin, nebst ihren Kindern und ihrer Schwägerin, dem Könige Gesellschaft leisteten. Ludwig sagte zu den Abgeordneten: „Hier sehen Sie meine Gattin und Kinder, die meine Zustimmung theilen." Antoinette bestätigte diese Versicherung; aber ihr Inneres hegte kein Vertrauen; sie äußerte gleich nachher: „Die Leute wollen keine Gebieter (Souverains); wir erliegen ihrer treulosen, aber folgerecht beachteten Kriegskunst; sie reißen einen Stein der Monarchie nach dem andern nieder." —

Der entscheidende Augenblick erschien, wo sich der König in die Versammlung begab, um die Verfassungsurkunde zu beschwören. Antoinette war bei diesem Acte, in einer Loge, gegenwärtig; sie kehrte schweigend mit betrübter Miene zurück. Der König trat bald darauf bleich, mit entstellten Zügen, in ihr Zimmer; er warf sich auf einen Stuhl, das Tuch vor den Augen,

schluchzte er: „Alles ist verloren! Ach! und Sie, Madame! mußten Zeugin dieser Entwürdigung seyn! Sie mußten Frankreich betreten, um zu sehen" — — hier unterbrachen Thränen seine Worte; die Königin kniete vor ihm; er schloß sie in seine Arme. — Bald nach diesem herzzerreißenden Auftritte sandte die Königin, die nun alle ihre Hoffnungen auf die vom Auslande her zu erwartende Hülfe richtete, den schon genannten Goguelat mit geheimen Briefschaften nach Wien. Die königliche Familie war in eine höchst verzweifelte Lage versetzt; bei der üblen Stimmung, welche in der gesetzgebenden, oder zweiten Nationalversammlung herrschte, war nur Rettung zu erwarten, wenn Ludwig unzweideutig an der Constitution festhielt; dadurch aber wurde die ganze, in ihren vielfachen Verflechtungen noch einflußreiche Aristokratie, welche sich die Royalisten nannte, aufs äußerste empört; diesem Auswurfe der Nation schien kein Verbrechen unverzeihlicher, als das des Nachgebens und der vermittelnden Maßregeln.

Die Annahme der Constitution hatte eine Reihe von Festen zur Folge, bei welchen die königliche Familie sich auch dem Besuche der Schauspielhäuser unterzog. Ueberall wurde sie mit lautem Beifallsruf empfangen. Im théâtre français sollte bei dieser Gelegenheit die geheilte Kokette gegeben werden, weil eine beliebte Schauspielerin, Fräulein Contat, in diesem Stücke vorzüglich glänzte; doch Uebelgesinnte setzten den Titel des Stücks zur Königin in Beziehung, und so wurde eine Abänderung in der Wahl getroffen. Auch hier wurde Antoinette mit ihrer Tochter und Schwägerin wohl aufgenommen; man hatte für die rechten Zuschauer in den Logen wie im Parterre Sorge getragen; dagegen ließen die Jakobiner im Theater Italien ihre Umtriebe laut werden. Die unvorhergesehenen Ereignisse (les Evénemens imprévus) von Grétry wurden gegeben. Die Sängerin Dugazon kam auf die unglückliche Idee, sich gegen die Königin zu verneigen, als sie die Worte sang: „Wie lieb' ich die Gebieterin!" Sogleich erhoben zahlreiche Stimmen des Parterre's ein Geschrei: „Nichts von Gebieterin, nichts von Gebieter! Freiheit!" — Aus Balkonen und Logen rief man dagegen: „Es lebe die Königin, es lebe der König! Für immer König und Königin!" — Unter Ruf und Gegenruf

kam es im Parterre zu Schlägereien; die Jakobiner zogen den Kürzern; da sie allein, der damaligen Mode entgegen, keinen Puder trugen, so bezeichneten die umherfliegenden schwarzen Haare ihre Niederlage. Das Heranrücken einer zahlreichen Nationalgarde verhinderte allen weitern Unfug, zu dessen Verbreitung die Bewohner der Vorstadt Sainte Antoine sich schon vor dem Schauspielhause zusammengerottet hatten. Die Königin beobachtete ein ruhiges und würdevolles Betragen; noch beim Weggehen wurde sie mit Beifall gegrüßt. Dieses war das letzte Mal, daß sie das Schauspielhaus besuchte. —

Die wachsende Gährung im Volke und die sich steigernde Gefahr der königlichen Familie hatten ihren Hauptgrund in dem ruchlosen Betragen der Ausgewanderten: auf der einen Seite leisteten sie den öffentlich bekannt gemachten so dringenden Bitten des Königs, sich der Constitution anzuschließen und vieles zu retten, um nicht alles zu verlieren, keine Folge, und prahlten auf der andern Seite mit geheimen Mittheilungen, welche die wahre Sinnesmeinung des Königs verdächtig machten, wovon die Revolutionsmänner um so genauer unterrichtet waren, da sie unter den Emigranten ihre zuverlässigen Kundschafter hatten. Wie die Männer, trieben es in ihrer Art die Weiber. Hochadliche Damen verließen ihre Hofämter und ihre Königin, weil mit der verfassungsmäßigen Abschaffung der Ehrenrechte ihre närrische Eitelkeit, besonders in Betreff des Rechtes au tabouret, sich gekränkt glaubte. Die Bildung eines neuen Hofstaates, er mochte angeordnet werden, wie er wollte, gab auf jede Weise den Parteiungen neues Aergerniß. Die die Königin berathenden Constitutionsfreunde erinnerten, daß es in der Nationalversammlung, nachdem sie eine dem Glanze des Thrones angemessene Civilliste für das königliche Haus festgesetzt hatte, Misvergnügen verursachen müsse, nicht einen der Constitution angemessenen Hofstaat eingerichtet zu sehen. Doch die Königin beharrte bei der Weigerung: „Würde dieser Hofstaat," sagte sie, „constitutionsmäßig eingerichtet, so würde in unserer Nähe kein Adlicher bleiben; und bei einer Veränderung der gegenwärtigen Lage müßten wir alle jetzt zu den Hofstellen berufene Leute verabschieden. — Vielleicht," fuhr sie fort, „würde ich in der Zukunft den Adel retten können, wenn ich ihn auf einige

Zeit fallen zu lassen, den Muth hätte; doch dieser fehlt mir. Erlangt man von uns Schritte, die ihn verletzen, so schmollt er; niemand findet sich bei mir zum Spiele ein, und des Königs Zimmer ist einsam. Politische Rücksichten will man nicht gelten lassen; man bestraft uns für unser Unglück." —

Fast den ganzen Tag brachte die Königin am Schreibtische zu; einen Theil der Nacht las sie; ihr Muth hielt die Körperkräfte aufrecht; das Unglück erzeugte in ihrer Denkungsart keine Erbitterung, nie gab sie sich böser Laune hin; und doch malte man dem Volke diese Frau als wüthend und jähzornig bei jedem Angriffe auf die Kronrechte.

Ihren Briefwechsel mit dem Auslande führte sie in einer Chiffresprache, die zwar nicht leicht verrathen werden konnte, deren Anwendung aber viele Uebung erforderte. Jeder Correspondent mußte dieselbe Ausgabe eines zum Schlüssel dienenden Buches (es war der Roman Paul und Virginie) haben, auf dessen Worte man vermittelst Zahlen hinwies, um sich zu verständigen. So konnte Antoinette Abschriften von ihren Briefen machen lassen, ohne daß der Copist vom Inhalte ein Wort erfuhr.

Frau Campan, die das innigste Vertrauen des Königspaares genoß und mit nöthiger Vorsicht alle Zusammenkünfte mit Conventsdeputirten und Leuten von Gewicht vermied, konnte dennoch den Anfeindungen der Parteien nicht entgehen: Prud'homme sagte in der Gazette révolutionaire von ihr, sie sey im Stande, eine Aristokratin aus der Mutter der Gracchen zu machen, wenn diese eine so gefährliche Frau in ihrer Nähe gehabt hätte; Gauthier dagegen bezeichnete sie als eine Constitutions-Freundin, die dem Heile der Königin gefährlicher sey als eine Jakobinerin. Selbst in ihrer Familie hatte Frau Campan von politischen Meinungen erzeugte Zwietracht zu bestehen, indem ihr Bruder, welcher im auswärtigen Departement angestellt war, sich entschieden für die constitutionelle Partei erklärte. Ihr Verhältniß zu ihrer Gebieterin ward dadurch nicht gestört; bei fortgesetzter Ergebenheit und Aufrichtigkeit, blieb das gegenseitige Vertrauen ungefährdet, wovon ihr die Königin schriftliche und mündliche Beweise gab.

Bei den Revolutionsverbrechen, die gegen die königs-

liche Familie verübt wurden, war Besorgniß vor einer Vergiftung sehr natürlich. Unter den Küchenbedienten waren viele verdächtige Leute. So trat, im Verfolg einer früheren Anwartschaft, gegen das Ende des Jahres 1791 ein Mensch als Pastetenbäcker in den Hofdienst, der zu den ausgelassensten Jakobinern gehörte; er hatte schon geäußert: wenn man die Tage des Königs verkürzte, würde man sich um Frankreich großes Verdienst erwerben. Er wurde genau beobachtet. Seine Dienstleistungen beschränkten sich auf Anfertigung der Pasteten; so wurde für dienlich gehalten, daß das Königspaar von seinem Machwerke nichts genoß. Da indeß der König gern Pasteten aß, so wurden solche unter fremden Namen bald hier, bald dort außerhalb dem Schlosse bestellt, und, wie Brot und Wein, geheim zugetragen. Ludwig, Antoinette und Elisabeth aßen zusammen, ohne alle Bedienung; durch eine Klingel gaben sie das Zeichen, wenn sie etwas verlangten; der zuverlässige Hofintendant Thierry de Villedavray und Frau Campan brachten aus einem geheimen Schranke dann die unverdächtigen Nahrungsmittel herbei. Der König trank bei der Mahlzeit nie eine Flasche Wein aus; die Damen genossen nur Wasser. Alles wurde so bewerkstelligt, daß die Dienerschaft nicht erfuhr, wie von dem aus der königlichen Küche und Keller Hingesetzten nichts genossen war; damit im Publico von dieser Einrichtung, und der ihr zum Grunde liegenden Besorgniß einer Vergiftung nichts bekannt würde. Nach einigen Monaten berichtete die geheime Schloßpolizei, daß, nach dem Plane der Verschworenen, unmittelbar für das Leben des Königs nichts mehr zu besorgen sey. Man hatte beschlossen, seine Waffen gegen den Königsthron, nicht gegen die Person des Regenten zu richten.

Antoinette wandte sich an Pitt, um seine Meinung über den Zustand der Angelegenheiten Frankreichs zu erfahren. Zwar hatte die Königin hinsichtlich seiner oft geäußert: „Ich nenne nie den Namen Pitt's, ohne halb todt zu seyn. Der Mann ist der Todfeind Frankreichs; er nimmt grausame Rache für die Hülfleistungen, welche das Cabinet von Versailles den Amerikanern zukommen ließ. Durch unsern Untergang will er sich für immer die Herrschaft zur See sichern gegen die Anstrengungen des Königs, seine Seemacht zu heben, welche im

letzten Kriege so trefflichen Erfolg hatten. Er weiß, daß nicht Staatsklugheit allein, daß selbst persönliche Neigung die Sorgfalt des Königs fürs Seewesen veranlaßt. Pitt hat die französische Revolution vom Anfang her unterstützt." — Dennoch schickte sie einen Vertrauten an den brittischen Minister, um ihn ausforschen zu lassen; doch konnte ihn nichts von seiner furchtbaren Zurückhaltung abbringen; er begnügte sich, zu versichern, daß er die französische Monarchie nicht würde fallen lassen, daß es ein arger Verstoß gegen die Ruhe Europa's sey, wenn man zuließe, daß der Revolutionsgeist Frankreich in eine Republik umbildete. — „Immer," sagte die Königin, „hat Pitt, wenn er von der Nothwendigkeit, in Frankreich die Monarchie aufrecht zu erhalten, redete, gänzliches Stillschweigen darüber, was dem Monarchen zustehen soll, beobachtet. Das Resultat alles Befragens war nur unheilverrathend; indem er uns aufopfert, will er eine Monarchie ohne Hülfsmittel und Kraft retten." —

Als Antoinette 1792 den Tod ihres Bruders, des Kaisers Leopold II (er starb den 1. März) erfuhr, behauptete sie, daß er vergiftet sey. Sie erinnerte sich, in einer Zeitung, in dem Berichte von einer Sitzung der Jacobiner, die Aeußerung gelesen zu haben, als von Leopolds Zutritte zum Bündnisse wider Frankreich die Rede war: mit dem rechten Pastetenteige könne die ganze Angelegenheit geschlichtet werden. — Diese einem Verbreiter schändlicher Grundsätze entschlüpfte Andeutung stellte sie nun mit dem plötzlichen Tode ihres Bruders zusammen. Sie beklagte ihn herzlich und übertrug ihre Liebe und Hoffnungen auf seinen Sohn und Nachfolger, dem sie ein ihrer Lage vortheilhaftes politisches System zutraute.

Barnave setzte es in diesem Zeitpunkte durch, daß ihm alle Briefe der Königin vorgelegt wurden; er fürchtete mit Recht ihre geheime Correspondenz, durch welche der vorgezeichnete Plan gestört werden konnte, und mistraute Antoinetten in diesem Punkte, wie denn auch in der That allein das ewige Ergreifen entgegengesetzter Rathschläge den schleunigen Sturz des Hofes herbeiführte. Bald ergab man sich in die Nothwendigkeit, in die Ansichten der Constitutionellen, bald wieder in die Plane der Prinzen und auswärtigen Höfe

einzugehen. Die Nachricht von einer Annäherung der Königin an die Ueberreste der constitutionellen Partei versetzte die Prinzen in die größte Unruhe; dagegen scheute die Königin beständig die Prinzenpartei und ihre Forderungen; doch ließ sie dem Grafen von Artois Gerechtigkeit widerfahren und bemerkte öfter, daß seine Geschäftsführer, an deren Spitze Calonne stand, auf eine Weise handelten, die mit seinen eigenen Gesinnungen für das Königspaar im offenbaren Widerspruche stünde. Die Furcht der Emigranten vor dem Erfolge einer Verbindung des Hofes mit den Constitutionellen war so groß, daß sie letztere als völlig machtlos und nur in der Einbildung als Partei existirend verschrien; nach ihrer Ansicht, waren jenen die Jakobiner bei weitem vorzuziehen. — Barnave suchte solche Einflüsterungen in seinen Zuschriften an die Königin zu bekämpfen und machte ihr bemerklich, daß sie in Betreff der Kräfte der constitutionellen Partei in großem Irrthume stehe; zwar wäre in die Fahnen derselben ein Riß gekommen, doch lese man dort noch das Wort Constitution, welches Wort seine volle Gewalt wieder erlangen würde, wenn sich der König und seine Freunde aufrichtig anschlössen. Die Verfasser der Constitution, belehrt von den begangenen Misgriffen, wären im Stande diese zu beseitigen und dem Throne seinen Glanz wieder zu verleihen. Das jakobinische Unwesen sey weit entfernt, die öffentliche Meinung für sich zu haben: nur Schwächlinge schlössen sich ihm an, weil sie dort Stärke erblickten. Am wenigsten sey auf die Partei der Prinzen, welche sich auf unglückliche Weise in die Politik der auswärtigen Höfe verwickelt hätten, zu rechnen. Die Ausgewanderten wären durch ihr fehlerhaftes Betragen der Theilnahme, welche ihrem Unglücke zustehe, verlustig, und die fremden Höfe könnten keine Zuversicht einflößen, da sie nach den Rathschlägen ihrer Ministerien, nicht nach den Rücksichten der Blutsverwandtschaft handelten. Das Königthum könne in seiner Lauterkeit nur durch innere Kraft aufrecht erhalten werden. Er warnte die Königin, sich durch das Wort Constitution nicht schrecken zu lassen und verwies sie auf Heinrichs IV Beispiel, der nicht durch Hülfe fremder Fürsten, sondern durch die Benutzung innerer Hülfsmittel zum Besitz des katholischen Thrones

gelangt sey, nachdem er an der Spitze der Protestanten gefochten hatte. —

Barnave und seine Anhänger mochten auf ihre Kräfte ein zu großes Gewicht legen; sie mochten selbige bei der Bekämpfung der Hofpartei zersplittert haben; wenigstens glaubte dieses die Königin, während sie ihnen Vertrauen heuchelte und, zur Beschleunigung ihres Unglückes, es mit der einen wie mit der andern Partei verdarb.

Unter solchen Verwickelungen, die nur zu den unglücklichsten Folgen führen konnten, war natürlich an keinen Stillstand der Revolution zu denken; und doch glauben Bedrängte so gern an das Unmögliche. Eine Partei schritt zum Umsturz des Königthumes rasch vorwärts; die andere berathschlagte erfolglos zu dessen Rettung. — Dumouriez, der bisher so feindselige Revolutionsmann, erschien bei der Königin und bot ihr seine Dienste und die anderer Häupter der Jakobiner an. Er warf sich ihr bei der Audienz zu Füßen, versicherte, daß er, wenn gleich mit der rothen Mütze bekleidet, nicht Jakobiner sey, es nie seyn könne, und beschwor die Königin, indem er ihre Hand ergriff und sie leidenschaftlich küßte: „Lassen Sie sich retten!" — Antoinette wollte sich nicht einlassen auf die Anträge eines Verräthers, dessen bisheriges Betragen Mistrauen rathsam machte; ohnehin war sie von den Prinzen gewarnt, solchen Anträgen kein Gehör zu geben und mit Gottes Hülfe auf Rettung von außen her zu hoffen. — Die Constitutionsfreunde überzeugten sich bei jedem Ereignisse mehr, daß ihnen Vertrauen nur geheuchelt wurde. Bei der Nationalversammlung waren Beschwerden wider die constitutionsmäßige Garde des Königs, besonders wider deren Generalstab und Anführer, den Herzog von Brissac, anhängig gemacht. Von der Absicht, sie abzudanken, benachrichtigte Barnave die Königin und rieth, diesem zuvorzukommen, indem der König den Generalstab verabschieden, an dessen Stelle einen neuen, wozu er die Liste beilegte, aus zuverlässigen Scheinjakobinern ernennen und unter deren Schutze aus Paris entfliehen sollte. — Antoinette vernachlässigte auch diesen Rath; Brissac wurde nach Orleans verwiesen, und die Garde verabschiedet.

Da Barnave sah, wie seine treuen Dienste un-

erücksichtigt blieben, und alle Rettung auf die außer- halb Frankreich getroffenen Vorkehrungen gebaut wurde, ntschloß er sich, Paris zu verlassen. Bei der letzten Au- dienz, welche ihm die Königin gab, sagte er ihr: „Ma- dame! Ihr Unglück und das Frankreich noch bevorste- hende veranlaßte mich, Ihrem Dienste mich zu widmen. Ich sehe, daß meine Ansichten mit den Ihrigen nicht übereinstimmen; ich messe den Planen, welchen Sie folgen, keinen Erfolg bei; Ihre Rettungsmittel sind zu entfernt; sie werden zu spät, wenn Sie schon verloren sind, an- langen. Sehnlich wünsche ich, daß diese unglückliche Vorhersagung mich Lügen strafen mag; aber ich weiß gewiß, daß ich die Theilnahme, welche mir Ihr Unglück einflößte, und der Wunsch, Ihnen zu helfen, mit meinem Kopfe büßen muß." — Mit Thränen in den Augen, reichte ihm Antoinette die Hand, welche er begeistert küßte. — Im vollesten Umfange gingen seine Vorher- sagungen in Erfüllung: er ward im August desselben Jahres (1792) im Anklagezustand versetzt, zu Grenoble verhaftet, nach Paris geschleppt, scheinbar vergessen, dann vor das Revolutionstribunal gestellt, verurtheilt und den 30. October 1793 hingerichtet.

Nach der Verabschiedung der königlichen Garde be- setzte die pariser Nationalgarde allein die Wachen im In- nern der Tuilerien; wer bei der Königin aus- und ein- ging, wurde, wie sie selbst, vielfach beleidigt; von Bestra- fung verübter Mishandlungen war nicht mehr die Rede.

So wenig Lobenswerthes ein Biograph von der po- litischen Klugheit des Königspaares berichten kann, so gewiß dem Mangel derselben die ganze Kette der Un- glücksfälle beigemessen werden muß, so wird man mit allen Fehlern Ludwig's und Antoinettens vollkom- men ausgesöhnt durch die moralische Kraft, mit welcher sie beide in der schrecklichen letzten Periode ihres Lebens würdevoll das Unglück zu tragen wußten. — Das namen- lose Elend, von welchem die Königsfamilie immer mehr bedrängt wurde, brachte zuweilen ganz sonderbare Er- scheinungen hervor. So verfiel der König in eine dum- pfe Abspannung, in der er, selbst im Schooße seiner Familie, zehn Tage hindurch kein Wort hören ließ; nur wenn er nach der Tafel mit seiner Schwester Trik- trak spielte, sprach er die unumgänglich nothwendigen Worte. Die Königin entzog ihn diesem stummen Hin-

brüten, indem sie sich ihm zu Füßen warf und alles aufbot, ihn bald durch Schrecken, bald durch Liebkosungen aufzuregen. Sie nahm seine Zärtlichkeit für die Seinigen in Anspruch und erinnerte ihn daran, daß, wenn ihr Untergang unvermeidlich sey, sie demselben ehrenfest entgegentreten müßten. —

Am 15. Junius verweigerte der König zweien Decreten, über die Verweisung der Priester und über die Bildung eines Lagers von 20,000 Mann unter den Mauern von Paris, seine Zustimmung; er wollte beide bestätigen, aber die Königin bestand auf Ausübung des Veto. Sie machte es sich nachher zum Vorwurfe, durch diesen letzten Gebrauch der constitutionellen Gewalt die Auftritte des 20. Junius veranlaßt zu haben. Schon an diesem Tage drangen die wüthenden Schaaren in das von keiner Garde mehr bewachte Königsschloß. Einige treue Diener vertheidigten den König; einer derselben sagte: „Fürchten Sie nichts, Sire!" — „Legen Sie die Hand auf mein Herz," erwiderte Ludwig, „so werden Sie sich überzeugen, ob ich Furcht habe." — Madame Elisabeth flog zu ihrem Bruder und hörte, wie das Mordgesindel im Zimmer den Kopf der Oesterreicherin forderte. „Sie mögen mich für die Königin halten," sagte sie zu ihrer Umgebung, „damit jene zur Flucht Zeit gewinnt.

Antoinette konnte nicht bis zu ihrem Gemahl gelangen; sie nahm im Rathssaale (la salle du conseil), hinter dem Tische, umgeben von einigen Hofdamen, Platz, vor sich den Dauphin, neben sich die Tochter. An ihre Kopfbedeckung heftete sie eine Nationalcocarde, die ihr ein Nationalgardist gab; der kleine Dauphin war in eine übergroße Jakobinermütze vermummt. In Ehrfurcht gebietender Stellung erwartete die Königin die Stürmenden, welche ihre Verworfenheit und Mordlust selbst in den Schandbildern vorgetragener Fahnen kund gaben. Eine der wüthendsten Jakobinerinnen trat vor, um tausend Flüche gegen die Königin hören zu lassen. Antoinette fragte sie mit würdevoller Geistesgegenwart: ob sie sie schon früher gesehen, ob sie von ihr je persönlichen Nachtheil erlitten habe? — Beides verneinte die Furie und schrie: „Von Ihnen rührt das Unglück der Nation her!" — „Man hat Euch dies vorgesprochen," erwiderte die Königin, „man hat Euch betrogen. Gat-

tin des Königs von Frankreich und Mutter des Dauphins, bin ich Französin; mein Vaterland werde ich nie wiedersehen, Glück oder Unglück kann mir nur in Frankreich zu Theile werden; wenn Ihr mich liebtet, würde ich glücklich seyn." — Das Höllenweib begann zu weinen, bat um Verzeihung und sagte: „Ach! ich kannte Sie nicht, ich sehe es nun, Sie sind gar gut." —

Santerre, der Gebieter in den Vorstädten, ließ seine Schaaren möglichst schnell vorüberziehen; um acht Uhr Abends war das Schloß wieder geräumt. Erst um sechs Uhr waren zwölf Abgeordnete der Versammlung erschienen, um, während des Aufstandes, dem Könige zur Seite zu seyn. Alle Thüren der Zimmer waren zerschlagen. Die Königin zeigte jenen Abgeordneten die Verwüstungen in dem Palaste des Königs und machte ihnen bemerklich, wie schimpflich dieses Asyl unter den Augen der Versammlung geschändet sey. Während Antoinette sprach, bemerkte sie die Rührung Merlin's von Thionville; sie wandte sich zu ihm: „Sie weinen, Merlin, den König und seine Familie so grausam von einem Volke, dessen Glück ihm immer am Herzen lag, behandelt zu sehn!" — „Es ist wahr, Madame!" antwortete Merlin, „ich beweine das Unglück einer schönen Frau, einer zärtlichen Mutter; doch für den König und die Königin habe ich keine Thräne; diese hasse ich; dies ist meine einzige Empfindung, dies meine Religion." — Solche Raserei konnte die Königin nicht begreifen; doch erwog sie richtig, was von Leuten, die davon befallen waren, zu fürchten stand. — Alle Hoffnungen verschwanden. — Die Königin flehte in den dringendsten Zuschriften ihre Familie und die Brüder des Königs an und sprach ihre Besorgnisse über die Langsamkeit der Hülfleistungen aus, indeß die verbündeten Mächte in einer klugen Politik ihre Entschuldigung hatten.

Mit dem Herannahen des Jahrestages der Constitution waren neue Besorgnisse vor Meuchelmord natürlich. Antoinette bewog den König, um ihn vor einem Dolchstich zu sichern, eine Art Brustpanzer von vielfach übereinander genähetem Seidenzeuge anzuziehen. Bei dieser Veranlassung nahm der König die Frau Campan bei Seite und vertraute ihr: „Nur um meiner Gemahlin zu willfahren, habe ich mich dieser Beschwerde unterzogen; durch Meuchelmord sterbe ich nicht; sie ha-

ben ihren Plan geändert: sie werden mich auf eine Weise ums Leben bringen." — Als die Königin diese Aeußerung erfuhr, erzählte sie, wie Ludwig schon in längerer Zeit den Gedanken aufgefaßt habe, die Vorfälle in Frankreich seyen eine Nachahmung der Revolution Englands unter Karl I; er las seitdem beständig die Geschichte dieses unglücklichen Regenten *), um die Mißgriffe dieses Vorbildes zu vermeiden. Die Königin meinte: „Ich fange an zu besorgen, daß sie dem Könige den Proceß machen werden; mich werden sie als Ausländerin durch Meuchelmord über die Seite bringen. Was soll aus unsern armen Kindern werden?" — Ein Thränenstrom folgte diesen Worten. Man wollte Antoinetten beruhigende, krampfstillende Arznei geben; sie verweigerte die Annahme: „Nervenübel," sagte sie, „sind Krankheiten glücklicher Frauen; in meiner schrecklichen Lage sind solche Heilmittel nutzlos." — Wirklich genoß die Königin, welche in glücklichen Tagen oft an Nervenübeln litt, eine feste Gesundheit, seitdem das Aufbieten aller Geisteskräfte ihre Körperkraft aufrecht erhielt.

Frau Campan ließ für sie, ohne ihr Vorwissen, ein Brusttuch, ähnlich dem vorerwähnten Panzer des Königs, machen; keine Vorstellung aber konnte sie bewegen, dasselbe anzuziehen. „Wenn mich," sagte sie, „die Aufrührer morden, ist es ein Glück für mich; sie befreien mich von dem kummervollsten Daseyn." —

Es trat der Zeitpunkt ein, wo La Fayette von dem Plane, in Frankreich eine Republik nach dem Vorbilde der vereinigten Staaten Nordamerica's zu errichten, zurückgekommen und zur Aufrechthaltung der ersten, von ihm beschwornen Constitution entschlossen schien. Er verließ das Heer, um durch seine Gegenwart und muth-

*) Die Vergleichung beider Staatsbegebenheiten liegt sehr nahe; Nougaret hat ihr ein besonderes Werk gewidmet: Parallèle de la révolution d'Angleterre en 1642 et de celle de la France. Metz 1801; weiter fortgeführt ist diese Parallele in dem Tableau politique des Règnes de Charles II et de Jaques, derniers Rois de la maison de Stuart. Tom. II. La Haye, 1818, einem mit philosophischem Geiste bearbeiteten Werke des Grafen Bouley de la Meurthe. Siehe Zeitgenossen XVI. Heft, der ersten Reihe. Seite 145.

volle Beredtsamkeit eine von zwanzigtausend Bürgern unterzeichnete Bittschrift zu unterstützen, welche den im königlichen Schlosse verübten Unfug zur Sprache brachte. Der General fand die constitutionelle Partei gelähmt und erkannte, daß er seine Popularität verloren habe. Die Nationalversammlung misbilligte seine Schritte; der König, für welchen er auftrat, zeigte keine Theilnahme; so ward La Fayette genöthigt, sich eiligst zu seinem Heere zurückzubegeben. Zwar durfte er auf die Nationalgarde rechnen; in dem Augenblicke seiner Ankunft hatte der Theil derselben, welcher es mit dem Könige hielt, bei diesem angefragt, ob sie sich mit dem Generale einlassen sollten? — aber eine verneinende Antwort erhalten. La Fayette sah sich selbst von denen verlassen, für welche er alles wagen wollte. Mit seiner Ankunft legte man der Königin einen Plan vor, nach welchem man, mit Hülfe des Heeres La Fayette's, in Verbindung mit den Parteigängern des Königs, die königliche Familie retten und nach Rouen führen wollte; Antoinette aber äußerte, daß, ob sich ihr La Fayette gleich als Retter anböte, sie lieber erliegen, als ihre Rettung einem Menschen verdanken und mit ihm in Unterhandlungen treten wolle, der ihr so vieles Unglück zugefügt habe. — Ein neues Beispiel, daß die Frauen leicht veränderlich in der Gunst, unversöhnlich im Hasse sind. —

Dringend war die Besorgniß eines neuen Ueberfalles in den Tuilerien, womit die Bewohner der Vorstadt Saint-Antoine drohten. In den letzten Tagen des Junius kamen beunruhigende Nachrichten von dort her; der König und Madame Elisabeth wurden geweckt; die Königin, abgespannt von dem Uebermaße der Bekümmerniß, schlief ungewöhnlicher Weise bis neun Uhr; ihr Gemahl lobte die Sorgfalt, welche man angewandt hatte, ihren Schlaf nicht zu stören: „War ich und alle Schloßbewohner doch wach, so hatte sie nichts zu befürchten; wohl ihr, daß sie einige Ruhe genießen konnte! Ihre Leiden verdoppeln die meinigen.“ — Als die Königin beim Erwachen hörte, was vorgegangen sey, konnte sie sich nicht zufrieden geben und machte ihrer Bedienung dringende Vorwürfe, sie nicht geweckt zu haben. Vergeblich wurde ihr bemerklich gemacht, daß es ja nur ein falscher Lärm gewesen, und wie nöthig es sey, für die

Aufrechthaltung ihrer sinkenden Kräfte Sorge zu tragen. „Die sind nicht hinfällig, erwiderte sie; das Unglück verleiht große Stärke. Ach! Elisabeth war beim Könige, und ich schlief; ich, die an seiner Seite sterben will; ich bin seine Gattin; ohne mich soll er sich nicht in mindesten Gefahr aussetzen." —

Neue Befreiungsplane kamen in Berathung; doch, wie zuvor, waren die Ansichten der Vertrauten getheilt: einige wollten den glücklichen Erfolg verbürgen, andre sahen nur unübersteigliche Hindernisse. — Die Unternehmung sollte in Verbindung gesetzt werden mit dem Vorrücken der Prinzen und des Königs von Preußen, deren Marschroute die Königin hatte, so wie mit der Belagerung von Lille. Doch erregten die indeß in der Hauptstadt wahrscheinlichen Ereignisse dringende Besorgniß, besonders bei der geringen Charakterfestigkeit des Königs, worüber sich Antoinette, jedoch unter Anerkennung seines sonstigen persönlichen Werthes und seiner Zärtlichkeit für sie, oft beklagte. „Der König," sagte sie, „ist durchaus nicht feigherzig, leidend hat er entschiedenen Muth; er ist niedergedrückt von einer falschen Scham, vom Mistrauen gegen sich selbst, das in seinem Charakter wie in seiner Erziehung liegt. Er scheuet sich, zu befehlen, und fürchtet nichts mehr, als vor vielen Menschen zu reden. — In unserer Lage würden wenige, gut gesprochene, an die ihm ergebenen Pariser gerichtete Worte die Hülfsmittel unserer Partei verhundertfachen; doch dazu ist er nicht zu bringen. Was können wir erwarten von den Adressen an das Volk, die anschlagen zu lassen man ihm rieth? — Nur neuen Schimpf. — Ich, für meine Person, wollte wohl handeln und erforderlichen Falls zu Pferde steigen, doch gäbe ich dadurch den Feinden des Königs nur die Waffen in die Hand: das Geschrei gegen die Oesterreicherin, gegen Weiberherrschaft würde ganz Frankreich erfüllen, und außerdem würde ich durch mein Hervortreten den König in Schatten stellen. Eine Königin, die nicht Regentin ist, muß in gegenwärtiger Lage unthätig bleiben und sich zum Tode vorbereiten." —

Die nächste Bedienung der Königin war ihr vollkommen ergeben und bewies ihr in den fürchterlichsten Auftritten der Revolution die größte Anhänglichkeit; dieses aber ließ sich von der Dienerschaft des Vorzimmers

nicht sagen; bis auf Ausnahme von dreien oder vieren, waren diese Bedienten rasende Jakobiner. — In den letzten Monaten vor Eintritt des berüchtigten 10. Augusts war die Lage der königlichen Familie in jedem Betrachte schrecklich; Antoinette war dahin gekommen, sich nach einer Entscheidung, es mochte seyn, welche es wollte, zu sehnen. Oft äußerte sie, daß langwierige Gefangenschaft auf einem Thurme am einsamen Meeresufer ihr weniger unerträglich erschiene, als jene Reibungen, in welchen die Ohnmacht ihrer Partei täglich eine unvermeidliche Katastrophe vorherverkündigte. —

Mit dem Eintritt des 10. Augusts erschallte von allen Seiten die Sturmglocke: die königliche Familie vertrauete noch auf die verabredeten Vertheidigungsmaßregeln, zu deren Ausführung man besonders auf Mandat, den Befehlshaber der Nationalgarde, einen rechtschaffenen Anhänger der Constitution, rechnete. Er hatte sich auf das Stadthaus begeben; schon um vier Uhr Morgens ging auch diese Stütze verloren: er war ermordet, sein blutiger Kopf ward in den Straßen umhergetragen. Der König, die Königin, ihre Kinder und Schwester gingen vom Schlosse herab durch die Reihen der Nationalgarde; von mehreren Seiten her erscholl: „Es lebe der König!" von anderen drängten Kanoniere mit schändlichen Beleidigungen auf ihn ein; sie wurden zurückgeworfen. Ludwig war todtenbleich; auch jetzt noch konnte er keinen entscheidenden Schritt thun; so schadete diese Art von Heerschau mehr, als sie nützte. Die Unglücksfamilie kehrte zurück, die Königin erkannte, alles sey verloren. — Man ließ in den Billardsaal, woneben die Aufenthaltszimmer der königlichen Familie waren, den französischen Adel, der sich zur Vertheidigung seines Königs versammelt hatte, eintreten. Zweihundert Personen stellten sich hier auf, die übrigen in zwei Reihen in den vorhergehenden Zimmern. Die Jämmerlichkeit dieses Gesindels offenbarte sich auch hier in der Aufmerksamkeit, womit man bemerkte, daß sich Nichtebenbürtige eingeschlichen hatten, und in der Kurzweil, welche man mit der schlechten, narrenhaften Bewaffnung trieb. Hier theilten sich ein königlicher Stallmeister und ein Page in eine Ofenzange, jeder seine Hälfte anstatt des Gewehres auf die Schulter nehmend; dort stieß ein anderer Page mit der Mündung seiner Pistole seinen Vordermann

in den Rücken und ward höflichst ersucht, ihr eine andere Richtung zu geben. — Ein Degen und ein Paar Pistolen waren die einzigen Waffen, mit denen sich einige Vorsichtige bewehrt hatten. — Indeß umzingelten die zahlreichen Schaaren der Vorstädte, mit tüchtigen Säbeln und Piken versehen, das Schloß von allen Seiten, an ihrer Spitze die blutdürstigen Marseiller, schweres Geschütz auf das Schloß gerichtet.

Um acht Uhr, unter den drohendsten Wahrzeichen, erschien im Schlosse ein Departementalausschuß, an dessen Spitze Röderer durch dringende Vorstellungen den König, seine Familie und Umgebung bei der augenscheinlichen Todesgefahr bewog, augenblicklich sich in die Nationalversammlung zu flüchten. Antoinette widersetzte sich diesem Vorschlage; Röderer aber drang durch, indem er sie bei fernerer Weigerung für den Tod des Königs, seiner Kinder und aller Schloßbewohner, worauf es die wüthenden Aufrührer abgesehen hatten, verantwortlich machte; er that noch mehr: er bot alle Geistesgegenwart und Vorsicht auf, die Unglücklichen ungefährdet durch die von Soldaten gebildeten Gassen nach der Versammlung zu bringen. Doch war der Weg so gedrängt, daß während des kurzen Ganges der Königin Uhr und Börse gestohlen wurden. Ein fürchterlicher Mensch, ausgezeichnet durch seine abscheuliche Gestalt, den man an der Spitze aller Aufstände zu sehen pflegte, trat auf den Dauphin, den seine Mutter an der Hand hatte, zu, hob ihn auf und nahm ihn auf den Arm. Die Königin schrie vor Schrecken und war der Ohnmacht nahe; der Mensch suchte sie zu beruhigen: „Fürchten Sie nichts," sagte er; „ich werde dem Kinde nichts thun" — und brachte es bis zum Saaleingange.

Die Stürmenden so wenig, als die das Schloß von der Hofseite vertheidigten, wußten, daß die königliche Familie sich in den Schooß der Versammlung geflüchtet hatte; man glaubt, wenn dies bekannt gewesen, würde der Angriff nicht erfolgt seyn, dessen Schauderscenen hier nicht wieder erzählt werden sollen. Zerstörung und Blutströme bezeichneten die Schritte der Freiheitsapostel. Mancher treue Diener des Königthums, dessen Ausdauer bei tüchtiger Anführung leicht einen Umschwung der Dinge herbeiführen konnte, fiel, ein Opfer des nutzlosen Eifers für einen König, der thaten-

los seine Krone sich rauben ließ. Eine sechzehnstündige Sitzung der Nationalversammlung, während welcher die königliche Familie in dem Gitterverschlage eines Schreibers Zeuge der empörendsten Aeußerungen seyn mußte, endete mit dem Beschlusse, daß dem Könige vorläufig die Ausübung seiner Gewalt genommen und er mit seiner Familie in das Kloster der Feuillans gebracht werden sollte. Hier traf Frau Campan, die unter vielen Fährlichkeiten aus dem Schlosse entkam, am folgenden Tage die Unglücklichen, umgeben von weniger Dienerschaft, in vier enge Zellen eingeschlossen. Der König war im zweiten Zimmer, im dritten die Königin, im Bette, in unbeschreiblich jammervoller Lage. Nur eine Klosterfrau, die in Abwesenheit anderer weiblicher Bedienung ihr aufwartete, war gegenwärtig. Als Frau Campan und ihre Schwester eintraten, streckte Antoinette ihnen die Arme entgegen, mit den Worten: „Kommt, Ihr unglücklichen Frauen, zu einer noch unglücklicheren, als Ihr selbst seyd, denn sie ist die Ursach Eurer Leiden! — Wir sind verloren; wir erliegen dieser schrecklichen Revolution; Viele werden nach uns geopfert werden. Alle haben zu unserer Vernichtung beigetragen: Neuerer, Thoren, Ehrsüchtige, die ihr Glück im Auge hatten und Andere; denn die rasendsten Jakobiner trachteten nach Gold und Ehrenstellen, der große Haufe hofft auf Plünderung. Unter der verworfenen Horde ist nicht Ein Patriot; die Ausgewanderten haben ihre Plane und Ränke, die auswärtigen Mächte wollen aus Frankreichs Zwiespalt Nutzen ziehen; so hat Jeder Theil an unserm Unglück." — Dann beklagte Antoinette das Schicksal ihrer eben eintretenden Kinder, sprach tiefgerührt von den in den Tuilerien Gebliebenen, von andern Unglücksfällen des gestrigen Tages und von den Beweisen der Anhänglichkeit an ihre Person. Auch beklagte sie sich, doch mit den schonendsten Ausdrücken, über die Lebensweise des Königs während seines dortigen Aufenthaltes: seine Gewohnheit, sich nirgends Zwang anzuthun, und seine starke Eßlust, die er nicht verläugnete, machten hinsichtlich seiner Persönlichkeit einen ungünstigen Eindruck; die, welche ihn nicht so genau als die Königin kannten, wußten seine fromme, großherzige Resignation nicht zu würdigen. —

Unter solchen Mittheilungen verfloß der Frau Cam-

pan an der Seite der jammernden Königin der größte Theil des Tages — es waren die letzten Stunden, welche sie mit ihr verlebte; gegen Abend verließ sie das Kloster, um sich, mit Antoinette's Zustimmung, von Pétion die Vergünstigung zu erbitten, daß sie ihr in das von der Versammlung bestimmte Gefängniß folgen dürfe. Weder dieses Gesuch, noch das, wieder zur Königin gelassen zu werden, konnte sie erlangen, und so schließen die Denkwürdigkeiten der Frau Campan, wie die des Generals Weber, in gleichem Zeitpunkte, wo Antoinette, in wirkliche gefängliche Haft gebracht, sich nur von den blutdürstigen Feinden umringt, von den Vertrauten ihrer Glücks- und Leidensstunden aber geschieden sah.

(Fortsetzung folgt in einem der nächsten Hefte.)

# Juan Antonio Llorente.

# Juan Antonio Llorente *).

Juan Antonio Llorente, der Mann, der die Gräuel der Inquiſition zwar nicht zuerſt ſchilderte, aber aus den Akten nachwieß, die bis dahin der Geſchichte durch ſieben Siegel unzugänglich und verſchloſſen geblieben waren, der in dem 23ſten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ein Märtyrer der literariſchen Freimüthigkeit wurde, ward in einem Flecken, Rincon del Soto bei Calahorra in Arragonien, am 30. März 1756, geboren. Von altem Adel waren ſeine Aeltern, der Don Juan Franciſko Llorente y Alcarraz und Donna Maria Manuela Gonzalez y Mendizabel. Aber geringe Glücksgüter erlaubten ihnen nicht, viel für dieſen Sohn zu thun. Mit freudigem Danke überließen ſie ihn daher einem Bruder der Mutter, der in Calahorra Pfarrer war und für ſeine Erziehung zu ſorgen verſprach. Er ſandte ihn nach Tarragona, den philoſophiſchen Curſus zu machen, und im 14ten Jahr empfing der junge Llorente bereits von den Händen des Biſchofs von Calahorra die Tonſur (21. Dec. 1770). Nach alter Schulweiſe, wurden die nächſten drei Jahre der Logik gewidmet, und mit einem öffentlichen Aktus über Phyſik und Metaphyſik hätte der Jüngling wahrſcheinlich auch dieſe Klaſſe ohne größern Einfluß auf weitere Bildung verlaſſen, wenn nicht eine kleine Feierlichkeit anderer Art

*) Nach *A. Mahul* in der Revue Encyclopédique. Paris, 1823.

der erstern nachgefolgt wäre. Die Väter der Klosterschule pflegten gewöhnlich die Entlassung ihrer Zöglinge mit einer theatralischen biblischen Vorstellung zu beschließen. Diesmal war für sie die kluge Abigail gewählt, und der 16jährige Llorente, dem ein reizendes Gesicht verliehen war, spielte die Hauptrolle der Schönen, die erst Nabals, dann Davids Gemahlin war, mit so viel Glück, daß die eingeladenen Vornehmen der Stadt entzückt wurden, und das Stück mehreremal wiederholt werden mußte. Der Eindruck davon scheint bei Llorente nicht ohne Würkung geblieben zu seyn. Bestimmte er ihn auch nicht, wie dies einst wahrscheinlich bei Moliere der Fall gewesen seyn mag, seine Kräfte ganz der Bühne zu weihen, so eilte er doch, als er von 1773 an das canonische Recht in Saragossa studierte, sobald es sich thun ließ, von Saragossa nach Madrid und fand in den beiden Theatern dieser Hauptstadt so viel Unterhaltung, daß er nichts eiligeres zu thun hatte, als die Poetik des Aristoteles und des Horaz zu studieren und dann an die Ausarbeitung eines Lustspiels zu gehn, das er nachher freilich selbst für mittelmäßig genug hielt. Die allen spanischen Geistlichen gegebene Erlaubniß, ohne Anstoß das Theater besuchen zu dürfen, nützte ihm indeßen jetzt nicht lange, denn schon im nächsten Jahre (1776) nahm er die Würde eines Baccalaureus der Rechte an, und 1777 erhielt er beim Kapitel in Calahorra eine Pfründe, worauf nach und nach die vier kleinern Weihen und ein Unterdiakonat folgten, was ihn nun unwiderruflich an die Kirche fesselte. Nebenbei ward jedoch das kanonische Recht fleißig fortstudiert, und wenn der Lehrer desselben auf der Hochschule Saragossa's die falschen Decretalen und Roms Lehren überhaupt für die Quelle aller Weisheit ansah, ohne daß er Llorente davon überzeugen konnte, so verdankte es dieser nur dem glücklichen Takte, dem geübten Scharfsinne, der ihn im Alter noch zum gefährlichsten Feinde des päpstlichen Stuhles und zum wärmsten Vertheidiger der kirchlichen Freiheit machte. Endlich ward er, mit Dispensation von dem Gesetze, das dazu 25 Jahr verlangt, 1779, etwas über 23 Jahr alt, von seinem Diöcesanbischof in Calahorra zum Priester geweiht. Einen Monat später bekam er die Erlaubniß, die Beichte von Männern zu hören, doch vier Jahr später erst durfte er auch Frauen zulassen. Fast um dieselbe Zeit ward

er auch Doctor des kirchlichen Rechtes in Valencia, und der Versuch, einen alten Geistlichen von dem Gedanken abzubringen, seine Güter auf Kosten naher Anverwandten einem Kloster zu vermachen, zeigte schon damals, wie Gefühl für Rechtlichkeit in ihm über blinden Zelotenеifer vorwaltete.

1781 kam er zum zweiten Male nach Madrid zurück und ließ sich hier, nachdem er eine strenge Prüfung in den Rechten und Gewohnheiten des Königreichs bestanden hatte, als Sachwalter beim hohen Rathe von Kastilien aufnehmen. Als Mitglied war er hier schon einer gelehrten Gesellschaft willkommen. Die königliche Academie der Kirchengesetze, der spanischen Liturgie und Kirchengeschichte bezeichnete ihn zuerst als solches.

Im folgenden Jahre ward die Stelle des ersten öffentlichen Prorectors im Bisthum von Calahorra erledigt, und Llorente ward nicht allein dazu ausersehn, sondern selbst vom Bischof zum ersten Vicar ernannt. Aber was wir oben andeuteten, war auch in diesen Verhältnissen noch nicht eingeschlummert. Llorente raubte alle Nächte dem Schlafe einige Stunden, um eine Art Melodram oder Operette zu dichten, die unter dem Titel: Der Recrut von Galizien, mit vielem Beifalle gegeben wurde. Ein Trauerspiel: Erich, der Gothenkönig, war eine spätere Frucht. Sie sollte die damals obwaltenden Ränke und Unruhen des Hofes schildern, aber ist nie — vielleicht darum — auf die Bühne gekommen. Am Hofe selbst scheint Llorente nicht ohne Gönner gewesen zu seyn, denn als er 1783 für die Einwohner Arragoniens um Verminderung der Abgaben mit einer Bittschrift einkam, so fand er nicht allein Gehör, sondern Karl III trug ihm sogar die Vertheilung des Erlasses selbst auf.

Eine große Umänderung in seiner Denkweise, in seinen Ansichten, trat indessen bei Llorente 1784 ein. Kirchenzucht und theologische Wissenschaft erschien ihm in einem ganz andern Lichte. Selbst Aristoteles Philosophie, und was sonst als heilig galt, verlor den bisherigen Nimbus. Ein Freund, der Scharfsinn und Einsicht besaß, zeigte ihm, auf welchen Vorurtheilen der größte Theil seines Wissens beruhe, aus welchen irrigen Quellen derselbe entsprungen sey. Er erbot sich, ihn in der Auswahl dessen, was er lesen würde, zu leiten.

Llorente hatte gefunden, wie der Freund mehr Kenntnisse habe, als irgend ein Geistlicher und Laie in Saragossa; wie er Gedanken und Urtheile zeige, die ihm bis jetzt in keiner Schrift vorgekommen waren. Mit Staunen hörte er: wie alles in Thatsachen oder Darstellungen zerfalle. Die erstern dürfe man nie ohne wahrhafte und glaubwürdige Zeugen für ausgemacht annehmen; den letztern nie Beifall schenken, sie möchten sich auf irgend ein Ansehn stützen, sofern nicht die Vernunft den Beweis davon selbst finde: denn kein Ansehn sey so groß, daß es die von der Natur uns gegebene Vernunft unterjochen könne. Scheint uns dies vielleicht eine alltägliche Wahrheit, so bedenke man billig, daß sie ein Spanier vor 40 Jahren sagte, daß er sie zu einem Geistlichen sagte, den er für einen ehrlichen, forschenden Mann halten mußte, daß es auch jetzt überall Männer giebt, die die Vernunft lästern, den Autoritätsglauben an Kirche und Bibel für alleinige Quelle des Wissens gehalten wissen wollen!

Die Inquisition Spaniens mußte zu der Zeit schlecht mit Kundschaftern versehen seyn, denn das heilige Gericht in Logrono nahm Llorente 1785 zu seinem Geschäftsträger an, nachdem er den Beweis abgelegt hatte, daß seine Voráltern, bis ins dritte Glied hinauf, von Seiten desselben nie bestraft worden wären und weder von Ketzern, noch Juden, noch Mauren abstammten; eine komische Förmlichkeit, was wenigstens die Abstammung anbetraf, denn wer sein Geschlecht in der Hinsicht von Einführung der Inquisition an hätte nachweisen wollen, müßte nach einer sehr mäßigen Berechnung der Dauer menschlichen Lebens dargethan haben, daß 4064 Menschen weder Juden, noch Mauren, noch Ketzer waren. Auch begnügte man sich damit, den Namen keiner seiner Ahnen in den Akten des Gerichts vorgefunden zu haben. — Zu gleicher Zeit widmete sich Llorente nicht ohne Erfolg dem Predigeramte, als ihn die Herzogin von Sotomayor, erste Hofdame der Königin Louise, in ihre Nähe gerufen hatte. Unter dem Titel eines Consultor de camera, ward er späterhin, mit mehrern spanischen Granden, Bischöfen und Mitgliedern des Raths von Kastilien, Testamentsvollzieher derselben, so wie wirklicher Vormund eines der reichsten spanischen Großen, des jungen Herrn von Sotomayor.

Im Anfange des Jahres 1789 ernannte ihn der Großinquisitor Don Augustin Rubin de Cevallos, Bischof von Jaen, zum ersten Secretair der Inquisition in Madrid, und in diesem Amte blieb er bis 1791. Es stellte alle Archive des heiligen Gerichtes zu seiner Verfügung, das wohl nicht ahnete, wie daraus einmal das Schreckliche und Schändliche desselben aktenkundig werden sollte! 1789 hatte er zweimal Audienz beim König Karl IV und seiner Gemahlin, um ihnen verschiedene fromme Vermächtnisse der Herzogin von Sotomayor zu überreichen. Er ward mit Wohlwollen aufgenommen und erhielt eine Stelle im Kapitel von Calahorra, die ihm willkommener als das viel ansehnlichere Amt eines Inquisitors zu Karthagena in Amerika war, das ihm der Großinquisitor antrug. Der Minister von Florida Blanka leitete damals ganz Spanien. Er, ein aufgeklärter und gewandter Staatsmann, meinte, die Bewegung, die jetzt in ganz Europa vorherrsche, müsse durch die höchste Macht mehr geleitet und gemäßigt, als durch unklugen Widerstand gereizt werden. Er bemühte sich, die Fortschritte der Cultur und Aufklärung in Spanien zu beschleunigen. Zu dem Zweck errichtete er in Madrid eine Academie der Geschichte, von welcher Llorente Mitglied ward und, als solches, mehrere öffentliche Vorträge über wichtige Gegenstände der spanischen Geschichte hielt. Das Andenken an einen dergleichen, der im Kloster des heiligen Isidorus stattfand, und dem die ersten Männer der Hauptstadt, der sogar Primas des Reichs, Erzbischof von Toledo, Lorenzana, beiwohnten, um selbst die Rolle eines Opponenten zu übernehmen — denn die Feierlichkeit fand als eine Art von Disputation statt — ist noch nicht erloschen. Llorente untersuchte den Plan, welchen bei der Wiederherstellung der Wissenschaften unter den Christen Cassiodorus im VI. Jahrhundert in Italien, der heilige Isidorus im VII. in Spanien, Karl der Große, von Alkuin unterstützt, zu Ende des VIII. in Frankreich verfolgt hatte, und bemühte sich zu bestimmen, ob einer davon in der jetzigen Zeit, und unter welchen Bestimmungen er anzunehmen sey. Llorente gab dem des Isidorus den Vorzug. Die Belohnung für seine Arbeit war die Stelle eines Censors, die er mit Umsicht und Nachsicht übte.

Indessen sah er sich doch in Folge mancher Ränke

am Hofe 1791 genöthigt, Madrid zu verlassen und in sein Kapitel nach Calahorra sich zurückzuziehen. Hier nahm er gastfreundlich eine Menge ausgewanderter französischer Priester auf. Er war der einzige in der Stadt, der ihre Sprache redete, und dies machte ihn natürlich zum Vermittler zwischen den Ausgewanderten und den Behörden Calahorra's. Er beglaubigte ihre Papiere, er sorgte für ihre Nahrung und Wohnung, er prüfte die, welche zum Kirchendienst tauglich waren, er schaffte ihnen bald bezahlte Messen, bald Anstellung in Pfarreien, und außer solcher persönlichen Vorsorge nahm er noch die Großmuth mancher spanischen Edlen in Anspruch, von denen er bedeutende Summen erhielt. Den Cardinal Lorenzana, den Erzbischof von Sevilla, den Bischof von Cordova und manche andere konnte er hier als seine kräftigsten Stützen nennen. Er selbst unterhielt einen französischen Priester fünf Jahre lang in allem und schoß ihm endlich das Geld zu einem kleinen Handel vor, der ihn bis zur Rückkehr nach Frankreich nährte. Im folgenden Jahre 1793 schrieb Llorente eine Geschichte der Auswanderung der französischen Geistlichkeit. Sie sollte einen Quartband bilden. Leider kam die Handschrift unter den Händen der vielen Männer weg, denn bis 1820 — und in dem Augenblick leider wieder! — jede Schrift vor dem Abdruck vorgelegt werden mußte*). Ein Fiscal-Procurator tröstete ihn mit der Bemerkung, daß die Umstände den Druck ohnedies nicht gestattet haben würden! Der damalige Großinquisitor Spaniens, Don Manuel Abad la Sierra, war ein aufgeklärter Mann. Er warf seine Augen gerade darum auf Llorente, weil er seine gemäßigten und philosophischen Ansichten kannte, um einen Plan zu den wichtigen Verbesserungen zu entwerfen, welche der inneren Verfassung und den Verwaltungsformen der Inquisition so nöthig waren. Indessen eine Hofkabale setzte den rechtlichen Großinquisitor bald außer Thätigkeit. Er ward abgesetzt, ehe er seine Absichten erreicht hatte. Llorente bekam einige Zeit

*) Für die Prüfung mußte ein Schriftsteller 120 Realen bezahlen, und fanden sich anstößige Stellen, so schwebte er in der größten Gefahr, zum mindesten gefordert zu werden und in neue Kosten zu verfallen. Der deutsche Bearb.

nachher von einem angesehenen Mann die Einladung, seine Arbeit aufs neue vorzunehmen. Man hatte einige Hoffnung, sie verwirklichen zu können. Er ging mit seinem Bischof von Calahorra, Don Franzisko Aguiriano, ans Werk. Llorente sagt von den Einsichten und den Kenntnissen desselben viel Gutes, ob man ihn schon späterhin für die Aufrechthaltung der Inquisition bei den Cortes in Cadix lebhaft hat sprechen sehn. Als der Plan beendigt war, eilte er nach Madrid, um den Erfolg zu beschleunigen. Es kam darauf an, dafür den Friedensfürsten zu gewinnen, der jetzt allmächtiger Minister war. Einige Männer, namentlich Cabarrus und Jovellanos, arbeiteten kräftig darauf hin. Es war von nichts geringerm die Rede, als das Verfahren bei den zahlreichen Processen der Inquisition öffentlich zu machen. Da Jovellanos zum Justizminister ernannt wurde, so wuchs auch das Ansehn von Llorente. Allein der plötzliche Sturz dieses aufgeklärten Mannes ließ alle solche Verbesserungen wieder in den Hintergrund treten. — 1796 und in den folgenden Jahren setzte der hohe Rath von Indien Llorente auf die Liste derer, aus denen die Bischöfe in Mechoacan, Buenos-Ayres und der Erzbischof von Manilla ernannt werden sollten. Allein die geheimen Beobachter von Seiten der Inquisition, immer ihrem System treu, hatten schon gegen ihn die erste Verfolgung eingeleitet. Llorente war muthig genug gewesen, an Jovellanos Geschick Antheil zu zeigen, als dieser nach Calahorra ging, das ihm als Verweisungsort bezeichnet war. Man hatte unter den Papieren des Jovellanos auch den Plan von Llorente gefunden. Es war dies im Jahr 1801. Das gehässige Tribunal, dessen Milde in jener Zeit nicht selten gerühmt wird, verfolgte damals unter verschiedenem Vorwande, namentlich unter dem des Jansenismus, die achtungswerthesten Männer, die mit Jovellanos in Verbindung gestanden hatten. Antonio de da Cuesta, Archidiakonus an der Hauptkirche zu Avila, ward in den Kerker geworfen und brachte fünf Jahre darin zu. Sein Bruder Hieronimus, Kanonikus an derselben Kirche, mußte sich nach Frankreich flüchten. Beide wurden als unschuldig anerkannt und waren es auch, aber ohne mächtige Fürsprache wäre die Unschuld nicht hinreichend gewesen. Auch der Gräfin von Montijo, ob sie schon die Würde der spanischen

Granden hatte, ihrem Vetter, Antonio Palafox, dem Bischof von Cuença, dem Bischof von Salamanka, Antonio Tabira, dem von Barcelona, Augustin Abad la Sierra und mehrern Stiftsherrn von St. Isidorus zu Madrid wollte man den Proceß machen. Es verdienten diese Beispiele angeführt zu werden. Sie beweisen, daß, wenn die Fortschritte der Zeit, die größere Milde der Sitten, welche davon die Folge ist, die Diener der Inquisition in Schlummer wiegten, der bloße Parteigeist mit seinem Wahne hinreichend seyn würde, diesem gotteslästerlichen Gerichte seine ganze natürliche Wildheit von neuem zu geben. Ließ es nicht unter Ferdinand's VII Regierung den Leichnam des in seinem Kerker verschmachteten Generals Mirandola von den Hunden zerreißen? das Bildniß eines badischen Hauptmanns verbrennen, der einiges während des Krieges übersetzt hatte, was es für ketzerisch hielt? Wirkte es sich nicht vom Papste den Befehl aus, wieder die Folter anwenden zu dürfen? Doch zurück zu unserm Llorente! Auch er sollte jetzt dasselbe fürchten lernen. Seine Briefe an die Gräfin von Montijo wurden auf der Post untergeschlagen, copirt und ihm dann, um in den Besitz aller spätern zu kommen, zugesendet. Der Großinquisitor erhielt sie alle. Llorente bekam die Weisung, sich als Gefangener in einem Kloster einzustellen. Nach Verlauf einiger Tage eröffnete ihm ein Mitglied des hohen Inquisitionsrathes den Befehl, daß er seiner Würden als Secretair und Bevollmächtigter des Inquisitionsgerichtes abgesetzt, funfzig Dukaten Strafe zu zahlen und einen Monat im Kloster zu leben verurtheilt sey. Ueber den Beweggrund zu dieser Verfügung ließ man ihn gänzlich in Ungewißheit! Man gab ihm seine Papiere, die weggenommen waren, nur insofern zurück, als alle zurückbehalten wurden, welche auf Inquisition Bezug hatten oder zu Gunsten der Freiheiten der spanischen Kirche, gegen die Anmaßungen des römischen Hofes sprachen.

Llorente's Ungnade und Mißgeschick dauerte bis 1805. Er blieb in seiner Provinz und beschäftigte sich mit gelehrten Arbeiten, übte Wohlthaten, nützte dem Gemeinwesen. Dann ward er nach Madrid zurückberufen, um historische Nachforschungen anzustellen, die der Regierung wichtig waren. Der König ernannte ihn 1806 zum Kanonikus der Hauptkirche in Toledo und

Scholastikus an derselben, eine Würde, die mit der des Kanzlers von der Universität daselbst vereint ist. Im folgenden Jahre wurde er Ritter vom Karls-Orden, nachdem er die erforderlichen Beweise seiner adligen Herkunft gegeben hatte.

Bis jetzt war Llorente's Leben fast ganz der Kirche gewidmet gewesen. Jetzt sollte er auch dem Staate dienen. Die Franzosen hatten 1808 Spanien besetzt. Ein Befehl vom Großherzog von Berg, Murat, wieß Llorente an, nach Bayonne zu gehen und sich den spanischen Großen anzuschließen, die sich hier versammelten, der Regierung eine andere Gestalt, Spanien eine Verfassung zu geben. Er nahm an ihren Berathungen Antheil, sein Name kam unter die von ihnen entworfene Constitution. So der Partei von Joseph Bonaparte zugesellt, ward er in dessen Staatsrath berufen. Bald mußte er dem König, als die ersten Unfälle erschienen, folgen. Er floh mit ihm nach Vittoria, begleitete ihn dann auf der Reise durch Arragonien und erhielt für dies, sein Vaterland, verschiedene Begünstigungen.

Das Jahr 1809 sah Spaniens Inquisition stürzen. Ein Befehl des neuen Königs schaffte sie ab. Llorente ward gewählt, die ungeheuern Archive derselben durchzugehn und die Geschichte des furchtbaren Tribunals zu schreiben. Zwei Jahre lang arbeiteten Mehrere, nach seiner Anweisung, die Originaldocumente auszuziehn oder zu kopiren. Die Sammlung dieser in ihrer Art kostbaren Urkunden, mit dem vereint, was er seit 1789 hatte sammeln können, setzte ihn in den Stand, ein Gemälde zu entwerfen, das ihm den Beinamen des Suetons von Spaniens Inquisition erworben hat. Noch in demselben Jahre wurden alle Klöster aufgehoben, und er beauftragt, diesen Befehl nach und nach auszuführen, und die Effecten und Geräthe der leerwerdenden Klöster in Sicherheit zu bringen. Er entledigte sich seiner Pflicht und milderte nach Kräften alles, was hierbei streng scheinen konnte. Jetzt ward ihm der wichtige Posten eines Generaldirectors aller Nationalgüter anvertraut. Es gehörten zu diesen auch alle Besitzungen derer, die sich der Regierung in Kadix oder den ihr gehorchenden Junten anschlossen, sobald sie nicht in der von dem neuen König festgesetzten Zeit zu ihrem Heerde zurückkehrten. In diesem schwierigen Verhältnisse konnte Llorente nicht mehr Gutes thun, sondern nur manches Böse

mildern. So bewirkte er z. B., daß man die Verwaltung der confiscirten Güter den Kindern, Frauen und Verwandten der Ausgewanderten überließ. Lange blieb er indessen nicht in dieser Stelle. Joseph ernannte ihn, zur Entschädigung dafür, zum apostolischen Generalbevollmächtigten vom heiligen Kreuze, ein Amt, das ihm die Verwendung aller königlichen Wohlthaten überließ, die zwar nur eine schlecht verstandene Aeußerung der Wohlthätigkeit in politischer Hinsicht ist, aber bei dem mönchischen in Spanien vorherrschenden Geiste einen festen Stempel erhalten hat.

Während Llorente so wichtigen und so verschiedenen Pflichten entsprach, gab er in Spanien selbst, ein Umstand, der immer, selbst in jener Zeit, besondern Muth voraussetzt, die Geschichte der Inquisition heraus. Später arbeitete er dieselbe um und ließ sie in französischer Sprache erscheinen, wodurch sie alsdann in ganz Europa berühmt geworden ist.

Im Monat August 1812 war der Hof von Joseph, in Folge der Schlacht bei Salamanka, genöthigt, Madrid zu verlassen. Llorente folgte ihm nach Valencia und schrieb mehrere Flugschriften zu Gunsten seiner Partei. Sie zeigen freilich offenbar, daß er mit dem Geiste seines Volkes, mit der öffentlichen Stimmung unbekannt oder darüber verblendet war. Doch wer würde es dem freisinnigen Manne verdenken, der, war er mit dem Geiste der Spanier vertraut, diesem eine andere Richtung zu geben versuchte? Nicht Einen König hatte Spanien seit 400 Jahren gehabt, der politische und religiöse Freiheit kräftig und folgerecht nur zu fördern gesucht hätte. Ein entartetes, fremdes Geschlecht hatte sich vor gerade hundert Jahren in Spanien, ohne verhältnißmäßig vielen, vom Volke ausgehenden Widerstand, auf dem Throne festgesetzt, weil die Geistlichkeit, die alles beherrschte, in ihm, wie bei dem ausgestorbenen, eine feste Stütze fand. Ein besseres Geschlecht fand den hartnäckigsten Widerstand, weil dieselbe Geistlichkeit von ihm ihre Macht vernichtet werden sah und so nicht den Patriotismus, sondern — den Fanatismus rege machte. Die Spanier glaubten für ihren Heerd zu kämpfen. Sie verschwendeten ihr Blut für eine Schaar Mönche! Eine jener Flugschriften war namentlich gegen die Cortes in Kadix und ihre ja jetzt auch von der Diplomatik so

angegriffene Constitution gerichtet. Die anhaltenden Unfälle der französischen Armee nöthigten den aufgeklärten Mann, mit ihr zugleich den heimathlichen Boden zu verlassen. Er ging über Oleron nach Frankreich, besuchte Bordeaux, Toulouse und andere Städte, und kam endlich 1814 im März zu Paris an. Ferdinand VII bestieg wieder seinen Thron, den ihm das nachher streng behandelte Volk erkämpft hatte.

Die Partei Josephs verschwand mit der Macht, die sie ins Daseyn gerufen hatte. Keiner seiner Diener trug Bedenken, sich Ferdinand zu unterwerfen. Doch dieser, von Höflingen beherrscht, die ihn zu Handlungen unversöhnlicher Härte hinrissen, begann damit, das Werk derer umzustürzen, die seine Krone vertheidigten, als er Gefangener war. Er proscribirte zu gleicher Zeit die edlen Bürger, die das Vaterland vertheidigt, die Sache der Unabhängigkeit verfochten hatten, wie die mit dem Namen der Josephinos gebrandmarkten Anhänger des geflohenen Königs, deren Unterwerfung zurückgewiesen wurde. Auch Llorente war, als solcher, verbannt und aller seiner Güter zugleich beraubt, welche eingezogen wurden. In Folge der letztern Maßregel verlor er unter andern eine Bibliothek von mehr als 8000 Bänden, die er in Madrid gelassen hatte, und welche viele Handschriften so wie viele seltene und kostbare Bücher enthielt. Er sah auf einmal seine Würden und Einkünfte verschwinden. Als Kanonikus von der Kathedrale Toledo's protestirte er gegen diese Maßregel des königlichen Befehls und forderte, nach angehörter Vertheidigung ordentlich gerichtet zu werden. Die Protestation ward von ihm herausgegeben. Die Regeln, die Grundsätze der in der spanischen Kirche angenommenen Ordnung sprachen sicher zu seinen Gunsten; doch Eingang fanden seine Vorstellungen nicht. Pius VII fertigte eine Dispensation für alle die Ungeheuer aus, sagt er darüber in seinem Portrait des Papes, die die ärgsten Verbrechen, aber unter dem Scheine für Ferdinands Interesse begangen hatten. Aber gern gab er zu, daß die Präbenden der abwesenden redlichen Geistlichen vergeben wurden, die kein Verbrechen begingen, als daß sie nach Frankreich flüchteten, um dem Tode zu entgehen, womit sie diese Banden bedrohten, deren Betrügereien sie aufgedeckt hatten! Er ging noch in dem nämlichen Jahre

nach London. Allein da ihm das Klima nicht zusagte, beschloß er, sich ganz in Frankreich niederzulassen. Der Reichthum der dortigen Bibliotheken, die Leichtigkeit, mit der man sie benutzen kann, die ehrenvolle, freundschaftliche Aufnahme bei allen Gelehrten, die sich um die Wette bemühten, den Verdiensten des gelehrten Spaniers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, setzten ihn bald in den Stand, seinem Werke über die Inquisition die letzte Feile zu geben. Er studirte zugleich die ältere und neuere spanische Geschichte und schrieb mehrere Schriften darüber, namentlich seine Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution d'Espagne, avec des pièces justificatives par M. Nelleto (der anagrammatisch versetzte Name Llorente) 3 Vol. 1815., die jedem, der über Spaniens Katastrophe von 1808 unterrichtet seyn will, unentbehrlich sind. Ein Mitglied der Deputirtenkammer muthete der Regierung zu, die Unterstützung aufhören zu lassen, welche sie den Spaniern, die nach Frankreich geflohen waren, zugestanden hatte. Seine Stimme fand keinen Eingang, wohl aber zollten alle Freisinnigen Llorente'n ihren Beifall, als er deshalb mit seiner Defensa canonica y politica diesen obscuranten Ultra widerlegte, und Lainé trat in demselben Augenblick auf seine Seite. Clausel de Coussergues war so weit gegangen, daß er behauptet hatte, seit 1680 sey in Spanien kein Auto-da-fé gewesen. Llorente bewies ihm in seiner Lettre à M. Clausel de Coussergues sur l'inquisition d'Espagne, Paris 1817, daß von 1700 an bis 1808 nicht weniger, als eintausend fünfhundert und achtundsiebenzig Personen auf dem Scheiterhaufen des heiligen (!!) Gerichts ihr Leben ausgeathmet hatten. Bald folgte diesem Sendschreiben die neue Ausgabe seiner Geschichte der Inquisition Spaniens in französischer Sprache, in welche sie unter seinen Augen übersetzt wurde. Sie durchflog die ganze Welt, indem eine englische, eine italienische, eine deutsche Uebersetzung davon bald herauskam. Noch im vorigen Jahre ist für Spanien eine Ausgabe in 12 in spanischer Sprache zu Paris veranstaltet worden, deren Früchte weder die neue Regentschaft, noch die Glaubensbanden unterdrücken werden! Die allgemeine Theilnahme, die das Werk fand, darf weder auf Rechnung eines blühenden Styles, eines

blendenden Colorits, noch einer leichten, gefälligen Darstellung und ungezwungenen Anordnung der Materien gesetzt werden. In dem allen übertrifft sie das kleine, jetzt von Leonard Gallois daraus geschöpfte Werk: l'histoire abrégée de l'inquisition bei weitem. Man kann sogar behaupten, die Schilderung der darin auftretenden Männer ist kraftlos, der Verfasser wußte weder ergreifende Folgerungen, noch freisinnige Beobachtungen zu machen. Aber die Echtheit der darin enthaltenen Aktenstücke, die Genauigkeit, die Menge der einzelnen dadurch kund gewordenen Umstände, die treffende Wahrheit, die keinen Schmuck nöthig hatte, reichte hin, diesem Werke den Werth einer historischen Quelle für ewige Zeiten zu sichern.

Indessen bis auf diesen Tag hat noch Niemand der religiösen Unduldsamkeit und Glaubenswuth, die sich in ein geistliches Gewand hüllen, ungestraft einen Streich versetzt! Edle Männer, die ihn versuchten, haben darum auf unsere Achtung besondern Anspruch. Sie wissen es ja, daß eine lange Verfolgung auf sie wartet! Auch Llorente sollte bald ein trauriges Beispiel von der Unversöhnlichkeit derer werden, welche sich Schüler — des sanftesten und nachsichtsvollsten Meisters nennen! Kaum hatte er seine Geschichte der Inquisition geschrieben, als ihm die Erlaubniß versagt ward, einige spanische Gefangene zu trösten. Er pflegte in der Kirche St. Eustache Messe zu lesen. Das kleine Opfer, das ihm dafür ward, reichte nur nothdürftig zu seinem Unterhalt hin. Die hohe Geistlichkeit untersagte auch dieses. Endlich schätzte sich der vorige Stiftsherr einer der reichsten Kirchen der katholischen Christenheit, der Staatsrath des Bruders von einem Napoleon, der Director von den Nationalgütern und der Spender des königlichen Almosens glücklich, ein mäßiges Einkommen zu finden, indem er die Zöglinge einer Pensionsanstalt in der spanischen Sprache unterrichtete! Aber — o unglaubliche Glaubenswuth! — die Unduldsamkeit ging so weit und das Gesetz stand ihr dergestalt bei, daß ihm im Namen der pariser Universität (!!) — vergiß es, Nachwelt, wenn du kannst! — verboten wurde, solchen Privatunterricht zu ertheilen! Der Vorsteher der Erziehungsanstalt that alles, den unsinnigen, barbarischen Befehl zurücknehmen zu lassen. Aber —

Unsinn, du siegst oft in unsern Tagen! — es blieb bei demselben! — Doch allen solchen Feinden zum Trotz, erhielt Llorente immerfort durch die Schätze, die ihm die Musen gespendet hatten, seine Thätigkeit, die Gunst des Publikums, und von seinen ihn achtenden, um ihn bekümmerten Freunden so viel, als seine mäßigen Bedürfnisse und der Anstand vor der Welt heischten.

Allein die Erscheinung seiner Portraits politiques des Papes setzte den Verfolgungen, die seine Schriften erregt hatten, die Krone auf. Das Werk ist, ohne gerade glänzende Gelehrsamkeit zu zeigen, wie die Revue encyclopédique, Avril 1823, behauptete, dazu geeignet, allen eine traurige Unterhaltung zu gewähren, die Feinde der katholischen Religion sind. Aber desto mehr mußte er alle Pfaffen gegen sich aufbringen. Selbst die bessern fanden dies Werk tadelnswerth. Er nahm so vieles für wahr an, sagen sie, was mehr als zweifelhaft ist. Selbst die Geschichte von der Päpstin Johanna ward von ihm vertheidigt. Aber selbst davon abgesehen, fahren sie fort, so ist der Gegenstand, der Zweck und der Ton des Werkes gleich tadelnswerth bei einem katholischen Priester, dessen Ehre mit der des apostolischen Stuhles selbst gewissermaßen aufs genaueste verbunden ist. Wir pflichten dem Urtheile in literarischer Hinsicht bei. Der deutsche Uebersetzer dieses Werkes hat so manche Mängel nachgewiesen, der Lücken so viele auszufüllen gesucht, daß darüber kein Zweifel obwalten kann. Was aber den zweiten Vorwurf anbetrifft, so ist er eine Posse. Da müßte auch kein Luther das häßliche Babylon mit seinem Antichrist von seinem glänzenden Flitterstaate entkleidet haben; da müßte nicht schon vorher ein Huß und so mancher andere Priester das Zeichen gegeben haben! Doch wer wollte darüber ein Wort verlieren? Genug, die Pharisäer und Sadducäer fielen über Llorente her. Im Anfange des Decembers 1822 erhielt er Befehl, Paris binnen drei Tagen zu verlassen, aus Frankreich sich ohne Aufenthalt zu entfernen. Er hätte nach der Revolution 1820 in sein Vaterland heimkehren können. Aber ohne Hoffnung, seine Würden und Güter wieder zu erhalten, hatte er dies nicht gethan. So war diese schnelle Verjagung aus seinem zweiten Vaterlande ein zweites Exil. Seine Freunde

ſparten kein Mittel, wenigſtens die Vollziehung des willkürlichen Befehls für einige Zeit aufzuhalten, aber — das war umſonſt. Der geehrte, verbannte Mann reiſte ab. Die Achtung und Liebe folgte ihm und ſchaffte alles reichlich herbei, was das bittere Schickſal verſüßen konnte. Schnell durcheilte er das mit Schnee bedeckte Frankreich, denn ihm ward nicht geſtattet, einige Tage zu raſten; ſelbſt in Bayonne konnte der ſiebzigjährige Greis ſeine müden Glieder nicht für lange ruhen laſſen. Als er aber in Spanien, auf dem Boden ſeiner Heimath, ankam, erhielt er die größten Beweiſe der öffentlichen Achtung. Ihnen würden wahrſcheinlich noch größere gefolgt ſeyn und ſie ihn beſtimmt haben, nicht nach Domingo zu gehen, wohin ihn eine Einladung als öffentlichen Lehrer rief, den das das Licht ſcheuende Frankreich verjagte! Aber wenig Tage nach ſeiner Ankunft in Madrid, am 5ten Februar 1823, unterlag er den ungewöhnlichen Beſchwerden, welchen ihn die fromme — Glaubenswuth Preis gegeben hatte. Am 8ten wurde ſein Leichenbegängniß in der Kirche San Pedro mit allem möglichen Glanze gefeiert, und der Leichnam auf dem Fancarral-Kirchhof eingeſenkt, nachdem man vorher den Abdruck zu einer Büſte genommen hatte. Möge er vor den Glaubenshorden im kühlen Grabe ſicher ſeyn! Er verzieh auf dem Sterbebette allen ſeinen Feinden. Möge ihnen auch Gott verzeihen; die Vernünftigen und Guten können es nicht.

Religion, Politik und Geſchichte verdanken Llorente gleich viel. Sie werden ihm, beſonders die erſtere, noch mehr in der Zukunft verdanken. Er hat in ſeinem Vaterlande das ſcheußliche Geſpenſt entlarvt, das ſeit 400 Jahren und länger ſich im Blute der Edelſten gebadet hat, das den herrlichen Geiſt dieſes Volkes niederbeugte und alle zu Sklaven von 100,000 Mönchen herabwürdigte. Er hat dem päpſtlichen Stuhle die Flittern abgeriſſen, mit denen er ſeit 1500 Jahren ſeine Mängel deckte und die ſtolzeſten Anmaßungen rechtfertigte. Es werden Spaniens Männer darum noch in Jahrhunderten ſtolz auf ihn ſeyn und ihm gern verzeihen, daß er dem Fremdling anhing, der das Gute, nach ſeiner Anſicht, beſſer gefördert hätte, als ſpaniſchen Könige ſeit 400 Jahren gethan hatten! Llorente beſaß, ſey dies noch zum Schluß bemerkt, eine umfaſſende Gelehrſam-

keit, besonders in der Welt- und Kirchengeschichte hatte er viel gethan. Aber die strenge, logische und doch leichte, gefällige Anordnung der französischen, deutschen und englischen Schriftsteller war ihm, wenn er schrieb, nicht eigen. In der Unterhaltung war er feurig beredt, voll glänzender Einfälle und anziehender Erinnerungen. Sein Aeußeres zeigte im Blick, im Auge, in jedem Zuge den feurigen Spanier. Was die von ihm herausgegebenen Schriften anbetrifft, so haben wir die wichtigsten schon genannt. Doch dürfen wir hier noch seine Selbstbiographie: Noticia biographica de D. J. A. Ll. Paris 1818, die dieser Schilderung zum Grunde liegt (XXIV und 239 S.); seine Discursos sobre una constitucion religiosa etc. (Betrachtungen über einen religiösen Verfassungsentwurf, geschrieben von einem Amerikaner, aber von Llorent eherausgegeben); seine Oeuvres complètes de Barthelemy de Las Casas, Paris 1822; seine von Rom aus, wie alles andere, verbotenen Aforismos politicos, unter so vielen andern größern und kleinern, in Madrid, Calahorra, Valencia, Paris herausgegebenen Schriften am wenigsten vergessen. Sie werden noch in Spanien geschätzt werden, wenn der Geist, der ihn beseelte, allgemein ist!

# Wilhelm Herschel.

Digitized by Google

# Wilhelm Herschel.

Unter den Physikern, unter den Astronomen, die in den letzten vierzig Jahren den ersten Kranz zu errreichen bemüht waren, hat wohl keiner mehr auf bleibende Aufmerksamkeit Anspruch zu machen, als dieser Entdecker so vieler, sonst unbekannter Sphären, der, unter keineswegs der Entwickelung geistiger Anlagen günstigen Verhältnissen erzogen, durch Selbstthätigkeit jede Schwierigkeit besiegte und zu dem größten Ruhme gelangte. Erst im spätern Leben im Stande, der tiefsinnigsten Wissenschaft zu huldigen, arbeitete er mit dem Feuer eines Jünglings und mit der Ausdauer, die den Geist alles zu überwinden lehrt. So gelang es ihm, fast endlich bei jedem Schritte eine Entdeckung an die andere zu reihen. Neue Planeten, neue Monden, neue Sonnen gingen der Welt am gestirnten Himmel auf. Wohin noch kein Blick zu dringen gewagt hatte, dahin führten ihn jetzt die von ihm selbst erfundenen Instrumente und die Art des Beobachtens, die er vorzeichnete; denn die Fernröhre, die noch ein Galilái mehr als eine Spielerei, denn als Wegweiser in jenen lichten Räumen zu brauchen wußte, gestalteten sich unter seiner Hand zu den mächtigsten Werkzeugen. Zwischen dem, was er sah und was Andere vor ihm gefunden hatten, war kein Verhältniß. Er glich dem vorauseilenden Adler und gelangte in Gegenden, wohin ihm nur die besten seiner Zeitgenossen mit Mühe nachzufolgen wußten! — Wilhelm Herschel ward am 15ten November 1738 in Hannover geboren. Sein Vater war Tonkünstler und er,

bestimmt, auf gleiche Weise sein Brot zu gewinnen, trat, 14 Jahr alt, als Hautboist im Regiment der hannöverschen Fußgarde ein. Doch, nach Höherm strebend, insofern er jetzt nur auf Musik sah, wagte er sein Glück in London zu suchen, wo er zu Ende des Jahres 1757 hinkam. Nach manchen überstandenen Mühseligkeiten nahm ihn der Graf von Darlington als Lehrer eines Musikcorps an, das er in der Grafschaft Durham errichten wollte, und einige Zeit nachher, als dieses organisirt war, ließ er sich in der Nähe von Leeds u. s. f. nieder, um hier Unterricht zu geben und die Concerte ꝛc. zu leiten. Eine Anstellung als Organist in Halifax 1766 ward bald gegen eine noch bessere in Bath vertauscht, und nun bei guter Einnahme auch Muße gewonnen, die schon früher nebenbei getriebene Mathematik, noch mehr aber die von ihm besonders geliebte Sternkunde zu üben. Was er in Fergusons Wundern des Himmels gelesen hatte, entzückte ihn. Er wollte es selbst sehen. Aber ein Teleskop, wie es dazu nöthig war, zu kaufen, ging über seine Kräfte und so entschloß er sich, selbst an die Verfertigung eines solchen zu gehen. Bei ihm, der schon als Musiker das Neue und Ungewöhnliche nicht verschmäht und ein Terzett auf Harfe und zwei an den Schultern befestigten Hörnern allein aufgeführt hatte, mußten diese Gedanken ganz natürlich seyn. Nach mancherlei vergeblichen Versuchen brachte er 1774 einen fünffüßigen Reflector zu Stande, mit dem er den Ring des Saturns und die Trabanten des Jupiters beobachtete. So manches 2-, 5-, 7-, 10- und 20füßige Teleskop, nebst kleinern, ging vor und nach demselben aus seiner Werkstätte heraus, so, daß er allmählig 200 Stück 7füßige, 150 10füßige und gegen 80 Stück 20füßige bildete, ungerechnet die von gregorianischer Form, oder nach der mikroskopischen des D. Smith. Solche Röhre aufzustellen, erforderte Maschinen, und auf die Verfertigung dieser mußte nun wiederum Zeit und Nachdenken verwendet werden. 1778 war indessen ein 7füßiges Teleskop nach Newton in die Stellung gebracht, die es noch 1795 hatte. Jetzt ward nun der Himmel eben so fleißig, als mit unerwartetem Erfolge beobachtet. Mit jedem Jahre überraschte eine neue Ansicht oder ein neu entdeckter Stern Europa. Von der Höhe der Mondgebirge, die er 1780 berechnete,

hatte kaum ein früherer Astronom etwas geahnet. Am 13ten März 1781 entdeckte er schon den Uranus, den er, dem König zu Ehren, Georgsgestirn nannte. Georg III nahm dies insoweit dankbar auf, daß er dem Entdecker einen Jahrgehalt aussetzte, der ihn aller Nahrungssorgen überhob. Jetzt siedelte sich Herschel in der Nähe von Windsor (in Datched) an, und neue Instrumente, die Winkel der Sterne, ihre Bewegung gegen einander, ihren Abstand, ihren Richtungspunkt zu finden, gingen ununterbrochen aus seinen Händen hervor, während der Himmel ihn neue Wunder finden ließ. So bestimmte er den lichten, hellen Südpol des Mars und den dunklern nördlichen desselben, insofern der Glanz von jenem von den Sonnenstrahlen komme, die von den eisigen Gegenden dieses zurückgeworfen würden (1781—1783). Als indessen sein 20füßiger Newton fertig geworden war, untersuchte er die von ihm bemerkten Nebelsterne und Sterngruppen derselben und fand, daß sie sich in unzählige einzelne Weltkörper auflösen ließen, die, von allen Größen, in einem Raume von 15 Gr. in der Länge, 2 in der Breite, nicht weniger als 50,000 betrugen. Außer ihnen fand er noch 466 neue Gruppen der Art, und die Milchstraße ward nun von ihm als ein Aggregat von vielen Millionen Sternen bezeichnet, innerhalb deren unser Sonnensystem seine Bahn durchschneidet und von ihnen ihren Abglanz durch seinen Dunstkreis empfängt. Dies große Feld des Himmels wurde in Quadrate getheilt, und die Berechnung des einen gab ihm dann die wahrscheinliche Länge des Ganzen, die Zahl der Körper, die auf ihrer Bahn wandeln. War dies aber mehr Gegenstand der Wahrscheinlichkeit und befriedigte es darum weniger den Freund strenger Berechnungen, so achtete man desto mehr darauf, als er eine neue Methode mittheilte, wie jeder Stern zu beobachten sey. Er nannte sie den Frontanblick, und sie bestand darin, daß er in einem großen Spiegel das sonst in dem weggelegten kleinen des Teleskops durch den Refler verloren gehende Licht erhielt. Für die Beobachtung der Nebelsterne, die nun in einem bisher nicht gesehenen Glanze erschienen und mit Leichtigkeit aufgefaßt werden konnten, hatte dies unberechenbaren Gewinn. Am 11ten Januar 1787 belohnte ihn diese neue Methode mit der Entdeckung zweier Nebenplaneten,

die zum Uranus gehörten, zu welchen in den Jahren 1790 und 1794 noch vier andere kamen, wobei ihre eigenthümliche Bewegung in rückwärtsgehender Linie und ziemlich parallellaufenden Kreisen, die die Ekliptik fast perpendiculair durchschnitten, keinesweges übersehen ward.

Mit den Instrumenten, welche ihn zu diesen köstlichen Entdeckungen geleitet hatten, nicht zufrieden, entschloß er sich zum Bau von noch größern Teleskopen. Ein 30füßiges verunglückte. Der 36 Zoll im Durchmesser haltende Spiegel zersprang einmal im Abkühlen des Glases. Ein anderer verunglückte im Ofen selbst. Indessen legte Joseph Banks den Plan dem Könige vor und dieser übernahm alle Kosten, so daß nun Herschel 1785 ein vierzigfüßiges Rohr zu Stande brachte. Der große Spiegel hatte 49½ Zoll Durchmesser, die polirte Fläche 48, die Dicke 3½ Zoll, das Gewicht 2118 Pfund. Das Teleskop hatte einen Durchmesser von 4 Fuß 10 Zoll, und war aus Eisenblechstreifen in der Art gefertigt, wie man sie zu Ofenröhren verbindet, so aber, daß die Dicke nur ein 36stel Zoll höchstens hatte und der Quadratfuß etwa 14 Unzen wog. Sein ganzes Gewicht betrug daher so wenig, daß ein hölzernes der Art tausend Pfund mehr gewogen hätte. Es vergrößerte 6450 Mal. Am 27sten August 1789 war es vollendet, und schon am folgenden Tage entdeckte Herschel damit einen neuen, zum Saturn gehörigen Trabanten. Ihm folgte bald darauf im nämlichen Jahre ein zweiter. Von beiden konnte er angeben, daß sie dem Saturn näher waren, als die fünf bereits bekannten, ob sie schon von ihm als der sechste und siebente bezeichnet wurden. Am 14ten September desselben Jahres berechnete er, daß sich der Aequator des Saturnus zu seinem Polardurchmesser wie 11 zu 10 verhielt. Die Natur dieses Planeten, sein Verhältniß zum Ringe desselben, die Bewegung um seine Axe innerhalb desselben, die Dimensionen von diesem selbst wurden nach und nach genauer erforscht, und vom fünften Trabanten bewies er, in Folge seiner abwechselnden Beleuchtung, wie er sich während seiner Bewegung um den Hauptplaneten um die eigene Axe drehe. Alles dies war die Arbeit bis zum Jahre 1793.

Hatten die philosophical transactions bis jetzt so manche seiner literarischen Mittheilungen mit der Royal Society getheilt, so erhielten sie jetzt wieder als Ent-

schädigung seine „Abhandlung über die Natur und Beschaffenheit der Sonne und Fixsterne" 1795. Er sah die Oberfläche der Sonne als eine Masse von Lichtstoffen an, die in der Atmosphäre der erstern verbreitet sind, während ihr dunkler Kern als ein undurchsichtiger Körper durch die Zwischenräume dieser hindurchdringt. Seine Ansicht war daher, daß die Thätigkeit dieses großen Lichtkörpers, insofern er Quelle des Lichtes und der Hitze ist, durch die Atmosphäre allein begründet sey, während der Kern von Wolken, von dem ihn umhüllenden Glanzmeere geschützt, gar wohl ein für lebende Wesen geeigneter Aufenthalt seyn könnte. Ist auch bei dieser Hypothese selbst keine Analogie, sie zu unterstützen, vorhanden, so enthält sie doch keinen Widerspruch in sich selbst. Im folgenden Jahre erhielt die königliche Societät schon wieder seine „Bemerkungen über die Art, wie man die Veränderungen in den Fixsternen beobachten und die Stärke des Sonnenlichtes bestimmen könnte," wozu dann noch eine vergleichende Tabelle des Lichtes der einzelnen Fixsterne kam, um die Dauer von dem Glanz derselben bestimmen zu können. (Method of observing the changes which happen to the fixed stars, with some remark on the stability of the light of our Sun; catalogue of comparative brightness, for ascertaining the permanency of the Lustre of Stars.) Der letztern folgte bald eine zweite, die die axenförmige Bewegung derselben bestimmte. Eine dritte kam 1797 und eine vierte 1799 nach. Die Dauer, die Beschaffenheit der Veränderungen in diesen Himmelskörpern zu berechnen, hatte er hier viel gethan. Wie sich ihr Lichtglanz zu einander verhält, ward aber von ihm auf gleich sinnreiche Weise ausgemittelt. Eine spätere Zeit, wenn neue Astronomen mit gleichem Fleiße und gleicher Kenntniß in der Bahn fortwandeln, wird daraus neue Schlüsse ziehen lassen.

Die wechselnde Erleuchtung des fünften Saturnustrabanten führte ihn auf eine Reihe von „Beobachtungen über die Veränderungen in dem Lichte der Nebenplaneten des Jupiters, und den Unterschied der Größe, in der sie sich darstellen, mit Bestimmung der Zeit, welche sie zur Bewegung um ihre Axe brauchen." Die merkwürdige, in den philos. trans. 1797 erschienene

Abhandlung zeigt unwidersprechlich, daß das Licht in diesen Trabanten ungemein differirt: daß der erste oft in hohem Grade ein weißes, der zweite ein bläuliches oder aschfarbiges, der dritte stets ein weißes, der vierte ein dunkelorangenfarbiges und manchmal rothes hat; daß der dritte Trabant der größte, der erste etwas größer, als der zweite, und fast so groß, als der vierte, der zweite aber etwas kleiner, als der erste und vierte, und also der kleinste ist. Auch scheint es ungemein wahrscheinlich, daß sie sich alle in der Zeit, wo sie um ihren Planeten laufen, um die eigene Axe bewegen.

Bis dahin hatte man immer angenommen, daß ein Fernrohr entfernte Gegenstände genau sehen ließe, insofern es dieselben dem Auge in vergrößerter Gestalt darstelle. Indessen ein zufälliger Versuch brachte Herschel auf die Bemerkung, daß eine eigene Wirkungsart derselben in dem bestände, was er das Durchdringen des Raumes nannte. Wenn er in der Dunkelheit des Abends nach dem Zeiger eines entfernten Kirchthurms sah, konnte er die Stunde erkennen, obschon dem bloßen Auge der Thurm selbst unsichtbar war. Daraus nahm er ab, daß zwar Vergrößerungskraft vonnöthen sey, die Stunde auf dem Uhrblatte zu sehen, nicht aber, um den Thurm zu sehn, und so schloß er auf die Kraft des Teleskops, welche den Raum durchdrang. Der Nutzen von Gläsern mit großen Oeffnungen gründete sich ohne Zweifel auf diese Erfahrung. Er begriff leicht, wie das matte Licht vom Thurm, das dem unbewaffneten Auge zukam, unzureichend war, die Thätigkeit des Gesichtssinnes in Bewegung zu setzen, während es, auf einen 12zolligen Spiegel geleitet, vollkommen den Gegenstand sichtbar machte. Seine Abhandlung darüber erschien in den philos. trans. 1800.

Haben wir ihn bis jetzt auf seinen Wanderungen durch den Sternenhimmel und in der Ausmittlung von dessen verborgenen Wundern gesehen, so wollen wir ihm nun auch auf einer neuen Bahn folgen, insofern er in der Physik überhaupt die anziehendsten und fruchtbringendsten Entdeckungen machte. Während er immer mit Versuchen beschäftigt war, seine Teleskope zu vergrößern, hatte er Gelegenheit, mancherlei verschieden gefärbte dunkle Gläser anzuwenden. Bei einigen derselben fühlte er bei geringem Lichte wenig Hitze, bei andern

spürte er keine, wo starkes Licht war. Das Bild der Sonne war dabei verschiedentlich gefärbt. Und so fiel Herscheln ein, daß die prismatischen Strahlen der Sonne wohl die Eigenheit haben möchten, auf verschiedene Weise zu erhitzen. Gleich schritt er zu einer Reihe Versuche in der Hinsicht. Er fand, daß die erhitzende Kraft der Strahlen im Prisma von der äußersten violetten Färbung allmählig bis zum äußersten Rande des rothen Strahles zunehme, wo alsdann in den gelben Strahlen das Maximum der Erleuchtung sey und nach beiden Seiten des Spiegels abnehme. Beim Messen der erhitzenden Kraft des rothen Strahles sah er mit Staunen, wie der Thermometer steige, wenn er auch etwas außer dem Bereich desselben im Spiegel sey, und so kam er auf die anziehende, wichtige Entdeckung von „unsichtbaren, außer dem Bereiche der rothen vorhandenen Strahlen, welche die Kraft hätten, zu erwärmen, aber nicht zu erleuchten. Die unsichtbare, erhitzende Kraft übte ihren Einfluß auf den Thermometer, wenn er selbst 1½ Zoll vom rothen Prismastrahle und das Prisma vom Spiegel 52 Zoll entfernt war. Die Entdeckung ward in ganz Europa mit der größten Wärme aufgenommen. Davy, Englefield, Berard und so manche Physiker des ersten Ranges wiederholten den Versuch mit dem vollkommensten Erfolge, und Wollaston, Ritter, Bockmann, die sich an sie anschlossen, kamen dabei auf die Entdeckung, daß die Strahlen am Rande des Spiegels eine desoxydirende (zersetzende) Kraft hätten. Eine einzige Stimme ließ sich dagegen vernehmen. Sie ist längst verhallt. Herschel fühlte sich gekränkt, aber er konnte es nie über sich gewinnen, darauf zu antworten, und vor seinem Tode hatte er die Freude, die Wahrheit seiner Bemerkungen, die Richtigkeit seiner Entdeckungen, die er in drei verschiedenen Abhandlungen in den philos. trans. von 1800 niedergelegt hatte, in ganz Europa anerkannt zu sehen.

Sie hatten den Kreis seiner Arbeiten im 18ten Jahrhunderte geschlossen und können als die Spitze der Ehrensäule angesehen werden, die er sich im Tempel der Wissenschaft setzte. Jetzt stand er im 62sten Jahre. In diesem Alter des Lebens läßt gewöhnlich der Ehrgeiz, Entdeckungen zu machen, nach und wird auch oft durch andere Grundsätze der Thätigkeit ersetzt. Auch

Herschel gab zwar noch manche schätzbare Beiträge, a den gewichtigen Stempel der Neuheit, der die früh bezeichnete, hatten sie nicht mehr. Das Anziehend darunter ist seine Sammlung von Beobachtungen üb „die Beschaffenheit der Sonne, um die Ursache u. s. von der verschiedenen von ihr ausgehenden Erleuchtu und Erwärmung zu bestimmen." (Observations te ding to investigate the nature of the Sun, in ord to find the causes or symptoms of its variabi emission of Light and Heat.) Er beschrieb dari zuerst die verschiedenen, auf der Sonnenfläche wahrzune menden Eigenheiten, bestimmte die mangelnden Sonnen flecke als Folge des verminderten Lichtstoffes und stellt die Vermuthung auf, wie der Charakter der Jahreszei ten dadurch modificirt werden möchte. Selbst auf die Preise der ersten Lebensmittel machte er daraus wohl zu gewagte Schlüsse. Zugleich theilte er die Bemerkung mit, daß die Sonne, durch ein mit verdünnter Tinte getränktes Papier beschaut, weiß, wie Schnee, erscheint.

Die Entdeckung der zwei Planeten von Ceres und Pallas von Piazzi und Olbers, veranlaßte auch ihn, sie mit seinen Instrumenten zu beobachten und so be stimmte er den Durchmesser der Ceres auf 163, den der Pallas auf 110 Meilen, indem er sie zugleich als Aste roiden, als ein Mittelding zwischen Planeten und Co meten bezeichnete, deren noch mehrere gefunden werden dürften. Die Juno und Vesta, welche bald nachher sich anreihten, bewiesen das Richtige seiner Vermuthung. Im Jahr 1807 gab er seine Remark on the Construc tion of the Heavens heraus, wo die Sterne in ihre verschiedenen, durch Gruppirung und, wie sich ihr Licht zeigt, bezeichnete Ordnungen aufgestellt wurden. Von den Doppelsternen vermuthete er, daß sie aus Sternen bestehen, die in beträchtlicher Entfernung von einander sind, aber um einen gemeinschaftlichen Mittel punkt ihre Bahn vollenden. Dieselbe Meinung hegte er von mehrern so vereinten Sternen. Ein Verzeich niß von 500 neuentdeckten Nebel- und andern Sternen giebt dieser Abhandlung noch besondern Werth. Und dann macht sie die Beobachtung anziehend, daß in mehr als 50 Doppelsternen während eines 25jährigen Zeit raums die Entfernung beider von einander, oder die gegenseitige Richtung sich bedeutend verändert habe.

Das Letztere that er, nebst dem Erstern zugleich vom γ des Löwen dar, während er zeigte, wie das Castorgestirn, das δ der Schlange u. s. f. nur in der Richtung zu einander anders standen, im ζ des Herkules aber die zwei Sterne sich einander so sehr genähert haben, daß der scheinbare Durchmesser des kleinern Sterns in der That von dem des größern verdeckt wurde. Vom Castor bewies er, daß Bradley 1759 ihre Linie mit der des Zwillingsgestirns parallel gefunden habe, während er sie 1803, in einem Winkel von 45° 39′ berechnete. Den scheinbaren Umlauf des kleinern Sterns um den Castor berechnete er auf 342 Jahr und 2 Monate. Auch mit der Bewegung des Sonnensystems im absoluten Raume, die er schon 1783 ins Auge gefaßt hatte, beschäftigte er sich jetzt wieder lebhaft und theilte seine Berechnungen in drei Abhandlungen mit, die, wie fast alle, in den ph. tr. aufgenommen sind. Er nahm an, daß sich die Bewegung nach einem Punkte lenke, dessen gerade Linie 245°, 52′ 30″ beträgt, und wovon die nördliche Entfernung 40° 22′ ist. Könnte man ihre Bewegung unter einem rechten Winkel mit ihr in der Entfernung des Sirius betrachten, so würde sie jährlich einen Bogen von 1″, 116992 eines Grades durchlaufen.

Dem Saturn hatte er früher eine sphäroidische Gestalt zugeschrieben, allein genauere Beobachtungen ließen ihn bedeutende Unregelmäßigkeiten in demselben wahrnehmen, und so machte er diese 1805 ebenfalls in zwei Abhandlungen bekannt, worin er die verschiedenen Durchmesser berechnete und zeigte, wie der nördliche Theil desselben abgeflacht, der südliche gekrümmter, nach außen aufgeworfen sei; wobei er aber mit Wilson, der auf seine Bitte darauf genau achtete und es eben so fand, einverstanden war, daß hier eine optische Täuschung zum Grunde liege, die die Richtung des Ringes für das Auge hervorbringe. Der königlichen Societät theilte er bald nachher seine Bemerkungen über den gestirnten Theil des Himmels und sein Verhältniß zu den Nebelsternen mit. Er nimmt an, daß diese, durch Attraction verdichtet, sich allmählig vergrößern, mit einander vereinen und so Sterngruppen bilden. Diesen Bemerkungen, die 1814 gedruckt erschienen, folgten dann 1817 noch andere über das Verhältniß der Himmelskörper

zu einander in Hinsicht des Raums, den sie einnehmen, und den Umfang, die Ausdehnung der Milchstraße, in deren Sternenmeere alle Sterne, die das Auge erblickt, wie er meint, verbreitet sind. Bald folgte ihr die letzte Arbeit. Er theilte seine Beobachtungen und Versuche mit, wie man die verschiedene Entfernung der Sterngruppen berechnen könne, und wie weit wohl die Kraft der Fernröhre, wenn sie auf zweifelhafte Gegenstände gerichtet würden, angenommen werden dürfe. Ein Stern der ersten Größe, berechnete er, würde auch noch dem bloßen Auge sichtbar seyn, wenn er zwölfmal weiter entfernt wäre. Bei dem besten Teleskop könnte diese Entfernung 2300 Mal betragen. Mit einem solchen sieht man aber auch noch Sterne in den äußersten wahrnehmbaren Grenzen der Milchstraße. Hier ist also eine unendliche Menge fürs Auge und das beste Teleskop. Durch Schluß auf Schluß von Sternklumpen der Art, die durch das letztere in ihre einzelnen Sterne zerlegt werden können, auf die, wo dies nicht möglich ist, bestimmte er daher die größt möglichste Entfernung, wohin das Auge dringen kann, im Verhältniß zu den Sternen erster Größe auf 35,000 Mal.

Durch den Ruf, den Herschel mit seinen Teleskopen erworben hatte, erhielt er bald von Fürsten, bald von Astronomen Aufträge, mit deren Besorgung er so viel zu thun hatte, als mit der Anschaffung und Vervollkommnung seiner eignen. Er schrieb darüber ein besonderes Werk, das schon 1805 vollendet gewesen zu seyn scheint, aber bis jetzt noch nicht erschienen ist.

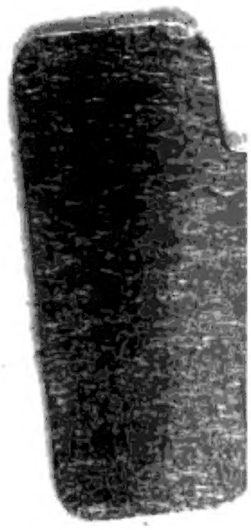
Herschel machte seinen Namen, wie wir sahen, unsterblich. Aber vergessen wir auch nicht, daß er in seinen mühsamen Berechnungen und Beobachtungen von einer trefflichen Schwester, Caroline, unterstützt wurde, die selbst mehrere Cometen fand, die die Geschichte stets neben ihm aufführen wird, deren Namen durch ein dadurch bezeichnetes Gestirn gewiß bald ein Astronom, wie den ihres Bruders, unsterblich machen wird. Dankbare Anerkennung seiner Verdienste fand Herschel im In- und Auslande. Eine englische Universität beehrte sich und ihn 1786 durch Verleihung der Doktorwürde, und der König Georg IV ernannte ihn 1816 zum Ritter des Guelphenordens. Die astronomische Gesellschaft in London wählte ihn 1816 zu ihrem Präsidenten. Mit einer

Abhandlung „über 145 neue Doppelsterne" 1821 vollendete er sein großes Tagewerk; von da an nahm seine Gesundheit sichtbar ab. 84 Jahr alt ging er, am 25sten August 1822, in die von ihm so oft erspähten Wohnungen des Friedens, die ihm nun ihre Wunder in neuem, unvergänglichem Glanze zeigen werden. Noch lebt sein 1788 heimgeführtes Weib, mit der er die Freuden des häuslichen Lebens ungestört genoß, und sein einziger Sohn, J. F. W. Herschel, der in Mathematik und Physik das Talent des unsterblichen Vaters ererbt hat, wird hoffentlich bald neue Beiträge zur Lebensgeschichte des letztern aus seinem Nachlasse zu Tage fördern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google